Orchideengarten

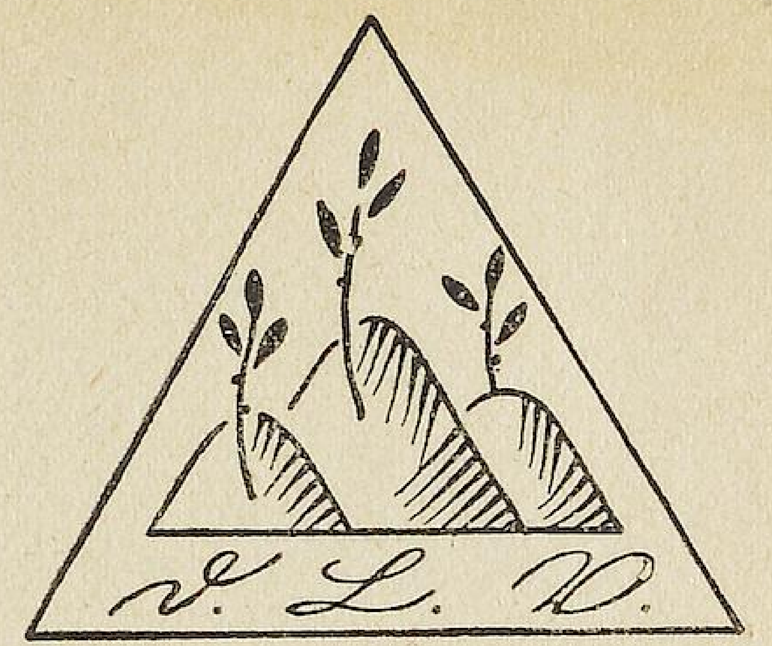
Phantastische Blätter

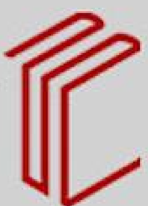
Erster Jahrgang 1919








V. L. W.

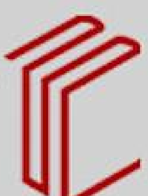


DER ORCHIDEENGARTEN
PHANTASTISCHE BLÄTTER

1. JAHRGANG 1919

INHALT

1. 1919, H. 1-18
2. 1920, H. 1-4.



Prosa

Gedichte

Graphik

Alte Graphik


Der Orchideengarten
EDWIN·HENEL

DER ORCHIDEENGARTEN

PHANTASTISCHE BLÄTTER

HERAUSGEBER: KARL HANS STROBL / SCHRIFTLEITER: ALF VON CZIBULKA

INHALT

Jährlich erscheinen 26 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft 80 Pf. / für das Vierteljahr 5 M. / durch jede Buchhandlung und durch alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die viergespaltene Millimeterzeile 80 Pf. / NACHDRUCK auch mit Quellenangabe untersagt / VERLAG: Dreiländerverlag G. m. b. H. München-Wien-Zürich / SCHRIFTLEITUNG: München, Schellingstraße 72 (derzeit Rheinstraße 24 - Ruf 30452) / ÖSTERREICHISCHE VERLAGS- UND REDAKTIONSSTELLE: Wien IV, Viktorgasse 18 / Zuschriften und Einsendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte u. Zeichnungen werden nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt.

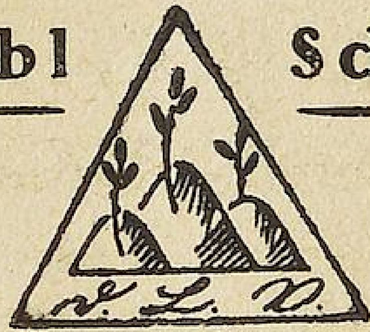
Januar 1919

Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl — Schriftleiter Alf von Czibulka

Erster Jahrgang — Erstes Heft



Nacht. Offen Feld.

FAUST / MEPHISTOPHELES,

auf schwarzen Pferden daherbrausend.

Faust:

Was weben die dort um den Rabenstein?

Mephistopheles:

Weiß nicht, was sie kochen und schaffen.

Faust:

Schweben auf, schweben ab, neigen sich, beugen sich.

Mephistopheles:

Eine Hexenzunft.

Faust:

Sie streuen und weihen.

Mephistopheles:

Vorbei! Vorbei!

(GOETHE)



E. Plaichinger-Coltelli

T R A U M

von Rudolf Schneider

mit einer Zeichnung von Wilhelm Heise

ICH hatte geschlafen und war von einem quälenden Traum beunruhigt worden. Als ich erwachte, hatte ich zunächst nur die Empfindung eines großen, unendlich großen Unglücks. Dann aber fiel mir sofort der Traum ein. Ich sah ihn mit außerordentlicher Genauigkeit vor mir und habe ihn so, wie ich ihn träumte, niedergeschrieben. — — Ich dachte fortwährend das eine: Nein, nein, so kann es nicht sein, so darf es ja nicht sein, das ist ja unmöglich. Und ich dachte das ohne große Zuversicht, beinahe bittend. — — Der Traum war so:

Es trat jemand zu mir und sagte: „Steh auf und komm mit, es ist Zeit!" Ich gehorchte sofort. Ich hatte zwar keine Ahnung, wozu es nun ‚Zeit sei', aber ich hatte das Gefühl, alles geschehe planmäßig, auf Verabredung sozusagen, und mit Notwendigkeit. Mein Führer brachte mich auf eine mir unbekannte Weise an einen fremden Ort. Wir waren auf einmal da, und ich wußte nicht, wie es geschehen war, obwohl ich fühlte, daß etwas, wie eine Bewegung hinter mir lag. Wir waren sehr schweigsam, aber das befremdete mich nicht, und ich dachte gar nicht nach.

Der Ort, wo wir anlangten, erschien mir öde und kahl, auch kalt, ich glaube, ich fröstelte sogar. Es war eine Art Landschaft, eine steinige Wiese mit vereinzelten Bäumen, aber ich sah dies nicht genau; so oft ich die Gegend ins Auge fassen wollte, verwischte sie sich ganz eigentümlich, und das quälte mich sehr, ich bekam Kopfschmerzen und Schwindel davon. Aber es waren Menschen da, ziemlich viele Menschen. Sie taten irgend etwas, doch ich konnte auch das nicht genau erkennen.

Später erkannte ich es ja. Mein Führer gab mir nun plötzlich einen Pfeil und einen Bogen in die Hand und sagte: „Schieße nun einmal damit auf diesen Menschen dort vorne, weißt du, ‚nur so', ‚zum Spaß', versuche es einmal. Du wirst ihn ja vielleicht gar nicht treffen oder nur ein wenig verwunden, töten wirst du ihn kaum, es ist das eigentlich fast ausgeschlossen, das kommt nur sehr, sehr selten vor." — — Ich war so sehr erschrocken, daß ich kein Wort hervorbringen konnte, aber ich zitterte am ganzen Körper. „Was hast du denn," fuhr mein Führer fort, „verstell' dich doch nicht so, du zitterst ja."

„Versuche es nur einmal, es wird dir schon gefallen. Da, sieh her, alle tun es." Und er zeigte mit der Hand im Kreise. Ich folgte seinem erhobenen Arm mit den Augen und erkannte nun plötzlich, was diese Menschen taten. Sie schossen auf einander, so in aller Stille gewissermaßen, alles schien ganz ruhig dabei. Ganz in meiner Nähe stand ein großer, gut gekleideter Herr und zielte scharf auf jemand, der etwas entfernt von ihm am Boden kauerte. Den Umrissen nach war es eine Frau. Ich war wie gelähmt. — — „Mach dich doch nicht lächerlich," sagte mein Führer, „wenn du es nicht zum Spaß tun willst, dann sage dir eben, es sei nötig, es sei nun einmal so, du wirst das schon glauben, die andern glauben das schon lange. Versuche es doch endlich! Oder schieße auf das Kind dort drüben, vielleicht behagt dir das besser, sieh, es hat noch keine einzige Wunde, da bist du der erste; oder auf den dort, der blutet schon gehörig, der kann kaum noch stehen, auf den haben schon viele geschossen. Keiner zwar hat ihn ordentlich getroffen, aber diese vielen, kleinen Wunden haben es dann doch fertig gebracht. Der wird bald erledigt sein. Und sieh, hier liegt eine, sie ist noch ganz jung, sie ist tot, aber noch nicht lange. Wenn wir früher gekommen wären, hättest du den Pfeil sehen können, der ihr den Rest gegeben hat. Es war am Halse, hier, ganz unbedeutend, es blutet sogar noch ein wenig, wirklich ganz unbedeutend, aber sie war eben schon fast fertig, da genügte diese Kleinigkeit. Der, der sie getroffen hat, dachte gar nichts Böses, er tat es ‚nur so', er wollte sie jedenfalls nicht töten, ist auch ganz unschuldig, hat sie ja auch gar nicht getötet. Schuldig? schuldig ist überhaupt niemand, so sagen wenigstens alle, und sie glauben es auch schon längst, schuldig



Wilhelm Heise Der Traum

ist das Leben, sagen sie. Sie sind alle sehr aufgeklärt und haben so ihre Sprüche: ‚Das ist der Kampf ums Dasein' und ‚so ist das Leben' und ‚Schicksal, es hat wohl so sein müssen'. — Aber nun, sei nicht langweilig, versuche es nur, schieß' einmal."

Alle diese Sätze vernahm ich sehr deutlich, und ich sah auch mit peinigender Genauigkeit die Dinge, die er sagte, aber es war, als spreche innen in mir etwas, gegen das ich mich vergeblich sträubte, diese Worte mit, als wäre etwas in mir nun aufgedeckt, zu einer ganz entsetzlichen Klarheit erschlossen. Doch diese Klarheit, die ich plötzlich unumstritten sah, nahm ich nicht an, wollte sie wenigstens nicht annehmen, ich fürchtete mich, das Ganze war zu gräßlich. Zuerst, zu allererst aber fürchtete ich mich vor mir, hatte ich Angst vor mir selbst, nun mit einem Mal, schon im Traum, ich weiß dies ganz bestimmt. „Nie," schrie ich, und meine Stimme kam zitternd und würgend aus der Kehle hervor, „nie, nie werde ich schießen, nie!" — — Aber während ich diese entstellten Laute vernahm, überfiel mich ein schrecklicher Zweifel. Mein Führer betrachtete mich, und ich sah, was mir bisher verborgen geblieben war, er war schön, schön, müde und traurig, unendlich müde und traurig. Ich mußte mit einem Mal weinen, es war mir so schrecklich zumute. Ich verkrampfte meine Hände und rief: „Und wenn ich sterben müßte!" — „Aber," sagte er, „sie werden auch auf dich schießen, bedenke das, blick dorthin!"

Ich wandte mich rasch und entsetzt um. Da sah ich hinter mir einen Menschen, den ich kannte, den ich so gut kannte, der mir so nahe, so nahe verbunden war. Jede Falte sah ich in dem vertrauten Gesicht, die Augen waren zusammengekniffen, der Ausdruck böse, und der Mensch zielte auf mich. Dies war entschieden

das Schlimmste. Dies, und daß ich in diesem Augenblick den Traum im Traum durchschaute, ihn in einer Sekunde vollständig erfaßte und verstand. Nun weißt du es, sprach etwas in mir, hörst du, nun weißt du alles für immer, ganz bestimmt, du wirst nun nie sagen können, du habest es nicht gewußt. Ich wankte und schlug die Hände vors Gesicht. Mein Führer stützte mich und sagte ganz leise, als habe er Angst, mit einer ganz fernen Stimme, die wieder aus mir heraus zu klingen schien: „Und du? — Und du? — Nein, nein, vergiß es nicht, o vergiß es doch wirklich nicht!"

Dann erwachte ich.

18. XII. 18.

Von Paul Frank (mit Zeichnungen von Paul Neu)



SEVERIN SWATOSCH, dreiunddreißig Jahre alt, seiner Freiheit und Unabhängigkeit wegen vielbeneidet, von angenehmem Äußern, dessen er sich zwar nur selten bewußt war, wenn die ihn hartnäckig bedrängende Unsicherheit vorübergehend aussetzte, erwachte, freudig erregt, da er diesen Morgen überraschenderweise sich nicht von der alle Glieder lähmenden, die Augendeckel bleischwer niederdrückenden Melancholie gefesselt fühlte. Der frei durch das Fenster fallende Blick sah die saubere Trockenheit der umliegenden Dächer, darüber den Himmel, der die Farbe einer hellgrünseidenen Gardine angenommen hatte; die hierauf gewonnene Erkenntnis, daß trotz Weihnachtsnähe das Thermometer acht Grade über Null anzeigte, vermochte es, im Verein mit den flink wirksam werdenden Künsten des alsbald in Erscheinung tretenden Friseurs, insbesondere unter Mitwirkung einer die langwierige, jedoch keineswegs lästige Prozedur krönenden Gesichtsmassage seine Laune auf eine ungewöhnliche Höhe zu heben, in deren Verlauf er auch, eine Stunde später, auf der Straße angelangt, den unerwarteten Entschluß faßte, jene Frühstücksstube zu betreten, die der Treffpunkt der eleganten Vormittagsdiebe und deren nach allen Wohlgerüchen der Pariser Parfümküchen duftenden Hehlerinnen war.

Da er die auf den papierblattdünnen, transparenten Porzellanteller gebetteten, mit Gansleberpastete und Hummerscheren ornamentierten Sandwiches in Empfang nahm und hiebei eine leichte Wendung nach links vollführte, stieß er ziemlich heftig mit einem neben ihm stehenden Herrn zusammen, der seine Mahlzeit beendet hatte und im Begriffe war, mit einer Banknote, die er aus der Brieftasche geholt hatte, seine Schuld zu begleichen.

»Verzeihung, mein Herr«, sagte Severin Swatosch höflich und lüftete den Hut. Er sah in zwei grüne Augen, die, hinter dicken Brillengläsern, im Rahmen rotgeränderter Lider saßen, sah eine pergamentig zerfaltete, gelbliche Gesichtshaut, die von einem schwarzen, spitz zulaufenden Bart umkräuselt war.

Severin Swatosch strich mit der anderen Hand unwillkürlich über seine Stirn, da der Blick des Fremden ihn beinahe körperlich berührt hatte; gleichzeitig war ihm, als kitzele ihn auf Brust und Rücken die haarige Innenfläche eines wollenen Leibchens. So daß er, dessen Stimmung durch ein geringfügiges Ereignis völlig umzuschlagen vermochte, es bedauerte, in den Laden eingetreten zu sein. Als er die Augen öffnete, fand er sich neben einer hochbusigen Dame stehend, deren flachsgelbes Haar eine Art Turban krönte, während der Fremde verschwunden war. Da sein Blick zu Boden glitt, sah er dort, vor seinen Füßen, an den Ladentisch gelehnt, ein Zettelchen liegen, nach dem er sich bückte, das er aufhob und in dem er alsbald ein Blatt aus einem Vormerkkalender erkannte, das in roter Schrift am oberen Rande das Datum: 18. Dezember 1918 trug.

Das ist ja der heutige Tag ... murmelte Severin Swatosch, der gleichzeitig seines schwarzbärtigen Nachbarn von vorhin sich erinnerte, dem, wie er überzeugt war, das Kalenderblatt aus der Brieftasche gefallen sein mußte. Er

nahm sich gar nicht erst die Mühe, die unterhalb des Datums anschließenden Bleistiftzeilen zu lesen; er hielt vielmehr im Raum Umschau, forschte nach allen Richtungen, war bemüht, trotz des im Hintergrund schwingenden Qualms, der die Sicht verwehrte, bis in den entlegensten Winkel zu dringen, fühlte sich von einer Vielzahl unbekannter, gleichgültiger Gesichter behelligt, deren Überflüssigkeit ihn jetzt zehnfach peinlich berührte.

Da der Fremde verschwunden blieb, beschloß er, sich zu entfernen.

«Zahlen ...» sagte er.

Das Fräulein im weissen Kleid mit der schmalen schwarzen Schürze sah ihn lächelnd an. «Noch einmal ...?» fragte sie.

«Wieso denn noch einmal ...?» gab er unwillig zurück.

«Der Herr haben doch gerade bezahlt. Zwei Glas Boonekamp und eine Makronentorte ...»

Da die Verkäuferin einem anderen Kunden sich zuwandte, knöpfte er seinen Überrock entschlossen zu, während ihn jene ihm gleich bekannte wie verhaßte Unsicherheit im Nacken brannte und eine heisse Röte in seine Wangen stieg, bahnte sich den Weg inmitten der ihn umdrängenden, kauenden, schlürfenden, mit dem Löffel klappernden Tratschsüchtigen, riß mit einer hastigen Bewegung den Hut vom Kopf, da er, dicht vor seinen Augen, Frau Konsul Gintl, die Bridgepartnerin seiner im Vorjahre verstorbenen Mutter erblickte, und war aufrichtig verwundert, als der erstaunte Blick der Dame, die kaum mit einem leichten Kopfnicken den Gruß erwiderte, ihm sagte, daß man ihn anscheinend nicht kannte oder erkannte. Ein Umstand, der in ihm Befangenheit und Unbehagen über die Maßen steigerte, in deren Verlauf ihm, endlich auf der Straße angelangt, unschlüssig darüber, wohin er seine Schritte lenken sollte, bewußt ward, daß er das Kalenderblatt noch immer zwischen Mittel- und Zeigefinger der linken Hand hielt. «Blumen» stand da in der ersten Zeile geschrieben.



Auf der gegenüberliegenden Seite der Straße sah er ein breites Schaufenster, in dem bunte Blütensterne, wohlgeordnet, in schlanken Glasvasen oder auf dunklen Samtkissen ruhend, den Vorübergehenden grüßten.

Er betrat den Laden, wählte, da man ihm ein bauchiges, grün lackiertes, mit Feldblumen aller Art angefülltes Blechgefäß entgegenhielt, Mohnblumen, Erika, Küchenschelle und Riedgras aus.

«Wie gewöhnlich ...» sagte die Frau, den von der am Wandhaken befestigten Spule laufenden Goldfaden mit flinken Fingern um die Stiele führend. Obwohl Severin wußte, daß er hier noch niemals auch nur ein Gänseblümchen erstanden hatte, tat er durchaus nicht erstaunt, sondern schickte sich an, zu bezahlen.

«Aber, gnädiger Herr ...» wehrte die freundliche Frau ab, «am Ersten kommt ja die Rechnung. Und wie jeden Mittwoch — an die übliche Adresse, nicht wahr?»

Ein plötzlicher Zorn überfiel ihn, über den er sich vorerst keine Rechenschaft zu geben wußte; ein heftiger Wunsch, sich zur Wehre zu setzen, ward in ihm lebendig, der ihn zum Widerspruch veranlaßte: «Nein... Heute sind die Blumen anders zu dirigieren ...» Er legte seine Stirn in Falten und dachte eine Sekunde lang angestrengt nach. Irgend ein willkürlich gewählter, im Augenblick geprägter Frauenname war bald gefunden. «An Fräulein Viktoria Hondel . . .» setzte er, befriedigt Atem holend, fort.

«Dann also doch an die übliche Adresse ...» lächelte die Frau und holte gleichzeitig ein Notizbuch aus der Tischlade hervor, das sie, aufgeblättert, ihm vor Augen hielt. «Frl. Viktoria Hondel, vierter Bezirk, Schaumburgergasse 4 ...»

Ihn fröstelte, obwohl er die bestimmte Empfindung hatte, ein wollenes Leibchen

auf dem Körper zu tragen; er lüftete den Hut, versuchte zu lächeln, war glücklich, die Türklinke gefunden zu haben, die ihm Stütze gewährte, und verließ den Blumenladen.

Grenzenlose Hilflosigkeit hatte ihn erfaßt und er hätte am liebsten eine Straßenlaterne umarmt, um sich derart einen Halt zu verschaffen. Sein Blick fiel auf das Kalenderblatt, das er noch immer zwischen den Fingern hielt; er las dort die zweite Zeile: «Café Parcival.»

Er nahm das für Weisung, Fügung, Signal, empfand eine augenblickliche Erleichterung und steckte den Zettel dankbar in die Außentasche seines Mantels, worauf er, in Kenntnis seines Ziels, von leidlicher Sicherheit gestrafft, seinen Weg fortsetzte, vor dem er, als er noch ins Ungewisse führte, arge Angst empfunden hatte.



Ein Gefühl des Befremdens überkam ihn gleichwohl, als er, mit den Fingerspitzen aufwärtsfahrend, von denen er den Handschuh abgezogen hatte, seine Wangen betastete, deren gewohnte Glätte und Geschmeidigkeit er plötzlich vermißte, die vielmehr mit borstigen Bartstoppeln übersät schienen. Er war versucht, eine Sinnestäuschung verantwortlich zu machen, erging sich jedoch hierauf in Verwünschungen des Friseurs, der morgen seine Kündigung erhalten sollte. «Guten Abend, Herr Professor ...» begrüßte ihn der Kellner, als er das Kaffeehaus betrat.

Severin Swatosch schnitt eine Grimasse, war sich des Umstandes bewußt, daß hier eine rätselhafte Verwechslung vorliegen müsse, unterließ es jedoch, den Kellner aufzuklären und erwiderte höflich, aber gemessen den ehrerbietigen Gruß zweier Herren, die er bestimmt niemals vorher gesehen hatte.

Er nahm an einem Fenstertisch Platz, hielt nach dem Kellner Umschau, dem er eine Bestellung übermitteln wollte, der jedoch, ihm solche Bemühung ersparend, einen Likör vor ihn hinstellte, in dem er schaudernd jenen Boonekamp erkannte, den er unter allen alkoholischen Getränken am unausstehlichsten fand. Ungeachtet solcher Feststellung führte er das Glas an die Lippen, trank es in einem Zuge leer, während er den Kopf ruckweise hintenüber warf, fühlte auf Gaumen und Zunge ein angenehmes Prickeln, das sein bisheriges Vorurteil mit einem Schlage restlos besiegte und ward im nächsten Augenblick von einem lebhaften jungen Mann angesprochen, der, ohne ausdrücklich aufgefordert zu werden, an seinem Tische Platz nahm und ihn mit Fragen überschüttete, auf die er beim besten Willen keine Antwort wußte und die ihn in peinliche Verlegenheit versetzten, aus der ihn erst der Anruf des Kellners: «Herr Professor, bitte zum Telefon!» befreite.

Er erhob sich, folgsam wie ein Kind, holte, auf dem Wege zur Telefonkammer seinen Rettungsanker, das Kalenderblatt, hervor, überzeugte sich, daß darauf in der dritten Zeile die Ziffer 76543 zu lesen war, ergriff hierauf das Hörrohr und sagte, was in solchen Fällen üblich, nämlich: «Hallo!»

«Meine Verehrung, Herr Professor», tönte es zurück.

«Haben Sie am Ende die Nummer 76543?» fragte er in plötzlichem Entschluß.

«Natürlich ...» antwortete die unbekannte Stimme. «Sie haben mich doch ausdrücklich ersucht, Sie gegen halb fünf im Café anzurufen!»

«Ich bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet!»

«Keine Ursache, verehrtester Herr Professor! Es war mir ein leichtes, die von Ihnen gewünschte Kleinigkeit in Erfahrung zu bringen! Ciladitja, der König von Kanjakubdscha, lebte im siebenten Jahrhundert und sein Hofpoet war Bana!»

«Sehr richtig, Bana! Wie ich das bloß vergessen konnte! Und sein lyrischer Konkurrent war Majura, der von vielen Forschern für den Schwiegervater Banjas gehalten wird — obwohl ich hier ganz anderer Ansicht bin! Auf jeden Fall meinen verbindlichsten Dank für die große Liebenswürdigkeit!»

...Was rede ich verrücktes Zeug...? überlegte Severin Swatosch. Seit wann besitze ich überhaupt eine Ansicht über diese Dinge, von denen ich noch niemals ein Sterbenswörtchen gehört habe und die mir plötzlich vertraut und bekannt erscheinen...

«Verstehen Sie denn nicht, Herr Professor?» rief der andere.

«Ganz ausgezeichnet!» gab Swatosch zurück.

«Ich freue mich auf ein Wiedersehen heute abend! Ich verspreche mir einen ganz besonderen Genuß von Ihrem Vortrag!»

Da hängte Severin Swatosch, statt einer Antwort, das Hörrohr wieder auf und beendete durch eine Kurbelumdrehung das Gespräch, das seine Verwirrung erheblich vermehrt hatte. Als er seine Hand ans Kinn erhob, fühlte er ein Büschel langer Haare zwischen seinen Fingern.

...Wenig beneidenswertes Gefühl, für jemand anderen gehalten zu werden; nicht zu wissen, wer jener, wer man selber ist oder gewesen ist... Donerwetter! Da habe ich allen Ernstes meinen Namen vergessen! Das ist doch wirklich fürchterlich! Und dabei soll ich noch heute, wie ich soeben in Erfahrung gebracht, einen Vortrag halten — eine Tatsache, von der ich bisher nicht die blasseste Ahnung gehabt habe! Er nahm abermals zu dem Kalenderblatt Zuflucht, auf dem als vierte und letzte Vormerkung zu lesen war: «Sieben Uhr Eschenbachgasse, Wissenschaftlicher Klub.» Er atmete erleichtert auf, stellte zwischen diesem Schlagwort und dem ihm vorhin zugemuteten Vortrag einen natürlichen Zusammenhang her, trat aus der Telefonzelle, zahlte, verließ das Kaffeehaus, ohne sich um den lebhaften jungen Mann weiter zu bekümmern, der, zum Glück, in eine großformatige Zeitung vertieft, sein Fortgehen nicht bemerkt hatte, und stand, nachdem er mehrere Schritte zurückgelegt, vor einer Litfaßsäule, auf der, von bunten Plakaten auffallendster Art umrahmt, eine einfache, auf weißes Papier gedruckte Ankündigung seinen Blick fesselte:

Wissenschaftlicher Klub
Kleiner Saal
Vortrag
Professor Dr. Jonas Krakowitzer

«Die indische Witwenverbrennung als Basis einer neuen Weltmoral.»

...Zwei Fliegen mit einem Schlag! frohlockte er. Jetzt weiß ich endlich, wer ich bin und lerne zugleich das Thema kennen, über das ich zu sprechen habe, wobei mir völlig unklar bleibt, wie ich es, unverantwortlicherweise, unterlassen konnte, mich speziell in den



letzten Stunden intensiv mit ihm zu befassen, es neuerlich bis ins feinste Geäder durchzudenken, um ihm vor dem erlesenen Auditorium am heutigen Abend gerecht zu werden...

Als er, Schlag sieben Uhr, den Saal betrat, war dieser bereits dicht gefüllt. Hinter dem Tisch stehend, dankte er mit einem leichten Kopfnicken für den schüchternen Beifall, der ihn grüßte. Ehe er begann, musterte er die in der ersten Stuhlreihe Sitzenden, unter denen ihm ein jugendlich aussehender, elegant gekleideter Herr auffiel, der durchaus nicht in diese Umgebung, zu den übrigen Anwesenden passen wollte, deren Gesichter ausnahmslos durch länger oder kürzer niederwallende Vollbärte, sowie durch Brillen oder Kneifer verziert waren, während der ganz anders geartete Fremdling bartlos war und im rechten Auge ein Monokel trug.

Der junge Mann kam ihm bekannt vor; er mußte dieses sarkastische Lächeln irgendwo vorher gesehen haben.

Er erinnerte sich plötzlich: heute vormittag in der Frühstücksstube auf dem Kohlmarkt. Da war dieser junge Mann neben ihm gestanden, hatte ihn angestoßen und sich hierauf höflich entschuldigt...

Nach dieser wichtigen Feststellung begann er, die linke Hand hinter dem Rücken verborgen, die schwarze Bartspitze zwischen Daumen und Zeigefinger der Rechten zwirbelnd, die einleitenden Worte zu sprechen.

MEISTER JERICHO

Von Karl Hans Strobl

VON dem übersonnigen, grüngoldnen Glast des Kirchenplatzes unter dem spitzbogigen Tor, in dessen Nischen sich schwerpunktsverachtende Heilige unter Steinbaldachinen gegeneinanderneigten, aus warmem Sommeratem in erkühlten Weihrauchduft, Sonntagsmischung mit Stärkegeruch aus frischen Mädchenröcken. Die Orgel dröhnte um uns, hämmerte uns auf die Köpfe, stampfte von der Empore herab und schweren Schrittes durch das Kirchenschiff. Von den Tönen vergewaltigt, schmiegten wir uns einander an, Angelika und ich, suchten in Hingabe Haltung, während Richard neben uns stand, der starke Mann, voll Neid auf mich — war er nicht mein Freund? — aber justament trotzig, sich selbst genug. Wie aber der dröhnende Schwall im Kirchenschiff gegen den Altar andrang, da kam ihm lichte Lieblichkeit entgegen, durchwebte ihn, löste ihn, sänftigte ihn zu fast zärtlichem Geflüster. Noch immer murrte Promethidenzorn, aber überwältigt von himmlischem Glanz. Ergreifend war es, wie sich aus dem verschauernden Zwist Töne zu lösen begannen, sangbar wie Menschenstimmen, traurig, von unnennbarem Leid durchschüttert klingendes Geheimnis aus zerfleischter Brust. Wollust unfaßbaren Grauens wie ein Lied der Verdammten. Rascher Hereinbruch geflügelten Volkes, Getrappel von Goldhufen brachte Schluß und Hallelujah.

„Hab ich zu viel gesagt?" fragte Richard unter den Kastanienbäumen, im Zug der kirchenentströmenden Menge, „ein Meister! Ein Meister, ein ganz großer, nicht wahr! Er packt einen, wirft einen hin! Hören und Sehen vergeht einem! Man muß die Zähne zusammenbeißen . . . der dicke Herr dort, seine Feder spießt die Musikanten zu Dutzenden auf, neben ihm der mit dem runden Rücken ist der Orgelprofessor aus der Musikakademie, der in Kniestrümpfen und grünen Loden ist Komponist der Oper „Michelangelo . ."

Warum Meister Jericho sich mit unserer bescheidenen Kirche begnüge, fragte Angelika.

„Sie müssen alle kommen, wenn sie ihn hören wollen. Er spielt nirgends als auf unserer Orgel. So wird dieses Städtchen ein Wallfahrtsort von der heiligen Musika Gnaden. Was hat man ihm nicht schon geboten, in diesen drei Monaten seit er hier ist. Wie Nebel bläst er die goldenen Berge weg und bleibt . ."

Von der Sommerfahrt junger Ehe heimkehrend, fanden wir unseren stillen Ort berühmt, ein Mekka der Musikgläubigen, auf dem Weg zur Mode, wenn des absonderlichen



Edwin Henel   Die Angst

Meisters Launen dem Publikum nur mehr entgegengekommen wären.

„Ich habe Angst", sagte Angelika, „Angst vor dieser Musik." Ihre Hand lag blaß, schmal zusammengezogen über meinen Arm dahin.

„Sie ist dämonisch", stimmte Richard zu, „dämonisch ist sie. Ist es nicht, als bräche tiefstes Weh die Brust von Menschen auseinander? Die Orgel schluchzt und schreit, wühlt und betet . ."

Über dem Friedhof, den wir durchschritten, staute sich Tumult, trieb Geschrei, bei den frischen Gräbern, am Ende der Reihe, fuhren aus einem Menschenklumpen Arme hoch. Nahe kamen wir vorbei, hörten Weinen und Verwünschungen. „Da ist wieder ein Grab erbrochen worden", sagte Richard, „ich habe euch von diesen Dingen berichtet." Eine unheimliche Merkwürdigkeit unseres Ortes, Unwesen irgend eines Verbrechens, Grabschändung und Leichenraub, die der Bevölkerung den Sinn verstörten. Die frischen Hügel fand man bisweilen aufgewühlt, die Särge erbrochen, die Leichen herausgezerrt, die Brust zerfleischt, wie von Klauen zerrissen. Auf Capri las sich Richards Brief wie eine Ballade aus dem Norden, unwirklich und fern wie Nebel über Sümpfen und dicken Wäldern. Man konnte lächeln über ein Land, wo solche Märchen umgingen. Hier, Wirklichkeit geworden, im unmittelbaren Zusammenprall mit der Begebenheit selbst, wurde alles ein Grauen, mitten im Sonnenschein, die wütend erschrockenen Mienen, die bestürzten Wortklänge, der Krampf der Hände. Manche waren von Fassungslosigkeit in Starrnis geschlagen, andere klafterten ihre Erregung weithin um sich. Die Witwe schluchzte in die Brust eines verblüfften Gemischtwarenhändlers hinein.

„Es ist der alte Oberst", sagte jemand, „aus der Brunnengasse der. Unser Nachbar . . wunderbar hat er Geige gespielt . . . ganz wunderbar. Gestern ist er begraben worden . ."

Die schmale Hand auf meinem Arm wuchtete plötzlich schwer, Angelikas Atem wehte näher meinem Ohr, Zittern ihres Leibes rann in mich.

„Wer ist das?" bebte sie eine Frage hinaus.

Zwischen den Gräbern, auf abseitigem Weg kam ein kleiner Mann in Schwarz, klumpiger Körper auf langen Beinen, Frackschöße fegten bis über die knickenden Kniekehlen, der Kopf wühlte erdwärts, unter dem Zylinder quoll wirres Musikantenhaar von graugrüner Farbe. „Das ist er", sagte Richard hastig, „Meister Jericho!" Vieler Menschen Blicke sogen an ihm, er hielt sich in Ferne, als der Komponist in Loden auf ihn zustelzte, langbeinig über die Hügel, entwich er hinter dem Karner, an dessen Wand der heilige Christophorus in zerschundener Ungeheuerlichkeit stand. Leise wippte ein rotblühendes Gebüsch, als sei ein Tier hindurchgeschlüpft. Dort drüben wohne er, berichtete Richard, gleich hinter dem Karner, an der Friedhofsmauer, in dem verfallenen Haus, unzugänglich wie ein Bär. Was wäre doch der verstorbene Organist für ein umgänglicher Mensch gewesen, jeder Stelle froh, wo unser Herrgott den Arm ausstreckt und mit dem Buschen zum Heurigen winkt; aber dieser Nachfolger aus der Fremde, dieser unbekannte Daherkömmling, Feind aller Menschen, ein sanfter, aber gänzlich unerbittlicher Feind aus Gleichgültigkeit, was für ein Genie, was für ein Gigant, Beethoven und Bruckner übereinandergetürmt.

Beim offenen Fenster der Hausmeisterwohnung lächelte Wally Angelika an. Geblumte Wangen hochrückigen Sorgenstuhles standen seitlich weit neben dem blassen, verschrumpften Krankengesicht. Scheu und innig hing der beglückte Blick an meiner Frau, das Mädchen war Angelika zugetan, wie eine Pflanze der Sonne, nun redete sie und straffte sich, da wir zurückgekehrt waren.

Und doch sagte Angelika abends, in der Dämmerung, im Gartensaal, wir hätten noch im Süden bleiben sollen. „Und meine Arbeit?" fragte ich. „Und ich?" bog Richard seine stille Miene zum Vorwurf. „Ich habe solche Unruhe in mir", schon am Flügel sagte sie es, hob den Deckel von den Tasten, ließ ein leises Wogen von Tönen in den Abend gleiten, ein Wiegenlied vielleicht, Gesang von Gondeln, Schluchzen von Wassern an schwarzen Pfählen. Da wir ihr in den Traum gefolgt waren, schrie sie plötzlich auf, stand kerzengerade über einem Zusammensturz von Tönen. In der Tür vom Garten her zog ein Mann den Hut. „Verzeihung, ich hörte spielen , . . Musik ist ein



Franz Hecht Galgenberg (nach einem Holzschnitt)

Magnet, dem ich nicht widerstehen kann." Ich wollte dem Fremden mit kräftigem Wort meine Meinung sagen, Richard fuhr mir zuvor: „Meister Jericho, sind Sie es?" Der kleine Meister kam herein, unter Verbeugungen, linkisch wie ein Einsiedler. Er trug einen hellgelben Tennisanzug mit blauen Streifen, seltsam genug für den alten Mann, einen Strohhut mit blauem Band, im Knopfloch ein Zweiglein nickender Herzblumen. Ein schwarzer Zwicker deckte die Augen. Die Hand in weißem Zwirnhandschuh deckte lange die Finger Angelikas: „Sie haben viel Musik in sich . . so viel wie sonst wenige Menschen." Fahl, in ihrem weißen Kleid, drückte sich Angelika von ihm weg gegen den schwarzen Flügel, von seinem Rockkragen baumelten die roten Herzchen. Es war eine Ehre, dieser Besuch, aber eine unbehagliche Ehre. Ob Angelika nicht weiter spielen wolle, bat er, mit so viel Musik im Leib. Angelika war ganz weit von ihm fort, starr in der Dunkelheit, sie weigerte sich wortlos. Vor solchem Meister! erklärte Richard, und ob er nicht lieber selber spielen wolle. Der Organist lachte in kleinen Stößen: „Sie werden enttäuscht sein, mein Instrument ist die Orgel." Schon aber zog er die Zwirnhandschuhe ab, legte die großen Pfoten auf die Tasten. Es waren unsagbar häßliche Hände, unförmige Schaufeln, mit Fingern wie Klauen, starke Nägel am Ende, hinter denen schwarzer Schmutz saß. Er begann zu spielen, aber was er spielte, war Holz und Leder, Geschrill gespannten Metalles, Materie ohne Seele, es war ein in seine Bestandteile zerlegtes Klavier, aus dem der Zusammenklang entwichen war. Fast schmerzhaft schien er um den belebten Ton zu ringen, bückte sich in das Getaste seiner Klauen, aber der Flügel wehrte sich, stieß ihn zurück, verschloß seinen tieferen Gesang in sich. Hart, im Mißklang schloß er, meckerte sein stoßweises Lachen, ließ den Deckel grob über die Tasten fallen: „Genug. Ich sage es ja, mein Instrument ist die Orgel. Kommen Sie doch in die Kirche, wenn ich spiele . ."

Er packte wieder Angelikas Hand, die Herzchen baumelten ihm über den Rockkragen, mit Verbeugungen torkelte er aus der Türe. Angelikas Hände waren in den meinen kalt wie Eis: „Sperre die Türe!" schrie sie unterdrückt, ihr erster Laut seit dem Eintritt des Meisters, ein Husten schütterte sie, als wäre ihre alte, böse Krankheit wieder herangekrochen. In der Nacht gellte sie aus ihrem Schlaf mit jähem Schmerzruf, der Mensch war in ihrem Traum gewesen, Meister Jericho, sie war sein Instrument, Saiten waren durch ihren Leib gespannt, auf denen er mit gekrümmten Klauen wühlende Akkorde griff.

Die schöne geruhige Heiterkeit, das Gefühl wiedergekehrter Gesundheit, das der Süden auf den Heimweg mitgegeben hatte, war wie mürber Zunder zerfallen, ich sah es in den nächsten Tagen. Durch Haus und Garten trug Angelika eine sieche, müde, mir zu Gefallen lächelnde Schwermut. Richards Minnedienst, den sie sonst mit lustiger Neckerei erwidert hatte, verrann unbemerkt, am Krankenstuhl der Hausmeisterstochter, wo sie sonst Zuversicht gespendet hatte, litt es sie nicht trotz der Bitte, die Wallys traurige Augen in sich hatten. „Was hast du?" fragte ich. — „Ich weiß es nicht, Unruhe ist in mir." Sonntags fehlte sie niemals in der Kirche, Meister Jerichos Spiel zog sie an, wie eine unentrinnbare Leidenschaft war es in ihr, in verzückter Hingenommenheit ließ sie sich durchströmen, Wollust der Tonstürme von Vernichtung und Verzweiflung trieb sie immer tiefer ins Dunkle.

Ich fühlte, wie sie mir ferner ward. „Geh wieder in den Süden", mahnte Richard, trotzdem es ihm schwer ward, uns zu missen; da war ein lang keimender Entschluß in mir fester Wille. „Wir reisen übermorgen", sagte ich; mit aufgerissenen Augen wich Angelika von mir zurück, als habe ich Feindliches verkündet. Um so deutlicher sah ich, wie notwendig es war, sie von hier zu lösen, wo sie mir hinschwand wie ein ausgehendes Licht. Nun blieb ich bei meinem Vornehmen und betrieb alle Einleitungen zur Fahrt, aber am Abend vor der Abreise fand ich Angelika im Gartensaal, bewußtlos, in rotem Blut auf dem Boden. Ihre Krankheit war wiedergekehrt, heftiger als je, mit Fieberschauern, die rasch die letzten Kräfte aus ihrem Körper trieben.

Schmerzlichstes Erlebnis will rasch erzählt sein. Sie starb. Aus ihrem Krankenstuhl hatte sich Wally an das Bett Angelikas geschleppt, taumelnd versuchte sie bei der Pflege zu helfen,



Alfred Ehlers — Heidegespenster

saß dann lang, Geschichten erzählend. Von ihr, die gerne Unglück, Not und Grauen in Berichte wob, um ihr eigenes Schicksal im Abstand doch noch immer als besser zu erfühlen, mag Angelika erfahren haben, was in der Stadt vorging. In der Nacht vor ihrem Tod war mir Angelika wie aus weiter Ferne wieder ganz nahe gekommen. „Versprich mir über mein Grab zu wachen", bat sie, und da ich mit falscher Hoffnung tröstend abwehrte: „Ich muß ja doch sterben, aber ich will meine Ruhe haben. Man soll mich nicht aus dem Grab reißen, wie jetzt so viele gerissen worden sind: der alte Oberst, der Herr Helvetius, die bucklige Therese, der Pfarrer selbst . ." „Ein Wahnwitziger", warf ich ein. „Versprich es mir", bat sie und in ihrer Stimme war die alte schwingende, süße Wärme, die sich Unmögliches erschmeicheln konnte.

Sie starb.

Wie schlecht habe ich mein Versprechen gehalten. Erdrückt von der Bergeslast des Schmerzes wand ich mich auf dem Boden, das Hirn war mir ausgenommen, meine Brust von einem Krebs ausgefüllt, einem Riesentier mit hundert giftigen Scheren. Meine Ohren hörten nichts als den Klang der Schollen, die auf ihren Sarg polterten, mein Geruch war verwelkende Blumen und Weihrauch, mein Geschmack Verwesung. Unfähig zu Gedanken wie zur Tat ließ ich die Stunden über mich hinwegfließen, einen zähen Brei von Tag und Nacht.

Am Morgen nach dem Begräbnis, es dämmerte noch, griff eine Hand nach mir, rüttelte mich hart in's Bewußtsein, eine brüllende Stimme tobte in mich hinein. Fahl hing Richards Gesicht über mir, ein Vulkan von Grauen und Wut. „Mensch! Mensch! Das Grab . . . ihr Grab . ." Wir liefen, ich: beflügeltes Blei, beschwingte Schwere, losgerissen stürzendes Gestirn. Da war das Grab, aufgewühlt bis auf den Grund, von einem riesigen

Maulwurf umgestülpt, der Sarg herausgezerrt, zwischen den geborstenen Brettern der Leib Angelikas hingestampft, das Sterbekleid über der Brust zerrissen und diese Brust, noch immer weiß und schön, grauenhaft zerfleischt, wie von einem krallenbewehrten Tier. In Fetzen hingen Hemd und Muskel auseinander, Batist und Fleisch unter der zerstörten Knospe ihrer linken Brust klaffte ein Loch, schwarz und rot.

Viele Menschen sahen mich an, ich empfand das Ziehen ihrer Blicke in die Tiefe meines Grauens. Jemand sagte: „Man hat ihr das Herz ausgerissen . . . wie den andern . ." Jemand deckte ein Leintuch über den Körper, man hob ihn auf, trug ihn fort, in die Leichenkammer. Jemand sagte noch: „Diese Bestie! Dieser Satan! Lebendig schinden sollte man ihn", und eine grobe Stimme: „den erwischt keiner." Man hat ihr das Herz ausgerissen, klang es in mir, das Herz ausgerissen, wie den andern. War das noch Angelika, was sie da wegtrugen, dieser verstümmelte, geschändete Leib? War sie das? Es gluckste und schnalzte in mir, ich war ein blasenwerfender, schwellender Sumpf, einen schwarzen Mund sah ich in mir über der Jauche erscheinen, ein Maul mit schwarzen Lippen, das emporstieg, Luft einsog, schmatzend schluckte und verschwand und wiederkam und untertauchte und wiederkam . . .

Donner stürmten daher, klingende Donner, die Heiligen des Kirchenportales neigten sich über mir im spitzen Bogen zusammen, flüsterten: „Da geht er, dessen Weib man das Herz ausgerissen hat ." Ich weiß nicht, wie ich zur Kirche gekommen bin, Richard fühlte ich neben mir, Brandung umhüllte uns, ein weißes Gewitter von Begierden und Reinigungen, strahlendurchzuckt, mit Protuberanzen von Empörung gegen Gott: Meister Jericho spielte die Orgel. Jetzt sank der Geist des Dämons dort oben ganz in Düsternis, kroch in Schlangenhöhlen hin, vom Gift der Zerknirschung verwüstet, er schob sich bäuchlings über die Erde und fraß sie in sich hinein, es wetterte dumpf und unterirdisch, alles das wuchs, bäumte sich, quoll aus Schlünden gegen die Höhen und nun begann dieses menschliche Schluchzen, diese Stimme der Angst vor der Ewigkeit, die tränenerfüllte Anklage eigener Zerrissenheit und Kleinmütigkeit. Aber da, von den unerstürmten Höhen, aus dem Lichten, ging ein Schweben her, gelöstes Silber, reine Verheißung, eine Stimme voll Trost und überirdischer Verklärtheit.

„Hörst du?" fragte Richard, an mich gekrallt.

Ich sah einen alten Ritter vor mir, einen steinernen Markgrafen unter einem Tropfsteinbaldachin am Pfeiler in halber Höhe, in der mein Blick hing. Er wandte den Kopf und stand lauschend, seiner Starrheit entbunden.

„Ja, es ist Angelikas Stimme", sagte ich.

Sie war verschwebt in ihr seliges Geheimnis zurückgekehrt und hinter ihr her brauste es mit Schwingen befreiter Flügel, Erfüllung von Sehnsüchten nach den Wolkenburgen der Erlösung.

Seltsame Helligkeit war über mich gekommen, so dumpf ich mich zuletzt zerlebt hatte, so klar stand mir das folgende Ereignis von Augenblick zu Augenblick im Hirn. Wie einem Ruf hatte ich zu folgen, der an mich ergangen war. Angelikas Leiche wurde neuerdings eingesegnet und beigesetzt, die Polizei kümmerte sich wenig um das Geschehene, aber nicht das war es, worauf ich wartete. Noch einmal hielt die schwarze Wolke des Todes über unserem Hause, seine Schleier sanken auf Wally hinab, der meiner Angelika Hingang die letzte Freude und Kraft genommen hatte. Der Sommer stand hoch und strahlend über der Welt, als wir sie hinabsandten. Ihr Hügel lag neben dem Angelikas. „Heute Nacht!", sagte ich zu Richard und er nickte, „heute Nacht!"

Wir schlichen gegen Abend in den Karner, an dessen Wand der heilige Christophorus in die Dämmerung drohte; in Kniehöhe saß ihm ein Fenster-



E. Heigenmoser

schlitz, zwischen Gebüsch ein Ausguck über das Hügelfeld, das so oft entweihte. Tagesschein wollte lang nicht weichen, da sahen wir, daß es ein Nordlicht war, im halben Bogen über den Himmel gespannt mit Fransenbehang am Rand gegen den dunkleren Himmel, einem wehenden Gefächer von buntem Licht. Bäume rieben dumpf die Rinde gegeneinander, wie Tiere im Traum, Brunst lebte raschelnd aus allen Erdlöchern des Friedhofes hervor, feist vom Fleisch der Toten, die Ratten des Karners zieferten hinter uns. So standen wir ohne Gefühl für Zeit, wohl sehr lange, Reiz eines bloßen Abenteuers wäre stumpf geworden. Wir aber waren Verhängnis, nicht Abenteuer. Das Nordlicht war längst schon abgebrannt, auf Richards Armbanduhr leuchtete es halb zwei.

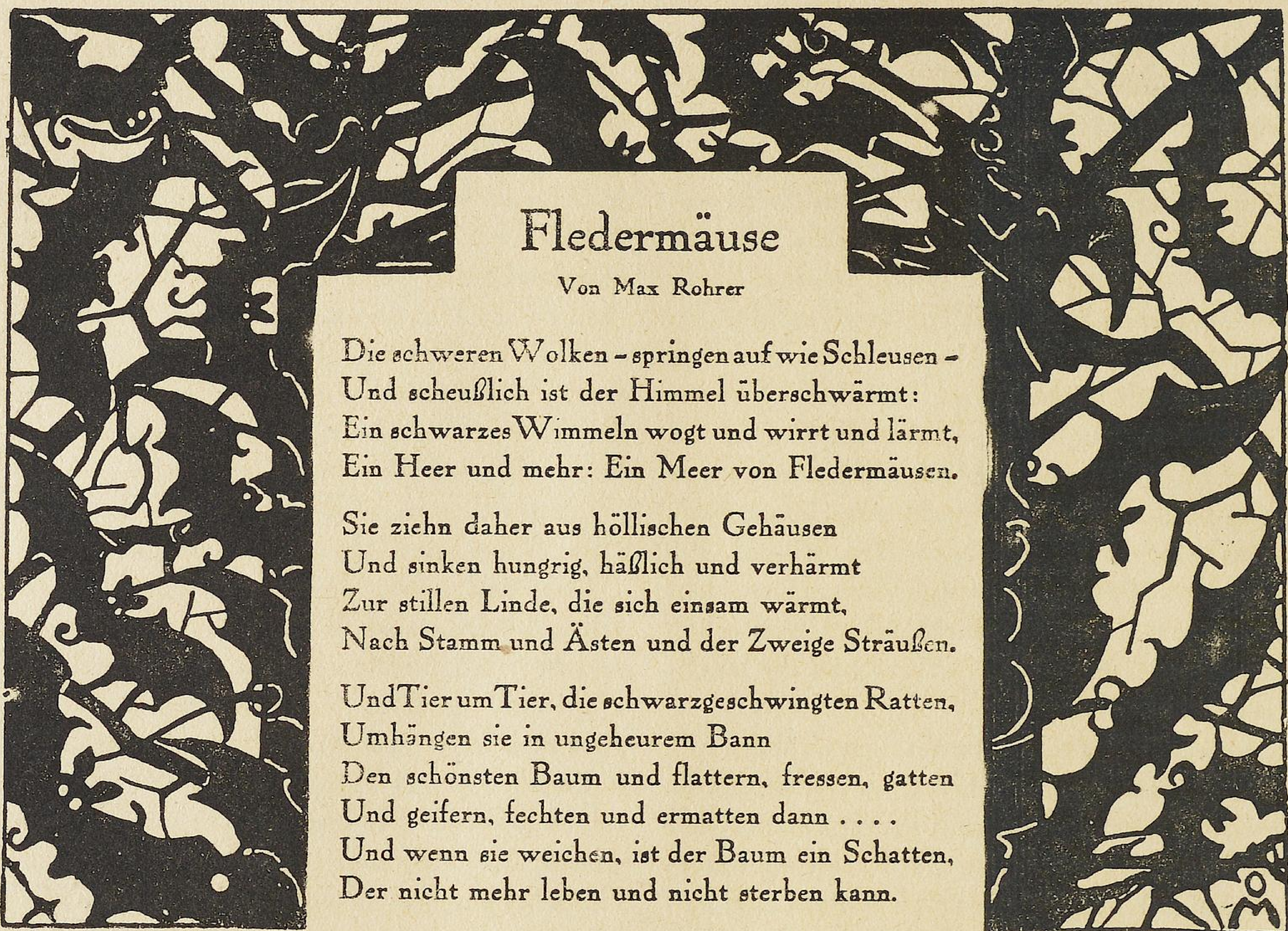
Da schlich es gebückt zwischen Gräbern hin, wie aus dem Boden geschickt, der Nachtunhold. Wir wußten die plumpen Lauerer um uns, aber sie waren von uns streng zur Haltung unterwiesen, allzuoft war Nachtwächtern und Polizisten schon der Spuk zerronnen. Jetzt ging drüben das Wühlen an, lautlos, nur unserer Ahnung verraten, geschehen mußte es, denn wir wollten wissen, was mit dem Herzen vorging. Dies Warten war Pein, mit bebenden Nerven und gespannten Muskeln, sprungbereit. „Jetzt" sagten wir uns und gaben uns frei zur Jagd. Auf dem Bauch hinter Grabsteinen bis zur letzten Hügelreihe, wo Wally meiner Angelika Nachbarin war. Noch flogen die Schollen, witternd hob sich ein Kopf, tauchte unter. Übelkeit und Grauen wollten mir zum Halse steigen, ich würgte mein Entsetzen hinab. Jetzt keuchte drüben belebte Dunkelheit, Holz zerkrachte unter dem Biß von Eisen, grunzend rüsselte es in Menschenfleisch. Ein rostiges Eisenkreuz hielt ich umklammert, mit beiden Händen. Der Stock mit Bleiknopf war mir entsunken.

Aufrecht stand der Mensch über dem aufgeworfenen Grab, jetzt war der Augenblick, in dem er den Häschern immer entglitt. Wir ließen ihn abziehen, der Atem pfiff uns in den Lungen, der Blick sprengte die Pupillen, aber wir verloren ihn nicht. Vor der Friedhofsmauer stand er für eines Nervenzuckens Dauer im Hellen, dann knarrte das Türchen zur Sakristei der Kirche. Springend setzten wir nach, geschlossen kreuzte die alte Türe vor uns die Eisenbänder und züngelte aus geschmiedeten Drachenköpfen. Der Mesner war heran, wir sandten die Helfer um die Kirche, ließen uns das Tor erschließen. Das ewige Licht bohrte einen spitzen roten Propfen in die Dunkelheit, die Treppen zum Orgelchor knarrten unter einem Schritt, Schimmer glitt uns auf den Stiegen entgegen, wir schmeichelten unsere Füße in das alte Holz hinein, lautlos . . .

Da stand neben den Orgelpfeifen auf der Leiter hinangereckt der Organist, der Meister Jericho, und mühte sich um Unerkennbares. Gleicher Pulsschlag warf uns nach vorn, wir rissen die Leiter um, stürzten uns auf den Hinkollernden, zwei Hände krampften sich um seinen Hals, ein Biß knirschte in meine Finger, da traf der Bleiknopf seine Zähne, schlug das Geröchel entzwei, machte es durch einen Hieb gegen die Schläfe stumm.

Steil in schimmernder metallener Geradheit stand der urweltliche Pfeifenwald der Orgel, in bündelweisem Wachstum, von dem Eichengestämm der tiefen bis zu dem Bambusdickicht der hohen Stimmen. Aus einer Vox humana Mundloch ragte ein klebriges Stück blutiges Fleisch, ein Klumpen Muskel — ein Menschenherz. Wir rafften die Leiter hoch, senkten die Arme in die Pfeifen, da waren Menschenherzen in sie hineingeschoben, an langen Drähten, von silbernen Röhrchen durchzogen, damit sie die Luft durchstreichen könne, alte vertrocknete Herzen, ausgedörrte, wie eingeschrumpfte Pflaumen, wie Leder, dann braune, feste, pralle, aber auch rosenfarbene, frischen Ansehens.

Ein ganz leiser, silberner Seufzer wehte uns von den hohen Stimmen an. Ich stürzte zu den Pfeifen der Vox angelica, zog ein Herz hervor, ein noch junges, frisches, rosiges Herz, das aussah, als könne es wieder zu klopfen beginnen, das Herz meiner Angelika . . . „Bist du endlich da?" schlug es in meine Hand . . .



Fledermäuse

Von Max Rohrer

Die schweren Wolken – springen auf wie Schleusen –
Und scheußlich ist der Himmel überschwärmt:
Ein schwarzes Wimmeln wogt und wirrt und lärmt,
Ein Heer und mehr: Ein Meer von Fledermäusen.

Sie ziehn daher aus höllischen Gehäusen
Und sinken hungrig, häßlich und verhärmt
Zur stillen Linde, die sich einsam wärmt,
Nach Stamm und Ästen und der Zweige Sträußen.

Und Tier um Tier, die schwarzgeschwingten Ratten,
Umhängen sie in ungeheurem Bann
Den schönsten Baum und flattern, fressen, gatten
Und geifern, fechten und ermatten dann . . . .
Und wenn sie weichen, ist der Baum ein Schatten,
Der nicht mehr leben und nicht sterben kann.

Zeichnung von Otto Mork

DER WEG ZUM SCHAFOTT

Von Victor Hugo (übertragen von Alf v. Czibulka)

IM Rathaus! — — — — So bin ich denn hier! — — In Gottes Namen. — Die grauenhafte Überfahrt ist vorüber. Dort unten ist der Platz*) und vor meinen Fenstern heult dieses fürchterliche Volk wie eine Meute toller Hunde, erwartet mich und — lacht.

Was half es mir, daß ich stark und gefaßt bleiben wollte. Was half mir das alles: Als ich zwischen den beiden Laternen diese roten Riesenarme ragen sah, die das schwarze Dreieck über das Meer von Köpfen hielten, stand mir das Herz still. — Ich bat, eine letzte Erklärung abgeben zu dürfen. Sie führten mich hierher ins Rathaus und schickten nach irgendeinem Anwalt. — Ich harre seiner. Das ist immerhin ein Gewinn.

* * *

Es schlug drei Uhr*). Man sagte mir, daß es Zeit sei. Ich begann am ganzen Körper zu zittern, als hätte ich seit sechs Stunden, seit sechs Wochen, seit sechs Monaten je an etwas anderes gedacht als an das Eine! — So unerwartet kam mir das Ende. —

Sie führten mich durch Gänge und stießen mich über Stiegen. Sie sperrten mich zwischen zwei kleine Eisenpforten des Erdgeschoßes.

*) Place de Grève, bis 1830 Richtplatz von Paris: heute place de l'Hôtel-de-Ville

*) Die Hinrichtungen fanden meist um vier Uhr nachmittags statt.

Dort war ein muffiger, gewölbter, enger Raum, den das Licht des Regentages, das der Nebel von Paris verhängte, nur spärlich erhellte. Ein Stuhl stand in der Mitte dieser Gruft; sie befahlen mir, mich zu setzen — — — ich setzte mich. An der Tür und entlang den Wänden standen außer dem Pfarrer und den Gendarmen noch einige Männer. — Es waren ihrer drei. Der erste, der größte und der älteste unter ihnen war fett und hatte ein rotgedunsenes Gesicht. Er trug einen langen Rock und einen verbeulten Dreispitz. Das war e r. — — Der Henker, der Kammerdiener seiner Herrin Guillotine. Die beiden anderen dienten ihm.

Ich hatte mich kaum gesetzt, als diese beiden sich hinter meinem Rücken heranschlichen wie die Katzen. Ich fühlte plötzlich die Kälte eines Stahls in meinem Haar und eine Schere kreischte an meinem Ohr. Die kunstlos abgeschnittenen Haare fielen in Büscheln auf meine Schultern. Der mit dem Dreispitz strich sie mit seinen großen Händen zärtlich weg.

Um mich herum sprach man mit gedämpfter Stimme. — Ein junger Mann stand am Fenster. Plötzlich fragte er einen der Gehilfen, wie man das nenne, was hier vorgehe. Da antwortete der Gefragte: „Die Toilette des Verurteilten." — Das wird morgen in allen Zeitungen stehen.

Mit einem Male zog mir einer der Henkersknechte die Jacke aus, der andere ergriff meine beiden herabhängenden Hände, hielt sie auf meinen Rücken und ich fühlte, wie sich langsam ein Strick um meine Handgelenke schlang und sie zusammenschnürte. In diesem Augenblick nahm mir der andere die Halsbinde ab. Als er mein Batisthemd sah, den einzigen Fetzen, der mir noch aus früheren Zeiten geblieben war, überlegte er einen Augenblick. Dann aber begann er fürsorglich den Halskragen abzuschneiden. Ich zuckte bei dieser entsetzlichen Vorbereitung zusammen und als das kalte Messer meinen Hals berührte, stieß ich einen leisen Schrei aus. Die Hand des Gehilfen hatte gezittert. „Verzeihen Sie mein Herr," sagte er zu mir, „habe ich Ihnen weh getan?" — — — Die Henkersknechte sind so sanfte Menschen.

Das Volk draußen johlte immer toller.

Der Fette mit dem weinseligen finnigen Gesicht gab mir ein in Essig getränktes Taschentuch zum Riechen. Ich sagte so ruhig ich konnte: „Vielen Dank, das ist nicht nötig, ich fühle mich wohl." — Einer von den Gehilfen kniete auf den Boden nieder und band mir mit einem dünnen Strick die Füße so zusammen, daß ich nur noch ganz kleine Schritte machen konnte. Dann warf mir der dicke Mann meine Jacke über den Rücken und band sie mit den Ärmeln unter meinem Kinn fest. — — So war getan, was noch zu tun war. — Der Priester näherte sich mir mit seinem Kruzifix und sagte: „Gehen wir, mein Sohn." Die Gehilfen faßten mich unter den Armen, ich erhob mich und begann zu gehen, aber mein Gang war unsicher und weich und es war mir, als hätte jedes meiner Beine zwei Knie, so knickten sie ein.

In diesem Augenblicke öffneten sich die beiden Flügel des äußeren Tores. Wahnsinniges Geschrei, eiskalte Luft und das blendende Tageslicht drangen wütend auf mich ein, der ich in der Dunkelheit stand. Aus meiner düstern Gruft sah ich mit einemmale Tausende von brüllenden Köpfen dieses wild gewordenen Volkes, diese Köpfe, die auf den Stiegen und dem Geländer des Palastes übereinander geschichtet waren wie riesige Steinhaufen. Für diesen gefürchteten Augenblick hatte ich meinen Mut aufgespart. Ich trat drei Schritte vor und erschien auf der Torschwelle des Gefängnisses.

Da brüllte das Volk: „Da ist er, da ist er!" Und die am nächsten standen, klatschten wütenden Beifall. Wäre ich ein König gewesen, die Freude des Volkes hätte nicht größer sein können.

Der Karren, der mich aufnehmen sollte, war elend, der Gaul schwindsüchtig. Der Fuhrmann stak in einem blauen Kittel mit roten Mustern, wie ihn die Gemüsegärtner von Bicêtre tragen. — Der dicke Mann mit dem Dreispitz stieg zuerst ein, ein Gehilfe folgte ihm. Die beiden setzten sich auf den vorderen Sitz. Nun kam die Reihe an mich. Ich stieg festen Schrittes über die Leiter. „Er hält sich gut", sagte eine Frau, die neben einem Zug Gendarmen stand. — Der Priester setzte sich an meine Seite. Man hatte mir die hintere Bank überlassen, ich saß mit dem Rücken gegen die Pferde. Ich erschauerte vor dieser letzten Aufmerksamkeit. Sie hängen der ganzen Geschichte das Mäntelchen der Menschlickeit um. Ich wollte umherblicken und sah nichts als Gendarmen und wieder Gen-

darmen; darüber hinaus eine unübersehbare Menschenmenge: eine Sintflut von Köpfen über dem Platze. Ein Zug berittener Gendarmen erwartete mich am Gittertor des Palastes. Der Offizier kommandierte und der Wagen und sein Geleite setzte sich mit einem Ruck in Bewegung, wie vorwärts gestoßen vom Geheul des Pöbels. In dem Augenblick, in dem der Karren gegen den Pont-au-Change einbog, erzitterte der Platz vom Boden bis zu den Dächern, bebten die Brücken und die Kais vom Rasen der Bestie Volk.

Tausend Kehlen brüllten: „Hut ab, Hut ab!" als käme der König. Da lachte ich grauenhaft auf und sagte zum Priester: „Sie nehmen die Hüte ab, ich den Kopf."

Der Blumenkai duftete — es ist Markttag heute. Die Blumenmädel haben mir zu Ehren ihre Blüten verlassen. — Gegenüber, wenige Schritte von dem viereckigen Turm an der Ecke des Palais, gibt es ein paar Tavernen, deren Halbgeschosse voll Gaffer waren, die vor Vergnügen über ihre schönen Plätze strahlten. Viel Frauen waren unter ihnen. Es wird heute ein guter Tag sein für die Wirte. Tische, Stühle, Karren und Gerüste wurden vermietet. Alles bog sich unter der Last der Zuschauer. Die Menschenblutsverkäufer kreischten aus vollem Halse: „Wer kauft Plätze, gute Plätze, schöne Plätze." Mich erfaßte ein namenloser Haß gegen dieses tierische Volk. Ich hätte schreien können: „Wer will meinen Platz."

Ich weiß nicht, wie es möglich war, daß mir bei diesem Nebel, bei diesem feinen milchigen Regen, der alles wie mit einem Spinnennetz überzog, nichts von dem, was um mich geschah, entging. Jede einzelne dieser Kleinigkeiten tat mir unendlich weh. Die Worte fehlen, um das zu erzählen.

In der Mitte des Pont-au-Change, der trotz seiner Breite so überfüllt war, daß wir nur mit Mühe vorwärts kamen, erfaßte mich das Grauen und ich fürchtete, schwach zu werden, — Letzte dumme Eitelkeit! — Ich wollte mich betäuben und zwang mich, blind und taub gegen alles zu sein, was um mich vorginge. Nur den Priester wollte ich hören, dessen Worte dieser irrsinnige Lärm fraß. Ich beugte mich nach dem Kruzifix und küßte es. Mit einemmale erschauerte ich vor Kälte. „Sie zittern vor Frost, mein Sohn?" fragte mich der Priester. Ich antwortete: „Ja und nicht nur vor Kälte."

Ich fing an, nichts mehr zu sehen und nichts mehr zu hören. All' diese Stimmen, diese Köpfe an den Fenstern, Köpfe an den Türen, Köpfe auf den Gittern der Kneipen, Köpfe auf den Armen der Laternen. Diese blutgierigen Gaffer! Jeder kannte mich und ich kannte keinen. Fürchterlicher Leidensweg, der mit Menschengesichtern umpflastert und ummauert war! Ich schwankte wie trunken auf meiner Bank und beachtete nicht einmal mehr den Priester mit seinem Kruzifix. Gedankenlos las ich, ohne zu begreifen, die Aufschriften über den Türen der Tavernen. Und der Karren fuhr, rumpelte und fuhr. Die Kramläden glitten vorüber und die Schilder flimmerten, geschriebene, bemalte und goldene. Und dieses Tier Volk wieherte und stapfte im Kot. Ich war schwach und willenlos und überließ mich meinem Schicksal, wie die Schlafenden ihren Träumen. Die Reihe der Kramläden wurde mit einemmale von der Ecke eines Platzes durchschnitten. Die Stimme des Pöbels wurde kreischender, hallender und breiter und das Gebell freudiger. Der Karren hielt. Eine Leiter wurde an den Wagen gelehnt, der Priester stützte mich, ich stieg hinunter, tat einen Schritt und sah um, bevor ich weiter ging. Da blieb ich stehen wie gebannt. Zwischen den Straßenlaternen hatte ich etwas Fürchterliches gesehen . . . . das war die Wirklichkeit. — Ich wankte wie vom Schlag gerührt und sagte stotternd: „Ich habe noch eine Erklärung abzugeben."

Man brachte mich hierher ins Rathaus. Ich bat meinen letzten Willen niederschreiben zu dürfen. Sie nahmen mir die Handfesseln ab aber der Strick liegt hier — ganz nahe hier neben mir. Und alles übrige wird dort unten sein.

* * *

Einer — Richter, Kommissär, Magistratsperson oder weiß Gott, was er vorstellt — ist eben ins Zimmer getreten. Mit erhobenen Händen auf den Knien mich zu ihm hinschleppend, bat ich um Gnade. Mit einem verbindlichen, scheußlichen Lächeln antwortete der Beamte, ob das alles sei, was ich zu sagen hätte. — „Gnade, Gnade!" murmelten unaufhörlich meine Lippen, „Gnade, aus Mitleid nur!"



Francisco Goya nach einer Radierung

Wer weiß, die Begnadigung kann ja noch kommen! Es ist so entsetzlich, so jung und fürchterlich sterben zu müssen! Wie viele Begnadigungen sind erst im letzten Augenblick geschehen! — Und wen in aller Welt sollte man denn begnadigen, wenn nicht mich! — Wie grauenhaft dieser Henker ist! Eben schleicht er sich zu dem Beamten, um ihm zuzuraunen — und ich höre es — daß die Hinrichtung pünktlich stattfinden müsse, daß die Stunde nahe, daß er verantwortlich sei und daß es sogar regne und das Messer rosten könnte. — „O mein Gott, Mitleid, eine Minute noch, um die Begnadigung zu erwarten! — Oder ich schlage um mich — — — — ich beiße!

Der Beamte und der Henker sind fort, ich bin allein, das heißt allein mit zwei Gendarmen. Fürchterliches Volk! Wie Hyänen heult es auf dem Platze! Wer weiß, ob es nicht umsonst johlt, wer weiß ob ich ihnen nicht noch entwische, — — wenn ich gerettet würde, — — wenn meine Begnadigung doch noch — — — — es ist ja unmöglich, daß man mich nicht begnadigt. — — —

Die Schufte! Ich höre sie auf der Stiege! Sie kommen! — — mein Gott! — — — vier Uhr!

Nächtlicher Besuch

Von A. M. Frey

Wohl glitten die Seidengardinen
Wie sonst um die tastende Hand,
Vom Lichte so silbern durchschienen,
Da spät ich nach Hause mich fand.

Wohl wehten die kühlenden Winde
Wie sonst in das kleine Gemach,
Wohl schaute der Spiegel, der blinde,
Den Flüsternden gleichmütig nach,

Wohl dunkelten kleine Verstecke
In Mondes hellem Revier —
Und dennoch lag stumm in der Ecke
Ganz schwarz, wie von Samt, ein Getier.

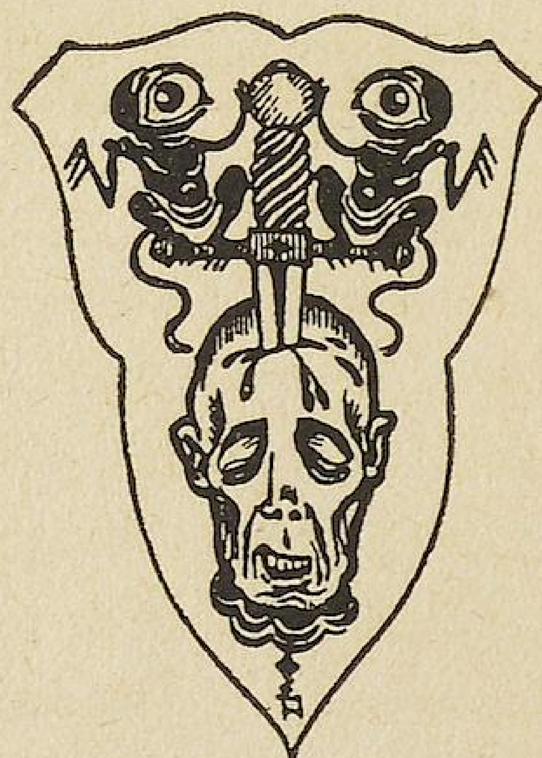
Das starrte mit glanzlosen Augen
Und drohte mit borstigem Schopf —
Und hatte doch gar keine Augen
Und hatte nicht Rücken und Kopf.

Steil stand es gleich wie eine Kerze,
Nein: lag an der Wand wie ein Stein.
Die unergründliche Schwärze
Sog flüssiges Mondlicht ein.

Es krümmte sich zuckend im Sprunge!
Es steifte die Haare mir knapp —
Ich hörte das Pfeifen der Lunge —
Zum Fenster hinaus — — und hinab!

In weiten unhörbaren Sätzen,
Haushoch wie von Federn geschnellt,
Begann es dahin zu hetzen,
Hinein in die mondhelle Welt.

Bis endlich die springende Fratze
In bläulicher Ferne zerrann —
Da lag sie am alten Platze
Und sah ohne Augen mich an . . . . . .





DAS TREIBHAUS

WUNDERLICHES UND ABSONDERLICHES

Dieser Teil des „Orchideengarten" wird von Dr. Max Kemmerich bestellt.

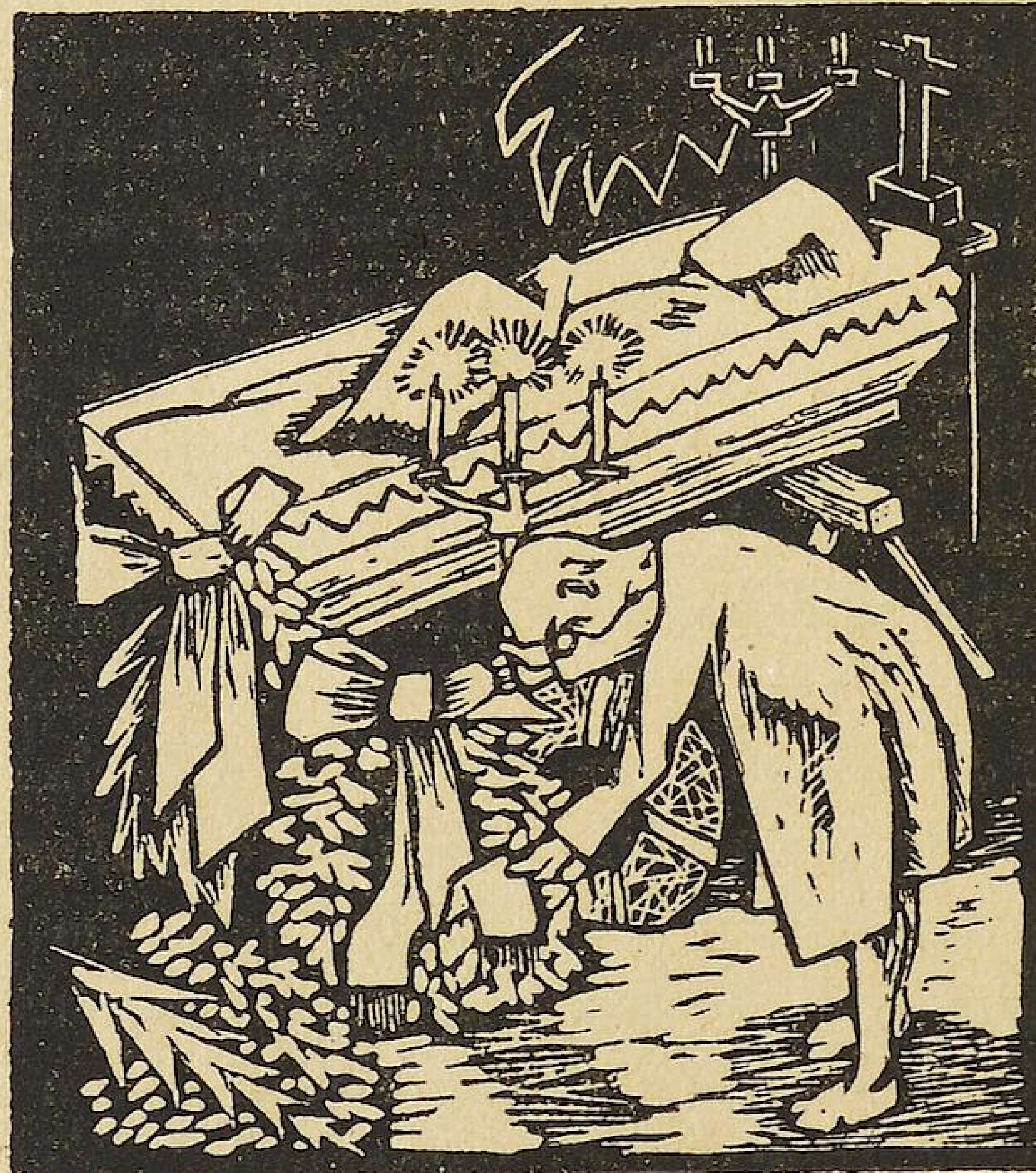
Geheimnisvolle Musik

Der schwedische Dichter Verner von Heidenstam hat laut einer Mitteilung im Juniheft 1914 der „Neuen Zeitschrift für Musik" (81. Jahrgang, Leipzig) vor einiger Zeit ein seltsames, unerklärliches Erlebnis gehabt, das sein Landsmann, der Tondichter Gösta Gejer in einem neu erschienenen Buch über musikalische Probleme mitteilt. Er hatte sich für den Winter ein Rittergut in Södermanland gemietet, das seit vielen Jahren unbewohnt dastand; hier glaubte er ungestört arbeiten zu können. Mitten in der Nacht wurde er nun oft von einer wunderlichen Musik geweckt, deren Herkunft ein Rätsel blieb. Die Tonfolge und Töne unterschieden sich von aller Musik, die er je gehört hatte, sie schienen von einem alten, eigentümlichen, vielleicht harfenähnlichen Instrumente zu kommen. Die Musik begann, so schien es, in der einen Ecke des Zimmers und floß nach und nach an die andere Seite über, um endlich durch die Wand zu verschwinden. Auch die Frau des Dichters, die sehr musikalisch war, hörte diese geheimnisvolle Musik und konnte sie bald auswendig. Eines Tages, als sie in die Küche trat, trällerte sie leise die Melodie vor sich hin. Erstaunt hielt sie inne, als sie die Augen des Dienstmädchens verwundert auf sich gerichtet fühlte. Es stellte sich heraus, daß auch das Dienstmädchen seit langem die mystische Musik regelmäßig nachts gehört hatte. Sie erkannte die Melodie sofort wieder. Heidenstam zeichnete die Melodie auf und schickte die Noten dem Komponisten Gejer, der nicht wenig überrascht und betroffen war. Denn es zeigte sich bei fachmäßiger Untersuchung, daß sie sich auf einer mittelalterlichen Tonleiter aufbaute, der sogenannten mixolydischen Tonleiter, die weder Heidenstam noch seine Frau kannten, und von deren Existenz beide keine Ahnung gehabt hatten.

Dieses seltsame Erlebnis erzählt Wirchow im „Merker". Zur Bekräftigung der Erscheinung gibt er die Melodie in Noten wieder und fügt auch einen Brief Verner von Heidenstams bei, der die Erzählung vollinhaltlich bestätigt, und schließlich ist er in der Lage, ein Seitenstück zu dieser rätselhaften Musik anzuführen, für das ein Buch aus dem Jahre 1740 den Beleg bildet. Dieses in Hamburg erschienene Buch führt den Titel „Etwas Neues unter der Sonnen oder das unterirdische Klippen-Konzert in Norwegen, aus glaubwürdigen Urkunden auf Begehren angezeigt von Mattheson". Dieser Mattheson war ein vielseitiger Musiker und Musikschriftsteller; in seinem Buche teilt er seinen Briefwechsel mit dem ihm befreundeten General Georg von Bertuch mit, und dieser legte ihm eines Tages eine merkwürdige Urkunde bei, die Heinrich Meyer, „Stadtmusikant in Christiania bei Aggerhuus" am 4. Januar 1740 unterzeichnet hat und für deren lautere Wahrheit er sich verbürgt.

Es wird darin erzählt, wie er im Jahre 1695 bei einer Musikprobe war. Ein Bauer kam zufällig dazu. Im Scherz sagte der Lehrherr: „Du bekommst heute kein Geld für deine Butter und Milch, denn du hast genug zugehört zur Bezahlung." Hierauf erwiderte der Bauer: „Der und der hole mich, höre ich es nicht alle Weihnachtsabend viel besser, ein klein Stück Weg von meinem Hofe in den Klippen daselbst." Der Lehrherr, der Kantor und der Organist lachten den Bauer zuerst aus, dann aber gingen sie zu Weihnachten mit ihm in

eine Klippe in der Nähe Bergens, und gegen Mitternacht hörten sie nun eine merkwürdige Musik. In der Urkunde heißt es wörtlich: „Bald hernach fing es im Berge zu klingen an / als ob es nahe bey / uns wäre. / Erst wurde ein Accord angeschlagen, / hernach ein gewisser Ton gegeben, / um die Instrumente zu stimmen. Hiernächst folgte das Vorspiel auf einer Orgel / und gleich darauf wurde mit Singstimmen / Zinken / Posaunen / Violinen und anderen Instrumenten ordentlich musicirt / ohne daß sich das geringste dabey sehen ließ. Wie wir nun lange zugehört hatten / entrüstete sich der Organist über die unsichtbaren Musikanten und unterirdische Virtuosen so sehr / daß er mit diesen Worten herausfuhr: Ey! seyd ihr von Gott / so laßt euch sehen; seyd ihr aber vom Teufel / so hört einmal auf. Flugs wurde es stille. Der Organist fiel nieder / als ob er vom Schlage gerührt wäre; der Schaum drang ihm zur Nasen und zum Munde heraus. In solchem Zustande trugen wir ihn hin in des Bauern Haus / deckten ihn im Bette wohl zu; so daß er des Morgens wieder auflebete oder zu sich selber kam / und wir zusammen nach Bergen eilten / wohin wir auch bei guter Frühzeit gelangten: denn der Ort / da wir dieses seltsamen Conzert gehöret hatten / war eine Meile von der Stadt entfernt / und bei Bierchelands Kirche gelegen." A. Kniepf, dem wir hier folgen, fügt hinzu, daß General Bertuch Mattheson diese rätselhafte Urkunde mit dem Bemerken übersandte, in Norwegen ereigneten sich noch viele dergleichen Begebenheiten bis zur Stunde. Worum es sich damals bei Heidenstams Erlebnis handelte, ist ein Rätsel, das sich durch die Hypothese der Halluzinationen kaum lösen läßt.



O. Nückel / Der Scheintote

*

Das 18. Jahrhundert verbrauchte Schminke und Puder im Übermaß. Die Folge war, daß die eleganten Damen nicht weinen konnten, aber auch das Küssen auf Schwierigkeiten stieß. Nicht aus Grausamkeit, sondern weil sonst der Teint in Unordnung geraten wäre, und dann hätten die Schönen ja auch abgefärbt! Die dicke Kruste Schminke verbot jeden Gefühlsausbruch, jede intime Annäherung. So hätte die sogenannte Moral eigentlich Triumphe feiern sollen. Da sich selbst die ältesten Semester jugendlich herrichteten, gab es für den flüchtigen Beschauer überhaupt nur mehr Jugend in Frankreich. Selbst Leichen wurden noch geschminkt. Der Puderverbrauch aber war so groß, daß er aus Gründen der Volksernährung eingeschränkt werden mußte.

*

Otto von Freising, der berühmte Bischof und Onkel Friedrich I. Barbarossas, weiß von einem Manne zu erzählen, der zu seiner Zeit in der Bretagne und Gascogne beim Volke großen Anhang gefunden hat. Das Mittel, dessen er sich bediente, war von verblüffender Einfachheit: Er nannte sich „*Eum (ihn)*", womit in der lateinischen Bibelübersetzung sehr häufig Christus bezeichnet wird, und behauptete, er sei es, mit dem jedes Gebet schließe, wenn wir sagen: „Durch ihn" (per eum) usw. Natürlich glaubte ihm dieses die Menge ohne weiteres.

*

Als der hl. Romuald einst drohte, Italien zu verlassen, wollte man ihm Mörder nachschicken, um ihn wenigstens als kostbare Reliquie im Lande zu behalten.

*

PHANTASTISCHE BÜCHER

An dieser Stelle zeigen wir an und besprechen neuere und ältere phantastische Literatur, graphische Blätter, Werke unserer Mitarbeiter etc.

Wilhelm Michel, Das Teuflische und Groteske in der Kunst. Mit 103 Abbildungen. 16.—20. Auflage. München, R. Piper & Co., 1917.

Dieses kleine Werk ist mehr als eine gelungene, glänzend geschriebene Abhandlung, die mit reichem, schönem Bildermaterial geschmückt ist. Es gehört ganz gewiß zu den Büchern der Kunstgeschichte, die etwas Besonderes zu sagen haben und die die gedankliche Sandwüste doktrinärer und abgeleierter Kunstgelahrtheit meiden. Aber zugleich ist diese schon vor einigen Jahren zum erstenmal erschienene Abhandlung ein Zeichen unserer Zeit. Es ist weiter nicht erstaunlich, daß gerade in dieser Zeit, in der das teuflisch-grauenhafteste Geschehen war, das diese Erdperiode je erlebte, das Verständnis und die Liebe für das Grausige und Groteske in der Kunst lebendig wurde. Alle jene werden beim Lesen dieses Buches erschauern, denen jetzt erst klar wird, daß einer, der die Geschichte des Grauens in der Kunst schreibt, nichts anderes wiedergibt als die Geschichte der Kunst selbst. So mächtig ist die Herrschaft ahrimanischen Geistes in dem göttlichsten Reich des Menschen. Teuflisches Lachen vermeint man zu hören, wenn man von all den krausen Steinfratzen an den Giebeln, Türmen und Dächern der heiligsten Kathedralen liest, diese steinernen Zoten und Bauernscherze sieht, die wie ewiges Hohngelächter hoch über der Kanzel kauern. Und so wie die kirchliche Kunst — man denke an das Bildwerk, das Mathias Grünwald für den Hochaltar der Antoniter-Präzeptorei in Isenheim malte — standen gerade die allergrößten Meister im Banne überquellender und grauenvollster Phantastik. Keiner von ihnen ging an satanischen Vorwürfen vorüber. Dies und die Tatsache, daß die Kunst des Grauens und Entsetzens das bildende Schaffen aller Völker beherrscht und daß die Urmeister zuerst den Schrecken nachbildeten, ehe sie die Schönheit fanden, beweist die absolute Herrschaft dieses allmächtigen Prinzips. Das ist dieses Buches grausame Wahrheit und zugleich sein jubelndes Bekennen — — Pan lebt. Cz.

Karl Hans Strobl, Seide Borowitz. Roman. Leipzig, L. Staackmann Verlag 1918.

Es gibt Bücher, die man liest und solche, die man erlebt. Dieses neue Werk von Karl Hans Strobl ist ein einziges Erleben, und die plastische Gestaltung dieser Dichtung ist von zwingender Gewalt. Schon zu Beginn des Buches steigt die Handlung in steiler Kurve und erreicht in der Tat der beiden Juden, die mit talmudischer Spitzfindigkeit, Mystik und Schlauheit den Tod betrügen, eine starke Kraft. Mit wenigen Worten zwingt uns der Dichter mitten hinein in diesen von strenggläubigem Ritus gezogenen Bannkreis. Die unergründliche Mystik, in deren ewig gleichem Kreise sich das orthodoxe Ostjudentum bewegt, weht aus diesen Blättern. Kabbalistische Schauer geistern um diesen alten Borowitz und den Mendel Briefbeschwer, auf die ein wenig von dem Geist des gewaltigen Rabbi Simeon ben Jochai überkommen sein mag. Beim Flackern der Menorah, des heiligen siebenarmigen Leuchters, betend, mögen sie sich wohl selber Bà'al Schêm nennen, Männer, die um die Zauberkraft der göttlichen Namen wissen. Wir lesen nicht mehr, wir schauen. Sitzen in den ungelüfteten Judenstuben und erleben Wort für Wort, Handlung um Handlung des seltsamen Geschehens, das um den hellsehenden Judenjungen Seide Borowitz kreist. Um die grauenhafte Mißgeburt, die halb Mensch, halb Gespenst, wie eine grausige Kröte über die Wege dieser Menschen torkelt. Lähmenden Entsetzens voll erlebt man es mit allen Nerven, wie die Handlung der fürchterlichen Höhe mit grauenhafter Notwendigkeit zustrebt, dem Zeitpunkte entgegen, da dem menschlichen Reptil nach dem Weibe gelüstet. In der gellenden Dissonanz einer schauervollen Nacht erreicht das Buch seine stärkste Kraft. Seide Borowitz ist eines der besten Bücher, die je im Geiste des Ghettos geschrieben wurden. Birnitz.

Eingesandte Bücher.

A. M. Frey, Dunkle Gänge. Zwölf Geschichten aus Nacht und Schatten. 2. Auflage. München, Delphinverlag 1913.

Alexandre Mercereau, Erzählungen aus der Finsternis. Berechtigte Übersetzung aus dem Französischen von Dr. Georg Goyert. Leipzig, Xenienverlag 1914.

Herbert Moos, Der Bürger. Zwei Erzählungen. Huber & Co., Frauenfeld und Leipzig.

Hermann Esswein, Megander, der Mann mit den zween Köpfen. Und andere Geschichten. München, Delphinverlag 1912.

Bemerkungen der Schriftleitung

Die Novelle »Traum« ist ein Bruchstück aus Rud. Schneiders Romanmanuskript »Bubunus« / »Der Weg zum Schafott« ist eine unbedeutend gekürzte Wiedergabe der letzten beiden Kapitel aus Victor Hugos »Le dernier jour d'un condamné«

Den Umschlag zeichnete Edwin Henel, München

Die nächsten Hefte werden unter anderen enthalten Arbeiten von / Karl und Josef Capek, A. M. Frey, Paul Leppin, Gustav Meyrink, Wilhelm Nhil, Leo Perutz, L. W. Rochowanski, Albrecht Schaeffer, Leonhard Stein, Karl H. Strobl, H. G. Wells / Balzac, Baudelaire, Barbey d'Aurevilly, E. T. A. Hofmann, Meinhold, E. A. Poe, P. B. Shelley / Graphik von W. Geiger, Franz Hecht, E. Henel, Alfred Kubin, Kurt Mayer, Otto Muck, O. Nückel, E. Plaichinger-Coltelli / Jacques Callot, Daumier, Goya, Hokusai, Felicien Rops u. a.

Verantwortlich: Für den Dreiländerverlag *Walter Schmidkunz*, München / Für die Schriftleitung *Alf von Czibulka*, München.
Für die österreichische Schriftleitung *Hans Hofmann-Montanus* in Wien / Für den Anzeigenteil *Carl J. Luther*, München.
Druck: *Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn.*

D. WEIDS
PARFÜM-
ZIGARETTEN
MAXIMILIANSTRASSE 3
MÜNCHEN



ALLEIN-VERKAUF

MÜNCHEN :: MÜNCHEN
Maximilianstrasse (Kosttor)

DIE
BONBONNIERE

VORNEHMSTE KLEINKUNSTBÜHNE
DES KONTINENTS
Sorgsamste Küche :: Abendmusik

HANS GRUSS
Telephon 20155

GUSTAV
SEIDENADER
KUNST-SALON
MAXIMILIANSTRASSE 3
MÜNCHEN
TELEFON 20294



VERKAUF VON MODERNEN MEISTER-WERKEN
ALLERERSTEN RANGES

Kaffee u. Gaststätte Plendl
München / Rosenstraße

Täglich 2 Konzerte

12 Neuhusen-Billards 12
Vorzügliche Küche / Erstklassige Weine

Kunstgewerbe-Haus
für modernen Haarersatz

Ludwig Murr
Hauptgeschäft: München
Residenzstr. 17
1. u. 2. Etg.



Hennafärbungen · Theaterperücken

BENZ

Bekannt vornehme
Kleinkunst-Bühne
München-Schwabing
Leopoldstraße Ruf 30495
Direktor: José Benz



Allererste Künstler und berauschende Musik
Gepflegte Weine :: Wohlbekannte Küche



Schönheit

Gesichts-, Haut- u. Schönheitspflege wird in meinem seit 12 Jahr. bestehend. Institut mit pr. Erfolgen ausgeübt. Im In- u. Ausland m. Diplom absolv. Kurse. Zur Selbstpflege der Damen empfehle ich meine altbew. Spezialprodukte, keine sog. Ersatzware.

Gegen alle Falten Hautnährcréme Patra. Diese ersetzt d. Fettschwund unter der Haut, macht dieselbe weich und geschmeidig, M. 7.80. Lotion 999 stärkt die Haut, kräftigt die Muskeln, zieht erweiterte Poren zusammen, M. 7.80. / Kampfer-Lotion Nr. 333 reinigt die Haut, bleicht dieselbe, geg. Mitesser, Pusteln, gelbe u. rote Flecken der Haut, M. 7.80. / Créme Berill gegen Sommersprossen und Hautunreinigkeit, rote Nasen, M. 7.80. / Augenfeuer gibt den Augen herrlichen Glanz, lebhaften Blick, nimmt die Rötungen, M. 6.80. Lotion 100 Augenbrauensaft z. Wachsen von Wimpern u. Brauen, Erfolg garantiert, M. 4.80, 6.80. / Wangenrot in Crémeform u. flüss. das Natürlichste, für die Haut ganz unschädlich, M. 4.80 u. 6.80. Para-Gummibinden gegen Stirnfalten, Doppelkinn, Hängewangen, erschlaffte Mundwinkel, prima Ware, M. 16.80 und M. 17.80. Enthaarungsmittel Antipilox nimmt sofort alle lästigen Haare, bei längerer Anwendg. werden d. Haare immer dünner, M. 3.50, 5.50. Versand geg. Nachn. diskr.
Gratis-Prospekte

Schönheits-Institut
Frau F. Zimmer-Bierl
MÜNCHEN
Maximilianstr. 38 I. Tel. 21434



Der Orchideen Garten

DER ORCHIDEENGARTEN

PHANTASTISCHE BLÄTTER

HERAUSGEBER: KARL HANS STROBL / SCHRIFTLEITER: ALF VON CZIBULKA

INHALT

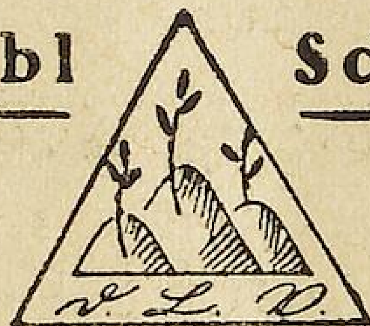
Jährlich erscheinen 26 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft 80 Pf. / für das Vierteljahr 5 M. / durch jede Buchhandlung und durch alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die viergespaltene Millimeterzeile 80 Pf. / NACHDRUCK auch mit Quellenangabe untersagt / VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich / SCHRIFTLEITUNG: München, Schellingstraße 72 (derzeit Rheinstraße 24 - Ruf 30452) / ÖSTERREICHISCHE VERLAGS- UND REDAKTIONSSTELLE: Wien IV, Viktorgasse 18 / Zuschriften und Einsendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte u. Zeichnungen werden nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt.

1919

Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl Schriftleiter Alf von Czibulka



Erster Jahrgang Zweites Heft

DAS TÖDLICHE ABENDESSEN

Von Karl und Josef Capek
(übersetzt von Otto Pick)

WIR waren unser neun bei jenem Souper, das Prinz Ama-Hahabe in einer jähen und vernichtenden Anwandlung von Langerweile improvisierte, die sich wie eine schwarze Inspiration seiner bemächtigt hatte; obwohl es kein Mittel gab, das ihm nicht zu seiner Aufheiterung zur Verfügung gestanden hätte, hatte der betrübte Prinz sich in den Kopf gesetzt, sich seiner Schwermut ganz hinzugeben, und daher saßen wir neun bei dem düsteren Souper: Goor, der Totalisateur des Klubs, Guignard, ein Spieler aus dem Klub, Cepel, ein Abenteurer, Bernhard Hadra, in einer Schenke aufgetrieben, und Vámes, unter dem Tische gefunden, Baron Ralph, der Gastgeber, und wir.

Und ehe es Mitternacht ward: fluchte Goor, sang Guignard, hielt Hadra Selbstgespräche, schwieg Vámes düster, und es fluchten Ralph und Cepel im Verein; und der trübselige Gastgeber starrte verzweifelt und dumpf auf die Decke, heimlich erfreut, eine so ausgiebige Verstärkung seiner melancholischen Stimmung zu finden.



Otto Muck-Wien / Der blasse Neid

„Alle Freuden des Lebens sind Trübnis und Angst und schmerzliches Mühen. Die Jungfrau träumt von Liebe und es wird ihr nur Schändung zuteil. Das Herz träumt von Glück und erntet nur Wollust. Ah, Glück! saget mir, was Glück ist."

„Nicht geboren zu werden", sagte Hadra.

„Tot geboren zu werden", fügte Vámes hinzu.

Der verzweifelte Prinz rang die Hände.

„Und ich habe vermeint, das Glück wäre nah; das Glück wäre nah, nicht mit der Hand zu fassen, doch mit dem Fuß zu erreichen; mit den Füßen, die überall herumtreten und über alles stolpern. O Goor, lieber Freund, erweisen Sie mir die Freundlichkeit und schimpfen Sie!"

Und Goor schimpfte in fünf Zungen und im Stile der Strolche zweier Welten; mit den lebendigen Ausrufen italienischer Schiffer verband er die scharfen Schmähungen der

lren und die echten Flüche der Prager Podskalaken; und anknüpfend an die Ausdrücke der Neugriechen schloß er mit den gewaltigen Grobheiten der Cowboys aus Frisco, indem er die Ausbrüche der Sprache mit Revolverschüssen begleitete.

„Die Philosophie ist ein Probierstein", äußerte Hadra sinnend, „und der Probierstein ist schwarz. Gorgias hat gesagt: Nichts existiert; aber das ist zu lustig. Alles existiert und das ist tragisch. Hören Sie, ich glaube an keine Götter; gäbe es Götter, so hätten sie die Welt nicht erschaffen und ihre Erschaffung nicht zugelassen."

„Ach ja", seufzte der Prinz.

„Und hören Sie," schloß Hadra, „der Mensch kommt in einem Bluterguß zur Welt; und dann lebt er, das heißt, er hat die Gicht, Koliken und Migräne; und am Ende stirbt er an Krebs oder Gallensteinen. Mein Hirn ist schwer und schwarz wie ein Kieselschiefer; ich beliebe nicht auf den Menschen zu spucken."

„Ihr Himmel, ich lebe auf dem Bauche", sprach der dicke Baron Ralph. „Man gebe mir einen festen Punkt in meinem Kopfe, und ich hebe mein Leben aus seinen schnöden Grundfesten empor. Mein Leben ist nichts als ein Saumtier, das sich seit vierzig Jahren mit der Last meines Bauches abrackert. Oh, wie ist der schwer!"

„Meine Herren", ließ sich Guignard düster vernehmen, „durch Liebe werden wir geboren und durch Liebe vergehen wir; und des Weibes Bettstatt ist unsere Wiege wie unser Sarg. Der Mann hat eine einzige verwundbare Stelle, das Herz und die Illusion. Das Weib hat eine einzige verwundbare Stelle: die Jungfräulichkeit. Einstmals, auf daß sie nicht verwundet würden, verbarg und bewachte man beide; heute, auf daß man sie nicht verwunde, entledigt man sich beider. Ich gehe in mich, wie ein Bergmann in die steilen Schächte geht, und ich erschrecke bei der Begegnung mit dem Schwarzen."

„Wehe, Welt!" sprach der düstere Cepel. „Wollte man in dir alle Fehler rot anstreichen, das Blut der Völker würde nicht genügen. Alles Menschliche ist eine Tragödie ohne Pointe und ein Drama ohne Lösung des Knotens."

„Still", meldete sich Vámes zähneknirschend, „sind wir denn nicht sterblich? Das Leben wird unsern Knoten lösen", sprach Vámes, erhob sich und verlöschte das Licht. Die blaue Flamme des brennenden Punsches bestrahlte im Dunkeln die Gesichter mit leichenhafter Blässe.

„Es kommt die Stunde", ertönte Goors Stimme aus der Dämmerung, „und der Menschen schwarzes Inneres beehren die weißen Würmer mit stillem Besuche. Der Mensch ist eine verschlossene Büchse und der Tod ist Pandora; die neugierige Jungfrau öffnet die Büchse und es entquillt ihr Gestank."

„Der Mensch ist ein König", sprach Hadra, „er trägt seinen Purpur in den Adern; sobald ich genug davon habe, setze ich mich auf ein Pulverfaß und fliege zu Gottes Antlitz empor. Hoho, roter Auswurf in Gottes stilles Angesicht und blutiger Alarm in Gottes Ruhe hinein, dies wird mein Tod sein."

„In Massachusetts", erzählte Goor, „starb ein Farmer, und die erstarrten Krämpfe seiner Todesgrimasse glätteten sich zu einem so ansteckenden Lächeln, daß die Witwe samt den Waisen sich vor Gelächter rings um den seligen Ernährer herumwälzten."

„Mein Onkel", teilte Cepel mit, „hatte einen Leistenbruch und Angst vor dem Tode. Er unterzieht sich der Operation, der Arzt kommt und sagt: ‚Sie sind gerettet, Sie werden leben.' Und der Oheim stirbt augenblicklich an übergroßer Freude über das wiedergeschenkte Leben. Siehe, auch das Leben pflegt eine tödliche Lebensgefahr zu sein."

„Der Ingenieur Piettak in Bremen erfand eine Selbstmordmaschine, eine Art Privatguillotine mit elektrischem Abzug; die Maschine war herrlich, aber als er sie an sich selbst ausprobieren wollte, versagte der Apparat. Er schoß sich daher in das Herz, traf aber nicht, weil er das Herz infolge einer ungewöhnlichen Anormalie auf der rechten Brustseite hatte. Er genas und beschloß, nunmehr in der Liebe eines Rekonvaleszenten zum Leben weiterzubestehen; er lag im Bette und nahm sich ein Leben à la Tolstoj und Müller vor, aber da stürzte das Haus auf ihn herab und begrub seine Pläne."

„Ich kenne Tode," sprach der finstere Goor, „die einer Parodie gleichen, exzentrische Ab-

gänge gleich den Possen eines Clowns, der die Manege verläßt; ich kenne seltsame Abrechnungen, die halb Witz und halb Grauen sind."

„Einer meiner Freunde legte ein Ekrasitkügelchen in seine Zigarette: er rauchte aus und ward zerfetzt. Die Gräfin Ljutkoff wurde von einer Katze erdrückt; aber das war eine Katze hors concours von der Londoner Ausstellung."

„Mein Bruder Karl erschoß sich mit einem Projektil, in welches die Initiale des Namens seiner Freundin eingraviert und welches nach den Anordnungen des Juweliers Joseph Pronck emailliert war."

„Der Philosoph Swalmius durchbohrte sein Herz mit einem hölzernen Nagel. Rallaro . . . aber das läßt sich nicht sagen. Es gibt Menschen, welche durch ihren Abgang die Majestät des Lebens schändeten und die Majestät des Todes beschmutzten. Es gibt Tode — "

„Ich kenne einen Tod," ließ sich plötzlich der schweigsame Vámes vernehmen, „einen zügellosen, entsetzlichen und unerhörten Tod. Ich kenne einen Tod — einen furchtbaren und rätselhaften — der euer Denken zermalmen und eure Kehle zusammenpressen würde — einen Tod, der sich einst begab und der — mich entsetzt, wenn ich — nicht schlafen kann —

„Nun?" fragte der Gastgeber gespannt.

„Wartet, mir ist nicht wohl," flüsterte Vámes, „ein andermal. E i n a n d e r m a l —" Und er blickte mit bösen, abweisenden Augen vor sich hin und nickte langsam mit seinem großen häßlichen Kopfe. Und plötzlich schlägt der Kopf dröhnend gegen das Holz des Tisches und Vámes' Körper gleitet vom Sessel herab; ein kurzer entsetzter Tumult, und die Kellner schaffen den ohnmächtigen Körper hinaus auf den Gang.

Und nach einer Weile meldete ein Kellner: „Der Herr ist tot!"

Der Prinz erblaßte.

Bernhard Hadra begab sich beklommen zu der Leiche des Freundes.

* * *

Wir waren unser zehn bei jenem Souper, das der Prinz zu Ehren seiner Langenweile gab: Goor, Hadra, Guignard, Vámes, Cepel, Ama-Hahabe, Ralph, der Tod und wir; und kopfschüttelnd sagten wir uns: Sprich mit einer Frau von der Liebe und du rufst die Liebe herbei. Sprich mit einem Manne vom Durste und du rufst ihn hervor. Sprich vom Tode, und er wird kommen. Nun wohl, die ganze Menschheit redet vom Glück und ruft es nicht herbei, und es kommt nie. Schade um Vámes.

Und „Schade", klagte der Prinz, „er hat uns seine Anekdote nicht zu Ende erzählt."





DAS HERZ

Von Otto Zoff (mit zwei Zeichnungen von Hedwig Kruse)

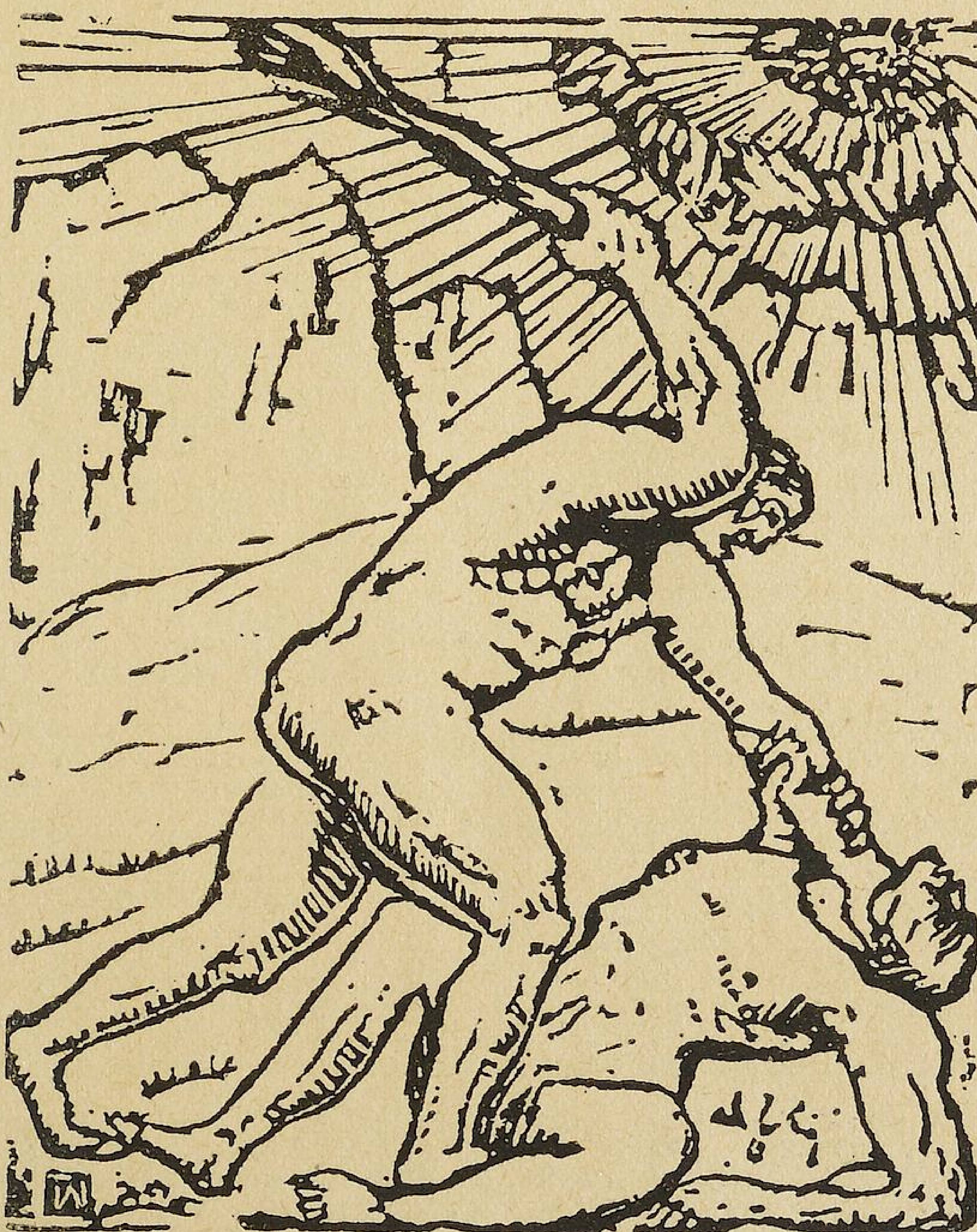
DIESE Geschichte handelt von Sehnsüchtigen des Herzens. Und ihr Held ist einer von den ganz Sehnsüchtigen, wenn diese stillen, traumhaften und verlorenen Menschen überhaupt zu Helden einer Geschichte erwählt werden können. Ich will ihn einfach den Cellisten nennen. Denn da er den ganzen Tag außer Haus war, ohne daß man hätte sagen können, wohin er immer ging, so wußten seine Hausgenossen nicht mehr von ihm, als daß er abends gegen sieben Uhr heimkehrte und dann oft bis in die Nacht hinein Cello spielte. Aber selbst dieses Spiel war so leise, so sehr in sich zurückgehalten, daß es einer großen Stille in den Wohnungen bedurfte, um die Linie der seltsamen Melodien ungebrochen erlauschen zu können. Es konnte an solchen Abenden geschehen, daß das ganze Haus sich in Schweigen stellte, daß alle Gangtüren offen standen, daß man beim Nachtmahl höchste Acht trug, nicht mit den Eßgeräten zu klirren und beim kleinsten Klang einer Gabel oder eines Glases zusammenzuckte. Es kam auch vor, daß sich die Leute auf den Treppen zusammenstellten, wenigstens die Frauen, nur um das Spiel aus innigerer Nähe zu hören, oder daß andere sich frühzeitig ins Bett legten, das Licht löschten und nun so, mit geöffneten Augen in die Nacht starrend, ganz in dem unbegreiflichen Zauber dieses Spieles verloren waren. Den Cellisten selbst kannte niemand näher, denn mit größter Eile stieg er abends die Treppen zu seiner Wohnung im zweiten Stockwerk empor und die ganze Gebärde seiner Gestalt trug entschiedene Abweisung eines jeden Versuches einer Näherung in sich. Er war ein kleiner, ein wenig korpulenter Mann mit einem großen Kopfe, der flammend rotes Haupthaar und einen langen, breithinwallenden, ebenso gefärbten Bart trug. Aber seine Augen konnte man nicht erkennen; denn die Blicke ruhten stets auf den Steinfliesen des Bodens, von den breiten, etwas geröteten Lidern bedeckt. Selbst wenn irgendein Zufall es schon mit sich brachte, daß man ein paar Worte an ihn richten konnte, vielleicht daß sich ihm die Hausbesorgerin wegen dieser oder jener Wohnungsangelegenheit entgegenstellte, — so schlossen sich seine Augen doch nur für den kürzesten Augenblick auf, gleichsam um das oberflächliche Bild des Anredenden zu erfassen, und deckten sich sogleich wieder zu. Einige behaupteten, sein Blick trage den Irrsinn in sich, und da solches mit seinem höchst seltsamen Gebaren in Einklang schien, so stand er seit jeher im Rufe eines geistig nicht ganz Normalen. Die Wohnung neben dem Cellisten beherbergte ein noch junges Ehepaar, das beinahe

ebenso zurückgezogen lebte wie dieser. Die Frau war schon seit mehreren Jahren an den Füßen gelähmt, und man wußte beinahe nicht mehr, wie sie aussah. Der Mann aber hatte nach dem Unglücksfall seinen Posten als kleiner Privatbeamter aufgegeben, um seine Frau nicht allein lassen zu müssen, und den Vorraum der Wohnung als Buchbinder-Werkstätte hergerichtet. Es ist wahr, daß dieses Gewerbe ihm anfangs mehr Hunger als Lebensquellen eingetragen hatte; nachdem aber einmal die ersten Kunden gewonnen worden waren, half das Mitleid der Leute schon weiter. Schließlich hatte er so viel Arbeit, daß er den ganzen Tag in seiner Werkstätte sitzen mußte und so nur durch die offene Tür zu seiner Frau reden konnte, die, im Bette oder an guten Tagen im Lehnstuhl liegend, hin und wieder leise Antworten gab. Nur ein oder zwei Mal in der Woche, wenn eine Kusine seiner Frau zu Besuch kam, verließ er die Wohnung, um ein wenig Luft zu schöpfen, kehrte aber immer schon vor dem Nachtmahl heim und jedesmal von dem Treiben der Straße ein wenig ermüdet und verwirrt.

Es geschah nun eines Abends im Frühling, da im Hof unten der Kastanienbaum mit Kerzen übersäet war, daß es an die Wohnung des Cellisten klopfte, während er gerade daran war, das Instrument zu stimmen. Ärgerlich stand er auf und öffnete die Tür. Im Halblicht des Ganges stand sein Nachbar und sagte:

„Verzeihen Sie vielmals - bitte - ich möchte nicht gern stören -."

Er stockte. Der Cellist, ungeduldig und nur mit ganz schmalen Augen unter den Lidern aufblinzelnd, zauste in seinem roten Bart und sagte: „Womit kann ich dienen?"



Walter Teutsch / Kain und Abel (nach einem Holzschnitt)

Dem Nachbar schien es schwer zu werden, sich seines Anliegens zu entledigen. Seine Lippen setzten einige Male vergeblich zum Sprechen an, bis er endlich, schnell, verwirrt, mit irrenden Augen alles erzählte:

„Wir, meine Frau und ich nämlich, hören Ihnen immer abends zu. Ich weiß nicht, ob Sie wissen, daß meine Frau seit Jahren gelähmt ist und daß sie nichts hat als das bißchen blauen Himmel, der zu uns hereinleuchtet. So freut sie sich immer auf den Abend, wenn Sie spielen. Und wird dann immer gesünder und fröhlicher und vergißt alles."

Wieder stockte er. Der Cellist aber sagte höflich: „Bitte sagen Sie nur, was Sie wünschen."

Dadurch aufgemuntert, fuhr der Mann fort: „Es geht ihr heute besonders schlecht. Schon die ganze letzte Zeit hat sie noch weniger Appetit als sonst und kann sich fast gar nicht mehr bewegen. Und da — da —"

Er spielte ängstlich mit den Rockknöpfen und sah zuerst seitwärts. Dann aber blickte er schnell in das Antlitz des Cellisten, als wollte er sich Mut zu seiner Bitte holen. Der aber fragte:

„Soll ich in Ihre Wohnung spielen kommen?"

Da kam ein Lachen und Stammeln und Schluchzen von den Lippen des Nachbarn, und er schwenkte die Arme vor und die Tränen stürzten ihm aus den Augen. Der Cellist aber war schon in seinem Zimmer verschwunden und kehrte gleich wieder zurück, das Instrument in der einen, den Bogen in der anderen Hand, und sagte nur „So: . . ."

Wieder wollte der Nachbar etwas zum Dank sagen und es fielen ihm auch Worte von den Lippen, aber

die Erregung ließ sie sinnlos verflattern. Mit plumpen Bewegungen stürzte er dem Cellisten voraus und riß die Türe auf und bat ihn, einzutreten. Dieser folgte leisen Schrittes, und als sie durch die Werkstätte in das Zimmer traten, blieb er gleich bei der Türe stehen. Dann aber sah er gegenüber eine bleiche, abgezehrte, blonde Frau zwischen hohen Kissen liegen, die die Hände vor sich auf die Decke gestreckt hielt und nun von diesen zur Türe hinübersah und den rothaarigen Fremden erschreckt anblickte. Aber schon im nächsten Augenblick sah sie das Cello und ein breiter, strahlender Kreis von Licht legte sich um ihr Gesicht. „Ah", rief sie mit einer ganz dünnen und dennoch jubelnden Stimme und hob zitternd die Hände und richtete sich ein wenig auf, um gleich wieder hell lächelnd und müde zurückzufallen.

Schon früher hatte der Gast einen „Guten Abend" gewünscht; nun folgte er der Einladung des Mannes und trat tiefer in das Zimmer, ließ sich auf dem dargebotenen Sessel nieder und saß so, von der Fremdheit dieser Stimmung ein wenig beengt, mit der Hand über die Saiten der Geige spielend, hier, die Augen beinahe wieder geschlossen.

„Denk dir, welch ein Glück das ist", rief der Mann. „Wir werden dieses Spiel hier ganz von der Nähe hören! Hättest du dir das je denken können?"

Er lachte, an dem Kopfende des Bettes stehend, zu ihr hinab, und sie ergriff seine Hand und hob das von Lächeln übersilberte Gesicht zu ihm auf. Dann aber sagte sie zu dem Gaste, der immer noch schweigend und versunken dasaß: „Wie sollen wir Ihnen das jemals danken?"

Er aber, statt der Antwort:

„Ich möchte am liebsten gleich beginnen."

Da holte der Mann sich einen Sessel herbei und saß dann, seine Hand in ihre beiden gelegt, erwartend da. Sie schwiegen alle, während der Cellist leise die Saiten stimmte, sie straffer drehte, den Bogen einstrich. Unterdessen war die Dämmerung ganz in das Zimmer getreten und umhüllte die ärmlichen Dinge mit runden, blauen Schleiern. Draußen aber, vor dem Fenster, flimmerten die langen und spitzen Dächer und hoben sich auf, und darüber waren wenige Sterne entzündet.

Nun begann das Spiel. Aber es wäre ein vergebliches Bemühen, es in Worten wieder darstellen zu wollen. So zart hoben sich die Töne von den Saiten und so sehr voll Liebe kamen sie einander zu und umarmten einander und schwebten wieder irgendwohin, in die blaue Frühlingsnacht hinaus und durch alle Türen des Herzens, daß die Rede, die es beschreiben will, beschämt in sich selbst zurücksinkt. Liebe und Innigkeit ohnegleichen erfüllte das Zimmer. Zu allen Dingen und zu allen Wänden sang das Lied, und Dinge und Wände gaben ihm ihre unbekannten Seelen und sie waren nun darin zerflochten: es wurde das Lied der Stube und jener Leben, die sie umschloß. So viel Liebe war ausgeströmt und wölbte sich nun wie ein schöner Regenbogen — man kann es nicht anders sagen — über den ganzen Hof: so daß alle Geräusche still standen und auslöschten.

Aber man mußte auch den Spieler selbst sehen, und dann war diese unfaßbare Macht der Melodien begreiflicher gemacht. In dem Dunkel sah man nur sein Gesicht und seine Hände, die sich bleich, wie blutleere Glieder, milde mit dem Strich des Bogens bewegten. All ihr Leben schien aus ihnen in das Instrument verströmt zu sein. Die Lider lagen schwer auf den Augen, sie lagen unter der Stirne ganz in Schatten, und der Mund war wie zum ewigen Schweigen, wie in einem eisigen Zorn erstarrt. Aber die Hände, lang und mager und blutlos, schienen noch immer die Sehnsucht dieses Leibes in das lebende Cello überzuleiten, schienen nur Mägde eines ungeheuren Willens zu sein.

Und das Spiel brach ab und die Stille stand schwer über dem ganzen Raum. Der Cellist sank in sich zusammen, sein Kopf fiel zwischen die Schultern und der Ausdruck des gerade vorhin noch starren Gesichtes war mit einem Male wie von Müdigkeit gelöst.

Da sagte die Frau, nachdem alle drei lange im Schweigen verharrt hatten, leise wie singend:

„Es ist, als sollte der liebe Gott zu uns kommen . . ."

Der Cellist fuhr auf, wie von einem Schlag getroffen, und zum ersten Male sah man seine Augen weit aufgerissen. Das ganze Gesicht schien mit einem Male ein anderes zu sein, schien sich selbst verloren zu haben. Man sah seine kleinen gelben Zähne sich zwischen den Lippen



A. Dürer — Die apokalyptischen Reiter

vorstrecken, als sollte im nächsten Augenblick der Mund zu einem furchtbaren Schreien aufgerissen werden. Und so, während seine wasserhellen Augen sich immer weiter aufzuweiten schienen, sagte er schwer und flüsternd wie ein Geheimnis:

„Ich warte schon so lange, daß Gott kommt ... Ich rufe ihn jeden Abend ... Aber ich kann ihn nicht zwingen ..."

Und die Frau:

„Als Sie spielten, hörte ich alle Engel eintreten, so leise sie auch kamen. Manche zögerten lange; aber sie mußten schließlich doch kommen ... Ich hörte, wie sie draußen vor dem Fenster schwebten und wie sie auf den Aesten des Kastanienbaumes ruhten."

Der Cellist hielt die Augen wieder geschlossen. Und wie er nun also etwas vorgeneigt dasaß, leuchtete die Stirne aus dem Dunkel goldenweiß auf; als wäre sie von allen heiligen Lichtern verklärt. Und er sagte nach einem Schweigen:

„Ich gäbe mein Herz dafür, wenn mein Spiel Gott bewegen könnte, zu kommen ... Denn wie darf mich einer richten, der unbewegt auf steinernen Thronen ruht und nicht weiß, was Leid und Sehnsucht ist ... Soll er mein Richter sein, so muß er weinen können ..."

Aber der Mann entgegnete:

„Er ist über allem Gefühl. Und wenn Sie sich Ihr Herz aus dem Leibe reißen würden, es würde seine Wimpern nicht um das wenigste zucken machen ..."

Da strich der Cellist zaghaft mit dem Bogen über eine Saite. Es gab einen einzigen Ton, der zitternd aus der Stille sich aufhob, hell und groß wurde und nun mit einer unsagbar süßen, wehen Farbe zu blühen begann. Und es kam ein anderer Ton, tiefer, müder als der erste, und suchte diesen und rief ihn und fand ihn, und sie gingen beide miteinander aufwärts in eine große Helle hinein. Da stand ein dritter Ton vor ihnen, ganz ehern, und sie neigten sich vor ihm und waren wie Kinder und gingen ihm nach. Nun sangen sie alle drei und hoben sich los und schwebten nebeneinander, voll Licht.

Der Cellist saß ganz vorgebeugt, sein Gesicht war vollständig zusammengepreßt, war ganz klein und beraubt und gleichsam nach innen verloren. Nur um den Mund zuckte es wie in jenen ungeheuren Schmerzen, die selbst den Lippen nicht mehr erlaubten sich zu öffnen. Und je erhobener und sehnsüchtiger die Melodie wurde, desto mehr sank er zusammen und seine Hände bewegten sich gleichsam allein für sich, als hätten sie zu dem übrigen Leibe keine Beziehung mehr.

Und da geschah das Seltsame: die Frau, die sich während des Spieles immer höher aufgerichtet hatte, legte mit einem Male die Decke von ihrem Leib und stand auf. Und es geschah das andere, daß ihr Mann, der die ganze Zeit neben ihr gesessen und ihre Hände gehalten, darüber gar nicht verwundert war und sich neben sie hinstellte und seinen Arm langsam und mild um ihren Nacken legte und daß sie nun beide, wie geführt von dem heiligen Singen, zum Fenster schritten. Und während der Cellist immer tiefer in sein Spiel verloren ging und aus einer letzten Anstrengung sich mit jedem Bogenstrich auf dem Sessel hin und her schwenkte, standen die beiden nun am Fenster und blickten einige Zeit schweigend hinaus, bis die Frau leise, aber mit einer ganz hellen Stimme aufrief:

„Dort ... dort ... dort ..."

Ihr Mann aber beugte sich vor und sein Gesicht war mit einem Schlage von einer Flut von Licht umschlossen. Und während er mit gebannten Augen hinabsah, wandte sich sein Leib und seine Stimme wallte auf, als er dem Cellisten zurief:

„Er ist gekommen ... er ist gekommen ...! Er steht unter dem Baum ... Hören Sie nicht, was ich sage? Hören Sie doch: er steht unter dem Kastanienbaum und lehnt sich an den Stamm und zittert ... Ich sehe seine Hand ... ich sehe seine Augen ... sie fließen von Tränen. ... Hören Sie nicht? So kommen Sie doch!" ...

Da fing seine Frau neben ihm zu zittern an und bebte und schluchzte auf und weinte ohne Maßen. Er aber stammelte wirre, unverständliche Worte und fuhr mit den Händen durch die Luft und gebärdete sich wie toll. Und so gewaltig erfaßte beide dieses Wunder, daß sie halb unter irren, jauchzenden Worten, halb unter wildem Weinen sich aneinander warfen. Und so sich innig umschlossen haltend, starrten sie dann mit nicht mehr irdischen, gleichsam allen Rätseln erschlossenen Gesichtern zu dem strahlenden Baum hinab. Dazwischen aber riefen sie immer wieder den Cellisten, ohne daß sie ihre Blicke nach rückwärts wenden

konnten; sein Lied glich nun einer lichten Schar von Vögeln, die mit einem Jauchzen zu den Wolken aufsteigen.

In diesem Augenblick nun, da die Melodie gleichsam an die Sterne stieß und da die Augen der beiden Sehenden von dem Lichte Gottes erblinden wollten, in diesem Augenblick geschah ein Lärm wie von dem Fall eines leichteren hohlen und dann eines schweren Körpers. Das Lied stürzte in sich zusammen und der Hof war mit einemmal wieder dunkel und leer. Die beiden hatten sich erschreckt umgewandt und schrien nun zu gleicher Zeit auf, als sie ihren Gast leblos am Boden liegen sahen. Als sie hinzulaufen wollten, konnte es nur der Mann, denn die Frau war unfähig, auch nur einen Fuß zu rühren oder sich auch nur um das Geringste vorzuschieben. Und als der Mann, verwirrt und ungeschickt, sich zu dem leblos Daliegenden niederbeugte, begann sie, immer noch verzweifelnd und ohnmächtig an ihrer Stelle stehend, und während sie sich mit beiden Armen nach rückwärts auf das Fensterbrett stützte, wie ein verwundetes Tier zu wimmern, so daß der Mann wieder erschreckt auffuhr und nun nicht wußte, wo er zuerst zugreifen sollte und in seiner grenzenlosen Verwirrung eine Zeitlang im dunklen Raum auf- und abschwankte, wie von einem Wind zu allen Seiten gezwungen. Bis er endlich zu seiner Frau zurücklief, wobei sein Fuß in das Cello schlug, das mit unzähligen, wilden, wehen Geräuschen aufschrie



und auseinanderfiel. Mittlerweile schleppte der Mann, mit sinnlosen, oft durch Tränen beschwerten Stammelworten sein Weib zum Bett zurück, wo sie alsbald, ganz in den hohen Kissen vergraben, wieder dalag, erschöpft, mit zischendem Atem, und von Zeit zu Zeit ein leises Ächzen ausstoßend. Der Mann aber kniete schon wieder bei dem Gaste, dessen Hände langsam die Kälte des Todes empfingen. Und während von dem Bette immer das winselnde Wimmern der Frau kam, und während die Nacht, aus den Winkeln des Zimmers zum Fenster schreitend, überall ihre Hand auflegte und jedes Ding von den drei armen Menschen gleichsam zurückschob, und während aus den Nachbarwohnungen wieder der Lärm des Alltags kam, von irgendwo das Gezeter einer Frau und dann wieder das Klirren von Geschirren, kniete der Mann vor dem Toten und tastete ihm einmal das Gesicht, einmal die Hände an und legte ihm sein Ohr an die Brust und schauderte und ließ seine schweren Tränen ohne Scham niederfallen.

Als am nächsten Tage dann dieser seltsame, rothaarige Tote von gerichtlicher Seite obduziert wurde, stand man vor einem Rätsel. Der Leib war von keiner Krankheit verzehrt. Aber beim Sezieren der Brust ergab es sich, daß an der Stelle des Herzens nur mehr eine vertrocknete, zusammengeschrumpfte Hautblase war, so, als wäre dieses von einem durstigen, gierigen Munde ausgesaugt worden.



DER VOREILIGE LEICHNAM

Von Wilhelm Nhil
(mit zwei Zeichnungen von E. Heigenmooser)

HEUTZUTAGE wird einem das Sterben leicht gemacht. Man hat nichts weiter zu tun, als krank zu werden, alles andere besorgt der Arzt und die Leichenbestattungs-unternehmung Foster&Foster. Diese renommierte Firma liefert vom Sarg bis zum gerührten Leidtragenden alles, was man zu einem behaglichen Begräbnis nötig hat. Verlangen Sie Spezialtarif und machen Sie einen Versuch.

Wir hatten bei einem Klienten von Foster & Foster die Leichenwache und begaben uns des Abends — natürlich noch einen Whisky; ich fange doch erst an zu erzählen — und begaben uns des Abends nach dem Trauerhause. Eine gewisse festliche Stimmung hatte sich unser bemächtigt, denn es war die fünfhundertste Leiche, der wir unsere Aufmerksamkeit angedeihen ließen, und wir gedachten der Jubiläumsnacht einen festlichen Anstrich zu geben.

Der Leichenwäscher und sein Gehilfe hatten den Mann bereits in Begräbnisdreß gesteckt, nach amerikanischer Manier hübsch geschminkt und auf Eis gelegt wie eine Delikatesse. Er lag so sauber aufgebahrt, wie sich's einer nur wünschen kann. Zur Erhöhung des festlichen Eindrucks zündeten sie sechs Wachskerzen in mächtigen Ständern an. Dann verließen sie das Haus, um der nächsten Leiche ihre bei Foster & Foster bestellte Fürsorge angedeihen zu lassen.

Jimmy und ich setzten uns enttäuscht zu beiden Seiten des Sarges hin, um die Nacht über aufzupassen, ob der Insasse was brauchte. Da wir fünfhundertmal, einen Sarg zwischen uns, beisammengesessen hatten, war der Gesprächsstoff ziemlich erschöpft. Bei derartigen Gelegenheiten war sonst ein teilnehmender Nigger oder ein gefälliges irisches Stubenmädchen so freundlich gewesen, uns Gesellschaft zu leisten. Oh, es waren unterhaltsame Abendessen, die wir auf dem Sargdeckel improvisiert hatten; unsere Fröhlichkeit war gedämpft, aber unwiderstehlich, und mancher Tote hätte mitgelacht, wenn dies mit seiner steifen Würde in Einklang gewesen wäre. Aber dieses Haus war, Gott verdamm mich, bis auf den Toten vollständig ausgestorben.

Wir langweilten uns abscheulich zu dritt und Jimmy sah den Toten vorwurfsvoll an. Wir kauten Tabak, aber dies allein ist keine ausreichende Beschäftigung. Wir zählten die Stearintropfen, die von den Wachskerzen herunterkollerten. Wir machten sarkastische Bemerkungen über den Toten, aber er stand nicht auf, um sich mit uns zu prügeln, und so schwiegen wir entmutigt. Der Mangel an geselligem Hauspersonal hatte unserer Festesstimmung Abbruch getan. Es blieb nichts anderes übrig, als den Kontrolleur abzuwarten, dann den mitgebrachten Whisky ohne besondere Formalitäten zu vertilgen und nachher ein Schläfchen zu machen.

Die Leiche lag sauber rasiert in einem bequemen Metallsarg und hatte die Hände zufrieden über den Bauch gefaltet. Das rechte Lid stand einen Spalt breit offen und der Tote blinzelte mit schalkhaft verdrehtem Augapfel

nach mir, wie ich dasaß und mich langweilte. Bis ich ärgerlich wurde und ihm den Augendeckel zuklappte.

Auf seinem geschminkten Wachsgesicht lag ein einfältiges Lächeln. Wenn man länger hinblickte, sah er aus wie einer, der sich einen Witz erzählen ließ und solange provisorisch lächelt, bis er die Pointe kapiert hat. Augenscheinlich hatte ihn die Situation überrascht und er brauchte Zeit, sich zu ihrer vollen Erkenntnis durchzuringen.

Es gibt Leichen, die mit einer gehörigen Portion Selbstzufriedenheit daliegen und sich als Mittelpunkt der Festlichkeit fühlen, die ihnen zu Ehren veranstaltet wird. Andere wieder tragen eine erstaunt lächelnde Unbefangenheit zur Schau, wie ein Schauspieler, der sein Jubiläum feiert und so tut, als ob er von den Huldigungen überrascht wäre. Es gibt Leichen, die sich mit einer verbissenen Wut in den Sarg drücken, weil sie sich hatten unterkriegen lassen. Unsere Leiche konnte sich nicht entschließen. Sie störte ihre Behaglichkeit, indem sie sich Gedanken machte.

Als der Kontrolleur, der nachsah, ob wir uns auch vertrügen, wieder weg war, griff ich zur Flasche, weil ich das begriffstutzige Grinsen des Sargmannes nicht mehr vertragen konnte. Ein Glück, daß wir den Kerl unbeschädigt abzuliefern hatten. Jimmy zündete gegen das Verbot im Kamin ein mächtiges Feuer an, denn die Winterkälte biß gehörig; dann trank auch er, nicht ohne über das miserable Haus zu knurren, wo man sich seine Verpflegung selbst mitbringen müsse. Wir tranken, um unsere Langeweile zu betäuben, und tranken zu rasch. Jimmy schlief neben dem Sarg ein und ich öffnete der steigenden Hitze wegen das Schiebefenster — mit einer Sicherheit, die glänzend meinen noch ziemlich nüchternen Zustand bewies. Jimmy war viel mehr betrunken als ich.

An das Gitter des Vorgartens gelehnt, stand ein Schutzmann, der augenscheinlich ebenso überflüssig war wie wir; er sah zum Himmel und gab acht, daß kein Stern abhanden kam. Er war so freundlich, die Einladung auf ein Glas Whisky anzunehmen und wälzte bereitwillig den ansehnlichen Leib durchs Fenster, um sich den Umweg durch die Eingangstür und den Flur zu ersparen. Wir knufften Jimmy wach und der Gast brachte Leben in die Bude. Er hatte Humor und wußte aus der Situation wirksame Scherze zu schlagen. „Attention, my boys," unterbrach er sich plötzlich, „der tote Gentleman liegt im Sarg wie in einer Badewanne." Verdammt, die Hitze des Kamins hatte das Eis im Sarg zum Schmelzen gebracht; wir hoben den Toten heraus und legten ihn auf einem Ruhebett trocken. Jimmy erklärte zwar, er sei Leichenwächter und nicht Kindermädchen, aber er half doch den Sarg zum Fenster hinausheben. Wir schütteten das Wasser aus und machten uns daran, frisches Eis zur Füllung vom Boden und dem Gitter zu schlagen. Der Schutzmann hatte den guten Willen, mit Hand anzulegen, aber er war auch schon stark besoffen und durfte sich auf gewagte Gleichgewichtsverschiebungen nicht mehr einlassen.

Als wir den Sarg und uns endlich ins Haus zurückbugsiert hatten und daran gehen wollten, die Geschichte wieder aufzubauen, saß die Leiche aufrecht auf dem Ruhebett und stierte uns entsetzt an. Es macht einen komischen Eindruck, Jungens, wenn eine Leiche dasitzt und sich vor sich selber fürchtet. Mir war auch nicht behaglich zumute, denn ich hatte eine dunkle Ahnung, daß der Zwischenfall nicht ohne Scherereien vorübergehen würde. Jimmy starrte die Leiche krampfhaft grübelnd an und kämpfte mit Schlucken und der policeman schwang bedrohlich seinen Buchsbaumknüppel; er witterte einen Verstoß gegen die allgemeine Ordnung.

Die Leiche drückte wie wahnsinnig auf einen Taster. „Ich will meinen — hup — Hut essen," sagte Jimmy, „wenn Sie außer uns jemand im Hause finden. Die Dienerschaft ist zum Teufel gegangen."

Der Mann sah verstört herum: „Mir war heute nachmittag ein bißchen schlecht. . . ."

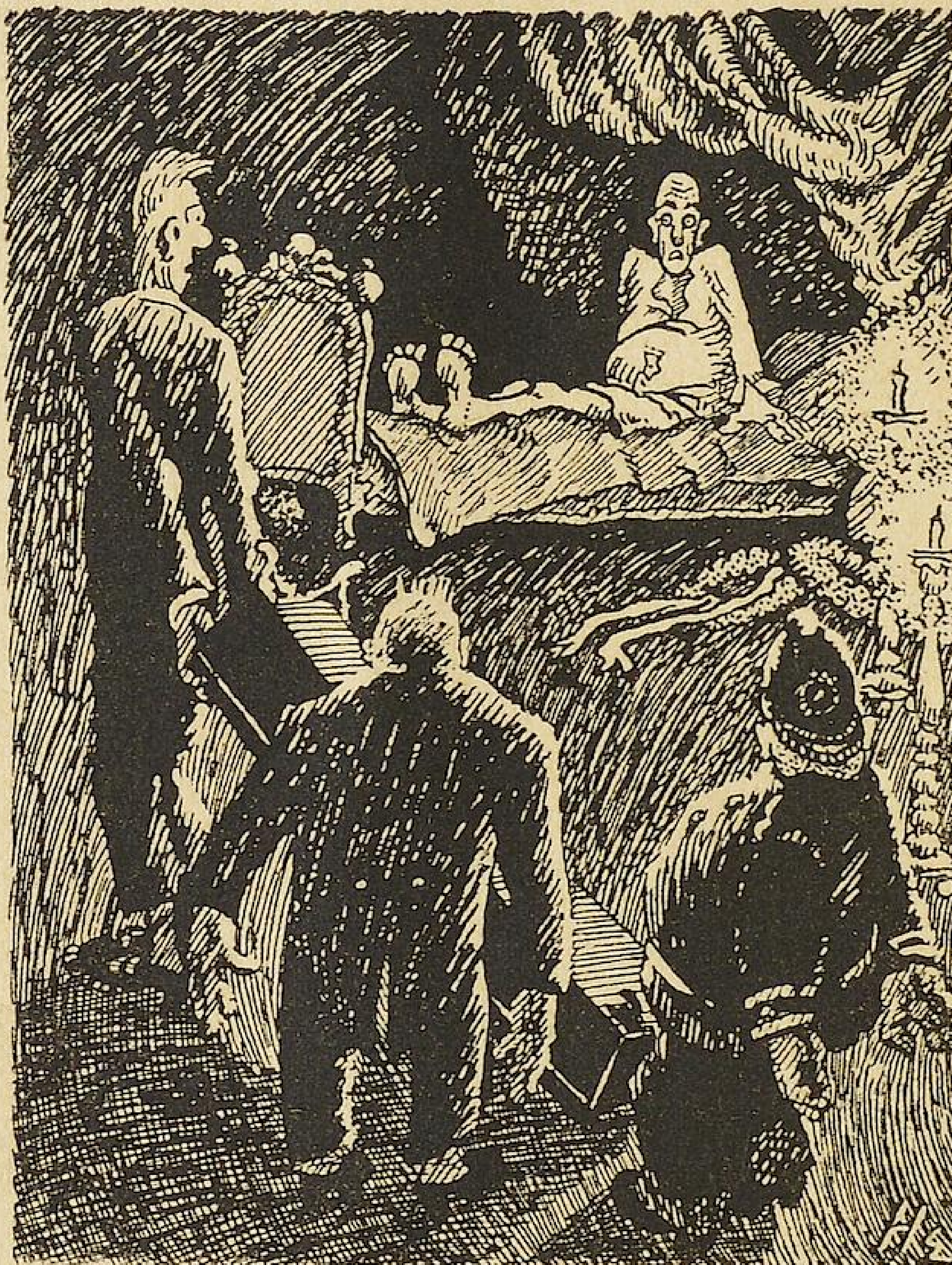
„U-und weil Ihnen ein bißchen sch-schlecht ist, legen Sie sich gleich in den Sarg", tadelte Jimmy.

„Wehleidiger Kerl!" schnaubte der Schutzmann.

„Ich ließ Dr. Patterson rufen. . ." setzte der Tote verwirrt fort.

„Ho, Dr. Pa—Paterson!" gröhlte Jimmy vergnügt. „Der ist etwas rasch mit dem Sterbenlassen, weil er für jede gelieferte Leiche von uns — hup — Prozente bekommt."

„Aber ich bin keine Leiche!" schrie der Mann. „Sehr bedauerlich," flüsterte der Schutzmann, da er es für pietätlos hielt, in einem Sterbezimmer laut zu sprechen. „Sie hätten sich's besser überlegen sollen. Ich vermute, Sie werden große Sch — Scherereien haben."



„Wie steht's mit dem Vermögen?" forschte Jimmy. „Nach der sorgfältigen Effff — Effektuierung unserer Firma zu urteilen..."

„Ja," sagte der Mann, „ich habe alles meinem lieben Vetter, dem Rechtsanwalt Elias Roß vermacht."

Jimmy kniff ein Auge schmerzlich zu; offenbar erwartete er von der Person des Erben gewisse Schwierigkeiten. „Ein bekannt knickeriger Herr," meinte er. „Ich denke, er war es, der Ihr — hup — Personal auf der Stelle entließ, um den Lohn zu sparen. Eine böse Gesch — schichte!"

Die Leiche wollte nicht einsehen, warum das eine böse Geschichte sein sollte, und Jimmy setzte ihr seine Gründe auseinander. Er sprach nicht besonders fließend, weil Whisky über ein gewisses Quantum hinaus kein Elixir für Redner ist, aber er disputierte mit einer Hartnäckigkeit, die ihren Eindruck nicht verfehlte. Er bemerkte, daß der Totenschein bereits ausgestellt sei — „Irreführung der Behörden!" schnaubte der Schutzmann dazwischen — daß Foster & Foster vom Abbestellen des Leichenbegängnisses nichts würden hören wollen und daß der Rechtsanwalt Elias Roß wegen einer Lappalie wahrscheinlich nicht gutwillig die Erbschaft herausgeben würde, weshalb der Tote werde sein eigenes Testament anfechten müssen.

Es war alles Unsinn, was Jimmy schwatzte, aber wir hatten keinen klaren Kopf und konnten die durch den Zwischenfall geschaffene Situation nicht überblicken. Wenn der Tote uns angebrüllt und aufgefordert hätte, das Maul zu halten, wäre alles in Ordnung gewesen. Wir hätten uns gefügt und ihm die Regelung dieser Angelegenheit überlassen. So aber hatte der Mann sein Gleichgewicht noch nicht erlangt — seine Aufbahrung erlebt man ja schließlich nicht alle Tage — und ließ sich von seinen Wächtern einschüchtern, die mit fanatischer Beharrlichkeit an ihrer Ansicht festhielten, es wäre für alle Teile das bequemste, wenn sich der Mann wieder in den Sarg legte. — Kinder, Kinder, der Whisky! Übrigens noch ein Glas!

So starrte uns der Mann der Reihe nach verzweifelt an; plötzlich sprang er auf und raste durch die Tür.

Der Schutzmann war der erste, der die Wirkungen des Alkohols überwand und die Verfolgung aufnahm. Er fühlte sich verpflichtet, zu intervenieren. Daß sich einer so ohne weiters aus dem Sarg erhob, versetzte den gesellschaftlichen Einrichtungen einen schweren Stoß. Wenn jede Leiche einfach wieder lebendig werden konnte, so war zum Beispiel der staatserhaltende Gedanke einer Hinrichtung in Gefahr. Mit bemerkenswerter Schnelligkeit passierte er die Tür, leider zugleich mit Jimmy. Und das hatte zur Folge, daß er glatt an den Türstock gepreßt wurde und bei dem Bemühen, durch keuchendes Atemholen seine ursprünglichen Konturen wiederherzustellen, ins Hintertreffen geriet. Während Jimmy durch den Druck der verengten Öffnung wie aus einem Gewehrlauf aus der Tür geschossen wurde. Ich raste ihm durch den Flur auf die Straße nach. Wir sahen die Leiche noch vor uns herstürzen, plötzlich wurde sie von der Dunkelheit verschlungen. Guten Appetit!

Wir liefen herum und fragten jedermann nach unserer entlaufenen Leiche. Ein gut gelaunter Schutzmann lachte schallend auf, so daß Jimmy wütend wurde und ihm eine herunterhieb. Sofort setzte er seine Signalpfeife in

Tätigkeit und die vereinigte Polizeimacht des Reviers veranstaltete eine aufregende Jagd auf uns, die uns von unseren Nachforschungen stark ablenkte, aber glücklicherweise erfolglos verlief. Wir suchten weiter und einige Iren trafen Anstalten, uns zu verprügeln, weil sie sich einbildeten, wir wollten sie mit unserer Leiche verulken. Es war die Entscheidung nicht immer leicht, ob wir die Leiche verfolgten oder verfolgt wurden. Ein Mann aus Chicago fragte uns, was wir brauchten. Wir brauchten dringend eine Leiche von dem und dem Aussehen. Er bot sich an, für fünfzig Dollars aus dem nächstbesten Passanten, der unseren Anforderungen entspräche, eine zu machen. Als er unsere Enttäuschung sah, ging er mit seinem Preis stark herunter, aber wir machten von seinem Entgegenkommen keinen Gebrauch.

Es half nichts, wir fanden die Leiche nicht und mußten dem Bureau von Foster & Foster Meldung erstatten. Man brachte uns auf der Stelle aufs Polizeiquartier, denn die Sache war ganz klar: es lag Leichenraub vor; wir hatten den uns anvertrauten Leichnam einer Privatanatomie zu Studienzwecken verkauft. Für unsere Erzählung vom Erwachen und Davonlaufen der Leiche erhielten wir von den Polizisten Fußtritte mit der Aufforderung, wir sollten nicht so saudumm schwindeln. Die Fußtritte wiederholten sich durch zwei Tage, so oft wir verhört wurden, und der erboste Polizeiinspektor kündigte uns ein paar ordentliche Hiebe über den Schädel mit dem Gummiknüppel an. Wir beriefen uns auf das Zeugnis des Schutzmannes, der mit uns Whisky gesoffen hatte. Auf Grund unserer Angaben wurde er ausfindig gemacht und uns gegenüber gestellt. Der fette Schuft erklärte alles für pure Erfindung, behauptete, seinen Posten nicht verlassen zu haben, und schwor, er habe uns nie gesehen, worauf wir wieder unsere obligaten Fußtritte erhielten. Die Sache sah verdammt nach Zuchthaus aus.

Na, wir sollten eben jeder in sein Loch abgeführt werden, da kam so ein Zeitungskerl dazu, wie sie gern bei der Polizei herumlungern, schnappte noch die letzten Worte auf und ließ sich von uns den Sachverhalt erzählen. Er schrieb das halbe Notizbuch voll, rief fortwährend dazwischen, daß sein Blatt etwas Ähnliches gemeldet habe, und schoß endlich davon.

Der Mensch hat fixe Arbeit gemacht. Im Abendblatt war der Fall bereits aufgeklärt, wir waren photographiert, interviewt, von der Polizei losgeeist und die entlaufene Leiche hatte er auch zustande gebracht und ausgefragt. Es war eine verwickelte Geschichte. Die Leiche war damals von uns auf das nächste Polizeidistriktsamt gelaufen und hatte atemlos herausgestottert, daß man sie gegen ihren Willen begraben wolle. Der geschminkte Mensch mit seinem verwirrten Benehmen machte keinen vertrauenerweckenden Eindruck und die Behandlung, die man ihm angedeihen ließ, war der unserigen konform. Zuerst hielt man ihn für betrunken und prügelte ihn durch, um ihm den Rausch auszutreiben, Als er bei seinen Behauptungen beharrte, hielt man ihn für verrückt und prügelte ihn durch, um ihm Vernunft beizubringen. Da er sich hartnäckig auf seinen Vetter, den Rechtsanwalt Elias Roß berief, wurde dieser geholt. Der erklärte, sein Vetter sei tot, der Leichnam gestohlen worden und der Schwindler da mache sich den Umstand zunutze, um zur Erbschaft zu kommen. Schließlich steckte man die Leiche in die Zwangsjacke und schob sie ins Irrenhaus, wo sie der Zeitungsmensch noch rechtzeitig ausfindig machte.

Der Fall hat viel Staub aufgewirbelt und der Rechtsanwalt zog es vor, sich in einem andern Staat niederzulassen. Über das verlorene Erbe hat er sich nicht schlecht geärgert und in der ersten Aufregung ein Tischtelephon und zwei Bureaujungen beschädigt. Die Reparatur kostete ihm einiges Geld.

Was aus der Leiche geworden ist? – Um sein Erlebnis und die kolossale Reklame, die ihm die Zeitungen gratis gemacht hatten, ordentlich auszunützen, hat sich der Mann als Prophet etabliert und eine neue Religion gegründet, eine Religion der Wiedergeburt. Jetzt hat er ein Einkommen von mindestens 80 000 Dollars jährlich und einen ganzen Harem von Jüngerinnen. Er war so nett, Jimmy und mich nicht leer ausgehen zu lassen, denn wenn wir damals kein Feuer gemacht hätten, wodurch das Eis im Sarg schmolz, hätte er keine Gelegenheit mehr gehabt, als Apostel Geschäfte zu machen.

Nein, Namen nenne ich keinen. Ihr könnt euch selber denken, wer er ist, Na, es ist Zeit, sich schlafen zu legen. Der Herr da zahlt meine fünf Whiskys. Guten Abend, Jungens."

Weltaschermittwoch

Edgar Steiger

Noch einmal dreht's ihn um die eigne Achse —
Dann liegt er auf dem Pflaster steif und starr,
Als lauscht er ängstlich, ob der Mond noch wachse,
In einer Lache Blut — der letzte Narr,
Den Hinterkopf an eine Gaslaterne
Gelehnt (auch sie hat weise Sparsamkeit
Schon ausgedreht. Die Konkurrenz der Sterne
Erfüllt den tiefsten Wunsch der großen Zeit).
Er schnarcht. Das Rasseln der verschleimten Röhre
Rückt ihn hinüber wie ein Omnibus —
Und jetzt — als ob er seinen Kopf verlöre —
Rollt etwas fort und flüstert leise: Schluß!

Und dann? Die Frage hab ich längst erwartet
Und bin zur Antwort alsobald bereit —
Nicht etwa, weil das Ganze abgekartet;
Doch fühl ich mich als echtes Kind der Zeit.
Ihr wißt, die Mystik wurde wieder Mode,
Das heißt: das klare Denken ist verpönt;
Doch hat die Tollheit — Hamlet sagt's — Methode,
Hat man sie schnell sich an- wie abgewöhnt.

Also: der Mann — er lag, wie ich geschildert,
Zu Füßen der Laterne steif und starr,
Die Augen kalt wie Glas, das Haar verwildert
(»Der gute Europäer« hieß der Narr,
Der Mann, dem Friedrich Nietzsche Pate stand,
Der mit der Peitsche zu den Weibern ging) —
Er hing jetzt, während er sich selbst entschwand
Und wie ein Trunkner weiße Mäuse fing,
Er hing bereits — als winzig kleine Blase
Dem finstern Schutzmann, der die Straße kreuzte
Und noch soeben seine Nase schneuzte,
Ein Tropfen Gold an eben dieser Nase —
Und war zugleich die blaue Himmelsdecke,
In die sich schlafend unsere Erde wickelt,
Wenn sie sich langsam wie die Weinbergschnecke
Den dunkeln Ringgang durch das Weltall pickelt —
Und war das Hirn, das all die Wunder denkt
Vom Sternennebel bis zum Wassertropfen —
Die Hand, die Sonne, Mond und Sterne lenkt —
Ein Mutterherz und eines Herzens Klopfen
Und er, um den es klopft — — der tote Narr
Zu Füßen der erloschenen Laterne!
Nur daß er jetzt, da seine Hände starr,
Als Würmchen, das in seinem Ohr verschwindet,
(Er sieht es lächelnd wie aus weiter Ferne)
Sich selber schmausend, Schluß und Anfang findet..

Da schlägt es Mitternacht vom Petersturm —
Der Aschermittwoch dämmert blutig rot —
Du aber kriechst, ein blinder Erdenwurm,
Durchs Ohr des Lebens schmausend in den Tod.



A. v. Czibulka

DIE POSTKUTSCHE

Von Amelia Edwards
(aus einer von Charles Dickens herausgegebenen Novellensammlung)
übertragen von Richard A. Bermann

ICH war den ganzen Tag mit meinem Jagdgewehr unterwegs gewesen und hatte nichts Nennenswertes geschossen. Es herrschte Ostwind, wir waren im Dezember. Der Ort der Handlung war ein düsteres, weites Heideland im fernen Norden Englands.

Ich beschattete meine Augen mit meiner Hand und starrte lange in die steigende Finsternis, dorthin, wo das purpurne Heideland in eine Kette niederer Hügel überging, etwa zehn oder zwölf Meilen weiter. Nicht der schwächste Rauchfaden, nicht das kleinste bebaute Feld, keine Hürde, kein Zaun begegnete meinen Blicken. Es blieb nichts anderes zu tun übrig als vorwärts zu gehen und auf gut Glück am Wege irgend eine Unterkunft zu suchen.

Unterdessen begann der Schnee mit bedenklicher Beharrlichkeit zu fallen und der Wind

hörte auf. Die Kälte wurde empfindlicher und die Nacht stieg schnell herauf. Mein Herz wurde mir schwer, als ich bedachte, wie meine junge Frau wohl schon durch das Fenster unseres kleinen Wirtshauszimmers nach mir aussah; und ich dachte an die Sorge, die ihr in dieser langen Nacht bevorstand. An diesem Morgen, als wir Abschied genommen hatten, hatte sie mich beschworen, vor Einbruch der Dunkelheit zurück zu sein, und ich hatte es ihr versprochen.

Müde wie ich war, dachte ich, wenn ich nur ein Abendessen, eine Stunde Ruhe und einen Führer bekäme, würde ich wohl bis Mitternacht zu ihr heimkehren können.

Und währenddessen fiel der Schnee und die Nacht wurde dunkler. Ich blieb von Zeit zu Zeit stehen und rief, aber meine Schreie schienen das Schweigen nur tiefer zu machen. Ein unbestimmtes Unbehagen befiel mich und ich begann mich an Geschichten von Wanderern zu erinnern, die im fallenden Schnee marschiert waren, bis sie sich todmüde niederlegten und ihr Leben im Schlafe aufgaben. Um den Gedanken loszuwerden, rief ich nochmals, lauter und länger, und dann horchte ich erregt. War mein Ruf erwidert worden oder hatte ich es mir nur eingebildet? Ich rief wieder, und wieder folgte ein Echo. Dann kam plötzlich ein zittriger Lichtfleck aus der Finsternis, verschwand wieder, kam näher, wurde heller; ich rannte darauf los und fand mich zu meiner großen Freude einem alten Mann und einer Laterne gegenüber.

„Gott sei Dank!" rief ich unwillkürlich.

Blinzelnd und stirnrunzelnd hob er die Laterne und starrte mir ins Gesicht.

„Wofür?" brummte er mürrisch.

„Nun — für Sie. Ich fürchtete schon im Schnee verloren zu gehen."

„Nun ja, manchmal gehen Leute in dieser Gegend verloren. Und was soll Sie daran hindern, sich zu verirren, wenn es der Wille des Herrgotts ist?"

„Wenn es der Wille des Herrgotts ist, daß Sie und ich miteinander verloren gehen, Freund, müssen wir uns in ihn schicken", antwortete ich, „aber ich beabsichtige, nicht ohne Sie verloren zu gehen. Wie weit bin ich hier von Dwolding?"

„Gute zwanzig Meilen."

„Und das nächste Dorf?"

„Und das nächste Dorf ist Wyke, zwölf Meilen in der andern Richtung."

„Wo wohnen denn Sie?"

„Dort drüben", sagte er und winkte mit der Laterne.

„Sie gehen nach Hause, nehme ich an."

„Vielleicht."

„Dann gehe ich mit Ihnen."

Der alte Mann schüttelte den Kopf: „Das hat keinen Zweck", brummte er. „Er läßt Sie doch nicht hinein."

„Das wollen wir noch sehen!" sagte ich entschlossen. „Wer ist Er?"

„Der Herr . ."

„Wer ist der Herr?"

„Das geht Sie nichts an", war die unhöfliche Antwort.

„Gut gut, führen Sie mich nur, und ich bürge dafür, daß der Herr mir heute abend Unterkunft und Nachtmahl gewähren wird."

„Sie können es ja versuchen", murmelte der Führer wider Willen und humpelte, immer noch kopfschüttelnd, wie ein Gnom durch den fallenden Schnee. Ein großes Etwas ragte nun aus der Dunkelheit empor, und ein riesiger Hund stürzte mit wütendem Bellen hervor.

„Ist das das Haus?" fragte ich.

„Ja, das Haus. Kusch, Bey!" Und er suchte in seiner Tasche nach dem Schlüssel.

Ich hielt mich nahe an ihm, entschlossen, keine Gelegenheit zum Eindringen vorbeigehen zu lassen, und sah in dem engen Lichtkreis der Laterne, daß das Tor stark mit Eisennägeln beschlagen war wie das Tor eines Gefängnisses. — Eine Minute später, war ich hinter ihm in das Haus eingetreten.

Nun blickte ich mich neugierig um und fand mich in einer großen Halle, die offenbar zu mancherlei Zwecken diente. In einer Ecke war bis zum Dach Korn aufgehäuft wie in einer Scheune. Die andere war voll von Mehlsäcken, Ackerbaugeräten und allerlei Holzscheiten; von den Balken der Decke hingen Reihen von Schinken und Speckseiten herab. In der Mitte stand irgend ein großer Gegenstand, der plump mit einer schmutzigen Leinwand bedeckt war. Ich hob von ihr einen Zipfel auf und fand zu meiner Überraschung ein Teleskop von sehr beträchtlicher Größe, auf einer fahrbaren Plattform, mit vier kleinen Rädern.

Während ich das Instrument noch prüfte, erscholl heftig eine Glocke.

„Das ist für Sie", sagte mein Führer mit einem boshaften Grinsen. „Dort drüben ist sein Zimmer."

Er deutete auf eine niedere dunkle Türe. Ich klopfte laut an und trat ein, ohne auf eine Einladung zu warten. Ein hoher, weißhaariger alter Mann stand von einem mit Büchern und Papieren beladenen Tische auf und trat mir streng entgegen.

„Wer sind Sie?" sagte er. „Wie sind Sie hergekommen? Was wollen Sie?"

„James Murray, Rechtsanwalt. Zu Fuß über die Heide. Essen, trinken und schlafen."

Er runzelte unwillig die buschigen Brauen.

„Mein Haus ist kein Wirtshaus", sagte er hochmütig. „Jakob, wie konntest du diesen Fremden hereinlassen?"

„Ich habe ihn nicht hereingelassen", murrte der alte Mann. „Er ist mir über die Heide nachgegangen und hat sich ins Haus gedrängt. Er ist zu stark für mich."

„Und mit welchem Recht, Herr, haben Sie sich Einlaß in mein Haus erzwungen?"

„Mit dem gleichen, mit dem ich mich an Ihr Boot geklammert hätte, wenn ich ins Wasser gefallen wäre. Mit dem Recht der Selbsterhaltung. Der Schnee liegt schon einen Zoll hoch und vor Tagesanbruch wäre er tief genug, um mich zu bedecken."

Er trat ans Fenster, schob einen schweren schwarzen Vorhang beiseite und blickte hinaus.

„Es ist wahr", sagte er. „Sie können bis zum Morgen bleiben, wenn Sie wollen. Jakob, trage das Abendessen auf!"

Er wies mir einen Sitz, setzte sich selbst und versenkte sich wieder in das Buch, von dem ich ihn aufgestört hatte.

Ich stellte mein Gewehr in eine Ecke und besah mir mit Muße mein Quartier. Kleiner und einheitlicher als die Halle, enthielt dieser Raum doch genug, meine Neugierde wachzurufen. Die gekalkten Wände waren teilweise mit seltsamen gezeichneten Diagrammen bedeckt oder mit Regalen, auf denen wissenschaftliche Instrumente lagen, deren Gebrauch ich nicht immer kannte. Auf der einen Seite des Kamins stand ein Bücherschrank voll vergilbter Foliobände; auf der andern eine kleine Orgel, phantastisch dekoriert mit bemalten Schnitzereien mittelalterlicher Heiliger und Teufel. Durch die halboffne Türe eines Schrankes sah ich eine Menge geologischer Gesteinsproben, chirurgischer Präparate, Retorten, Chemikalien; auf dem Sims neben mir stand, unter einer Menge kleinerer Gegenstände, ein Modell des Sonnensystems, eine kleine galvanische Batterie und ein Mikroskop. Jeder Stuhl trug seine Last. Der Boden selbst war mit Büchern, Karten, Papieren, Zeichnungen und gelehrtem Kram jeder erdenklichen Art beladen.

Einen so sonderbaren Raum hatte ich noch nie gesehen; aber noch sonderbarer schien es, ihn in einem einsamen Bauernhaus inmitten dieser wilden und einsamen Heide zu finden! Immer wieder blickte ich von meinem Wirt zu seiner Umgebung und fragte mich, wer und was er sein mochte? Sein Kopf war außerordentlich schön; aber es war mehr der Kopf eines Dichters als der eines Philosophen. Breit an den Schläfen, über den Augen vortretend und bekleidet mit einer Fülle weißen Haares, hatte er viel von der Vergeistigung und Wildheit, die Beethovens Kopf charakterisiert. Während ich ihn noch betrachtete, ging die Türe auf und Jakob brachte das Abendessen herein. Sein Herr schloß nun sein Buch, stand auf und lud mich mit mehr Höflichkeit, als er bisher gezeigt hatte, zu Tisch.

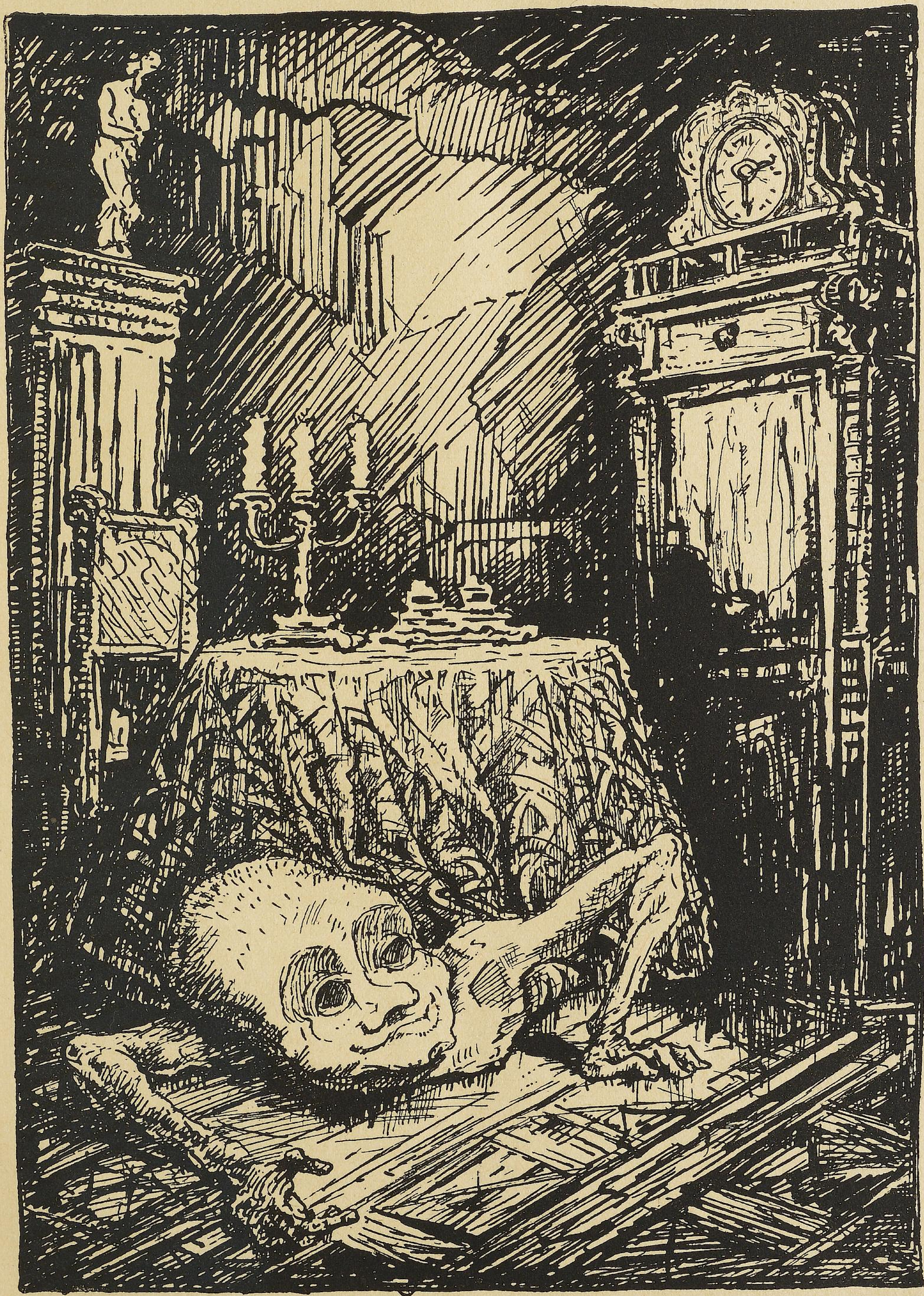
Ein Gericht Eier mit Schinken, ein Laib Schwarzbrot und eine Flasche wunderbaren Sherrys wurden vor mich gesetzt.

„Ich kann Ihnen nur Bauernkost vorsetzen, Herr", sagte mein Wirt. „Ich hoffe, Ihr Appetit wird die Fehler des Menus ausgleichen."

Ich war bereits über die Speisen hergefallen und beteuerte nun mit dem Enthusiasmus eines ausgehungerten Jägers, daß ich niemals etwas so Köstliches gegessen hätte.

Er verbeugte sich steif und setzte sich zu seinem eigenen Abendessen nieder, das nur aus einer Kanne Milch und einer Schale voll Grütze bestand. Wir aßen schweigend, dann trug Jakob das Geschirr hinaus. Nun stellte ich meinen Stuhl wieder an den Kamin. Mein Wirt tat, einigermaßen zu meinem Erstaunen, das Gleiche und sagte, sich unvermittelt an mich wendend:

„Mein Herr, ich lebe hier in völliger Zurückgezogenheit seit dreiundzwanzig Jahren. In dieser Zeit habe ich nicht ebenso viele fremde



Alfred Kubin — Der Hauskobold

Gesichter gesehen und nicht eine einzige Zeitung gelesen. Sie sind der erste Fremde, der seit mehr als vier Jahren meine Schwelle überschritten hat. Wollen Sie mir freundlichst einige Worte über die äußere Welt sagen, von der ich mich seit so langer Zeit getrennt habe?"

„Bitte, fragen Sie", antwortete ich. „Ich stehe mit Vergnügen zu Ihrer Verfügung."

Seine Fragen bezogen sich hauptsächlich auf wissenschaftliche Dinge, mit deren letzten Fortschritten, soweit sie mit den praktischen Lebensbedingungen zu tun hatten, er fast völlig unvertraut war. Da ich selbst kein Naturforscher bin, antwortete ich, soweit es mein geringes Wissen gestattete; aber die Aufgabe war keineswegs leicht und ich war sehr froh, als er, vom Fragen zur Diskussion übergehend, seine eigenen Ansichten über die Tatsachen entwickelte, die ich versucht hatte, ihm darzulegen. Er sprach und ich lauschte gebannt. Er sprach, bis er, denke ich, meine Gegenwart fast vergessen hatte, und nur noch laut dachte. Ich habe weder vorher noch nachher Ähnliches gehört. Vertraut mit allen philosophischen Systemen, ließ er den ununterbrochenen Strom seiner Gedanken fließen, wanderte von Gegenstand zu Gegenstand wie ein entzückter Träumer. Von praktischer Wissenschaft zur Metaphysik, von der Elektrizität zur Nervenkunde, von Watts zu Mesmer, von Mesmer zu Swedenborg, Spinoza, Condillac, Descartes, Aristoteles, Plato und den Magiern und Mystikern des Ostens. Nach und nach — ich habe vergessen, auf welchem Weg des Überganges — kam er in das Gebiet, das jenseits aller philosophischen Konjekturen liegt und weiter reicht, als der Mensch ermessen kann. Er sprach von der Seele und ihren Aspirationen; vom Geist und seinen Kräften; vom zweiten Gesicht; von jenen Phänomenen, die unter den Namen von Geistern, Gespenstern und übernatürlichen Erscheinungen von den Skeptikern bezweifelt und von den Leichtgläubigen aller Zeiten bestätigt worden sind.

„Die Welt", sagte er, „wird stündlich skeptischer gegen alles, was jenseits ihres engen Gesichtskreises liegt und die Männer der Wissenschaft begünstigen diese fatale Tendenz. Gegen welchen Aberglauben haben sie einen so langen und hartnäckigen Krieg geführt, als gegen den Glauben an Geistererscheinungen? Und doch, welcher Aberglauben hat sich in den Köpfen der Menschen so lange und fest behauptet? Zeigen Sie mir irgend eine Tatsache in der Physik, in der Geschichte, die durch so weitverbreitete und mannigfache Zeugenaussagen verbürgt ist. Das Phänomen wird von den Gelehrten der Zeit als Ammenmärchen behandelt. Genaue Zeugenaussagen, so entscheidend sie vor einem Gerichtshof sind, bedeuten ihnen nichts. Wer daran glaubt, ist ein Träumer und ein Narr."

Er sprach mit Bitterkeit und fiel dann für einige Minuten in Schweigen zurück. Dann hob er sein Haupt von den Händen und fuhr mit veränderter Stimme fort.

„Ich, mein Herr, habe geforscht und geglaubt und schämte mich nicht, der Welt meine Überzeugungen zu bekennen. So wurde auch ich als ein Visionär gebrandmarkt, meinen Zeitgenossen zum Gelächter gemacht und von dem Feld der Wissenschaft verjagt, in dem ich während der besten Jahre meines Lebens mit Ehren gearbeitet hatte. Diese Dinge ereigneten sich gerade vor dreiundzwanzig Jahren. Seither habe ich gelebt, wie Sie mich jetzt leben sehen, und die Welt hat mich vergessen, so wie ich die Welt vergessen habe. Da haben Sie meine Geschichte!"

„Es ist eine sehr traurige", murmelte ich, der ich kaum wußte, was ich antworten sollte.

„Sie ist sehr gewöhnlich", antwortete er. „Ich habe nur für die Wahrheit gelitten, wie manch ein besserer und weiserer Mann vor mir."

Er stand auf, wie begierig, das Gespräch zu beendigen, und ging zum Fenster hin.

„Es hat aufgehört zu schneien", sagte er.

„Aufgehört!" rief ich und sprang lebhaft auf. „O, wenn es nur möglich wäre — aber nein! Es ist hoffnungslos. Selbst wenn ich meinen Weg über die Heide finden könnte, könnte ich nicht heute nacht zwanzig Meilen marschieren."

„Zwanzig Meilen!" wiederholte mein Wirt. „Woran denken Sie?"

„An meine Frau", erwiderte ich ungeduldig. „An meine junge Frau, die nicht weiß, daß ich mich verirrt habe und die in diesem Augenblick vor Erwartung und Angst vergeht."

„Wo ist sie?"

„In Dwolding, zwanzig Meilen weit."

„In Dwolding", sprach er in Gedanken nach.



G. C. Hemmerich — Das Martyrium des hl. Sebastian (nach einem Holzschnitt)

„Ja, die Entfernung, das stimmt — aber haben Sie so sehr große Lust, die nächsten sechs oder acht Stunden zu ersparen?“

„So große, daß ich in diesem Augenblick zehn Guineen für einen Führer mit einem Pferd geben würde.“

„Ihr Wunsch kann billiger erfüllt werden“, sagte er lächelnd. „Die Nachtpost vom Norden, die in Dwolding die Pferde wechselt, kommt fünf Meilen von hier vorbei und wird an einem gewissen Kreuzweg in etwa fünf Viertelstunden fällig sein. Wenn Jakob mit Ihnen über die Heide ginge und Sie zu der alten Poststraße führte, könnten Sie, nehme ich an, Ihren Weg zu der neuen finden?“

„Leicht — gern.“

Er lächelte wieder, klingelte, gab dem alten Diener seine Weisungen und sagte, eine Flasche Whisky und ein Weinglas aus dem Schrank nehmend, in dem er seine Chemikalien aufhob:

„Der Schnee liegt tief und es wird heute nacht schwer sein, über die Heide zu gehen. Ein Glas Whisky, bevor Sie aufbrechen?“

Ich hätte das Getränk gern abgelehnt, aber er drängte es mir auf und ich trank es. Es ging durch meine Brust wie eine flüssige Flamme und benahm mir fast den Atem.

„Es ist stark“, sagte er, „aber es wird Ihnen helfen, die Kälte abzuwehren. Und jetzt haben Sie keinen Augenblick zu verlieren. Gute Nacht!“

Ich dankte ihm für seine Gastfreundschaft und hätte ihm seine Hand drücken mögen, aber er hatte sich abgewandt, ehe ich mit meinem Satz fertig war. Im nächsten Augenblick hatte ich die Halle durchquert, Jakob hatte das Tor hinter mir geschlossen und wir waren draußen auf der weiten weißen Heide.

Obwohl der Wind vergangen war, war es noch bitter kalt. Nicht ein Stern blinkte. Jakob, nicht zu erfreut über seine Mission, stapfte in mürrischem Schweigen voran, seine Laterne in seiner Hand. Endlich — wie es mir schien, nach nur wenigen Minuten — blieb er unversehens stehen und sagte:

„Hier ist Ihr Weg. Halten Sie sich an das Steingeländer zu Ihrer rechten Hand und Sie können den Weg nicht verfehlen."

„Das ist also die alte Poststraße."

„Ja, das ist die alte Poststraße."

„Und wie weit gehe ich bis zur Wegkreuzung?"

„Nahe an drei Meilen."

Ich zog meine Börse und er wurde mitteilsamer.

„Der Weg ist gut genug für Fußgänger", sagte er, „aber er war viel zu steil und eng für den Postverkehr. Sie müssen acht geben, wo das Geländer zerbrochen ist, hart beim Wegweiser. Es ist nach dem Unglück nie wieder repariert worden."

„Was für ein Unglück?"

„Je, die Nachtkutsche stürzte schnurgerade hinunter ins Tal — gute fünfzig Fuß und mehr — gerade auf dem schlechtesten Stückchen Weg in der ganzen Grafschaft."

„Entsetzlich, kamen viele Leute um?"

„Alle. Vier wurden tot gefunden und die beiden anderen starben am nächsten Morgen."

„Wie lange ist das her?"

„Gerade neun Jahre."

„In der Nähe des Wegweisers, sagen Sie? Ich will es mir merken. Gute Nacht."

„Gute Nacht, Herr, und danke." Jakob steckte seine Halbkrone ein, tat so, als wollte er seinen Hut berühren und trollte sich seines Weges zurück.

Ich sah dem Licht seiner Laterne nach, bis es ganz verschwunden war und dann begann ich allein weiterzugehen. Das war nicht schwer, denn trotz der tiefen Finsternis hob sich die Reihe der Geländersteine deutlich vom fahlen Schimmer des Schnees ab. Ein unangenehmes Empfinden von Einsamkeit überkam mich. Die Nachtluft schien kälter und kälter zu werden, und obwohl ich schnell ging, fand ich es unmöglich, mich warm zu erhalten. Ich konnte sogar kaum atmen; das wurde so arg, daß ich einen Augenblick stehen bleiben und mich an das Steingeländer lehnen mußte. Als ich das tat, blickte ich zufällig zurück auf den Weg und dort sah ich, zu meiner unendlichen Erleichterung, einen fernen Lichtpunkt, den Schein einer näherkommenden Laterne. Ich schloß zuerst, Jakob sei umgekehrt und mir gefolgt; aber dann tauchte ein zweites Licht auf, ein dem ersten offensichtlich paralleles Licht, das mit der gleichen Schnelligkeit näher kam. Ich begriff sogleich, daß es die Lampen irgend eines Privatfuhrwerkes sein mußten, obwohl es seltsam schien, daß irgend ein Fuhrwerk eine aufgegebene und anerkannt gefährliche Straße fahren sollte.

Es konnte aber kein Zweifel daran sein, denn die Lampen wurden größer und heller, ich glaubte auch schon den dunklen Umriß des Fahrzeuges erkennen zu können. Es kam sehr schnell und ganz geräuschlos heran; der Schnee war unter den Rädern fast einen Fuß tief. Und nun wurde der Wagen deutlich sichtbar. Er sah in einer seltsamen Weise luftig aus. Ein plötzlicher Verdacht flammte in mir auf. War es möglich, daß ich in der Dunkelheit die Wegkreuzung überschritten hatte und daß das derselbe Wagen war, dem zu begegnen ich kam?

Nicht nötig, mir die Frage nochmals zu stellen, denn da kam der Postwagen über die Wegkreuzung, Schaffner und Kutscher, ein Außenpassagier und vier schnaubende Pferde.

Ich sprang vor, schwang meinen Hut und rief. Die Postkutsche fuhr in voller Geschwindigkeit an mir vorbei. Ich fürchtete schon, nicht bemerkt worden zu sein, aber das dauerte nur einen Augenblick. Der Kutscher hielt an, der Schaffner, bis zu den Augen in Kragen und Schal gewickelt, antwortete weder auf meinen Anruf noch machte er den leisesten Versuch, abzusteigen; der Außenpassagier wandte nicht einmal den Kopf nach mir um. Ich öffnete mir selbst die Wagentüre und sah hinein. Es saßen nur drei Reisende drinnen, so stieg ich ein, schloß die Türe, huschte in die leere Ecke und beglückwünschte mich zu dem Glück, das ich gehabt hatte.

Die Atmosphäre in dem Wagen schien, wenn möglich, kälter als im Freien und war durchdrungen von einem sonderbar dumpfen und unangenehmen Geruch. Ich blickte meine drei Mitpassagiere an. Alle drei waren Männer und alle schwiegen. Sie schienen nicht zu schlafen, aber jeder lehnte in seiner Ecke des Wagens, wie versunken in seinen Gedanken. Ich versuchte, ein Gespräch zu eröffnen.

„Wie bitter kalt es heute Nacht ist!" sagte ich zu meinem Nachbar gegenüber.

Er hob seinen Kopf, sah mich an, aber antwortete nicht.

„Der Winter“, fuhr ich fort, „scheint im Ernst zu beginnen.“

Obgleich die Ecke, in der er saß, so düster war, daß ich seine Züge nicht sehr klar erkennen konnte, sah ich, daß seine Augen voll auf mich gerichtet waren. Und doch antwortete er kein einziges Wort.

Zu jeder anderen Zeit hätte ich einigen Ärger empfunden und vielleicht geäußert, aber im Augenblick war ich zu unwohl, um es zu tun. Die eisige Kälte der Nachtluft und der sonderbare Geruch in dem Wagen verursachten mir eine unerträgliche Übelkeit. Ich schauderte und, mich zu meinem Nachbar links wendend, fragte ich ihn, ob er etwas dagegen hätte, wenn ich ein Fenster öffnete.

Er antwortete weder, noch rührte er sich.

Ich wiederholte die Frage etwas lauter, aber mit dem gleichen Erfolg. Dann verlor ich die Geduld und ließ das Fenster hinab. Als ich das tat, zerriß der Lederriemen in meiner Hand, und ich beobachtete, daß das Glas mit einer dicken Schimmelschichte bedeckt war. Da so der Zustand der Kutsche meine Aufmerksamkeit erregte, beobachtete ich ihn genauer und sah bei dem ungewissen Licht der außen scheinenden Lampen, daß sie im letzten Stadium des Verfalls war. Alles war nicht nur reparaturbedürftig, sondern in Verwesung. Die Lederpolster waren mit einer Kruste bedeckt und faulten buchstäblich von dem Holzwerk ab. Der Fußboden zerbrach fast unter meinen Füßen. Kurz, die ganze Maschine war offenbar aus irgendeiner Remise geholt worden, in der sie viele Jahre verkommen war, um noch einen oder den anderen Tag auf der Landstraße Dienst zu tun. Ich wandte mich an den dritten Passagier, den ich noch nicht angesprochen hatte, und wagte noch eine Bemerkung.

„Diese Kutsche“, sagte ich, „ist in einem kläglichen Zustand. Der gewöhnliche Postwagen ist wohl in Reparatur?“

Er wandte langsam sein Haupt und sah mir ins Gesicht, ohne ein Wort zu sprechen. Ich werde den Blick nicht vergessen, so lange ich lebe. Mein Herz wurde unter ihm kalt. Seine Augen glühten in einem unnatürlichen Feuerglanz. Sein Gesicht war fahl wie das Gesicht einer Leiche. Seine blutleeren Lippen waren wie in der Agonie des Todes zurückgezogen, und es wurden zwischen ihnen die schimmernden Zähne sichtbar.

Die Worte, die ich aussprechen wollte, erstarben auf meinen Lippen und ein seltsamer Schauer — ein fürchterlicher Schauder — überkam mich. Ich kehrte mich meinem Nachbarn gegenüber zu. Auch er blickte mich an, mit der gleichen erschreckenden Blässe in seinem Gesicht und dem gleichen steinernen Glitzern in seinen Augen. Ich strich mit der Hand über meine Stirn. Ich wandte mich zu dem Passagier auf dem Sitz neben mir und ich sah — o Himmel! wie soll ich beschreiben, was ich sah? Ich sah, daß er kein lebender Mensch war — daß keiner von ihnen ein lebender Mensch war, wie ich! Ein blasses phosphoreszierendes Licht — das Licht der Verwesung — spielte auf ihren schrecklichen Gesichtern; auf ihrem Haar, das der Schimmel des Grabes bedeckte; auf ihren Kleidern, die mit Erde beschmutzt waren und in Stücke fielen; auf ihren Händen, die die Hände längst begrabener Leichname waren. Nur die Augen, ihre schrecklichen Augen lebten; und sie waren drohend auf mich gerichtet!

Ein Schrei des Entsetzens, ein wilder unverständlicher Schrei nach Hilfe und Gnade brach von meinen Lippen, während ich mich gegen die Türe warf und sie vergeblich zu öffnen strebte.

In diesem einzigen Augenblick sah ich hell und lebendig wie eine Landschaft, die man in einem sommerlichen Blitz erschaut, den Mond, der durch einen Zug stürmender Wolken schien — den gespenstischen Wegweiser, der seinen warnenden Finger am Wegesrand erhob — die zerbrochene Brüstung — die stürzenden Pferde — den schwarzen Abgrund darunter. Dann schwankte die Postkutsche wie ein Schiff zur See. Dann kam ein mächtiger



Honoré Daumier / Mensch und Teufel

Krach — ein Gefühl niederschmetternden Schmerzes — und dann Dunkelheit.

Es schien mir, als wären Jahre vergangen, als ich aus einem tiefen Schlaf erwachte und meine Frau an meinem Bettrand wachen sah. Ich übergehe die Szene, die folgte, und will in ein paar Worten die Geschichte wiedergeben, die sie unter Freudentränen erzählte. Ich war in einen Abgrund gefallen, nahe an der Kreuzung der alten und der neuen Poststraße und war vom gewissen Tod nur dadurch bewahrt worden, daß ich auf eine tiefe Schneetrift fiel, die sich am Fuß des Felsens angesammelt hatte. Hier wurde ich am nächsten Morgen von zwei Schäfern entdeckt, die mich ins nächste Haus brachten und einen Wundarzt herbeiholten. Der Wundarzt fand mich in einem Zustand rasenden Deliriums, mit einem gebrochenen Arm und einem schweren Schädelbruch. Die Briefe in meiner Brieftasche zeigten meinen Namen und meine Adresse; meine Frau wurde aufgefordert, mich pflegen zu kommen, und dank meiner Jugend und einer guten Konstitution kam ich endlich außer Gefahr. Die Stelle meines Sturzes, das muß ich wohl kaum sagen, war genau diejenige, an der neun Jahre zuvor der Nord-Eilkutsche der furchtbare Unfall zugestoßen war.

Ich erzählte meiner Frau nie die schrecklichen Ereignisse, die ich eben berichtet habe.

Ich erzählte sie dem Wundarzt, der mich behandelte; aber er faßte das ganze Abenteuer als einen Traum auf, geboren aus dem Fieber in meinem Hirn. Andere mögen zu den Schlüssen gelangen, die ihnen belieben — ich weiß, daß ich vor zwanzig Jahren der vierte Innenpassagier in dieser Gespensterkutsche war.



DAS TREIBHAUS

WUNDERLICHES UND ABSONDERLICHES

Dieser Teil des „Orchideengarten" wird von Dr. Max Kemmerich bestellt.

Ein Spukerlebnis Eichendorffs.

Eine selbsterlebte Spukgeschichte, die der Frhr. v. Eichendorff seinen Freunden erzählte, wird in folgender Form durch Gertrud Storm, der Tochter des Husumer Dichters, in der Zeitschrift „Niedersachsen", 1918, mitgeteilt:

Im Jahre 1853 lernte Storm im Hause des Kunsthistorikers Franz Kugler den von ihm überaus verehrten Dichter Eichendorff kennen. An dieser kleinen, in ihrer Art festlichen Zusammenkunft nahmen auch Fontane, Adolf Menzel, Friedrich Eggers und Paul Heyse teil. Das alte Haus, das Franz Kugler in Potsdam bewohnte, war so recht geschaffen, um der Neigung Storms für das Mystische, Romantische einen stimmungsvollen und verführerischen Rahmen zu geben. So geriet das Gespräch denn auch bald auf übernatürliche Dinge, auf Vorahnungen und Spukgeschichten. Da ergriff Eichendorff das Wort, um eine selbsterlebte Geistergeschichte zu erzählen. Er berichtete, daß er zur Zeit der fraglichen Begebenheit auf dem alten, väterlichen Schloß wohnte. Auf einem gleichfalls sehr alten Schloß in der Nachbarschaft lebte sein Freund Graf X. An den dunklen Winterabenden pflegten die jungen Leute mit noch anderen Freunden zusammenzukommen, und zwar einmal auf dem Schlosse Eichendorffs, das anderemal auf dem Schlosse des Grafen. An einem dieser Abende, in Eichendorffs großem, nur von zwei silbernen Armleuchtern erhelltem Schloßsaal sprachen die Freunde von Spukgeschichten, wobei einige lachend erklärten, daß sie an solche Dinge nicht glauben können. Der Graf allein saß still und nachdenklich und sagte auf eine Frage Eichendorffs: „Ich kann darüber mit euch nicht lachen,

denn in meinem eigenen Schlosse geschehen wunderbare Dinge. Ich lade Euch alle ein, morgen zu mir auf mein Schloß zu kommen, wir wollen dann jedes Gespräch über Mystisches vermeiden, um nicht gewaltsam in eine erregte Stimmung zu kommen, und werden dann sehen, was passiert."

Die Freunde versammelten sich also am nächsten Abend bei dem Grafen, tranken mit Absicht nur leichten Wein und unterhielten sich, der Verabredung gemäß, über gleichgültige Dinge. Einige Minuten vor 12 Uhr erhob sich der Graf und bat die Freunde, ihm zu folgen. Er führte sie durch dunkle Korridore bis zur breiten Treppe, die durch alle Stockwerke des Schlosses ging. Am Fuße der Treppe machte er vor einer hohen, eisenbeschlagenen Türe Halt und erklärte, daß es seit 100 Jahren niemand gelungen sei, diese Türe zu öffnen. Manchmal, in dunklen Winternächten, aber gehe die gespenstische Türe leise von selbst auf, und es erscheine eine schlanke Frauengestalt, die die Treppe hinaufeile. Um dies den Freunden zu zeigen, habe er sie hierher gerufen.

Ein junger Diener, der am gleichen Tage in Dienste des Grafen getreten war und darum von diesem Schloßspuk keine Ahnung hatte, hielt am Fuße der Treppe eine brennende Kerze. Stumm und erwartungsvoll standen die Freunde in einem Kreise, nur Eichendorff lehnte mit dem Rücken an die gespenstische Türe. Da fühlte er plötzlich, wie die Türe hinter ihm langsam zurückwich, er wandte sich erschrocken um, und alle erblickten eine schlanke Frauengestalt, Gesicht und Haar mit einem grauen Schleier umhüllt, die die Treppe hinaufeilte. Der junge Diener hielt die Dame für eine durchaus natürliche Erscheinung und überholte sie, um ihr auf den Stufen voranzuleuchten. Auf halber Höhe teilte sich die Treppe, der Diener bog links ab, aber auf eine nach rechts weisende Bewegung der Dame wandte er sich und leuchtete ihr weiter.

Da vernahmen die Freunde plötzlich einen furchtbaren Schrei, und das Licht erlosch. Lange standen sie in stummem Grausen da. Endlich faßte sich Eichendorff, er tastete sich in den Saal zurück und erschien dann mit einem zweiten Leuchter mit brennenden Kerzen. In Begleitung des Grafen stieg er die Treppe empor, und auf der obersten Stufe sahen sie den jungen Diener mit dem Gesicht auf dem Teppich liegen. Eichendorff wandte sanft das Gesicht um, und jetzt erkannte man, daß der junge Diener tot war. Seine Züge aber waren durch den Ausdruck des tiefsten Entsetzens völlig entstellt. Die gespenstische Frau jedoch war und blieb verschwunden. „Vielleicht", so fügte Eichendorff seinen Worten hinzu, „hat sie ihren Schleier zurückgeschlagen und dem Knaben ein Totengesicht gezeigt." „Eichendorff schwor mir, er habe sie selbst erlebt" — mit diesen Worten pflegte Theodor Storm seine Geschichte zu schließen. (Zitiert nach „Psychische Studien", 45. Jahrg., 1918, S. 322 ff.)

PHANTASTISCHE BÜCHER

An dieser Stelle zeigen wir an und besprechen neuere und ältere phantastische Literatur, graphische Blätter, Werke unserer Mitarbeiter etc.

A. M. Frey, Dunkle Gänge. Zwölf Geschichten aus Nacht und Schatten. 2. Aufl. Delphin-Verlag München.

Viele Anzeichen deuten darauf hin, daß der mechanistische Materialismus, der — aus der exakten Naturwissenschaft kommend — dem letzten Jahrzehnt sein Signum aufgedrückt hatte, durch die Revolution der Geister allgemach zum Abklingen gebracht wird. Das transzendentale Bedürfnis des weitaus größten Teils der Menschen läßt sich nun einmal nicht auf die Dauer unterdrücken, und das Metaphysische wird immer seinen vollen Anteil an der jeweils herrschenden Weltanschauung haben. Zunächst einmal sind wir gegenwärtig wieder auf dem Standpunkt angelangt, uns zu „wundern", das will heißen: nicht schlechthin alles als „Unsinn" abzulehnen, was nicht durch die bisher bekannten Gesetze der Physik zu erklären ist. Geheimnisvolle, unabhängig von Ort und Zeit bestehende Verbindungen fern voneinander lebender Menschen, Spuk, Geistererscheinungen treten wieder in den Kreis des Möglichen ein. In dem vorliegenden Buche hat es A. M. Frey unternommen, eine Fülle derartiger geheimnisvoller Verbindungen darzutun, Verbindungen, die auch der skeptischst denkende Physiker nicht mehr mit dem Verlegenheitsausdruck „Zufall" wird abtun können. Dabei sind die Novelletten so wundervoll plastisch gemalt, in einer so feinfühligen Sprache geschrieben, daß selbst der kühle Materialist älterer Schule zum mindesten seine rein ästhetische Freude an dem Buche haben dürfte. Geschichten, wie beispielsweise die prächtige Skizze „Das ferne Land" werden bei keinem Menschen von künstlerischem Geschmack ohne tieferen Eindruck bleiben. E. Sc.

Verantwortlich: Für den Dreiländerverlag *Walter Schmidkunz*, München / Für die Schriftleitung *Alf von Czibulka*, München.
Für die österreichische Schriftleitung *Hans Hofmann-Montanus* in Wien / Für den Anzeigenteil *Carl J. Luther*, München.
Druck: *Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn.*

Jeder

Waidmann

muß unter allen Umständen eine Jagdzeitschrift halten. Wichtige Interessen stehen auf dem Spiel. Wir empfehlen, bei dem nächsten Postamt den Bezug auf die älteste deutsche (illustr.) Zeitschrift für Jagd, Kynologie, Schießwesen, Forstwirtschaft und Fischerei „Der Deutsche Jäger" München (Postzeitungsliste 387) anzumelden. Bezugs-Preis M. 3.60 pro Vierteljahr, durch Kreuzband M. 4.50 im Inland, M. 5.— f. d. Ausland.

Jeder Waidmann

braucht den „Deutscher Jäger"-Kalender 1919, dauerhaft geb., 288 S. stark, illustriert. Ein wirklich praktischer Kalender für Jagd-, Wald- und Forstwirtschaft, Schießwesen, jagdl. Hundezucht und Fischerei — ein Waidmannsbuch für Heim und Revier. Der Kalender befriedigt alle Wünsche. Glänzende Anerkennungen — viele Nachbestellungen. Preis M. 4.—, gegen Nachn. frko. M. 4.50.

Ferner empfehlen wir jedem Waidmann zum Bezug: „Deutsche Jäger"-Bücherei Band I:



Dr. Penzoldt erzählt in unübertrefflicher und neuartig fesselnder Weise von orientalischen Jagdfreuden und Jagdgebräuchen; Erlebnisse aus Rumänien, Serbien und dem Mittelmeergebiet geben dem Werke ein besonderes Relief. Preis broch. M. 2—, gegen Nachn. franko M. 2.25. Im Frühjahr 1919 erscheint Band II: „Grüne Brüche" Erzählungen u. Jagdnovellen aus dem Mitarbeiterkreis des „Deutschen Jägers". Durch Buchhandlungen od. direkt durch den Verlag „Der Deutsche Jäger" München 2, NW.

D. WEIDS
PARFÜM-ZIGARETTEN
MAXIMILIANSTRASSE 3
MÜNCHEN



ALLEIN-VERKAUF

Weinstube
Kunstgewerbehaus
Weingroßhandlung
Eberspacher
München
Pfandhausstr.
T. Bachhofer Tel. 21706

Papier-Abfälle

Zeitungen-Bücher-Akten
Geschäftsbücherkauft
zu reellen Markt-
* Preisen *
auch von auswärts
Adolf von der Heiden
München, Oberanger 44
Fernsprecher Nummer 55585

Soeben
erschienen im
DREILÄNDERVERLAG
MÜNCHEN NESSTR. 41

GUSTAV RENKER
EINSAME VOM BERGE

ROMAN

Renker, ein Schweizer, gestaltet uns hier in ungeheurer Plastik die Wucht des Gebirges. Menschen, vom Schicksal in die Regionen des ewigen Schnees hinaufgewirbelt, tragen ihr Lust und Leid in die grenzenlose Einsamkeit hinauf, ihre Schicksale mit dem der Berge verknüpfend.

Auf bestes Friedens-Papier gedruckt. 390 Seiten stark. Brosch. M. 6.50, geb. M. 8.-.

Wöchentlich erscheint die Weimarer Schriftsteller-Zeitung in Weimar 110 Vierteljahr Mk. 4.00; unter Streifband Mk 4.50 Probemonat (4 Num.) M. 1.50 frei. Postscheck Leipzig 29993.

Stempel

aller Art
scharf / billig / rasch
Unterberger
München
Gärtnerplatz-Rondell
Telephon 21921

GUSTAV
SEIDENADER
KUNST-SALON
MAXIMILIANSTRASSE 3
MÜNCHEN
TELEFON 20294

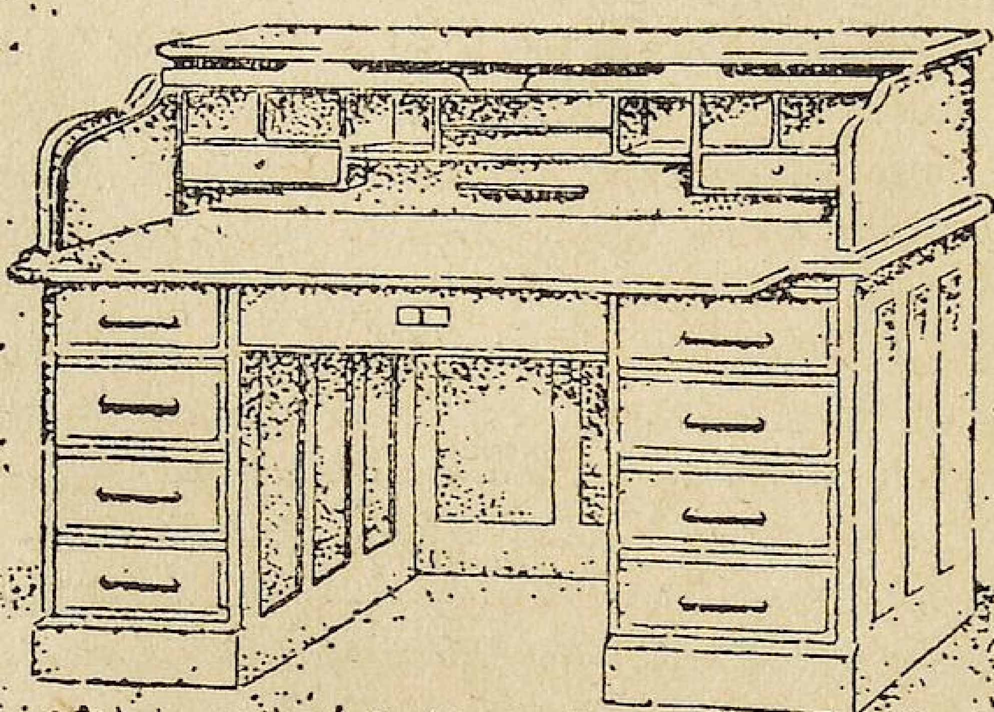


VERKAUF VON MODERNEN MEISTER-WERKEN ALLERERSTEN RANGES



Paul Neu, geschnittene Silhouetten. Katalog 2 mit 70 Abbildungen Mark 8.—. Paul Neu, Das Erntefest, 6 Originalsteinzeichnungen, lustig handkoloriert, Bildgröße 18×24 cm, in aparter Mappe 50 numerierte und signierte Exemplare M. 160.— per Nachnahme zu beziehen durch

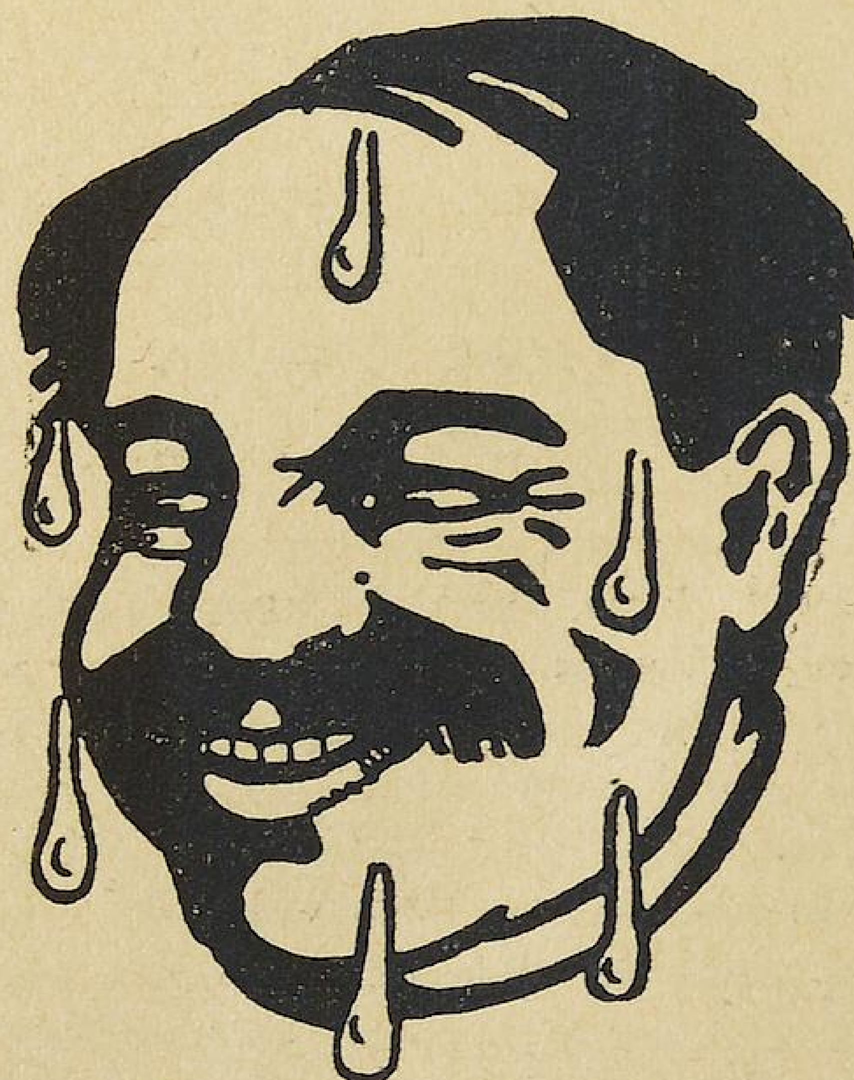
Paul Neu, München
Wormser Straße 1/IV



Rolljalousiepulte

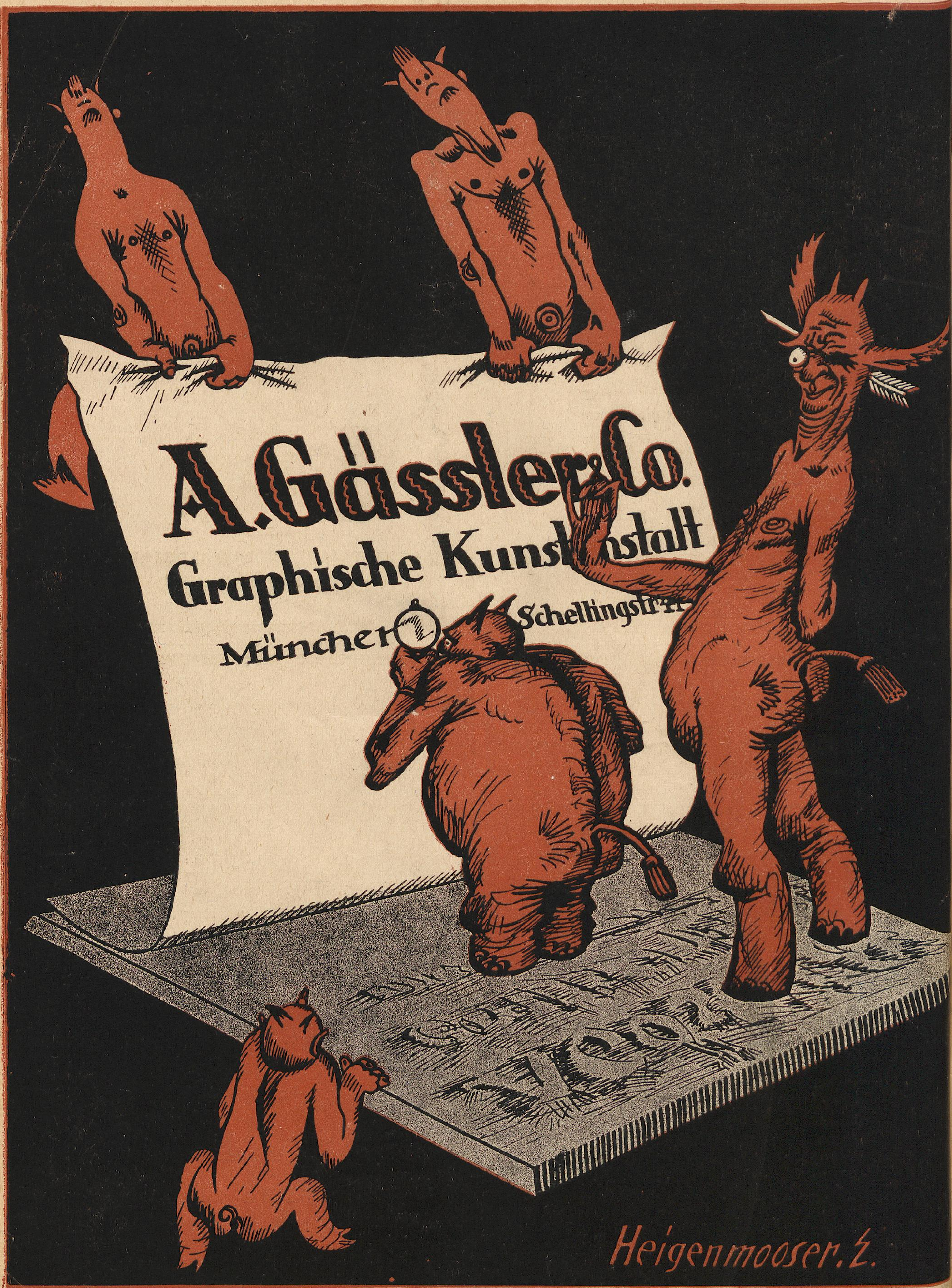
Hervorragend schöne Modelle

S. GUTMANN
Moderne Büro Möbel
München, Dienerstrasse 14



schwitze

im Kreuz-Thermalbad! / Friedensausführung!
Aufklärung vom Kreuzversand
München, Lindwurmstrasse 76
u. Wien VII Maibräugasse 12-14


A. Gässler & Co.
Graphische Kuns nstalt
Münche
Schellingstr.
Heigenmooser. E.


MUCK
Der Orchideengarten

DER ORCHIDEENGARTEN
PHANTASTISCHE BLÄTTER
HERAUSGEBER: KARL HANS STROBL / SCHRIFTLEITER: ALF VON CZIBULKA

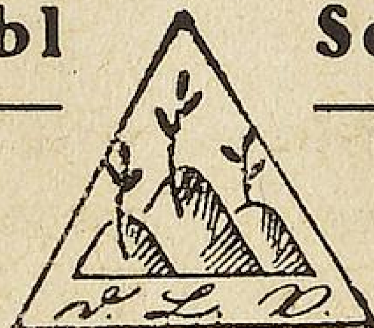
Jährlich erscheinen 26 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft 80 Pf. / für das Vierteljahr 5 M. / durch jede Buchhandlung und durch alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die viergespaltene Millimeterzeile 80 Pf. / NACHDRUCK auch mit Quellenangabe untersagt / VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich / SCHRIFTLEITUNG: München, Leopoldstraße 3 / ÖSTERREICHISCHE VERLAG- UND REDAKTIONSSTELLE: Wien IV, Viktorgasse 18 / Zuschriften und Einsendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte und Zeichnungen werden nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt.

1919

Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl **Schriftleiter Alf von Czibulka**



Erster Jahrgang **Drittes Heft**

DAS FASS AMONTILLADO

Von Edgar Allan Poe (übertragen von A. Exner)
mit drei Zeichnungen von Rolf Winkler

FORTUNATOS tausendfache Kränkungen hatte ich ruhig hingenommen. Doch als er Beleidigungen wagte, schwor ich Rache. Ich ließ keine Drohung laut werden, denn ich wollte gerächt sein, ohne mich selbst zu gefährden. Strafen wollte ich, aber selbst ungestraft bleiben. Denn ein Unrecht bleibt ungerächt, wenn der Rächer dabei zu Schaden kommt. Und ungesühnt bleibt es, wenn der Rächer dem Beleidiger seine Rache nicht so recht fühlbar machen kann.

Wohl verstanden, weder durch Worte noch durch Taten verriet ich meine Absicht. Ich fuhr fort, Fortunato ins Gesicht zu lächeln. Er merkte nicht, daß hinter diesem Lächeln der Wunsch, ihn zu verderben, lauerte.

Eine schwache Seite hatte er, dieser Fortunato, der allen als ein Mann galt, den man achten und fürchten mußte. Er brüstete sich, Weinkenner zu sein. — Wenige Italiener verstehen etwas von Kunst. Ihre Begeisterung gilt meist dem Wunsche, Zeit und Gelegenheit abzuwarten, um britische und österreichische Millionäre hineinzulegen. Von Malerei und Edelsteinen verstand Fortunato nichts und war, wie alle seine Landsleute ein eitler Schwätzer. Aber in alten Weinen war er wohl erfahren. Ich selbst war Kenner des italienischen Weinbaus und kaufte mit Geschick, so oft ich konnte.

An einem dunklen Abend, als der Karneval den Höhepunkt seiner Tollheit erreicht hatte, traf ich meinen Freund auf der Straße. Er begrüßte mich mit übergroßer Wärme, denn er hatte zu viel getrunken. Er trug ein eng anliegendes, bunt gestreiftes Kleid, über seinem Kopfe wuchs eine spitze Schellenkappe. So erfreut war ich über die Begegnung, daß ich ihm immer wieder die Hand schüttelte.

„Mein teurer Fortunato, welch ein Glück, daß ich Sie treffe! Wie wohl Sie heute aussehen! Ich habe ein Stückfaß Amontillado erwischt — oder vielmehr glaube ich es — hege aber noch einige Zweifel."

„Wie?" fragte er, „Amontillado, ein ganzes Stückfaß inmitten der Karnevalszeit? Ganz unmöglich!"

„Ich zweifle ja auch", erwiderte ich, „aber ich war dumm genug, den vollen Preis zu geben, ohne um Ihren Rat zu fragen. Sie waren nicht zu finden, und ich fürchtete, das Geschäft könnte mir entgehen".

„Amontillado!?"

„Ja, wie gesagt, ich bin im Zweifel."

„Amontillado?"

„Und das läßt mir keine Ruhe."

„Amontillado?"

„Wenn Sie übrigens keine Zeit haben, ich bin auf dem Wege zu Lucchesi. Denn wenn jemand eines Urteils fähig ist, so ist er es. Er wird entscheiden."

„Lucchesi kann Amontillado nicht von Sherry unterscheiden!"...

„Und doch gibt es Dummköpfe, die behaupten, die Feinheit seiner Zunge gleiche der Ihrigen."

„Los, gehen wir!"

„Wohin?"

„Zu Ihren Kellern!"

„Aber nein, Sie haben sicher etwas vor. Und Lucchesi . . .“

„Ich habe gar nichts vor, kommen Sie.“

„Aber Sie scheinen erkältet, und die Keller sind unerträglich feucht, die Wände starren von Salpeter.“

„Pah, die Erkältung hat nichts zu sagen, gehen wir nur. Amontillado! Sie sind sicher hereingefallen. Und Lucchesi, der kann, wie gesagt, Sherry nicht von Amontillado unterscheiden.“

Fortunato ergriff meinen Arm. Ich band meine schwarzseidene Maske vor und hüllte mich in einen weiten Mantel. Ich duldete es, daß er mich zu meinem Palazzo begleitete. Niemand von den Bediensteten war zu Hause. Alles war ausgeflogen, zu Ehren des Karnevals. Ich hatte gesagt, daß ich vor dem Morgen nicht zurück sein werde, und ihnen ausdrücklich befohlen, das Haus nicht zu verlassen. Das genügte, wie ich wohl wußte, daß alle zusammen davonliefen, sobald ich den Rücken gekehrt hatte.

Ich nahm zwei Fackeln aus den Haltern, gab eine davon Fortunato und geleitete ihn dann durch weite Zimmerreihen zu dem gewölbten Gange, der in den Keller mündete. Eine lange gewundene Treppe führte ich ihn hinab und bat ihn, mir vorsichtig zu folgen. Endlich standen wir zusammen auf dem feuchten Boden der Katakomben der Familie Montresor.

Mein Freund begann, ein wenig unsicher zu gehen. Die Schellen an seiner Kappe klingelten bei jedem Schritt.

„Das Stückfaß?“ murmelte er.

„Es liegt noch weiter unten,“ antwortete ich, „aber sehen Sie nur, diese giftige weiße Schicht, die die Wände überzieht.“

Er sah mich mit glasigem, flackerndem Blick an.

„Salpeter?“ fragte er nach einer Weile, nachdem er mit einem Hustenanfall gekämpft hatte.

„Ja, Salpeter“, sagte ich. „Aber wie lange haben Sie schon den bösen Husten?“

Ein heftiger Anfall durchschüttelte ihn, und mein armer Freund konnte lange nicht antworten.

„Das macht nichts“, keuchte er endlich.

„Kommen Sie“, sagte ich entschieden, „wir kehren um. Ihre Gesundheit ist zu kostbar. Sie sind reich, geachtet, bewundert und geliebt. Sie sind glücklich, wie ich es einst vor langen Tagen war. Nach mir würde kein Hahn krähen. Sie würden allen fehlen. Gehen wir wieder hinauf, ich könnte es nicht verantworten, wenn Sie krank würden. Und Luchesi . . .“

„Genug“, sagte er. „Der Husten macht gar nichts, davon werde ich nicht sterben.“

„Das hoffe ich ja auch,“ entgegnete ich, „ich will Sie aber auch gewiß nicht ängstigen. Aber vorsichtig müssen Sie sein. Hier nehmen Sie! Ein Schluck von diesem Medoc, das ist das Beste gegen diese Feuchtigkeit.“

Er blinzelte mir zu und setzte die Flasche an seine Lippen. Nach dem ersten Schluck setzte er ab und nickte mir freundlich zu: „Ich trinke aufs Wohl der hier Begrabenen!“

Ich antwortete: „Und ich auf Ihr langes Leben!“

Dann ergriff er wieder meinen Arm, und wir schritten weiter.

„Wie ausgedehnt diese Gewölbe sind!“ bemerkte er.

„Ja, die Montresors“, entgegnete ich, „waren eine zahlreiche Familie.“

„Ich vergaß Ihr Wappen“, lallte er.

„Ein großer, goldener Fuß in azurblauem Felde. Der Fuß zertritt eine Schlange, deren Zähne sich in seine Ferse bohren.“

„Und der Wappenspruch?“ fragte er.

„Nemo me impune lacessit.“

„Ein schöner Spruch!“

Der Wein brannte in seinem Blick, die Schellen an der Narrenkappe klingelten. Selbst mir stieg der Medoc zu Kopfe. Wir gelangten zwischen geschichtetem Gebein, Fässern und Tonnen in das Innere der Katakomben. Ich faßte Fortunato am Arm:

„Sehen Sie doch nur den Salpeter?“ sagte ich. „Er wächst wie Moos an diesen Wänden. Wir sind hier gerade unter dem Flußbette. Das Wasser sickert durch das Gebein. Kehren wir um, ehe es zu spät ist. Ihr Husten . . .“

„Der macht gar nichts“, widerstrebte er. „Gehen wir nur weiter! — — Aber vorher — vorher können wir ja noch ein Schlückchen!“

Ich reichte ihm eine Flasche De Grave. Er leerte sie auf einen Zug. In seinen Augen flackerte ein seltsames Feuer. Er lachte und warf die Flasche mit einer unverständlichen Geste gegen die Decke. Ich blickte ihn überrascht an. Er wiederholte die Bewegung; sie war grotesk.

„Verstehen Sie das nicht?“ fragte er.

„Nein.“



„Dann sind Sie keiner von der Bruderschaft."
„Wie?"
„Sie sind kein Maurer?"
„Doch", erwiderte ich. „Doch."
„Sie? Unmöglich! Ein Maurer?"
„Ja, ein Maurer", antwortete ich.
„Und das Zeichen?"

„Hier", entgegnete ich und zog unter dem Mantel eine Maurerkelle hervor.

„Sie spaßen", rief er und trat verwundert zurück. „Aber gehen wir jetzt zum Amontillado!"

„Weiter!" drängte ich, verbarg das Werkzeug unter dem Mantel und bot ihm den Arm. Er stützte sich schwer darauf. Wir stiegen durch eine Flucht niedriger Gewölbe abwärts, immer tiefer und weiter. Endlich kamen wir zu einer tiefen Krypta, in deren stickiger Luft unsere Fackeln nur mehr düster schwelten.

Am Ende der Gruft befand sich eine enge Grotte. An ihren Wänden waren bis zur Decke Menschenknochen hoch gehäuft gewesen, wie in den Pariser Katakomben. Drei der Wände trugen noch jetzt diesen Schmuck. Von der vierten waren die Gebeine herabgefallen. Hier lag auf dem Boden ein wirres Durcheinander von Knochen und bildete einen Haufen von beträchtlicher Höhe. In der freigelegten Mauer zeigte sich eine Vertiefung, etwa vier Fuß tief, drei Fuß breit und sechs oder sieben Fuß hoch. Sie schien der Zwischenraum zwischen drei der wuchtigen Pfeiler zu sein, die die Katakombendecke stützten. Ihre Rückwand bildete der massive Granitfels, der den ganzen Raum umschloß.

Fortunato versuchte, das Licht hochhaltend, in die Tiefe der Höhlung zu spähen. Der schwache Lichtschein ließ die innere Mauer nicht erkennen.

„Treten Sie weiter," ermunterte ich ihn, „dort rückwärts ist der Amontillado. Aber Lucchesi . . ."

„Lucchesi ist ein Dummkopf“, unterbrach mich mein Freund und tastete vorwärts. Ich folgte ihm dicht auf den Fersen. Die Felswand hinderte ihn an weiterem Vordringen. Verwundert blieb er stehen. Im nächsten Augenblick hatte ich ihn an den Granit gefesselt. In der Wand waren nämlich zwei Eisenhaken angebracht, kaum zwei Fuß voneinander entfernt. In dem einen hing eine kurze Kette, in dem andern ein Vorhängschloß. Er war zu verblüfft, um Widerstand zu leisten. Ich versperrte das Schloß und trat aus der Nische.

„Tasten Sie mit der Hand über die Mauer“, forderte ich ihn auf. „Sie werden den Salpeter spüren. Es ist wirklich recht feucht hier. Ich beschwöre Sie nochmals, kehren Sie um. Nein! Nun, dann muß ich Sie allein lassen. Aber vorher möchte ich Ihnen noch ein paar kleine Aufmerksamkeiten erweisen, die nur irgendwie möglich sind.“

„Der Amontillado!“ stieß mein Freund hervor, noch immer vor Erstaunen betäubt.

„Richtig,“ antwortete ich, „richtig, der Amontillado!“

Inzwischen wühlte ich emsig den Knochenhaufen auseinander und bald deckte ich Ziegelsteine und Mörtel auf — eine gehörige Menge. Mit diesem Material begann ich nun, meine Maurerkelle zu Hilfe nehmend, emsig den Eingang zur Nische zu vermauern.

Die erste Schicht war bald gelegt, da schien Fortunatos Trunkenheit verflogen. Ein dumpfer, weher Aufschrei aus der Tiefe der Höhlung verriet es. Es war nicht der Schrei eines Berauschten. - Dann war tiefste Stille - - - Ich legte die zweite Schicht, die dritte - - -, die vierte. Ein schreckliches Kettengeklirr ließ mich aufhorchen. Ich unterbrach meine Arbeit und setzte mich auf den Knochenhaufen nieder, um mit größerer Genugtuung zu lauschen. Als das Klirren endlich etwas nachließ, griff ich wieder zur Kelle und legte nun ohne Unterbrechung die fünfte, die sechste und die siebente Lage. Die Mauer erreichte schon die Höhe meiner Brust. Nun machte ich wieder eine Pause und leuchtete mit der Kerze über das Mauerwerk. Ein paar schwache Strahlen zeichneten die Gestalt des Gefesselten.



Eine Reihe gellender Schreie, die sich der Kehle des Eingemauerten entrangen, ließen mich zurückfahren. Einen Augenblick stutzte ich und zitterte an allen Gliedern. Ich zog meinen Degen und stieß blindlings in die Höhle. Aber ein kurzer Augenblick des Nachdenkens gab mir die Ruhe wieder. Ich betastete den wuchtigen Bau der Katakomben, und wilde Genugtuung erfüllte mich. Ich begleitete die gellenden Schreie, wurde ihr Echo, verstärkte sie, überschrie sie . . . Ja, das tat ich. Und der Schreiende wurde still.

Es war Mitternacht geworden, meine Arbeit ging ihrem Ende zu. Die achte, neunte und zehnte Schicht war vollendet und ein Teil der elften und letzten. Nur noch ein einziger Stein war einzufügen. Er war so schwer, daß ich keuchte. Endlich brachte ich ihn in die richtige Lage . . . . Da drang aus der Nische ein gedämpftes Lachen, daß sich die Haare auf meinem Kopf sträubten. Kaum konnte ich in den traurigen Lauten die Stimme Fortunatos erkennen. Die Stimme sagte: „Hehe, hehe, ein gelungener Spaß! Ausgezeichnet! Wir werden darüber im Palazzo herrlich lachen! Haha! — Über unsern Wein! — hehe!“

„Über den Amontillado“, fragte ich.

„Haha, ja über den Amontillado!“

„Aber wird es nicht zu spät? Man wird im Palazzo auf uns warten. Frau Fortunato und die andern. Wir müssen nun gehen!“

„Ja,“ sagte ich, „gehen wir!“

„Bei der Liebe Gottes, Montresor!"

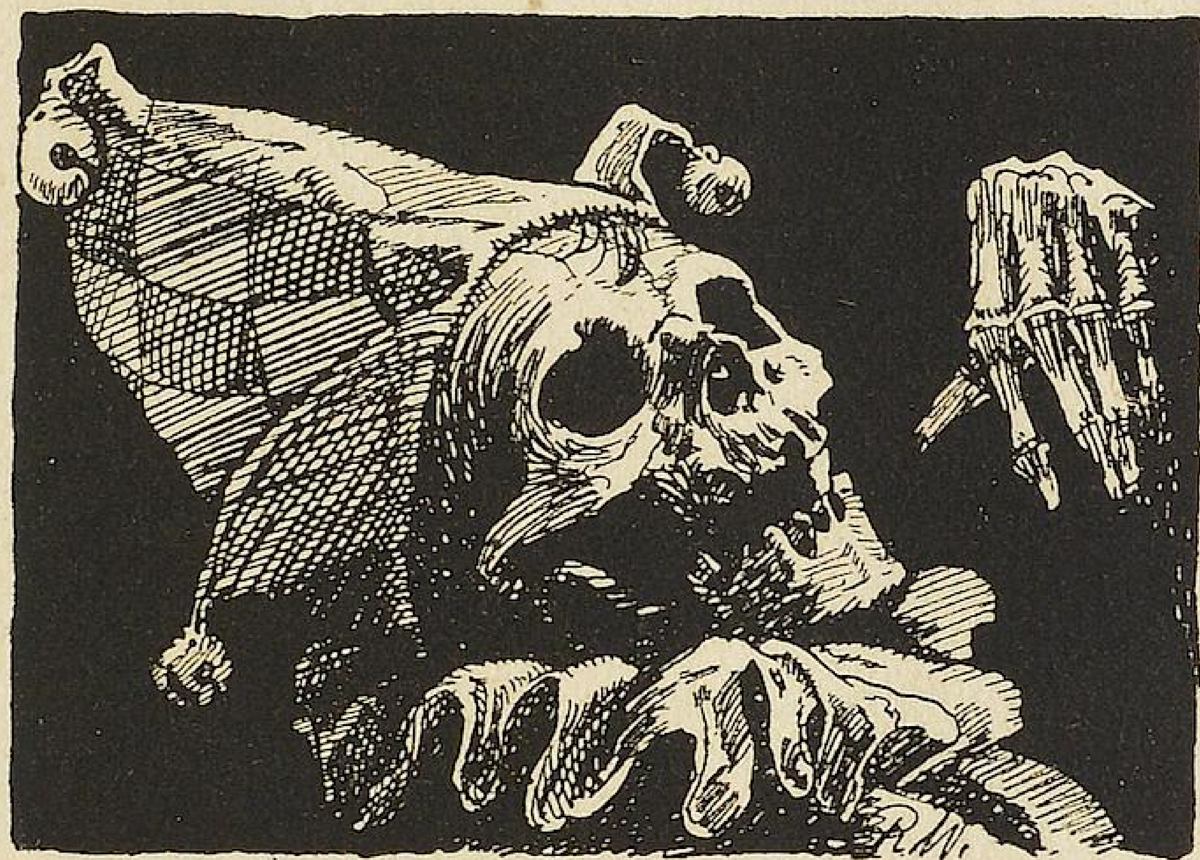
„Ja," antwortete ich „bei der Liebe Gottes."

Vergebens lauschte ich auf Antwort. Ich wurde ungeduldig und rief: „Fortunato!" .... Keine Antwort. Und wieder rief ich: „Fortunato!" .....

Nichts. Ich hielt eine Fackel durch den schmalen Spalt der Mauer und ließ sie fallen. Nur das Erklingen der Schellen antwortete. Übelkeit überkam mich — wohl wegen der Feuchtigkeit der Gruft.

Ich beeilte mich, mein Werk zu vollenden, brachte den letzten Stein in die richtige Lage und verstrich die Fugen. Vor das neue Mauerwerk türmte ich den alten Knochenhaufen. Den hat seit einem halben Jahrhundert niemand mehr in seiner Ruhe gestört.

Requiescat in pace!



D A S G E H I R N

Von Hans Meixner

LETZTEN Sonntag saß ich mit meinem Geschäftsfreund im Café des Städtchens. Der Raum war fast menschenleer. Nur in der uns gegenüberliegenden Ecke fiel mir ein einsamer Gast auf. Er hielt eine Zeitung vor sich hin. Man sah aber, daß er nicht las, sondern ins Weite stierte. Ein dünner Faden Speichel zog träge aus seinem Munde auf das Knie seines Beinkleides. Die achtlos hingelegte Zigarre gloste schief auf der Marmorplatte des Tisches.

Das erregte meine Aufmerksamkeit.

„Den Herrn da drüben muß ich doch kennen?" fragte ich meinen Freund. „Das ist doch Dr. Baumann, nicht?"

„Gewiß. Es wundert mich nur, daß du ihn erkannt hast."

„Der Mann scheint doch halb irrsinnig", bemerkte ich.

„Ist er auch."

„Aber ich kenne ihn doch als einen frischen, gesunden Menschen. Bei meinem letzten Aufenthalt hier, vor einigen Wochen —"

„Ganz richtig," sagte mein Freund, „noch vor einigen Wochen war er der geistreichste, liebenswürdigste, lebensfroheste Mann."

„Und diese Veränderung?"

„Mein Gott, ein Zufall, wie er sich so oft im Leben ereignet. Gibt es ein Gesetz für den fallenden Ziegelstein, der einen Vorbeigehenden erschlägt? Wer kennt genau die Ursachen, die einen Schnellzug in rasender Fahrt mit sovielen Passagieren ins andere Leben befördern? — Wäre Dr. Baumann nach dem Unglücksfall nicht noch einige Stunden bei klarem Geiste gewesen, kein Mensch hätte wahrscheinlich den Zusammenhang erkennen können."

„So erzähle mir doch", bat ich meinen Freund.

„Gern. — Du weißt doch, daß sich hier vor kurzem ein Mörder umhertrieb. Er überfiel schwangere Frauen, ohne sie zu berauben. Die Opfer fand man erdrosselt vor. Auch kein Sittlichkeitsdelikt kam in Betracht. Die reine Lust am Mord. Übrigens spielt dieser Mörder — wenn man kalt urteilt — nur eine neben-

sächliche Rolle in der Geschichte des Doktors, denn nach seiner fünften Untat wurde er auf frischer Tat ertappt und bei der Verfolgung erschossen. Seine Leiche wurde in das hiesige Krankenhaus geschafft.

Dr. Baumann war, ich glaube, vor einem halben Jahr hierhergekommen. Er bekleidete die Stelle des Primararztes. Seine Frau ging seit längerer Zeit guter Hoffnung. Als ich sie das vorletztemal in Gesellschaft sah, kam die Rede auch auf den Mörder. Frau Dr. Baumann, die dem freudigen Ereignis wohl in kurzer Zeit entgegensehen mußte, zeigte sich ungemein erregt, als der Morde Erwähnung geschah, die wirklich das ausschließliche Gesprächsthema unseres Städtchens bildeten, und äußerte Befürchtungen: sie könne ihre gewohnten Spaziergänge im Stadtwäldchen nicht mehr aufnehmen, sie werde dem Mörder in irgendeiner Form begegnen und werde durch ihn bestimmt umkommen. Natürlich lächelten wir über ihre Angst und suchten sie zu beruhigen. ‚Nein, nein,' wehrte sie ab, ‚Ihr könnt mich nicht beruhigen,' und wurde plötzlich schreckensbleich, ‚ich sehe, jetzt, jetzt — oh, das Scheusal — es mordet gerade!' schrie sie kreischend und sank in Ohnmacht.

Ich glaube an ein Fernsehen unter keinen Umständen, war aber immerhin betroffen, als wir einige Stunden später erfuhren, es habe sich ein neuer Mord ereignet.

Der Mord war um die Zeit geschehen, in der Frau Dr. Baumann den Schrei ausgestoßen hatte.

Ich erinnere mich mit Bestimmtheit, daß ich sechs Tage darauf Frau Dr. Baumann auf dem Marktplatz traf. ‚Nun, gnädige Frau,' fragte ich, ‚haben Sie jetzt noch Angst? Der Mörder ist gestern nacht erschossen worden und liegt bereits im Leichenhaus. Ihr Herr Gemahl kann das ja bestätigen.' ‚Ich weiß schon, ich weiß schon,' flüsterte sie, ‚aber ich habe recht, ich lasse mich nicht abbringen, ich sterbe durch ihn, bald, bald.' Dabei sah sie mich mit entsetzten Augen an.

Ein paar Scherzworte von mir trieben ihr die Tränen in die Augen. Als ich ihr — es war wirklich der Abschied — auf Wiedersehen sagte, schüttelte sie den Kopf. Dann sah ich ihr noch nach, wie sie etwas schwerfällig mit plumpem Leibe der Kirche zuschritt.

Was ich jetzt erzählt habe," sagte mein Freund, „habe ich selbst erlebt. Der Schluß ist mir aus der Schilderung bekannt, die mir der Chefarzt des Krankenhauses gab, der mit Dr. Baumann an das Leichenbett der Frau trat.

Dr. Baumann war am Nachmittag in den Obduktionsraum gegangen und hatte nach erledigter Leichenöffnung den vorderen Teil der rechten Gehirnhemisphäre in eine Schüssel gelegt. Er wollte sie am Abend im Privatlaboratorium seiner Wohnung untersuchen.

Ich verstehe mich ja nicht darauf, was da Interessantes zu sehen sein mag. Um halb fünf schickte er einen Krankenwärter mit dem Mördergehirn in seine Wohnung. Die Köchin nahm das Ding in Empfang. Sie erhielt die Weisung, das Paket sofort in das Laboratorium zu stellen. Dr. Baumann selbst blieb noch bis gegen halb neun im Krankenhaus, weil einem Bauern, dem ein Bein zertrümmert worden war, die Knochensplitter entfernt werden mußten.

Bevor sich Dr. Baumann auf den Heimweg begab, klingelte er seine Frau an. Er sei jetzt fertig, sagte er ihr, er hoffe, sie hätte mit dem Abendbrot nicht auf ihn gewartet. Sie antwortete, sie sei gerade dabei und es schmecke ihr ausgezeichnet, Er bat sie auch, sich nicht mehr zu ängstigen, denn Riger, so hieß der Mörder, sei jetzt mausetot, sei auch schon eingescharrt, nur ein ganz kleiner Teil seines verruchten Körpers weile noch über der Erde. Es sei ein armseliges Stücklein des interessanten Gehirns, das er zur weiteren Untersuchung in sein Laboratorium nach Hause geschickt hätte. Dr. Baumann hörte im gleichen Augenblick noch einen Schrei, dann brach die Verbindung ab. Er stürzte nach Hause. Die paar Schritte Weg zur nahen Wohnung legte er in einer Minute zurück.

Als er die Türe seines Zimmers aufriß, sah er neben seinem Schreibtisch eine große Blutlache, die sich über den Teppich ergoß und sich durch die offene Tür ins helle Speisezimmer hinzog. Dort lag neben der vor Entsetzen wimmernden Köchin seine Frau im Blute. Ein furchtbarer Blutsturz hatte ihrem Leben ein Ende gemacht. Ihre seltsame Todesahnung hatte sich erfüllt.



Rudolf Hesse

„Natürlich wieder kein Schutzmann zur Stelle"
(Aus R. Hesse, Spaß muß sein! Bei R. Piper & Co.)

Sie lebte nicht mehr.

Mit aufgerissenen Augen schien sie haßerfüllt einen unsichtbaren Gegner anzustarren und in der rechten Hand hielt sie ein Stück gebackenen Hirns eingekrallt, wovon noch Reste auf dem Teller und der Schüssel lagen.

Dr. Baumann dachte nicht an das Kind. In seinem Schmerz brüllte er die Köchin an, was hier auf dem Tische liege? — Das Hirn, das sie selbst heute beim Marktschlächter bestellt habe, denn die gnädige Frau kümmere sich in ihren schweren Tagen nur noch wenig ums Essen.

Es sei gegen Abend hergeschickt worden. — Ob sie das bestimmt wisse? — Natürlich, die gnädige Frau hätte es doch in Empfang genommen und ihr zur Zubereitung übergeben; sie hätte es gebacken, ihr Teil stünde noch in der Küche, denn sie sei noch gar nicht zum Essen gekommen. —

Und was mit dem Paket geschehen sei, das der Krankenwärter gebracht habe? — Das stünde allemal noch im Laboratorium; daran rühre doch niemand im Hause. — Wie ein Wahnsinniger schleppte Dr. Baumann die erschrokkene Köchin in sein Laboratorium. Da stand unberührt die Glasschüssel mit dem Mördergehirn.

Gut, daß Vorübergehende das Gebrüll im Hause des Doktors hörten und ihn bändigten. Ein Tobsuchtsanfall hatte ihn gepackt. Tags darauf wurde er ruhiger und machte resigniert alle Angaben.

Als seine Frau mit dem ungeborenen Kind begraben war, da fand man ihn bei einbrechender Nacht bewußtlos am Grabe. Er hatte das Mördergehirn zu seinen Lieben miteingescharrt.

Seitdem ist er so, wie du ihn siehst. Ungefährlich, aber lange wird er's nicht mehr machen.

VERWUNSCHNE STUNDE

Von Alexander Freih. v. Bernus

Wie sich zur Nacht die Sinne schärfen,
So überwächst uns all der Wald,
Und Schatten, die die Erlen werfen
Am Bach, beleben sich nun bald.

Im Sumpfe und verschilften Teiche
Erwacht ein surrendes Gesumm,
Und in den Binsen geht das bleiche
Gespensterhafte Fieber um.

Es bilden sich aus Nebelstreifen
Gesichter und verwehn im Wind,
Und unsichtbare Hände greifen
Nach Lichtern, die erloschen sind.

DIE ERNTE

Von A. M. Frey
mit drei Holzschnitten von Otto Nückel

JEMAND hat leise gerufen. Hat nicht eben jemand meinen Namen gesagt und den Dienstgrad dazu, den ich im Felde gehabt habe? Weshalb bin ich aufgewacht? Es ist mitten in der Nacht und drei Minuten nach drei. Oder hat die Klingel angeschlagen, ganz dünn und zirpend nur? Ich will aufstehen und nachschauen.

Der Gang in meiner Wohnung ist matt erleuchtet, also brennt das Licht im Treppenhause, von dem aus ein Schein hereinfällt. Soll ich den Drücker für die Haustür in Bewegung setzen? Es ist nicht nötig, denn schon höre ich jemand die Steintreppen aufwärtstappen. Ich spähe durchs Guckloch und sehe vorerst nichts als einen Teil des breiten, runden Treppenhauses, das sich als ungeheure Wendeltreppe emporschraubt in diesem turmartigen Gebäude von sieben Stockwerken.

Mit den stapfenden Tritten im gleichen Takt geht keuchender Atem, widerhallend — auch der Atem — in dieser steinernen Riesenröhre. Ein Mensch kommt an meinem Spähloch vorüber — ein Mann; er geht gebückt und trägt eine schwere Last über Schulter und Rücken..... Vorbei. Ich habe seine Augen nicht sehen können, aber er mag von meiner Statur sein, und er hat blondes Haar wie ich. Da kommt er noch einmal in meinen Gesichtskreis — entfernter und höher — aufwärts in der Schraubung der Wendeltreppe. Ich erfasse das Bild ganz und ich sehe, daß er einen menschlichen Körper über Schulter und Rücken geworfen trägt. Vorbei.

Was ist das? Wird hier ein Lebloser ins Haus geschafft? Was bedeutet das? Wird ein Toter verschleppt? Wenn irgendwo ein Verbrechen begangen wurde — seit wann trägt man das Opfer in menschliche Wohnungen? Man schafft es doch fort — fort aus dem Hause der Untat, — fort aus jedem Umkreis von Häusern, hinein in ein saugendes Wasser, in einen modrigen Kanalschacht, in eine Dunggrube, allenfalls in einen Keller, — — aber treppenaufwärts?

Haben wir im Felde Leichen treppaufwärts getragen? Lächerlicher Gedanke. Wir waren soviel mit Toten beisammen, aber das ist nie vorgekommen. Loch an Loch haben wir mit ihnen gehaust; die Ratten waren die Dritten im Bunde, und sie haben — wie oft — den Toten die Augen ausgefressen.

Weshalb muß ich daran denken? Einmal haben wir eine große Truhe zur Hand gehabt



Rolf v. Hoerschelmann — Abendfriede

und die tägliche Beute des Krieges darin verwahrt, bis wir sie begraben konnten. Aber auch in die Truhe haben die Ratten hineingefunden. Hob man leise und unversehens den Deckel — ganze Knäuel entwirrten sich, und immer sind zwei am Fraß der Augen gewesen. Ihr Mütter und Geliebten gefallener Männer — euch blieb Schlimmstes erspart! Habt ihr eure Toten blaugrün und zum Bersten gedunsen gesehen, schauerlichste Spukgestalten nach dem Ende durch Gas? Habt ihr sie ohne Kinn und Lippen und Nase und Augen gesehen und dennoch lebend — lallend für kurze Zeit noch und lebend —, an Stelle des ganzen Gesichtes eine blutige Fleischfläche, weil ein einziger Granatsplitter alles weggerissen hatte? Habt ihr sie nach den nächtlichen Besuchen der massenhaften Ratten gesehen? — Geht, ihr alle habt nie erfahren, welch schamlose Bestie der Krieg ist.

Aber Leichen treppaufwärts tragen —, das ist selbst mir neu. Fast möcht' ich sagen, das ist unheimlicher als alles, was ich in vier Jahren über mich habe ergehen lassen müssen.

Ruhig, mein Herz! Wer sagt denn, daß da eine Leiche Steinstufen hinaufgeschleppt wird? Über mir, der ich allein in dieser kleinen Wohnung des Zwischenstockes hause, wohnen viele Menschen. Herr Anwalt Baumann im zweiten Stock oder besser noch der dicke Doktor Macholz im vierten hat sich heutenacht betrunken und läßt sich durch einen Dienstmann nach Hause tragen. Das ist alles. Ruhig, mein Herz. Ich will wieder zu Bette gehen.

Das Scharren von Pferdehufen auf der Straße unter meinem Fenster .... Ein altertümlicher Wagen hält vor der Haustüre. Wo habe ich ihn oder einen ähnlichen schon gesehen? Einen ähnlichen? Ganz den gleichen! Diese alte Kalesche ist mir doch in einem kleinen französischen Dorf aufgefallen — in Méricourt war es, von dem später kaum ein Stein auf dem anderen blieb — und ich habe mich damals gefragt, welchen Zwecken diese prunkvoll-komische und umständliche Reisekutsche noch dienen sollte. Mitten in einem zusammengeschossenen Bauerngehöft stand sie — ehrwürdig und rätselhaft unversehrt. Wenn sie die Reise von Frankreich bis tief hinein in deutsches Land gemacht hat, muß sie viele Wochen unterwegs gewesen sein. Wer kommt angereist in ihr — und in mein Haus? Unsinn — Hirngespinste! Ich will mich zur Ruhe legen. Hat unsereiner nicht Ruhe verdient sein ganzes ferneres Leben lang? Nach ihr allein sehne ich mich.

Tappen nicht wieder Tritte — die gleichen Tritte — die Treppe herauf?

Weshalb zittere ich? — Ach, ich bin dünn bekleidet, und dieses steinerne Treppenhaus, mit seinen endlosen Rundwänden durch eine dünne Tür nur von mir getrennt, haucht eisigen Atem herein. Durchs Guckloch sehe ich den nämlichen Mann mit der nämlichen Last.

Angst? Nein. Ich mache die Tür auf, und ich trete hinaus auf die Wendeltreppe. Er ist vorbei und wendet sich um nach mir, langsam, wie seine Last es verlangt — gar nicht erschrocken, nicht im mindesten ertappt, gar nicht befremdet. Er bleibt nicht stehen, er versäumt keine drei Sekunden, keuchend stapft er weiter treppaufwärts.

Ich aber glaube, in mein eigenes Gesicht gesehen zu haben!

Ich will nichts mehr wissen. Ich erwürge Ahnungen. Es ist so mörderisch kalt — eine Kälte, die aus mir selbst bricht. Aber meine Stirn steht in Flammen.

Ich liege wieder im Bett und vergrabe mich in die Kissen. Eine eiserne Tür dröhnt — fern und aus der Höhe, hallend durch den ganzen Bau. Gibt es eiserne Türen hier im Haus? Freilich; ich entsinne mich: fast jeder Speichereingang hat jetzt eine Eisentüre. Das ist Vorsorge der Baupolizei. Welch eine freundliche Behörde! Sie meint es gut mit den Menschen. Aber ich fürchte mich. Es ist sehr lächerlich — ich fürchte mich. Wovor? Alle Türen sind gut verriegelt. Verriegle dich selbst und schlafe!

* * *

Es ist heller Tag. Ich stehe auf und kleide mich an. Ich will gleich hinaus in die Sonne. Welch gutmütiger Tag! Nichts Schlimmes ist geschehen, alles ist in der Reihe. Die elektrischen Bahnen brausen befreiend durch mich hindurch. Könnte je dieses Roß dort angezweifelt werden, in seinem glänzenden braunen Fell, das den lustigen gelben Postwagen durch die klarste Wintersonne zieht? Postwagen — Reisewagen. Es gibt lächerliche alte Reisekaleschen, die weit fort irgendwo langsam vermodern und in sich selbst zusammenfallen.

Mögen sie! — Ein Hund kommt auf mich zu. Du gutes Mitgeschöpf, dein Schwanzstummel wedelt mir nichts als Liebe! Wie sehr kann ich sie brauchen! — Aber dort drüben geht ein Mann, der trägt einen häßlichen Sack über Schulter und Rücken. Ganz verkrümmt ist er unter der Last, und sein blondes Haar beunruhigt mich.

Ich muß plötzlich umkehren. Ach, ist es schon wieder vorbei mit dem fröhlichen Tag? Ich muß sehr schnell nach Hause gehen. Glaubte ich denn wirklich, darum herumzukommen? Mir kann kein Postgaul helfen und kein freundlicher Hund. Glaubte ich einfach daran vorbei zu kommen? Ich muß unweigerlich nachsehen, ob es eiserne Türen gibt in meinem Haus, und wenn sich eine findet, muß nachgesehen werden, was hinter ihr ist — was jetzt hinter ihr verborgen liegt.

Ich hole den Speicherschlüssel aus meiner Wohnung und schraube mich diese endlosen Stufen empor, die steinern schweigen in einem fahlen Tageslicht, das wie Mehl herniederstäubt aus der trüben Glaskuppel des Treppenhauses. Ich bin nie bis hier hinauf gelangt. Meine Wirtschafterin, die vor vierzehn Tagen davon gegangen ist, hat mir gesagt, es finde sich oben nur spärlicher Speicherkram: ein paar alte große Koffer, ein Papageienkäfig, ein paar leere Kisten. Und wir hätten den größten Speicher, weil wir die kleinste Wohnung im Hause haben. Diese Begründung sah ich nicht ein, aber sie blieb darauf bestehen.



Eine eiserne Tür ist da, und der Schlüssel paßt. Es ist hier sehr dämmerig; hätte ich nur meine kleine Feldlaterne mitgenommen. Wo ist in dieser Flucht von Lattenverschlägen der größte Raum, der mir gehört? — Die Augen gewöhnen sich an das Helldunkel, und nun sehe ich, daß jede dieser hölzernen Gittertüren Zettel und Namen trägt, von sorgsamer Hand geschrieben und hingepappt. Ein prächtiger Hausverwalter! Ich wohne also nicht nur unten im Zwischenstock, — auch hier oben. Wenn jemand mich hier oben besuchen will, wenn er etwas für mich abzugeben hat, kann er nicht fehlgehen. Wie — etwas abzugeben hat? Wahrhaftig, es sieht aus, als seien diese albernen Zettel mit ihren pedantischen Namenaufschriften, wie sie gewiß kein vernünftiger Speicher sonst besitzt — als seien diese Zettel herausfordernderweise da. Ich weiß nicht —: irgendwie herausfordernderweise.

Da ist des dicken Doktor Macholz' Speicher. Ihn erkennt man auch ohne aufgeklebten Namen. Leere Flaschen sind reihenweise aufmarschiert und stehen sich als zwei Schlachtfronten gegenüber. Die eine Armee kommandiert eine Sektflasche, trotz Staub und Düsternis blitzend im Staniol ihres Halsschmuckes. Aber die andere Armee ist ohne Führer und zeigt Verwirrung; das vornehme, bauchige Gefäß, das an ihrer Spitze stand — Behälter einst eines feinen Alkohols — liegt getötet am Boden — ich meine: zertrümmert durch einen Kalkbrocken, der wie eine Fliegerbombe von der Decke herabgefallen ist.

Weiter! Das sind müßige Narrheiten. Ist denn immer noch Krieg in mir, und werden selbst aus Flaschen Soldaten? Krieg ist vorbei und Flaschen sind Flaschen.

Hier ist mein Speicherabteil. Nun — es sieht aus darin, wie ich es mir vorgestellt habe. Der Raum ist wirklich unverhältnismäßig groß. Hier könnte man — mehr als ein Dutzend Menschen könnte man hier unterbringen. — Zwecklose Überlegung, — man bringt nicht Menschen in Speicherräumen unter. Was heißt überhaupt: man bringt sie unter? Es kann sich doch nur um l e b e n d e Menschen handeln. Neben einander hinschichten könnte man hier mehr als ein Dutzend. — Wem wäre damit gedient?



Der Papageienkäfig nimmt sich gut aus. Wohnlich und reich macht er den ganzenRaum. — Ob ich in die Koffer hineinschaue? Da ich mir's überlege und ein wenig davor zurückweiche, muß ich es natürlich tun.

Welch ein Wirrwarr aus Mottenfraß und Kleideraas zerfällt in diesen bauchigen Ungetümen! Hier muß einmal Ordnung geschaffen werden, wie in mir selbst. Diese unnützen Überbleibsel einer abgelaufenen Zeit, die die Seele verpesten, müssen vernichtet werden. Sie haben ihre Rolle ausgespielt.

Nun ist der letzte Koffer flüchtig durchstöbert. Er schnappt zu und schnappt wie ein gefräßiges Tier nach meinem Kopf. Sachte, mein Lieber! Den brauche ich noch, nachdem ich ihn durch vier unsagbare Jahre gerettet habe.

Ich kann gehen, ich kann diesen Ort verlassen. Ich habe meine Pflicht getan. Mein Speicher ist rein und ohne Schande und ohne Verbrechen.

Ich werde die heutige Nacht sehr gut verschlafen. Ich habe die vergangene viel geträumt — oder auch nicht geträumt; ich bin wach gelegen und habe nachgedacht. Bin ich auch aufgestanden? Ja, ich bin auch aufgewesen, war an der Tür — am Fenster — wieder an der Tür. War ich wirklich —?

Sicher ist eines: Ich werde heute abend sehr müde sein und ich werde ausgezeichnet schlafen.

*

Es ist drei Uhr drei Minuten nachts. Das Treppenhaus — ich höre es fraglos durch zwei Türen — wiederhallt von schlürfendem Tapsen. Ein rhythmisches Atmen durchkeucht die Riesenröhre.

Der Mann geht vorbei — genau wie gestern. Heute schleppt er ein weibliches Wesen aufwärts — aus einem rosa Unterrock schlottern Frauenstiefel. Ich hole meine Feldlaterne und folge nach. Was bliebe mir anderes zu tun übrig? Man zwingt mich zu dieser Maßregel. Ich mische mich nie in fremde Angelegenheiten: diese scheint mir eine eigene werden zu wollen.

Genau wie gestern dreht sich der Leichenträger für einen Augenblick herum; ich sehe in ein Gesicht, das meinem gleicht; es ist fahl und schweißbeperlt von einer Arbeit, die sich in dieser Nacht schon des öfteren wiederholt hat.

Er steigt weiter, unverzagt, und ich steige dicht hinter ihm. Wie langsam wir vorwärtskommen! Nehmen diese Stufen und Absätze vor schlafenden Wohnungen und wieder Stufen kein Ende? Immer vor mir in Brusthöhe wippen die Frauenstiefel. Ich erkenne sie. Sie gehören der Madame Marguerite Godbert, deren Haus in Avion durch einen einzigen Schuß umgelegt wurde und sie begrub.

Eiserne Tür und hölzerner Verschlag stehen schon offen — — ja, und mein Speicherabteil ist bereits gut versorgt. Mehr als ein Dutzend liegen nebeneinander geschichtet, und Frau Marguerite Godbert füllt den letzten Winkel aus.

Der Mann steht mitten im Raum und wischt sich den Schweiß von der Stirn. Er bemüht sich, nicht auf die vielen Füße zu treten, die alle nach der Mitte zusammenströmen. Zieht eine kraus eingeteilte, bedruckte Karte aus der Tasche — — und ich sage zu mir mit meiner eigenen Stimme: Hier ist deine Leichenkarte. Du ersiehst aus ihr deinen Anspruch. Kontrolliere durch sie die Richtigkeit der Lieferung. Obwohl sie eine Abart der Fleischkarte ist, rechnet sie nicht nach Grammen, sondern großzügig nach Köpfen — bildlich gesprochen; bei manchem fehlt ja der Kopf. — Eine gerechte Verteilung wird der Welt gewährleistet. Da die Deutschen weitaus die meisten Gegner

erlegt haben und während des Krieges stets maßlos stolz darauf waren, beginnt »die große internationale Gesellschaft zur Verteilung der Kriegsernte«, die ihren Sitz im Haag hat, mit Deutschland. England, Frankreich und die anderen Länder werden später versorgt werden. Niemand wird übergangen ..... Bitte, nimm!

Und ich halte die Karte in der Hand, und der Mann vor mir macht Anstalten, militärisch zu grüßen, aber er besinnt sich anders und geht ohne Abschied zur eisernen Tür. Seine Tritte verhallen in der Tiefe.



Oh, könnt ich gehen mit diesem Teil meiner selbst! Oder ist er schlechter daran, als was hier oben in der Kammer von mir bleibt? Vielleicht muß er weiter tote Körper in zahllose Häuser schaffen. Ich aber stehe hier. Eine reiche Ausbeute. Eine namenlos schreckliche Beute, achtsam sortiert. Neben den weißen Franzosen liegen die Marokkaner und neben den Marokkanern die Engländer. Aber am schlimmsten ist jener Winkel dort. Da ruhen zwei Frauen und ein Kind. Und die eine Frau sagt — sie bewegt kein Glied ihres zerquetschten Körpers, nicht einmal die grünen Lippen, aber ich weiß, daß sie spricht — sie sagt: Pourquoi m'avez-vous tuéeeeee?

Dieses »tué« ist endlos lang, es ist wie ein allerletztes Ausseufzen der platten Brust, und der dünne Laut verkriecht sich zwischen den Kisten. Dort wird er bleiben, um als würgende Frage immer bereit zu sein — klagend — anklagend.

Aber ich empöre mich gegen diese Qual. Wie komme ich dazu, mich hinrichten zu lassen? Und ich sage: Ich habe sie doch gar nicht getötet, Frau Marguerite Godbert. Die Engländer waren es, die ihr Haus zusammengeschossen haben.

Will da nicht einer der Engländer den Arm heben? Es sieht so aus. Der mit dem faustgroßen Loch an der Schläfe und dem vorgequollenen Augapfel, über den dunkelblau das geschlossene Lid sich spannt. Tastend zupft er mit gelben Runzelfingern am eingetrockneten Schmutz seiner Wundränder.

So lebst du, Kamerad —! sage ich grenzenlos beglückt und beuge mich zu ihm.

Aber er ist tot. Ein süßlicher Geruch steigt kalt von ihm auf; den kenne ich zu gut. Er ist längst schon tot. Sein Körper ist nur ein wenig von der Kiste herabgerutscht, und der Arm, irgendwie gehemmt, hat die Bewegung nicht mitgemacht; so kam der Griff nach dem Kopfe zustande. — Jedoch er redet, der Engländer. Ich bin William Dunbar, preßt er durch die entblößten Zähne, — du erinnerst dich —: mit dem du zusammen in Heidelberg warst. Wie magst du sagen, daß ich die Französin getötet habe? Wir schossen auf die Deutschen und die Deutschen schossen auf uns. Hast du übrigens nicht damals in Heidelberg, als wir über den kommenden Krieg sprachen, erklärt, nie würdest du dich dazu mißbrauchen lassen, auf Menschen zu schießen? Und hast es trotzdem vier Jahre hindurch getan.

— Und erinnern Sie sich, murmelt ein Franzose, an die Jahre in Zürich, wo Sie dem Antivivisektionsverein beitraten? Ich war auch Mitglied. Wir bekämpften das Experiment am lebenden Tier. Und nun haben wir beide Jahre hindurch — hahahahaha!

Er lacht traurig und so schallend, daß ein Gewoge von Tönen den Treppenturm auf und nieder brandet.

*

Ich beginne mich zu verteidigen — und fühle gleich, es ist umsonst. Ich bin grenzenlos verzweifelt. Ich erkläre: Konnte ich denn anders? Ich habe damals wohl geprahlt, ich werde nie auf Menschen schießen, aber man zwang mich schließlich dazu. Man zwang mich. Und ich habe jahrelang dorthin Mordwaffen abgedrückt, wo ich Menschen sah — wo ich nur

Lebendiges vermutete. War ich nicht berechtigt — war ich nicht verpflichtet, solches zu tun?

Alle schweigen.

Weil ich hilflos umherblicke, fällt mir der Papageienkäfig in die Augen. Ein schwärzliches Geschiebe wogt hin und her in ihm, und ich erkenne, daß er angefüllt ist mit einem Knäuel von Ratten. Sie leben — und die Menschen sind tot.

Euch will ich den Garaus machen, beschließe ich.

Viel schöne Tiere! flüstert zärtlich eines der toten Kinder, das sich nicht ängstigen gelernt hat vor irgendwelchem Getier.

Recht! Sind sie nicht auch Geschöpfe des Ewigen? frage ich mich. Wer hat sie zu dem verhaßten Geschmeiß gemacht, als das sie verschrien sind? Ich will sie frei lassen, sie werden Hunger haben.

Und ich öffne die Käfigtüre; sie huschen hinaus und hinweg in die Dunkelheiten des großen Speichers. Sie werden später zurückkehren und an dem sich sättigen, was hier am Boden liegt und schweigt.

*

Dieses atemlose Schweigen drosselt mich und, erneut auf innere Rettung bedacht, schreie ich: War ich nicht berechtigt, solches zu tun? Man hat doch auch auf mich geschossen!

*

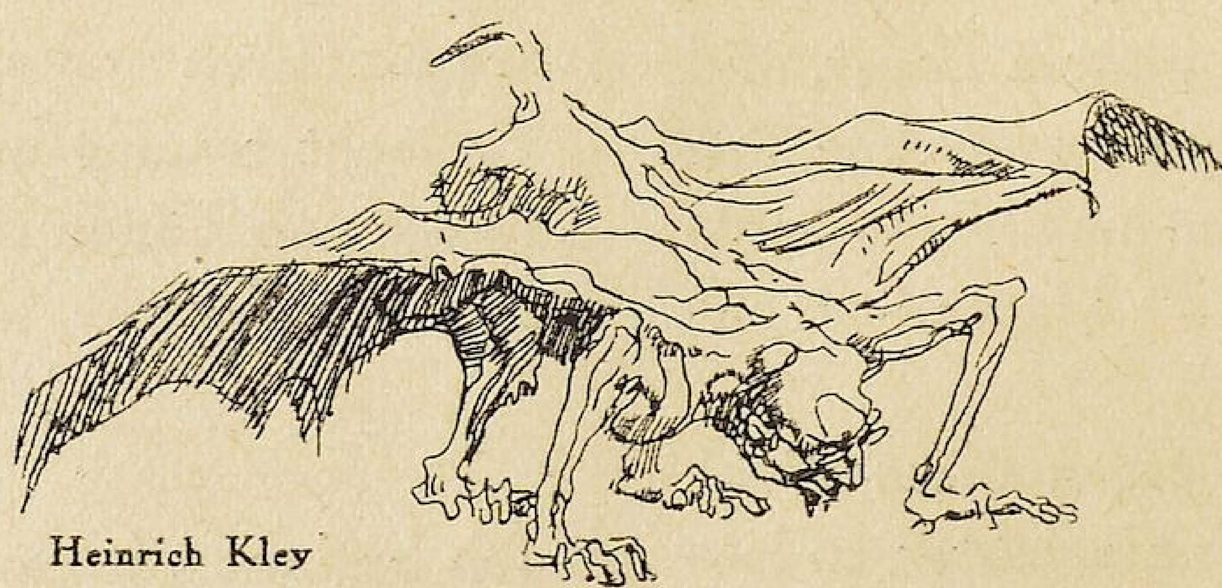
Ich habe auf niemanden geschossen, haucht die Französin. — — — — — — — — — — — —

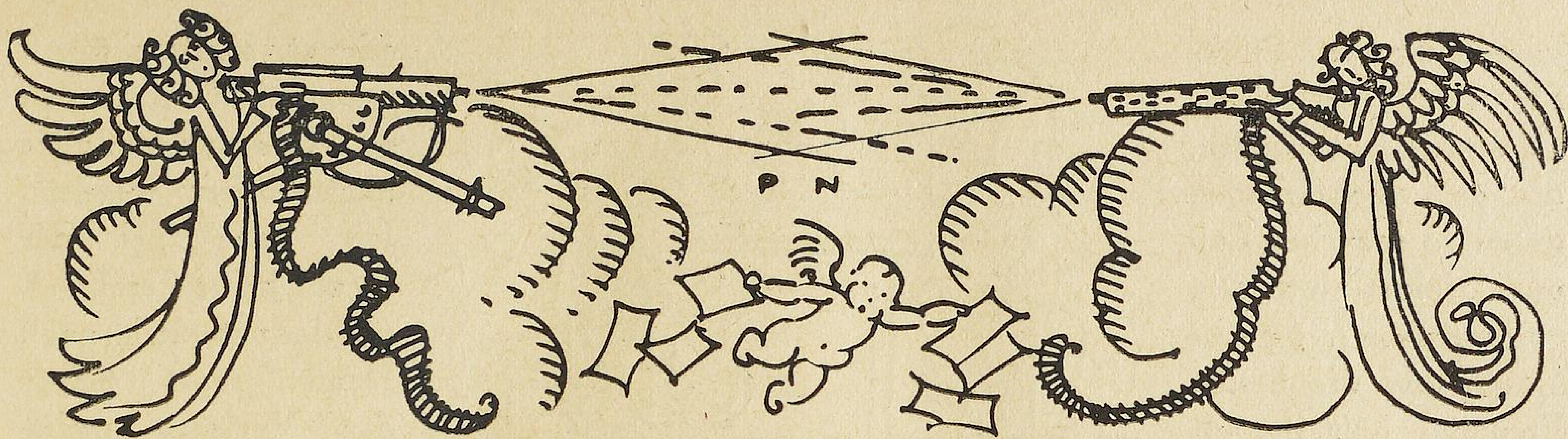
Oh, mein Gott, ich weiß, sie will sagen: und liege doch hier . . . .

Und ich falle auf die Knie. Reue schlägt über mir zusammen, und ich schluchze: Du hast recht, Frau, und auch ihr, Kameraden, habt recht mit euren Zweifeln. Ich hätte nicht töten dürfen. Ich nicht! Mir selbst habe ich ruchlos das Wort gebrochen, ich habe mich vergewaltigt, ich bin ein Verbrecher. Der ich begnadet war zu erkennen, was gut und menschlich ist — ich habe die Gnade verraten an die Gewalt. Die Gewalt hätte mich ausgelöscht — vielleicht. Als Feigling wäre mir unrühmlicher Tod widerfahren. Aber ich Feigling hätte denen Mut gemacht, die auf meinem Wege gewesen sind. Und wenn hundert sich geweigert hätten zu töten, gleich mir, hätten sich auch tausend geweigert. Und wenn tausend widerstanden wären, wären zehntausend ihnen gefolgt. Und die Welt wäre weniger durchtränkt mit Blut, und der gute Same wäre gesät in aller Welt — und was hier um meine verruchten Knie verwest, hätte nicht unerbittlich die letzte Fahrt zu mir gemacht.

*

Die Worte versagen mir. Ich weiß nichts mehr — nichts mehr unter dem groß aufgeschlagenen Auge des Todes, das mit keiner Wimper zuckt, während es mich immerfort ansieht — solange, bis mein eigener Blick blind wird und grenzenlose Nacht mich überspült und hinwegrafft.





AUFSTAND IN NIRWANA

Von K. Roellinghoff

mit fünf Zeichnungen von Paul Neu

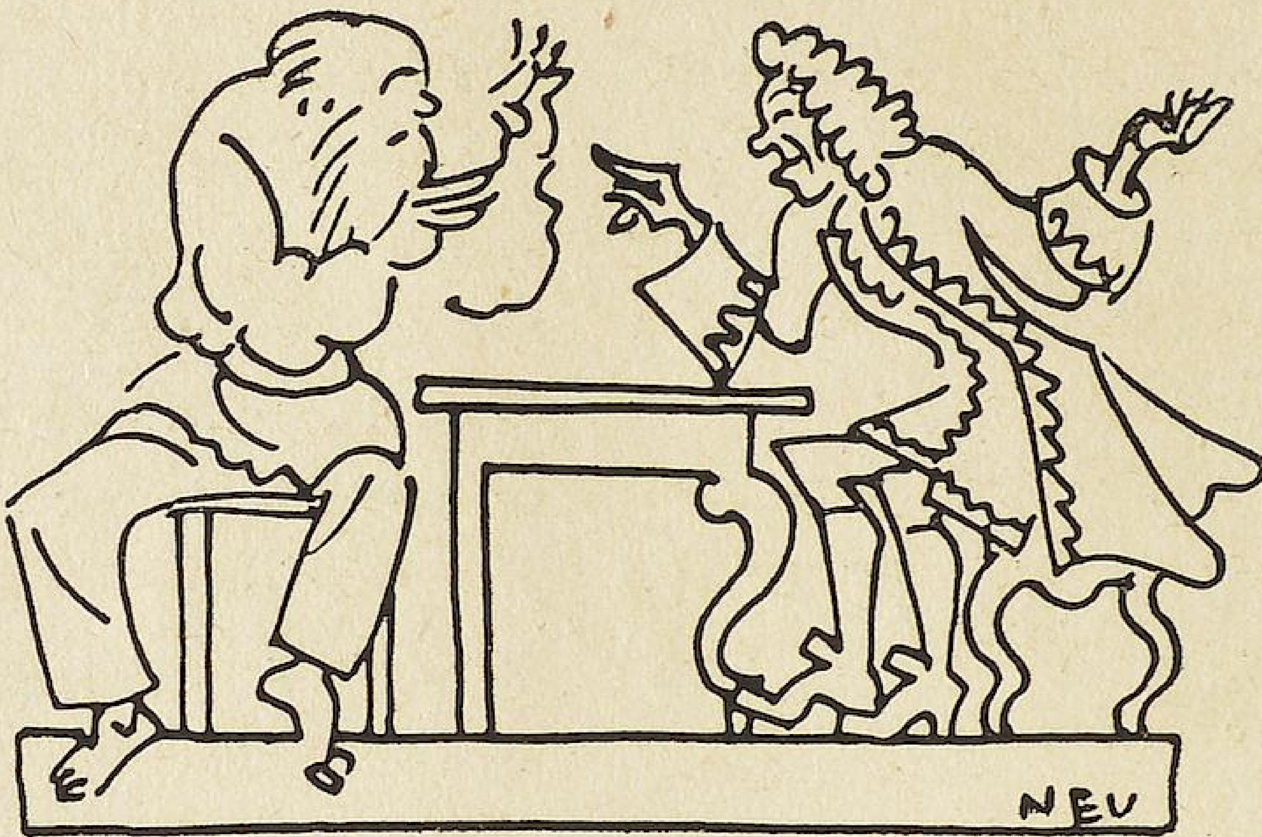
14. September.



ES beginnt mit Macht zu gären. Das war vorauszusehen. (Daß ich es geahnt habe, läßt sich aus meinen bisherigen Privat-Aufzeichnungen ersehen.) Unter dem Einflusse der jüngst Angekommenen beginnt man, sich der fortwährenden (für viele tausend-und mehrjährigen) Ungewißheit zu schämen. Und schließlich, objektiv gesprochen: ist's nicht absolutistische Unterdrückung? Der „Gewisse" hält sich stets verborgen und will von Aufklärung nichts wissen. An allen Ecken und Enden wird die brennende Frage vom Jüngsten Tag und die noch brennendere der Rückkehr erörtert. Aber man hört da nur Meinungen und Meinungsverschiedenheiten. (Kürzlich noch beobachtete ich, wie Tolstoi und Voltaire in einem nicht eben friedfertigen Meinungsaustausch über diese Angelegenheit sich Benennungen gaben, die in keinem ihrer Werke zu finden sind.) Höheren Ortes hüllt man sich nach wie vor in Schweigen. Wir wissen nichts. Absolut nichts. Dabei wollen wir aber a l l e s wissen. Und zwar möglichst bald.

18. September.

Es geht lebhaft zu. Manche der beliebten Zitate betreffend die „himmlische Ruhe in Nirwana" sind einfach lächerlich geworden: überall Versammlungen und Beratungen. Der „Gewisse" zeigt sich immer noch nicht. Alles drängt nach einer Klarstellung unseres Schicksals. Nach einer, irgendeiner Verfassung. Ich bitte: wir wissen nicht, wo wir sind, was wir sind, von wem wir beherrscht werden, ob und wann wir zurückkehren. Nichts, gar nichts wissen wir. Das kann doch nicht so weitergehen! Wir wollen und müssen den Termin des Jüngsten Tages erfahren. Denn es ist absolut nicht einerlei, wann wir auf die Erde zurückkehren (zurückkehren werden wir doch!). Wir wollen den Termin wissen. — War heute auf einer Versammlung der Biographen und Kommentatoren Cäsars (im altrömischen Schriftstellerverbande). Cäsar selbst präsidierte. Er führte in einer großartigen Rede aus, daß das Bekanntwerden des Rückkehrtermins in kürzester Zeit eine Notwendigkeit sei. Er arbeite an einer Neuausgabe aller seiner Schriften und an der gründlichen Widerlegung der falschen Daten seiner Biographen und Kommentatoren. Darum müsse z. B. e r den Termin der Rückkehr genau wissen, um das Werk bis zum bewußten Tage druckreif machen und die Arbeit einteilen zu können. — Übrigens genießt Cäsar bei uns den Ruf eines Originals. Es ist aber auch zu spaßig, was er mit seinen Biographen und Erläuterern anstellt. Er gerät bei Auseinandersetzungen mit ihnen stets in große Wut und läßt kein gutes Haar an ihnen. Die Ärmsten tun einem oft in der Seele leid. Und doch freut man sich stets, wenn ein neuangekommener, ahnungsloser Biograph ihm



vorgeführt wird. Punkt für Punkt widerlegt Cäsar die Äußerungen, die dem Betreffenden unten so manches Lob und Diplom eintrugen. — Napoleon I. (er und Cäsar sind die besten Freunde) hält ihn oft zurück: „Ich verstehe dich nicht, mein Bester! Man sieht, du hast keinen Dunst vom Savoir-être-connu. . . Wenn du alles widerlegt und klargestellt hast, wird doch kein Mensch mehr von dir reden. Du bist zu ernst. Es existieren keine Anekdoten über dich. Unser gemeinsamer Freund Archimedes tat mir neulich den Gefallen, eine kleine Rechnung für mich zu machen. Da ergab sich folgendes: hätte ich all das gesprochen, was in Anekdoten, Zitaten, Erzählungen und Geschichtsbüchern behauptet wird — hätte ich nach Archimedes Rechnung 16 000 Tage lang ununterbrochen sprechen müssen. (Die Neuerscheinungen nicht gerechnet!) . . . Plus qu'on parle de moi — tant mieux! Übrigens behauptet auch Archimedes, von seinen angeblichen und tatsächlichen Aussprüchen werde viel zu viel Wesen gemacht. Das mit dem Welthebel zum Beispiel hätte er nur ganz beiläufig fallen lassen. . . —"

24. September.

Es wird ernst. Ein Seelenrat soll gewählt und gegründet werden. Firma: „G.-R." (das heißt Geisterrat, „S.-R." ist schon zu sehr abgedroschen). Eine ebenfalls zu wählende Delegation soll sich zum „Gewissen" begeben und Aufklärung verlangen.

28. September.

Eifrige Wahlkampagne. Mein Verleger wählt aus bestimmten Gründen den Dante Alighieri. (Ich glaube es ist wegen des neuen Fremdenführers, an dem Dante arbeitet. Die Verlegenheit damals war groß, als er hier ankam und merkte, daß seine Einteilung in Ringe und so weiter nicht nur nicht stimmt, sondern überhaupt nicht vorhanden sei. Das muß nun alles umgearbeitet werden.) Ich habe bei der Wahl keine Qual. Ich wähle natürlich auch Dante, sonst bringt der Verleger meine „Nirwanadichtungen" nicht.

12. Oktober.

Kleopatra kandidiert! Leider kann ich ihr nicht helfen. Ja, wenn die „Nirwanadichtungen" nicht wären! . . Aber sie hat ja ohne mich genug Anhänger. – Der „Gewisse" ist nach wie vor nicht zu sehen.

16. Oktober.

Der G.-R. hat sich konstituiert. Er zählt 250 gewählte Räte. Leider können die Zeitungen keine Berichte bringen. Die Spezialkorrespondenten konnten kein Wort verstehen, da alle 250 Eröffnungsreden zugleich begannen. — Aber man wird sich allmählich daran gewöhnen.

18. Oktober.

Eine aus zehn Räten bestehende Delegation hat sich zum „Gewissen" begeben. Sie sollen uns Aufklärung bringen.

20. Oktober.

Die Delegation ist zurückgekehrt. Der „Gewisse" hat beim Anblick der zehn Sendlinge einen fürchterlichen Grimm bekommen. Das käme alles von den nichtswürdigen Neuerern. Er fragte, warum im G.-R. die Christlich-Sozialen nicht vertreten wären. Man entschuldigte sich: im ganzen Himmel sei kein einziger aufzutreiben gewesen. Sie müßten anderswo sein. Ob man denn blind sei? Ob man denn nicht aus den Zeitungen sähe, wohin diese Neuerungswirtschaft führe? Dann erst kam er mit der Hauptsache heraus: unsere Rückkehr sei verschiedener Umstände wegen um



tausend Jahre verschoben worden. Man sollte sich nur nicht so beeilen, auf die Erde zurückzukommen; Nirwana wäre die Ruhe, da unten aber wär's fürchterlich . . . (Schiller, der dabei war, hat sich sehr über das Zitat gefreut.) Dem Beschlusse des G.-R. gemäß wurde dem „Gewissen" die Notwendigkeit der Entsendung einer Deputation des G.-R. auf die Erde klargemacht. Er war einverstanden.

25. Oktober.

Die Abgesandten sind gewählt: Schiller, Beethoven, Marx, Moses (aus dem alten Testament), Shakespeare, Napoleon I., Mark Twain und Robespierre. Man sieht – die verschiedensten Leute. – Sie sollen morgen abreisen und nach einer Woche zurückkehren. Sie werden uns ausführlichen und genauen Bericht von den Erdenzuständen geben. Vielleicht ist alles nur halb so schlimm. Ist letzteres der Fall, dann wird der G.-R. beim „Gewissen" die Festsetzung eines baldigen Rückkehrtermins durchsetzen. – Mark Twain freut sich unbändig. Schopenhauer meint, das Lachen würde ihm schon vergehen.

26. Oktober.

Sie sind fort. Moses hat vor der Abreise bei einer erstklassigen Grabsteinfirma auf telepathischem Wege ein Dutzend Gesetztafeln bestellt. — Der „Gewisse" ist in Zorn und es regnet den ganzen Tag.

26. Oktober, abends.

Marx zurück. Schlaganfall beim Anblick der Erde. Seine letzten Worte waren: „Alles verdreht . . ."

29. Oktober.

Spartakus ist empört. Er ist mit der Vervielfältigung eines Eingesandt an alle Redaktionen der Erdblätter beschäftigt, in dem er festgestellt wissen will, daß sein Name von der neuerdings entstandenen Bewegung ganz willkürlich und zusammenhanglos gewählt worden sei. Er hätte die Sklaven zur Freiheit geführt, während da unten auf der Erde soeben das Gegenteil geschähe.



28. Dezember.

Ich bin so niedergeschlagen, daß ich eigentlich meine Aufzeichnungen ganz einstellen wollte... Sie sind zurück . . . Der Geisterrat hat sich in seine Bestandteile aufgelöst . . . Der „Gewisse" ist gebeten worden, den Termin der Rückkehr auf zehn- bis zwanzigtausend Jahre hinauszuschieben . . . . . Moses hat in seinem ungeheuren Grimm über die Erdenkinder das ganze Dutzend Marmortafeln an den Köpfen einiger Spartakisten zerschlagen. Er ist jetzt noch außer sich. — Shakespeare ist gleichfalls wie niedergeschmettert und behauptet nach wie vor, es gäbe Dinge, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen ließe. — Als Mark Twain gewohnheitsgemäß seinen ersten Witz machen wollte, überfiel ihn das Grauen und er bekam einen Weinkrampf. Noch jetzt stehen ihm die Tränen in den Augenwinkeln. — Napoleon, der, zwei Finger zwischen den Westenknöpfen in der Bauchgegend, einige sachliche Bemerkungen über die Strategie des XX. Jahrhunderts machen wollte, fiel in einen Trichter, den ein 42-cm-Geschoß gebohrt hatte und ward nicht mehr gesehen. – Robespierre hat sofort Anschluß gefunden. Er hat die besten Aussichten, Führer der Spartakisten zu werden. – Schiller und Beethoven haben wegen schwerer Sachbeschädigungen und einem Dutzend Ehrenbeleidigungen zwei Wochen Arrest abzubüßen. Es wurde nämlich ihnen zu Ehren die Filmoper „Die Jungfrau von Orleans" (Kolossaldrama in 22 Akten, Text von Friedrich Schiller, verfilmt von der „Schiller-Film-A.-G.", für das Grammophon veropert von der „Beethoven-A.-G.") gegeben. Sie vollbrachten Unbeschreibliches. Schiller bearbeitete die Menge mit Verbalinjurien, Beethoven den Apparat mit seinem geschichtlich bekannten Krückstock. — Man wird verstehen, daß wir nicht die geringste Lust verspüren, zur Erde zurückzukehren . . .

10. Januar.

Schopenhauer meint, er habe es ja gleich gesagt. Aber ich halte nicht viel von diesem Ausspruch, denn das sagen die Philosophen immer.



Paul Neu

DAS TREIBHAUS

WUNDERLICHES UND ABSONDERLICHES

Dieser Teil des „Orchideengarten" wird von Dr. Max Kemmerich bestellt.

Merkwürdiger Wahrtraum*.

Der berühmte Ägyptologe Heinrich Brugsch schreibt in seinen Lebenserinnerungen („Mein Leben und mein Wandern", Berlin 1894 S. 330 f.) über einen merkwürdigen Wahrtraum des Khedive im Jahre 1875 folgendes:

„Ich selbst nahm meinen Weg nach Göttingen, um von meiner dort befindlichen Familie Abschied zu nehmen und ohne längeren Aufenthalt die Weiterreise auf einem Bremer Dampfer anzutreten. Im Begriff, nach dem nahe gelegenen Bahnhof zu gehen, um den nach Bremen abgehenden Frühzug zu benutzen, erhielt ich auf dem Wege eine Drahtmeldung, die ich sofort öffnete, um ihren Inhalt noch vor der Abreise kennen zu lernen. Sie lautete kurz und bündig: „Der Khedive ersucht Sie, augenblicklich nach Kairo zurückzukehren."— Mit dem nächsten Eilzuge schlug ich die Richtung nach Triest ein, um mit dem fälligen Lloyddampfer mich nach Ägypten zurückzubegeben. Ich hatte seit meiner Abreise keine Zeitung gelesen und mußte nicht wenig überrascht sein, als mir von dem Kommandanten des Schiffes die Nachricht mitgeteilt wurde, daß auf dem letzten Bremer Dampfer, demselben, mit welchem ich die Reise antreten wollte, eine von einem Amerikaner namens Thomas konstruierte Höllenmaschine vorzeitig explodiert sei und mehrere Reisende und sonstige Personen getötet und verwundet habe. Ich dankte Gott im stillen, einer möglichen Gefahr für Leib und Leben durch meine Rückberufung entgangen zu sein, und stellte mich bei meiner Ankunft in Kairo sofort dem Vizekönig vor. In der Meinung, von ihm nachträglich besondere Aufträge zu erhalten, die er mir nur mündlich mitteilen könne, war ich nicht wenig erstaunt, aus seinem Munde die Versicherung zu erhalten, er sei hoch erfreut, mich heil und gesund zu sehen, habe mir aber durchaus nichts zu sagen. Er habe sich bewogen gefühlt, mich sofort durch den Draht zurückzuberufen, da in der Nacht ein Traumbild ihm angeraten habe, mich sofort kommen zu lassen, widrigenfalls mir ein großes Unglück bevorstünde."

* Entnommen meinen „Prophezeiungen. Alter Aberglaube oder neue Wahrheit?" Verlag Albert Langen.

Erscheinung eines Verstorbenen

Richard Graf von Pfeil, der nachmalige preußische General und bekannte Schriftsteller, erzählt folgende selbsterlebte Geschichte*: „Auf der Fahrt nach Venedig erlebte ich eine Geschichte, die mein ganzes Leben in meiner Erinnerung geblieben ist. In Adelsberg unterbrach ich die Reise, um die dortigen großartigen Grotten kennen zu lernen. In dem mir als besten empfohlenen der beiden Gasthöfe, ich glaube, er hieß „Zur Krone", stieg ich ab, als einziger Gast, und erhielt Zimmer Nr. 1. Es war ein langer, schmaler Raum; das Bett in der der Tür entgegengesetzt liegenden rechten Ecke; neben ihm ein tief in die Wand eingelassenes Fenster, das, wenn im Zimmer Licht brannte, durch einen dicken Vorhang völlig verhängt war. Da mich die Besichtigung der Grotten ermüdet hatte und ich folgenden Morgen bereits um 3 Uhr die Reise fortsetzen wollte, legte ich mich bald nach 8 Uhr abends schlafen, ohne, was ich besonders bemerke, nur einen Tropfen irgendeines geistigen Getränkes zu mir genommen zu haben. Sofort schlief ich ein.

Plötzlich wache ich von einem jähen Schreck

* „Zwischen den Kriegen 1864 bis Anfang 1870", Schweidnitz 1912, Verlag L. Heege, S. 71 ff.

auf und bin sofort ganz munter. Da sehe ich, trotz der Finsternis, eine Gestalt, die, als käme sie von der Tür, leise, leise, unhörbar über den Fußboden schiebt. In ihren Umrissen erschien sie mir groß, stark, etwa wie ein Mönch. An dem Tisch in der Mitte stützt sie sich auf, immer den Kopf nach mir zugewendet, schiebt so an meinem Bett vorbei und verschwindet in der Fensternische.

Ohne Zweifel ein Dieb! Ich fasse nach dem Dolch auf dem Nachttisch, stürze in die Fensternische, die nunmehr durch Lichtschimmer, von der Straße aus, erleuchtet ist und — finde sie leer. Wie taumelnd vor Schreck gelange ich an mein Bett zurück, mache Licht, in der Überzeugung, es müsse nach Mitternacht, die Geisterstunde, sein.

Aber es war noch nicht 10 Uhr. Natürlich war an weiteren Schlaf nicht zu denken und ich ging hinunter in die Gaststube. Dort traf ich aus dem andern Gasthof gekommene österreichische Offiziere, die, in den Dienst des Kaisers Maximilian von Mexiko getreten, für diesen Truppen warben. Es waren ganz unterhaltende Leute, so daß auch ich meine ganze Beredsamkeit anstrengte, in der Hoffnung, sie bis zur Abfahrt zu fesseln. Aber der jugendliche Preuße schien ihnen doch nicht genügend unterhaltend gewesen zu sein; denn nach mehrmaligem Gähnen zog einer der Herren die Uhr und sagte: „Schauen S', Herr Kamerad, es geht auf Mitternacht", worauf sich die Offiziere empfahlen.

Nun saß ich allein, mit der Aussicht, noch Stunden in dem unheimlichen Zimmer oben zuzubringen. Da trat die Wirtin an mich heran, wie mir jetzt auffiel, eine sehr niedliche junge Frau, und meinte: „Der Herr muß sich noch in das Fremdenbuch einschreiben." Als sie dann las, was ich geschrieben: „Hausdorf, Kreis Neurode, Grafschaft Glatz", sagte sie: „Das ist doch sonderbar! Gerade heute vor einem Jahr starb bei uns ein Herr von Winckler aus Glatz. In den Grotten hatte ihn der Schlag gerührt. Ich sehe ihn noch vor mir; ein großer starker Herr; er wohnte in Ihrem Zimmer."

Das war mir doch über die Hutschnur. Jener Herr von Winckler, der, wie ich später hörte, tatsächlich in Glatz gewohnt hatte, war mir völlig unbekannt; niemals hatte ich seinen Namen gehört. Unwillkürlich brachte ich beide Ereignisse miteinander in Verbindung."

PHANTASTISCHE BÜCHER

An dieser Stelle zeigen wir an und besprechen neuere und ältere phantastische Literatur, graphische Blätter, Werke unserer Mitarbeiter etc.

A. M. Frey, Kastan und die Dirnen. Roman. Delphin-Verlag München.

Der Titel scheint einen Sensationsroman zu versprechen, eine — bekanntlich selten fehlschlagende — Spekulation auf die gemeine Lüsternheit des Pöbels (mit Lackstiefeln) zu sein. Aber schon nach den ersten Seiten schaut man auf: Oho! ein Versuch, das unsagbar schwierige Problem der Dirnen- und Zuhälter-Psychologie zu lösen.

Drei Dirnentypen und zwei Männer treten in Erscheinung. Die am flüchtigsten skizzierte: eine ordinäre Straßendirne ohne tieferes Interesse. Dann Betti, die stumpf Resignierte, die doch bei all ihrer illusionslosen „Geschäftlichkeit" halb unbewußt ein Seelenreservat hütet: ein Weniges psychischer Jungfräulichkeit. Schließlich die „Dame", deren aus Übersättigung geborene perverse Lüsternheit sich erschreckend grell aus dem vornehmen Milieu heraushebt. Von den Männern verkörpert Karl die brutale, vor nichts zurückschreckende Zuhälternatur. In seinem praktisch-realen Egoismus ist er ohne jedes Verständnis für seines „Freundes" Kastan verträumte Art. Und das Leben gibt dem robusten Rohling recht: überall heimst er Ehrungen und Frauengunst ein, während der femininere Kastan stets im Hintergrund bleibt. Hier scheint mir der Kernpunkt dessen zu liegen, was Frey aufzeigen will: Nicht nur im Kampf ums Dasein, nein, auch im Kampf der Geschlechter gegeneinander (Liebe genannt) obsiegt die jeweils höhere Potenzierung des Absolut-Männlichen, während die ethischen Qualitäten lächerlich unbedeutende Wertfaktoren darstellen.

Jedenfalls ist das Freysche Buch eine wertvolle Gabe, die einer guten Aufnahme in allen psychologisch interessierten Kreisen gewiß sein kann. —n.

Rudolf Hesse, Spaß muß sein! 80 Federzeichnungen. München, Piper & Co. Preis geb. M. 6.—

Dieses Skizzenbuch, aus dem wir als vergnügliche Probe die Zeichnung „Natürlich wieder kein Schutzmann zur Stelle" bringen, ist das Werk eines Künstlers, dessen Beobachtungsgabe, Witz und Können ihn ohne weiteres in einem Atem mit Altmeister Busch nennen läßt. Es würde zu weit führen, einzelne ganz besonders gelungene Skizzen hervorzuheben. Man kann nur jedem Freunde heiterer Kunst empfehlen, dieses köstliche Buch, dessen Reproduktionen überdies ganz vorzüglich sind, zu kaufen und immer wieder andächtig zu durchblättern. A.

Verantwortlich: Für den Dreiländerverlag *Walter Schmidkunz*, München / Für die Schriftleitung *Alf von Czibulka*, München. Für den Anzeigenteil *Carl J. Luther*, München / Herausgeber und verantwortlicher Redakteur für Österreich: *Hans Hofmann-Montanus*, Wien IV, Viktorgasse 18 / Druck: *Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn*

Der Orchideengarten



Dreiländerverlag München

DER ORCHIDEENGARTEN

PHANTASTISCHE BLÄTTER

HERAUSGEBER: KARL HANS STROBL / SCHRIFTLEITER: ALF VON CZIBULKA

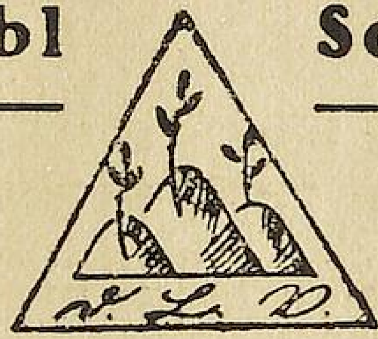
Jährlich erscheinen 26 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft 80 Pf. / für das Vierteljahr 5 M. / durch jede Buchhandlung und durch alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die viergespaltene Millimeterzeile 80 Pf. / NACHDRUCK auch mit Quellenangabe untersagt / VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich / SCHRIFTLEITUNG: München, Leopoldstraße 3 / ÖSTERREICHISCHE VERLAGS- UND REDAKTIONSSTELLE: Wien IV, Viktorgasse 18 / Zuschriften und Einsendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte und Zeichnungen werden nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt.

1919

Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl | Schriftleiter Alf von Czibulka



Erster Jahrgang | Viertes Heft

DIE KAFFEEKANNE

Phantastische Erzählung von Théophile Gautier (übertragen von Otto Pick)
mit vier Zeichnungen von Wilhelm Heise

I.

IM vorigen Jahr wurde ich nebst zwei meiner Atelierkameraden, Arrigo Cohic und Pedrino Borgnioli, eingeladen, ein paar Tage auf einem Landgut im Innern der Normandie zu verbringen.

Das Wetter, das bei unserer Abreise herrlich zu werden versprach, ließ sich's plötzlich einfallen, jäh umzuschlagen, und es regnete so stark, daß die Hohlwege, durch welche wir marschierten, dem Bette eines Sturzbaches glichen.

Wir versanken im Schlamm bis an die Knie, eine dicke Schicht zähen Lehms hatte sich an unsere Schuhsohlen geheftet und verlangsamte durch ihr Gewicht derart unsere Schritte, daß wir erst eine Stunde nach Sonnenuntergang den Ort unserer Bestimmung erreichten.

Wir waren erschöpft; daher ließ unser Wirt, angesichts unserer Versuche, das Gähnen zu unterdrücken und die Augen offen zu halten, uns gleich nach dem Abendessen jeden in sein Zimmer geleiten. Das meinige war geräumig; beim Eintritt verspürte ich gleichsam ein Fieberfrösteln, denn es schien mir, als träte ich in eine neue Welt ein. In der Tat hätte man sich in der Zeit der Regentschaft glauben mögen beim Anblick der „Vier Jahreszeiten" von Boucher über der Tür, der mit Muschelornamenten überladenen Möbel vom übelsten Geschmack und der mit schwerfälligen Schnitzereien versehenen Spiegelschränke. Nichts war in Unordnung. Der mit Kammbehältern und Puderquasten bedeckte Toilettetisch schien gestern benutzt worden zu sein. Zwei oder drei Roben von schillernder Farbe, ein mit Goldflittern besäter Fächer bedeckten den gut gewichsten Fußboden und eine Tabakdose aus Schildpatt, die offen auf dem Kamine lag, war zu meiner großen Verwunderung mit noch frischem Tabak gefüllt. Ich bemerkte diese Dinge erst, als der Diener, nachdem er seinen Handleuchter auf den Nachttisch gestellt, mir eine gute Nacht gewünscht hatte und, ich gestehe es, ich begann wie Laub zu zittern. Ich entkleidete mich rasch, legte mich zu Bett und schloß, um diesen dummen Schaudern ein Ende zu machen, bald die Augen, indem ich mich gegen die Wand drehte. Aber es war mir unmöglich, in dieser Lage zu bleiben. Das Bett schwankte wie eine Welle unter mir, meine Lider zogen sich heftig zurück. Eine Gewalt zwang mich, mich umzudrehen und zu schauen. Das flackernde Feuer warf rötliche Reflexe in das Gemach, so daß man mühelos die Personen der Tapisserie und die Gesichter der Bildnisse an der Wand erkennen konnte.

Es waren die Ahnen unseres Hausherrn, eisengeharnischte Ritter, Ratsherren mit Perücken und schöne Damen mit geschminktem Antlitz und weißgepudertem Haar, die eine Rose in der Hand hielten.

Plötzlich wurde das Feuer seltsam bewegt; ein bleicher Schimmer erhellte das Zimmer, und ich sah klar, daß, was ich für pure Bildnisse gehalten hatte, Wirklichkeit war. Denn die Augensterne dieser eingerahmten Wesen bewegten sich, flimmerten auf sonderbare Art; ihre Lippen öffneten und schlossen sich wie die Lippen redender Menschen, aber ich vernahm nichts als das Ticktack der Pendeluhr und das

Pfeifen des Herbstwinds. Ein unüberwindlicher Schrecken bemächtigte sich meiner, meine Haare sträubten sich auf meiner Stirne, meine Zähne klapperten zum Zerbrechen, ein kalter Schweiß überschwemmte meinen Körper.

Die Pendeluhr schlug elf Uhr. Das Zittern des letzten Schlages schwang lange nach, und als es gänzlich erstorben war ... Oh! nein, ich wage nicht zu sagen, was geschah, niemand würde mir glauben, und man würde mich für einen Narren halten.

Die Wachslichter entzündeten sich ganz von selbst; der Blasebalg, ohne daß irgendein sichtbares Wesen ihm die Bewegung abgepreßt hätte, begann das Feuer anzufachen, indem er wie ein asthmatischer Greis röchelte, während die Feuerzange in dem Brande wühlte und die Schaufel die Asche herausholte.

Sodann schwang sich eine Kaffeekanne von dem Tische herunter, darauf sie gestanden, und näherte sich, ein wenig humpelnd, dem Herde, wo sie sich zwischen den Flammen niederließ.

Einige Augenblicke später begannen die Lehnstühle aufzubrechen und reihten sich, die gewundenen Füße sonderbar bewegend, um den Kamin herum.

II.

Ich wußte nicht, was ich von dem was ich sah, denken solle; aber was mir weiterhin zu sehen beschieden war, war noch außerordentlicher.

Eines der Bildnisse, das älteste von allen, das eines feisten Pausbäckigen mit grauem Barte, welches täuschend der Vorstellung ähnelte, die ich mir vom alten Sir John Falstaff gemacht habe, reckte unter Gesichtsverzerrungen den Kopf aus seinem Rahmen und sprang, nachdem es mit großen Anstrengungen seine Schultern und seinen Fettwanst aus der knappen Umrahmung hervorgezwängt hatte, schwerfällig zu Boden.



Das Wesen hatte kaum Atem geschöpft, da zog es aus der Tasche seines Wamses einen Schlüssel von auffallender Winzigkeit hervor, blies hinein, um sich zu überzeugen, ob die Öffnung wohl rein sei, und setzte ihn an einen Rahmen nach dem andern an. Und alle Rahmen erweiterten sich derart, daß sie die von ihnen umschlossenen Gestalten mit Leichtigkeit heraustreten ließen.

Kleine geschniegelte Abbés, trockne und gelbe wohledle Witwen, Ratsherren mit ernster Miene, in weite schwarze Roben gehüllt, Stutzer mit Seidenstrümpfen, schlohfarbnen Kniehosen, die Degenspitze aufwärts gerichtet, alle diese Persönlichkeiten boten ein so bizarres Schauspiel dar, daß ich mich trotz meines Schauders des Lachens nicht erwehren konnte.

Diese würdigen Persönlichkeiten setzten sich; die Kaffeekanne sprang leichtfüßig auf den Tisch. Sie tranken den Kaffee aus weißen und gelben japanischen Tassen, die selbsttätig über die Tischplatte herbeieilten, eine jede mit einem Stückchen Zucker und einem kleinen Silberlöffel ausgerüstet.

Als man den Kaffee getrunken hatte, verschwanden Tassen, Kaffeekannen und Löffel mit einem Male, und es begann wohl die sonderbarste Konversation, die ich jemals gehört habe, denn keiner dieser seltsamen Plauderer blickte den andern beim Sprechen an: sie hatten alle die Blicke auf die Pendeluhr geheftet. Ich aber vermochte nicht die Blicke von ihr zu wenden und davon abzustehen, den Zeiger zu verfolgen, der mit unmerklichen Schritten sich der Mitternacht näherte.

Endlich schlug es Mitternacht; eine Stimme, deren Klang genau mit dem der Pendeluhr übereinstimmte, ließ sich vernehmen und sagte: „Die Stunde ist da, wir müssen tanzen."

Die ganze Versammlung erhob sich. Die Fauteuils wichen selbsttätig zurück; dann faßte jeder Kavalier die Hand einer Dame und sprach: „Los, ihr Herren vom Orchester, beginnet!"

Ich habe zu sagen vergessen, daß der Vorwurf der Tapisserie auf einer Seite ein italienisches Concerto und auf der anderen Seite eine Hirschjagd war, bei der mehrere Diener den Chor bildeten. Die Jäger und die Musikanten, die sich bis



dahin nicht gerührt hatten, nickten bejahend mit dem Kopf.

Der Maestro hob seinen Taktstock, und eine lebhafte Tanzmelodie schwang sich von beiden Enden des Saales empor. Zunächst wurde ein Menuett getanzt. Aber die raschen Noten der von den Musikanten gespielten Partitur vertrugen sich schlecht mit diesen würdevollen Reverenzen: daher begann nach wenigen Minuten jede Gruppe von Tänzern wie ein deutscher Hohlkreisel zu pirouettieren. Die Seidenroben der Frauen, in diesem Tanzwirbel rauschend, verursachten Töne von sonderbarer Art; es war wie das Flügelschlagen eines Taubenschwarms. Der Wind, der sich darinnen verfing, blähte sie mächtig auf, so daß sie baumelnden Glocken glichen.

Der Violinbogen der Virtuosen glitt so rasch über die Saiten hin, daß ihnen elektrische Funken entsprangen. Die Finger der Flötenbläser schnellten auf und nieder, als ob sie von Quecksilber wären; die Wangen der Jäger waren aufgebläht wie Ballons, und all dies bildete eine Sintflut so hastiger Noten und Triller und so verzwickter, so unfaßbarer auf- und absteigender Tonleitern, daß die Dämonen selbst keine zwei Minuten einem derartigen Tempo hätten folgen können.

Daher war es zum Erbarmen, alle die Anstrengungen dieser Tänzer, Takt zu halten, anzusehen. Sie sprangen, hüpften in die Luft, führten Rundtänze auf, machten Halbschritte und Kreuzsprünge von drei Fuß Höhe, so daß der Schweiß, der ihnen von der Stirne über die Augen rann, ihnen die Schönheitpflästerchen und die Schminke entführte. Aber sie bemühten sich umsonst, das Orchester war ihnen immer um drei oder vier Noten voraus.

Die Pendeluhr schlug ein Uhr; sie hielten inne. Ich sah etwas, das ich übersehen hatte: eine Frau, die nicht tanzte. Sie saß in einem Polsterstuhl im Kaminwinkel und schien nicht im geringsten an dem, was um sie herum geschah, teilzunehmen. Niemals, selbst nicht im Traum, hatten meine Augen etwas so Vollkommenes erblickt: eine Haut von blendendem Weiß, aschblondes Haar, lange Wimpern und blaue Augensterne, so klar und durchscheinend, daß ich durch sie hindurch ihre Seele so deutlich wie einen Kieselstein auf dem Grunde eines Baches erschaute.

Und ich fühlte, wenn ich jemals jemanden lieben wollte, so würde sie es sein. Ich schwang mich aus dem Bette, wo ich mich bis dahin nicht zu rühren vermocht hatte, und näherte mich ihr, von etwas gelenkt, das in mir handelte,

ohne daß ich mir davon Rechenschaft zu geben vermochte; und ich fand mich Knie an Knie mit ihr, eine ihrer Hände in den meinen, mit ihr plaudernd, als hätte ich sie seit zwanzig Jahren gekannt. Aber durch ein recht seltsames Wunder markierte ich, während ich mit ihr sprach, durch Kopfnicken die Musik, welche noch immer spielte; und obgleich ich mich in der Unterhaltung mit einem so schönen Wesen auf dem Gipfel des Glücks befand, brannten meine Füße vor Verlangen, mit ihr zu tanzen. Indessen wagte ich nicht, ihr diesen Vorschlag zu machen.

Sie schien meinen Wunsch zu erraten, denn sie wies mit der Hand, welche ich nicht hielt, auf das Zifferblatt der Uhr: „Bis der Zeiger dort steht, werden wir sehen, mein lieber Theodore."

Ich weiß nicht, wie das kam, ich war gar nicht darüber erstaunt, mich so bei meinem Namen nennen zu hören, und wir unterhielten uns weiter.

Endlich schlug die bezeichnete Stunde, die silbertönende Stimme bebte noch in dem Zimmer und sagte: „Angéla, Sie können mit dem Herrn tanzen, wenn es ihnen Vergnügen macht, aber Sie wissen, was daraus folgen wird."

„Tut nichts", antwortete Angéla trotzigen Tones. Und sie legte ihren Elfenbeinarm um meinen Hals.

„Prestissimo!" rief die Stimme.

Und wir begannen zu walzen. Der Busen des jungen Mädchens berührte meine Brust, ihre flaumige Wange streifte die meine, und ihr lieblicher Atem schwebte um meinen Mund.

Nie in meinem Leben hatte ich eine ähnliche Erregung verspürt; meine Nerven bebten wie Stahlfedern, mein Blut rann wie ein Lavastrom durch meine Adern, und ich hörte mein Herz pochen wie eine an meinen Ohren befestigte Uhr.

Gleichwohl hatte dieser Zustand nichts Peinliches an sich. Ich wurde von unaussprechlicher Freude durchströmt, und ich hätte immer so bleiben mögen. Es war bemerkenswert, daß wir, obgleich das Orchester sein Tempo verdreifacht hatte, wir uns gar nicht anzustrengen brauchten, um ihm zu folgen.

Die Anwesenden, verwundert über unsere Gelenkigkeit, riefen Bravo und klatschten mit aller Kraft in die Hände, die keinen Ton von sich gaben.

Angéla, die bis dahin mit überraschender Energie und Richtigkeit getanzt hatte, schien plötzlich zu ermatten; sie lastete auf meiner Schulter, als hätten ihr die Beine den Dienst versagt; ihre kleinen Füße, die vor einer Minute den Boden gestreift hatten, lösten sich nur langsam von ihm los, gleich als wären sie mit Blei beschwert.

„Angéla, Sie sind müde," sprach ich zu ihr, „lassen Sie uns ausruhen".

„Das will ich gerne", erwiderte sie und wischte sich mit ihrem Tüchlein die Stirn. „Aber während wir walzten, haben sich alle gesetzt; es ist nur noch ein Fauteuil da, und wir sind zwei."

„Was tut das, mein schöner Engel? Ich werde Sie auf meine Knie nehmen".

III.

Ohne die geringste Einwendung zu machen, setzte sich Angéla, umschlang mich mit ihren Armen wie mit einer weißen Schärpe, barg das Köpfchen an meiner Brust, um sich ein wenig zu erwärmen, denn sie war kalt wie Marmor geworden. Ich weiß nicht, wie viel Zeit wir in dieser Stellung verblieben, denn alle meine Sinne waren in die Betrachtung dieses geheimnisvollen und phantastischen Geschöpfes vertieft.

Ich hatte kein Bewußtsein mehr für Ort und Zeit; die wirkliche Welt bestand nicht mehr für mich, und alle Bande, die mich an sie fesselten, waren zerrissen; meine Seele, aus ihrem schmutzigen Kerker befreit, schwamm im Ungewissen und im Unendlichen; ich verstand, was kein Mensch erfassen kann, Angélas Gedanken wurden mir offenbar, ohne daß sie hätte reden müssen; denn ihre Seele strahlte in ihrem Körper wie eine Alabasterlampe, und die Strahlen aus ihrer Brust drangen durch die meine hindurch.

Die Lerche sang, ein fahler Schimmer spielte auf den Gardinen. Sowie Angéla dies bemerkte, erhob sie sich in größter Eile, winkte mir zum Abschied zu, stieß nach einigen Schritten einen Schrei aus und stürzte von ihrer Höhe herab.

Erschrocken sprang ich hin, um sie aufzuheben . . .

Mein Blut gerinnt, wenn ich nur daran denke: ich fand nichts als die in tausend Stücke zertrümmerte Kaffeekanne.

Bei diesem Anblick davon überzeugt, daß ich das Spielzeug einer teuflichen Illusion ge-

wesen, erfaßte mich ein derartiger Schrecken, daß ich in Ohnmacht fiel.



Als ich das Bewußtsein wieder erlangte, war ich in meinem Bette; Arrigo Cohic und Pedrino Borgnioli standen zu meinen Häupten. Sobald ich die Augen geöffnet hatte, rief Arrigo aus:

„Oh! das ist nicht schade! Jetzt ist es bald eine Stunde, daß ich deine Schläfen mit Kölnisch Wasser einreibe. Was, zum Teufel, hast du heute Nacht getan? Frühmorgens, als ich dich nicht herunterkommen sah, bin ich in dein Zimmer getreten und habe dich lang auf dem Boden hingestreckt gefunden, im Frack mit Stehkragen, in den Armen ein Stück zerbrochenes Porzellan halten, wie wenn es ein junges hübsches Mädchen gewesen wäre."

„Bei Gott! das ist das Hochzeitsgewand meines Großvaters", sagte der andere und lüftete einen der Rockschöße aus tiefroter Seide mit eingewirktem Laubgrün. „Hier die Knöpfe aus unechten Diamanten und Filigran, die er uns so sehr rühmte. Théodore hat es wohl in einem Winkel gefunden und zum Vergnügen angezogen. Aber aus welchem Anlaß ist dir unwohl geworden?" fügte Borgnioli hinzu. „Das schickt sich für eine kleine Modedame, die weiße Schultern hat; man schnürt sie auf, man löst ihre Halsbänder, ihre Schärpe los, und das ist eine gute Gelegenheit für allerlei Ziereteien."

„Es war nur eine Schwäche, die mich erfaßt hat; ich unterliege dem oft", entgegnete ich trocken.

Ich stand auf und entledigte mich meiner lächerlichen Verkleidung. Und dann wurde gefrühstückt. Meine drei Kameraden aßen viel und tranken noch mehr; ich aß fast gar nicht, die Erinnerung an das Vorgefallene verursachte mir seltsame Zerstreuungen.

Da es in Strömen regnete, war es nach dem Frühstück nicht möglich auszugehen; jeder beschäftigte sich so gut er konnte. Borgnioli trommelte kriegerische Märsche auf den Fensterscheiben, Arrigo und der Hausherr spielten eine Partie Dame; ich entnahm meinem Album einen Bogen Velinpapier und begann zu zeichnen.

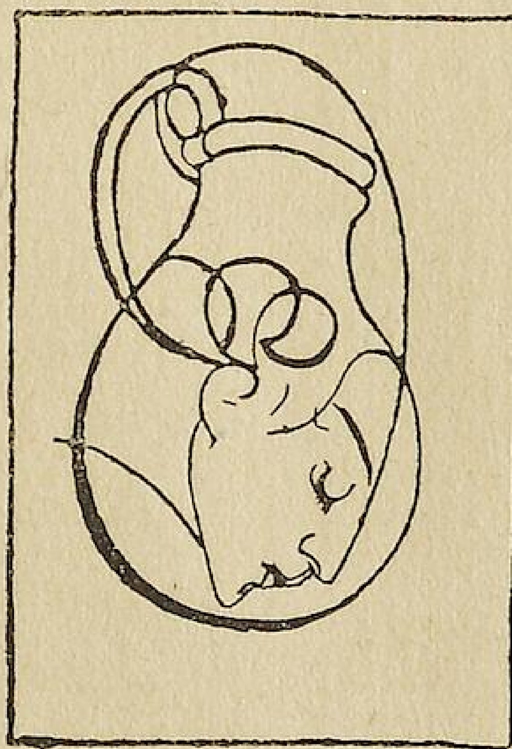
Die fast unmerklichen Linien, die mein Bleistift zog, ohne daß ich im mindesten daran gedacht hätte, ergaben mit der wunderbarsten Genauigkeit das Abbild der Kaffeekanne, die eine so wichtige Rolle in den Szenen dieser Nacht gespielt hatte.

„Es ist erstaunlich, wie dieser Kopf meiner Schwester Angéla ähnlich sieht", sagte der Hausherr, welcher nach Beendigung seiner Partie mir bei meiner Arbeit über die Schulter hinweg zuschaute.

In der Tat, was mir soeben eine Kaffeekanne geschienen hatte, war in Wirklichkeit das süße melancholische Profil Angélas.

„Bei allen Heiligen des Paradieses, ist sie tot oder lebt sie?" rief ich mit bebender Stimme, als hinge mein Leben von seiner Antwort ab.

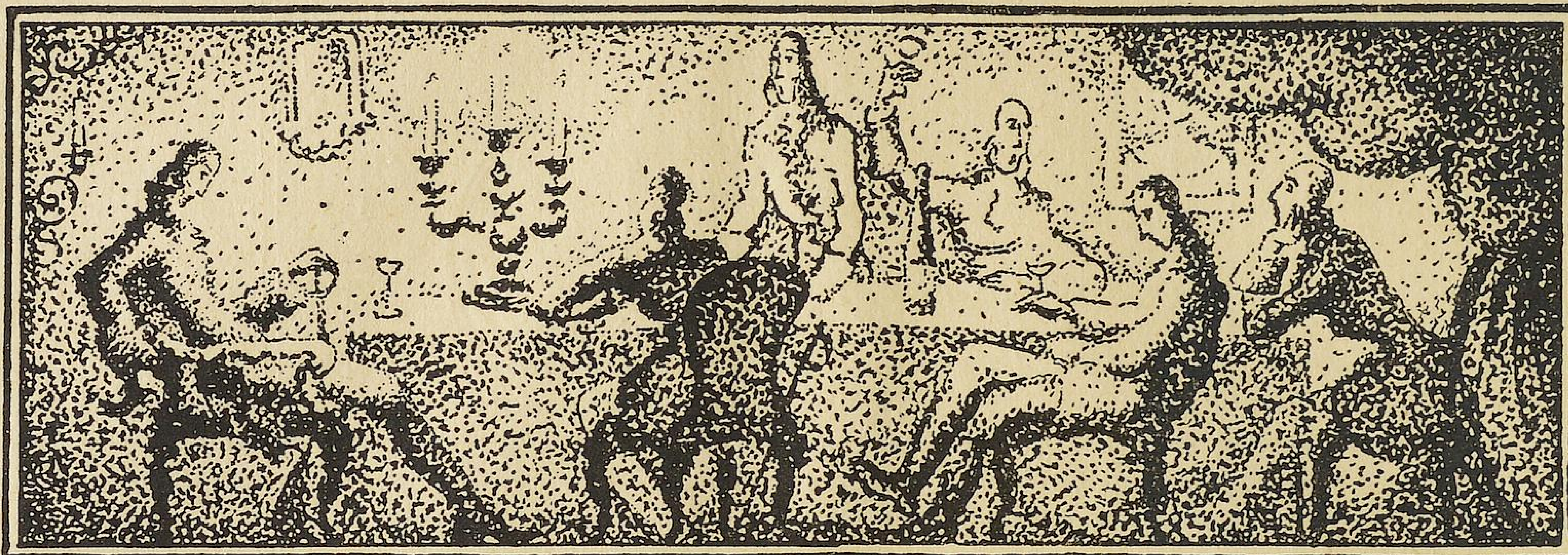
„Sie ist vor zwei Jahren nach einem Balle an einem Lungenschlag gestorben."



„Ach!" erwiderte ich schmerzlich. Und indem ich eine Träne, die im Begriff war mir zu entgleiten, unterdrückte, legte ich das Papier in das Album zurück.

*

Ich hatte begriffen, daß es für mich kein Glück mehr gab auf dieser Erde.



D I O S   V I E N N E

Bruchstück aus einem Roman

Von Leo Perutz (mit drei Zeichnungen von Otto Linnekogel).

BROCKENDORF saß zurückgelehnt in seinem Stuhl, hatte seinen Portwein vor sich stehen und schrie, als wäre er im Wirtshaus, nach einer Bouteille „vom Besten." Günther stand über den Tisch gebeugt vor ihm und sah ihn aus bösen und zusammengekniffenen Augen mißgünstig an.

„Frißt wie ein Mohr und sauft wie eine Kuh! Der will als Offizier respektiert sein", zischte er halblaut und voll Wut.

„Vivat amicitia, Bruder!", sagte Brockendorf schläfrig und hob sein Glas, denn er hätte gern in Frieden weiter seinen Wein getrunken.

„Säuft wie eine Kuh, trägt Wäsche wie ein Packknecht, das will ein Offizier sein", rief Günther lauter. „Von welchem Schlotfeger, Juden oder Hanswurst hast du dein Hemd gekauft?"

„Schweig, oder sprich französisch!", mahnte Eglofstein, denn er hatte zwei Dragoner in die Stube kommen lassen, die mußten den Boden vom Schneewasser trocken fegen.

„Soll ich mir auch die Haare mit Eau de Lavende schmieren, Mosjöh Firlefanz?", lachte Brockendorf. „Soll ich auch auf Bälle und Assembleen laufen, wie du, und den Weibern dort ihre Pfoten schlecken?"

„Aber du", fuhr Donop auf ihn los. „Du bist lieber alle Tage in den Dorfschenken gesessen und hast dich von den Bauern mit Bier traktieren lassen."

„Das will ein Offizier sein!" schrie Günther dazwischen.

„Schweigt!" rief Eglofstein mit einem ängstlichen Blick auf die Dragoner, die die Stube fegten. „Wollt ihr, daß eure wüsten Händel in aller Mund und dem Oberst zu Ohren kommen?"

„Die verstehen nicht französich", gab Günther zur Antwort und wandte sich wieder an Brockendorf. „In Darmstadt im ‚zottigen Juden', hast du dich nicht à la mode der Gassenjungen mit Maulschellen und Stockschlägen duelliert? Eine Schande fürs Regiment!"

„Hab mich doch in deiner Liebsten Armen divertiert, du magst es krumm oder gerade nehmen, Bürschlein", sagte Brockendorf sehr mit sich zufrieden. „Laß dein Maul hängen so tief als du willst, bin doch auf Maria Lichtmeß die Nacht bei ihr gelegen und du bist unten im Schnee gestanden und hast mit Steinchen an ihre Scheiben geworfen."

„Bei den Wirtshausmenschern, bei den Etceteras in den Parduzlöchern, da bist du gelegen, aber nicht bei ihr!" brüllte Günther erbost.

„Brockendorf!", rief Hauptmann Eglofstein und runzelte die Stirn. „Der Henker hol dich! Ich glaub, das bin ich gewesen, der damals unter ihrem Fenster stand, und nicht Günther."

Aber Brockendorf hatte keine Zeit, auf ihn zu hören.

„Hast Steinchen an ihr Fenster geworfen, wir haben es wohl gehört. Und ich komme zurück an ihr Bett und sag: ‚Horch, das ist Günther, der unten steht'. Und sie stützt den Kopf in die Hände und lacht: ‚Der Bub', lachte sie, ‚der Bub', der ist so ungeschickt, weiß nie-

mals mit seinen Armen und Beinen zu bleiben, wenn er bei mir ist."

Brockendorfs Stimme war heiser, wenn er sprach, knarrte ein Wagenrad über eine Brücke. Aber wir horchten und unser Zorn verging, wir blickten ihn an und hörten aus seinem wüsten Mund nur den fernen Klang von Françoise-Maries fröhlichem Lachen.

„Ich hab geglaubt, der Oberst wär daheim, als ich den Schatten an den Scheiben sah", sagte Eglofstein und ließ den Kopf hängen. „Hätt' ich gewußt, daß du 's warst, Brockendorf, Gott straf mich, ich wär' hinauf und hätt dich durchs Fenster hinunter in den Schnee geworfen. Doch es ist vorbei, und die Liebe vergeht wie hitziges Fieber."



Aber Brockendorf war mit Günther noch nicht fertig.

„Hat oft gelacht", schrie er. „Hat oft gesagt: ‚der dumme Bub, der Bub will, ich soll zu ihm auf sein Zimmer kommen und weißt Du, wo er wohnt? Hinten herum im Hof; überm Hühnerstall, unterm Taubenschlag, dorthin soll ich kommen."

Es waren Françoise-Maries spöttische Worte, mit denen er uns höhnte, aber keiner von uns fühlte Zorn, wir standen und horchten, und es war uns, als hörten wir die tote Geliebte durch den Mund eines Säufers noch einmal zu uns sprechen.

„Brüder, mich reut's, daß wir unserm Obersten sein Weib genommen haben", sagte Donop, den der Wein stets schwermütig und philosophisch machte, leise.

„Ich weiß, Bruder, ich weiß, hast ihr oft genug verliebte Briefe geschrieben mit viel Ciceronianisch drin, ich mußt ihr's übersetzen, wenn ich bei ihr im Bett lag", lachte Brockendorf.

„Still, nicht so laut! Wenn es unserem Obersten zu Ohren kommt, sind wir alle verloren", mahnte Donop ängstlich.

„Hast den stridor dentium, Bruder, nicht wahr? Das ist eine bittere Krankheit, von der kommt das Nasse in den Hosen. Ich mach mir nicht eine taube Haselnuß aus allen Obersten und Generälen", schrie Brockendorf.

„Mich reut, was ich getan hab'", klagte Donop. „Nun sitzen wir da, wir fünf, und nichts ist uns geblieben aus jener Zeit, als Ekel, Eifersucht und Haß."

Er legte den Kopf in die Hände, und der Wein begann aus ihm zu philosophieren.

„Recht und Unrecht, Brüder, sind zwei ungleiche Pferde, jedes geht einen anderen Schritt. Aber manchmal ist mir's, als säh ich die Faust, die sie beide am Zügel hält und mit ihnen das Ackerfeld der Erde umpflügt. Wie soll ich ihn nennen, den rätselhaften Willen, der uns alle so elend und zu seinem Narren gemacht hat? Soll ich ihn Schicksal nennen oder Zufall oder ewiges Gesetz der Sterne?"

„Wir Spanier nennen ihn Gott", sagte mit einemmal eine fremde Stimme aus dem Winkel der Stube her.

Wir fuhren auf und blickten uns um. Die beiden Dragoner waren nicht mehr da, ihre Kehrbesen lehnten an der Wand. Aber der spanische Maultiertreiber, der mit dem Gepäck des Rittmeisters Salignac gekommen war, kauerte, in seinen groben, braunen Mantel gehüllt, auf dem Erdboden in der Ecke der Stube und betete seinen Rosenkranz. Das Licht eines Kienspans fiel auf sein breites, rotes, überaus häßliches Gesicht, seine dicken Lippen bewegten sich unaufhörlich im Gebete. Neben sich auf der Erde hatte er ein schlechtes, baumwollenes Tuch gebreitet, auf dem lag Brot und Knoblauch.

Ich glaube, wir waren in den ersten Augenblicken mehr erstaunt als bestürzt, als wir sahen, daß es der Spanier war, der sich mit seinen einfältigen Worten in unser Gespräch gemengt hatte. Aber gleich darauf begriffen wir, was geschehen war.

Dieser Mann hatte unser Geheimnis erlauscht. Was jeder von uns das Jahr hindurch so sorgsam verborgen gehalten hatte, daß Françoise-Marie, unseres Obersten Frau, seine Geliebte gewesen war, das war in diesem Augenblick verraten und wir waren in eines fremden Mannes Hand gegeben. Mir war, als säh ich des Obersten bärtiges Gesicht von Zorn und Leidenschaft verzerrt ganz nah dem meinen auftauchen. Die Knie zitterten mir, ein Eisstrom rieselte mir über den Rücken. Die Stunde des Verderbens, die wir ein Jahr hindurch gefürchtet hatten, war da.

Wir standen schweigend, schreckerfüllt und ratlos, und es vergingen lange Minuten. Mein Rausch war verflogen, ich war nüchtern mit einemmal, als hätt ich keinen Tropfen Wein getrunken, nur der Kopf schmerzte mich und eine bange Trostlosigkeit erfüllte mein Herz. Von draußen, aus dem Hof des Hauses, hörte ich das Heulen eines Hundes, ein fernes, klägliches Jammern. Und es war mir, als käme dieses Heulen aus meiner Kehle, als wäre es meine eigene Stimme, die irgendwo, fern von mir, draußen im Schnee in wildem Entsetzen jammerte und klagte.

Eglofstein fand endlich seine Fassung wieder. Er straffte sich und trat, die Reitpeitsche in der Hand, mit drohender Miene auf den Spanier zu.

„Bist du noch immer da? Was sitzt du da und horchst?"

„Ich warte, Sennor Militar, wie man mir befohlen hat."

„Du verstehst französisch?"

„Nur wenige Worte, Sennor!" stammelte der Spanier erschrocken und verwirrt. „Meine Frau ist aus der Stadt Bayonne in diese Gegend gekommen, von der hab ich's gelernt, Sacré chien hab ich gelernt, Sacré matin, gaillard, petit gaillard, bon garçon, vive la nation — das alles, was ich weiß."

„Schweig mit deiner Litanei!", schrie Günther ihn an. „Du bist ein Spion, du hast dich hierher geschlichen um etwas zu erschnappen."

„Ich bin kein Spion!", beteuerte der Maultiertreiber. „Heilige Muttergottes, ich hab dem fremden Offizier den Weg gezeigt und seine Mantelsäcke getragen, sonst nichts. Fragt den Frater Sammler von der Bruderschaft der Barnabiten nach mir, fragt den ehrwürdigen Kapellan der Eremita de nuestra Sennora nach dem Vater Perico, die kennen mich beide, fragt sie, Sennor Militar."

„Zum Henker mit deinen Pfaffen und ihrer Pfäfferei!", rief Brockendorf. „Halt dein Maul, bis du gefragt bist, Spion!"

Der Spanier verstummte und spie aus seinem Mund einen Bissen auf den Fußboden, Brot mit Knoblauch gemischt. Er sah mit einem unruhigen Blick von einem zum andern, aber er begegnete nur düsteren, unerbittlichen Mienen, bei keinem fand er Erbarmen.

Wir traten zusammen, steckten die Köpfe über den Tisch und hielten flüsternd einen Kriegsrat. Das Heulen des Hundes wurde stärker und kam jetzt ganz aus der Nähe.

„Er muß fort. Er muß sogleich zur Stadt hinaus", sagte Donop. „Wenn er spricht, sind wir alle verloren."

„Das geht nicht", wandte ich ein. „Die Posten haben ihre Befehle und lassen keinen zum Tor hinaus."

„Ich habe keine Ruh, solange dieser Mensch umherlaufen und ausschwatzen kann, was er gehört hat", flüsterte Donop.

„Er muß sterben, er mag turbieren und lamentieren, soviel er will, sonst weiß morgen das ganze Regiment jedes Wort, das wir gesprochen haben", sagte Günther leise.

„Er muß hin sein, oder die Sache wird faul", meinte Brockendorf.

„Wir haben keinen Vorwand für ein Feldgericht", sagte ich. „Er ist kein Spion, er hat nichts getan, als dem Salignac sein Gepäck getragen."

„Was sollen wir tun?", stöhnte Donop. „Bruder, ich seh Unheil kommen. Was sollen wir tun?"

„Ich weiß es nicht", sagte Eglofstein und zuckte die Achseln. „Aber das eine weiß ich, Brüder, wir sind alle verloren."

Während wir verzweifelt standen und uns weder Rat noch Hilfe wußten, wurde die Tür aufgestoßen und der Sergeant Urban von den naussauischen Grenadieren stampfte herein. Er hielt einen großen, schwarzen Hund am Halsband fest.

„Herr Hauptmann!", rief er keuchend, denn er hatte viel Mühe, den Hund, der sich wie toll gebärdete. festzuhalten. „Herr Hauptmann



Otto Linnekogel

Tod und Tor

er trieb sich draußen herum und ließ sich nicht verscheuchen. Kratzte an der Tür und wollte herein."

Sein Blick fiel auf den Maultiertreiber, sogleich ließ er das Halsband fahren, stemmte beide Arme in die Hüften und begann aus vollem Halse zu lachen.

„Perico!", schrie er und bog sich und barst beinahe vor Lachen. „Bist wieder da, Perico? Warst auf keiner langen Kirchfahrt."

Der Hund war mit einem einzigen Satz auf den Maultiertreiber losgefahren. Immer wieder sprang er an ihm in die Höhe, tobte, heulte und bezeigte seine wilde Freude auf jede Weise.

„Was ist's mit diesem Mann?", fragte Eglofstein. „Kennt Er ihn, Sergeant?"

„Er kennt mich, Sennor!", rief der Spanier erfreut. „Sie haben es gehört, Perico hat er mich genannt, Perico, das bin ich. Gott und die heilige Jungfrau seien gelobt, nun sehen Sie selbst, daß ich kein Spion bin." — Der Hund drängte sich an ihn, winselte und leckte ihm die Hände, aber er stieß ihn von sich und scheuchte ihn in die Ecke.

„Ein Spion bist du nicht, aber ein Dieb bist du!", rief der Sergeant. „O du schändlicher, unflätiger, zerlumpter Wicht! Gib das Geld heraus! Wenn die Schelme wollten ein Regiment formieren, du müßtest die Fahne tragen."

Der Spanier fuhr zusammen und blickte den Sergeanten aus furchtsamen Augen erschrocken an.

„Herr Hauptmann!", meldete der Sergeant, „dieser Mensch ist einer von den spanischen Fuhrleuten, die wir in Dienst genommen haben. Heute morgens, als wir vor dem Wirtshaus beim Stadttor rasteten, hat er dem Dragoner Kümmel von der Korporalschaft des Sergeanten Brendel einen Beutel mit zwölf Talern gestohlen. Wir sind ihm nach, aber wir konnten ihn nicht fangen, und nun ist er gar von selbst zurückgekommen."

Der Maultiertreiber wurde blaß und begann am ganzen Leibe zu zittern.

„Du Unflat!", schrie ihn der Sergeant an. „Gib das Geld zurück, du brauchst 's nicht mehr, du wirst gehängt oder kommst zeitlebens in die Karre!"

Eglofstein stand auf. Eine wilde und triumphierende Freude glänzte aus seinen Augen. Die Last war von seinem Herzen genommen. Dieser Spanier, der uns belauscht hatte, war als Dieb ertappt und dem Tode verfallen. Eglofstein wechselte einen Blick des Einverständnisses mit Günther und Donop.

„Hat man dir deinen Taglohn nicht alle Tage ausgezahlt?", fragte er den Spanier streng. „Hattest du Ursache, zu stehlen?"

„Ich habe nicht gestohlen", stammelte der Spanier voll Entsetzen. „Ich weiß von keinem Taglohn, ich bin niemals bei euch Fuhrknecht gewesen."

„Ei, so lüg einen Lastwagen voll!", rief der Sergeant erbost. „Bist du nicht beim Regiment Fuhrknecht gewesen?" — Er rannte zur Treppe und rief zum Dachboden hinauf.

„Kümmel! Bist du noch wach? Kümmel! Komm rasch herunter! Deine Taler sind anmarschiert gekommen."

Der Dragoner Kümmel kam gleich darauf die Treppe heruntergestolpert, verschlafen und ungestriegel, wie ein Karrengaul. Statt des Mantels hatte er eine Roßdecke um die Schultern geworfen. Als er den Maultiertreiber sah, wurde er sogleich munter.

„Bist wieder da?", schrie er. „Du Kotbutten! Du Saufutter! Du Teufelskloake! Wer hat dich eingefangen? Wo ist mein Geld?"

„Was willst du von mir, ich kenne dich nicht, ich hab dich noch niemals gesehen!", stöhnte der Maultiertreiber voll Angst. „Ich schwöre beim Blute Christi —"

„Sprich christlich!", rief Kümmel und meinte, der Spanier sollte deutsch reden und nicht spanisch. „Verdammt der Narr, der beim babylonischen Turmbau euer wüstes Kauderwelsch ausgeheckt hat."

„Erkennt Er ihn? Ist das der Kerl, der Ihm heut morgens Seinen Beutel gestohlen hat?", fragte Eglofstein ungeduldig den Dragoner.

„Soll ich ihn nicht erkennen", gab Kümmel zur Antwort. „So einen gibt's nicht zweimal in der Welt. Hat eine Mütze wie ein Storchennest, einen Kopf wie ein Saukürbis und ein Maul wie ein Schöpflöffel. — Komm her, Bursche, laß dich besehen!"

Er griff nach dem Kienspan und musterte den Spanier noch einmal von oben bis unten.

„Herr Hauptmann, er ist es nicht!", sagte er dann kopfschüttelnd und sehr erstaunt. „Ei, so sattel 'und reit' dich der Teufel, heute morgens

hattest du nur vier Diebsfinger an der rechten Hand und jetzt hast du auf einmal fünf.“

„Ist er es nicht?“, rief Eglofstein und vermochte kaum seinen Verdruß und seine Enttäuschung zu verbergen. „Durchsucht ihn, seht nach, ob er das Geld bei sich hat!“

Der Dragoner Kümmel fuhr dem Maultiertreiber in die Taschen des braunen Mantels und zog sogleich einen großen ledernen Beutel hervor.

„Das ist er! Das ist mein Beutel! O du Geldrabe, willst du noch immer leugnen?“

Er durchsuchte den Beutel, fand aber nichts darin, als etwas Knoblauch und ein Stück Brot.

„Mein Geld ist fort!“, schrie er wütend. „Bin ich denn immer die Gans, die gerupft wird? Wo sind meine Taler hin, gib Antwort! Hast du sie alle an einem Tag durch die Gurgel gejagt?“

Der Spanier schwieg und blickte ratlos zu Boden.

„Wo ist mein Geld?“, schrie der Dragoner. „Gib Antwort! Hast du's vergraben oder versoffen? Hast du ein Maul, so red!“

„Gott hat mir eine böse Ruten geflochten!“, sagte der Spanier. „Es ist sein Wille. Was geschehen soll, geschieht.“

„Herr Hauptmann!“, sagte der Sergeant Urban. „Sicher ist das derselbe Dieb, der vor fünf Tagen einen von den Koffern des Herrn Obersten gestohlen hat, in denen die Kleider und die seidenen Hemden der Frau Oberstin verpackt sind.“



„Genug! Genug!“, rief Eglofstein rasch. Er sah mit Unruhe, daß der Sergeant von dem Oberst und seiner Frau zu sprechen begann und fürchtete, der Maultiertreiber könnt jetzt ausschwätzen, was er von unserem Gespräch erlauscht hatte. „Genug! Er ist des Diebstahls überwiesen. Nehm' er sechs Mann mit geladenen Gewehren, Sergeant! Führ' er ihn in den Hof und mach' er ein End'. „Aber rasch! Rasch!“, drängte Günther. „Ich mag die Priester nicht, die die Messe zu langsam lesen.“

„Ich brauch nicht halb so lang dazu, als eine heilige Messe dauert, vom Introite bis zum Agnus dei!“, sagte der Sergeant. Er wandte sich den Dragonern zu, die aus Neugierde, um zu sehen, was es gab, hinter Kümmel die Treppe herunter gekommen waren und kommandierte:

„Formiert euch! Nehmt ihn in die Mitte: In Gliedern rechts — vorwärts — marsch!“

„Sennor!“, rief der Maultiertreiber und riß sich von den Fäusten der Dragoner los. „Sie sind ein Christ! Wollen Sie mich ohne Beichte töten?“

Eglofstein runzelte die Stirne. Er wollte keinen Aufschub. Den Spanier ungestört mit einem andern sprechen zu lassen, schien ihm gefährlich und gegen alle Vernunft.

„Ich will beichten vorher, wenn ich sterben muß!“, rief der Spanier mit verstörtem Gesicht. „Sie glauben, wie ich, an Gott und die heilige Dreifaltigkeit. Um meiner Seele Seligkeit willen, lassen Sie den Sennor Cura zu mir kommen oder den Guardian des Klosters Santa Engracia.“

„Was brauchst du den Pfaffen, beicht diesem da!“, meinte Brockendorf und deutete auf den Leutnant Donop. „Der hat auch einen Kahlkopf und das Latein läuft ihm wie Wasser aus dem Mund.“ „Zu Ende! Zu Ende! Sergeant, führ Er ihn ab!“ rief Günther, dem die Sache zu lange dauerte.

„Nein!“, schrie der Spanier und klammerte sich mit beiden Händen an den Tisch. „Lassen Sie mich mit dem Sennor Cura sprechen! Nur kurze Zeit, nur wenige Minuten, nur so lang, wie ein heiliger Rosenkranz dauert.“

Aber das eben war es, was wir verhindern mußten.

„Schweig, du Dieb!“, donnerte ihn Günther an. „Glaubst du, ich weiß es nicht, was für

verfluchte Lügen du den Pfaffen beichten willst? — Führ Er ihn ab, Sergeant!"

Der Spanier sah ihn an, holte tief Atem und begann von neuem.

„Hören Sie mich an, Sennores! Ich hab noch eine Sache in der Stadt zu tun. Wenn ich tot bin, ist keiner da, der sich ihrer annimmt. Lassen Sie mich mit dem Sennor Cura sprechen. Ich kann nicht sterben, ehe ich nicht die Sache in seinen Händen weiß."

Er sah uns einen um den andern an und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Plötzlich kam die Verzweiflung über ihn und er rief wehklagend mit lauter Stimme:

„Ist denn niemand da, der mich hört? Ist denn kein spanischer Christ da, der mich hört?"

„Was du zu tun hast, wollen wir für dich tun!", sagte Eglofstein, um der Sache ein Ende zu machen und schlug ungeduldig mit der Reitpeitsche an seine Stiefelschäfte. „Nun sag, was es für Arbeit gibt und fort mit dir!"

„Sie wollen es für mich tun? Sie? Sie?", rief der Spanier.

„Ein Soldat muß alles können!", sagte Eglofstein. „Rasch! Sag, was ist zu tun? Sind Rüben zu stecken? Ist ein Dach zu flicken?"

Wiederum blickte der Spanier uns einen um den andern an und ein Gedanke schien ihm plötzlich zu kommen.

„Sie sind Christen, Sennores!", sagte er. „Schwören Sie mir bei der Mutter und dem Sohne, daß Sie halten werden, was Sie mir versprechen."

„Zum Teufel mit deinen Zeremonien!", rief Günther. „Wir sind Offiziere. Was wir versprochen haben, das werden wir halten und damit genug!"

„Was du zu tun hast, das wollen wir an deiner Stelle tun!", wiederholte Eglofstein. „Hast du einen Esel zu verkaufen? Hast du Geld einzutreiben? Was gibt's für Arbeit?"

In diesem Augenblicke begannen in der nahen Kirche die Glocken der Mitternachtsmesse zu läuten, die den Gläubigen die Vollendung des Mysteriums der heiligen Wandlung verkündeten. Der Wind trug die Glockenklänge durch die kalte Winterluft zu uns herüber. Und der Maultiertreiber tat, was die Spanier alle tun, wenn sie die Meßglocke läuten hören: Er kniete nieder, schlug ein Kreuz und sagte leise und voll Ehrfurcht:

„Dios vienne. Gott kommt."

„Nun? Was ist's für Arbeit?", fragte Günther. „Ist Kraut zu stampfen? Ist ein Schwein zu stechen? Ist ein Ochs zu schlagen?"

„Gott wird's euch sagen!", flüsterte der Spanier, noch immer tief versunken in sein Gebet.

„Ist Mehl zu sieben? Ist Brot zu backen? Ist Korn in die Mühle zu fahren? Gib Antwort!

„Gott wird's euch zeigen!", sagte der Spanier.

„Sei kein Narr! Gib Antwort!", rief Eglofstein. „Laß Gott aus dem Spiel, der weiß von dir nichts."

„Gott ist gekommen!", sagte der Spanier feierlich und erhob sich von den Knien. „Ihr habt geschworen und Gott hat's gehört."

Seine Haltung war mit einem Mal gänzlich verändert. Die Angst, die er gezeigt hatte, war verschwunden. Nicht mehr ein armer, des Diebstahls beschuldigter Maultiertreiber, sondern stolz und voll Würde, so trat er auf den Sergeanten zu.

„Sergeant, da bin ich. Tu Er seine Schuldigkeit!"

Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich nicht schon in diesem Augenblicke erkannte, wer uns in die Hände gelaufen war. Daß ich nicht begriff, von welcher Art das Werk war, das der dem Tode Überlieferte uns hinterließ. Aber wir waren alle blind und hatten nur den einen Gedanken im Kopf, daß wir den Mitwisser unseres Geheimnisses für alle Zeiten zum Schweigen bringen mußten.

Auf einen Wink des Hauptmanns Eglofstein begab ich mich hinaus, um darauf zu sehen, daß die Exekution rasch und in Ordnung vonstatten ginge. Der Schnee lag einen halben Fuß hoch und dämpfte den Schritt der marschierenden Soldaten. Der Schein des Vollmondes erhellte den Hof mit mattem Licht.

Die Soldaten formierten sich in eine Reihe und luden ihre Gewehre. Der Spanier winkte mich zu sich heran.

„Halten Sie meinen Hund, Herr Leutnant!", bat er. „Halten Sie ihn fest so lange, bis alles vorüber ist."

Von der Stelle aus, an der wir standen, konnte man über die Stadtmauer hinweg auf



Tony Johannot (Paris 1843)

die dunklen Weinberge sehen und auf die hügeligen Felder, über denen das Mondlicht lag. Maulbeer- und Feigenbäume standen im Schnee und streckten ihre kahlen Äste von sich. Weit gegen Westen, am Rande des Horizonts, dehnte sich drohend ein dunkler Schatten: Die fernen Eichenwälder, in deren Schluchten unser Feind, der „Gerberbottich" und seine Scharen lagen.

„Lassen Sie mich noch einmal das Land sehen, Herr Leutnant!", sagte der Spanier. „Es ist mein Land, meine Erde. Mir grünen diese Wiesen, mir wachsen die Reben, mir tragen die Kühe. Meine Erde ist's, über die der Wind streicht, meine Erde, auf die Schnee und Regen und der Tau des Himmels fällt. Für mich regt sich's zwischen den Furchen, für mich atmet es unter den Dächern, mein ist alles, was dieser Himmel umspannt. Sie sind Soldat, Herr Leutnant. Sie verstehen nicht, was das bedeutet: Mein Land, meine Erde. — Treten Sie beiseite und geben Sie das Zeichen!"

Sechs Schüsse fielen. Der Hund heulte und riß wie toll an seinem Halsband. Ich ließ es

fahren, nahm dem Sergeanten den Kienspan aus der Hand und leuchtete dem Toten ins Gesicht.

Der Marquis de Bolibar hatte sein altes Antlitz wieder. Die Gewalt, die er seinen Zügen angetan hatte, um zu unserer Täuschung die Rolle eines Maultiertreibers zu spielen, hatte der Tod zerbrochen. Nun lag er da und sein Gesicht war so, wie ich es am Morgen dieses Tages gesehen hatte: Stolz, unbewegt und furchterweckend auch im Tode.

Die Soldaten räumten den Schnee weg und machten sich daran, den Toten in die Erde zu verscharren. Langsamen Schritts ging ich über den Hof zurück ins Haus. Ich sah mit einem Mal die seltsamen und verschlungenen Wege des Marquis de Bolibar ganz klar vor mir liegen und verstand, was geschehen war. Er hatte am Morgen heimlich sein Haus verlassen und mochte im Gehölz jenem Fuhrknecht Perico begegnet sein, der sich eben mit den gestohlenen Talern davon machen wollte. Er hatte mit ihm die Kleider getauscht und sein Gesicht, das in ungewöhnlicher Art seinem Willen unterworfen war, hatten die Züge des Fuhrknechts angenommen. So war er in die Stadt zurückgekehrt, um unerkannt seine Pläne ins Werk zu setzen. Aber mit einemmal sah er sich in der Maske eines Diebs gefangen, wie in einer Kerkerzelle. Er konnte sie nicht abwerfen, ohne sich zu verraten, mußte in ihr bleiben und den Tod erleiden, der einem anderen bestimmt war.

Und indem mir dies alles durch den Sinn ging, blieb ich mit einemmal mitten im Schnee stehen und schlug mich vor die Stirne. Denn ich begriff nun auch den Sinn des seltsamen Eides, den er uns hatte schwören lassen. Den Tod vor Augen, von Feinden umstellt, von keinem gehört, hatte der Marquis de Bolibar uns die Vollführung seines Werkes hinterlassen, wir selbst sollten die Signale geben, die uns Vernichtung bringen sollten.

Ich wollte lachen über die Torheit dieses Einfalls, aber das Lachen wollte mir nicht kommen. Die Worte des Toten klangen mir im Ohr: Dios vienne.

Gott war gekommen. Ein plötzlicher Schauer durchlief mich und die Furcht vor etwas, was ich in Worte nicht fassen konnte und das so dunkel, so drohend, so voll Gefahren vor mir lag, wie die schwarzen Schatten jener Eichenwälder. —



Haus Weiditz (um 1532) Hexe

C O X - C I T Y

von Apollinarius Wileem

mit vier Zeichnungen von Paul Neu

RASCH fuhr Ignaz Baron Ormesan mit der Hand gegen seinen Kopf und legte ordnend das Haar über eine weiße, kahle Schmarre, die ich bemerkt hatte.

— Ich muß immer sehr akkurat coiffiert sein, erklärte er, sonst merkt man diese häßliche blasse Stelle meiner Kopfschwarte. Man könnte glauben, ich habe die Pelada . . . Übrigens eine alte Schmarre. Datiert aus einer Epoche, wo ich Städtegründer war . . . Ist fünfzehn Jahre her und passierte in Britisch-Kolumbia in Kanada . . . Cox-City! . . . Stadt von fünftausend Einwohnern . . . Hatte seinen Namen von Cox . . . Chislam Cox . . , ein Kerl halb Gelehrter, halb Abenteurer. Er hatte den rush in der Gegend hervorgerufen, die damals noch jungfräulich war, Felsengebirge.



Die Minenleute wurden ein bißchen überallher geworben, in Quebeck, in Manitoba, in Newyork. In Newyork hab ich Chislam Cox kennen gelernt.

Ich war etwa sechs Monate früher an Land gekommen, verdiente nicht einen Heller und langweilte mich zum Sterben. Ich lebte mit einem leidlich hübschen Mädchen zusammen, deren Reize Erfolg hatten . . . Wir kannten uns schon in Hamburg. Ich war da ihr Manager gewesen, wenn ich so sagen darf . . . Mirzibill hieß sie oder nannte sie sich . . . Sie war nämlich eine Kellnerin. Ich brauch nicht zu sagen, daß sie närrisch in mich verliebt war. Was mich betrifft, ich war nicht eifersüchtig darauf . . . Sie verstehen. Immerhin, das Leben wurde in der Weise ein bißchen lästig . . . innerlich hab ich nämlich zum Zuhälter kein Talent. Aber man hatte keine Verwendung für meine Talente zur Arbeit . . .



In einem Salon ließ ich mich von Chislam Cox breit schlagen. An die Bar gelehnt, redete er mit so einer sicher machenden Lautheit auf die Gäste ein, ihm nach Britisch-Kolumbia zu folgen, wo er einen Platz wisse, einen Goldplatz, der seinesgleichen in der Geschichte dieses Landes nicht kenne. Er mischte in seine Reden Christus, Darwin, die Bank von England und Gott verdamm mich auch, ich weiß nicht warum, die Päpstin Johanna. Dieser Chislam Cox war ungemein überzeugend. Ich tat mich in seine Liste, zusammen mit Mirzibill, die sich nicht von mir trennen wollte, und wir zogen los.

Für die Goldgräberei nahm ich nichts mit, aber alles Material für eine Bar und viel Alkohol. Ferner Decken und eine Präzisionswage.

Die Reise war recht schwierig, aber kaum waren wir an Ort und Stelle, bauten wir eine Holzstadt auf und tauften sie Cox-City, unserm Führer zu Ehren. Ich machte meinen Schnapsladen auf, und es gab bald Gäste genug. Gold war wirklich in Masse da, und ich machte selber ganz hübsche Geschäfte in Metall. Die meisten Minenleute waren Franzosen oder französische Kanadier. Auch Deutsche gab es und ein paar englische Individuen. Aber das

französische Element dominierte. Später kamen dann noch französische Mestizzen aus Manitoba und viele Piemontesen. Auch Chinesen natürlich. In drei Monaten zählte Cox-City fünftausend Einwohner, darunter ein Dutzend Frauen.

Ich hatte mir in dieser kosmopolitischen Stadt eine beneidenswerte Situation geschaffen. Mein Salon blühte. Ich hatte ihn Café de Paris getauft. Schlug alle Konkurrenz.

Also der Sommer war schon einige Zeit herum und es kam ein Kälteschauer um den andern. Es wurde recht arg. Es wurde sogar schrecklich. Fünfzig Grad unter Null ist eine höchst betrübliche Temperatur. Man konstatierte, daß Cox-City nur höchst ungenügend für den Winter vorgesehen war. Keinerlei Kommunikationen mit dem Rest der Welt. Der Tod stand in der kürzesten Perspektive. Die Vorräte waren bald erschöpft, und Chislam Cox machte uns durch einen herzbrechenden Maueranschlag mit der Traurigkeit unserer Lage offiziell bekannt. Bat um Entschuldigung, uns in den Tod geführt zu haben, und fand dabei trotz aller Verzweiflung ein Mittel, von Herbert Spencer und dem Pseudo-Smerdis zu sprechen. Das Ende des Faktes war furchtbar. Cox lud die Bevölkerung für den andern Morgen auf den Platz ein, den man mitten in der Stadt frei gelassen hatte. Jeder sollte einen Revolver mitbringen und sich auf ein gegebenes Zeichen die Kugel in den Kopf schießen, um dem Ende durch Hunger und Kälte zu entgehen.

Es gab keine Proteste. Die Lösung wurde allgemein elegant gefunden, und sogar Mirzibill erklärte, daß sie glücklich sei, gemeinsam mit mir zu sterben. Wir verteilten, was uns an Alkohol noch geblieben war. Andern Tages begaben wir uns Arm in Arm auf den Sterbeplatz.

Und sollt ich hunderttausend Jahre leben, werde ich den Anblick der Fünftausend nicht vergessen, von denen jeder einen Revolver in der Hand hielt . . . und sämtliche Zähne klapperten . . . ich schwör es Ihnen, sie klapperten ganz laut.

Chislam Cox stand an einem Faß. Plötzlich setzte er den Browning an die Stirn. Der Knall war das Signal. Während Cox vom Fasse fiel, krachten fünftausend Schüsse.

Der Baron trank den Whisky aus.

— „Diese Einmütigkeit im Sterben . . . es war grandios. Aber Sie können sich gar keine Vorstellung davon machen, wie entsetzlich kalt es war. Also die Narbe, die Sie vorhin gesehen haben . . . die Kugel war an der Haut hin gegangen, riß mir den Fetzen heraus. Als ich zu mir kam, rief ich: Mirzibill. Nichts antwortete. Mit verglasten Augen, schüttelnd vor Kälte, hockte ich lange und schaute auf die toten Fünftausend . . . jeder hatte ein Loch in der Stirn. Ich weiß nicht, wie lang ich so auf



dem Platz unter den Toten gehockt haben mochte, als ich entsetzlichen Hunger zu spüren begann. Ich schleppte mich von Haus zu Haus ... alles war leer, aufgegessen und getrunken worden in der letzten Nacht. Also ... ja ... Stunden liefen wohl weiter ... aber der Hunger lief mit und wurde entsetzlich. Ich warf mich auf einen Kadaver und verschlang sein Gesicht. Das Fleisch war noch feucht. Ich sättigte mich ohne alle Gewissensbisse. Nicht die leiseste Spur. Hierauf spazierte ich in der Nekropolis herum und überlegte, wie heraus kommen. Bewaffnete mich, zog das dickste Zeug an, das ich fand, stopfte Gold in die Taschen so viel ich schleppen konnte. Schon wollte ich losziehen,... da fiel mir die Nahrung ein. Wissen Sie, das Fleisch von Frauen ist durchspickter, zarter. Ich suchte einen weiblichen Kadaver und schnitt die beiden Schenkel ab. Die Arbeit kostete mich zwei Stunden. Aber ich befand mich im Besitz zweier Schinken, die ich mit Hilfe eines Stückes Seil auf dem Rücken trug. An gewissen Sachen erkannte ich da, daß es Mirzibills Beine waren. Aber meine anthropophagische Seele war kaum davon bewegt. Mir lag bloß daran, fort zu kommen. Und wie durch ein Wunder traf ich gerade an dem Tage, an dem meine Vorräte ausgingen, auf Lager von Holzfällern.



Die Wunde an der Kopfschwarte war bald geheilt. Nur die Narbe erinnert mich immer wieder an Cox-City, diese Nekropolis borealis und seine vereisten Bewohner, welche die Kälte so erhält, wie sie hingefallen waren, mit der Waffe in der Hand, dem Schuß im Schädel, die Augen offen und die Taschen voll unnützem Gold, für das sie gestorben waren."

Ignaz Baron Ormesan bestellte sich einen Whisky. — „Es ist der siebenzehnte", sagte höflich, aber auch lächelnd der Kellner.

ABENTEUER EINES WOLFES

Von Alexander Petöfi (aus dem Ungarischen übertragen von Otto Hauser)

Kamrad, du kommst vom Fraß, dein Zahn ist rot;
Wir leiden hier vor Hunger grimme Not.

Unlustig ist der Winter, öd der Plan,
Des Sturmes Luftroß sprengt dahin die Bahn.

Von Mensch und Tier die Spur nicht weit hinaus.
Jetzt aber sag, wo warest du beim Schmaus?

Bei seiner Ankunft fragte so den Wolf,
Laut ihn begrüßend, der Kumpane Volk.

Der Satte säumte mit der Antwort nicht
Und gab den andern solcherart Bericht:

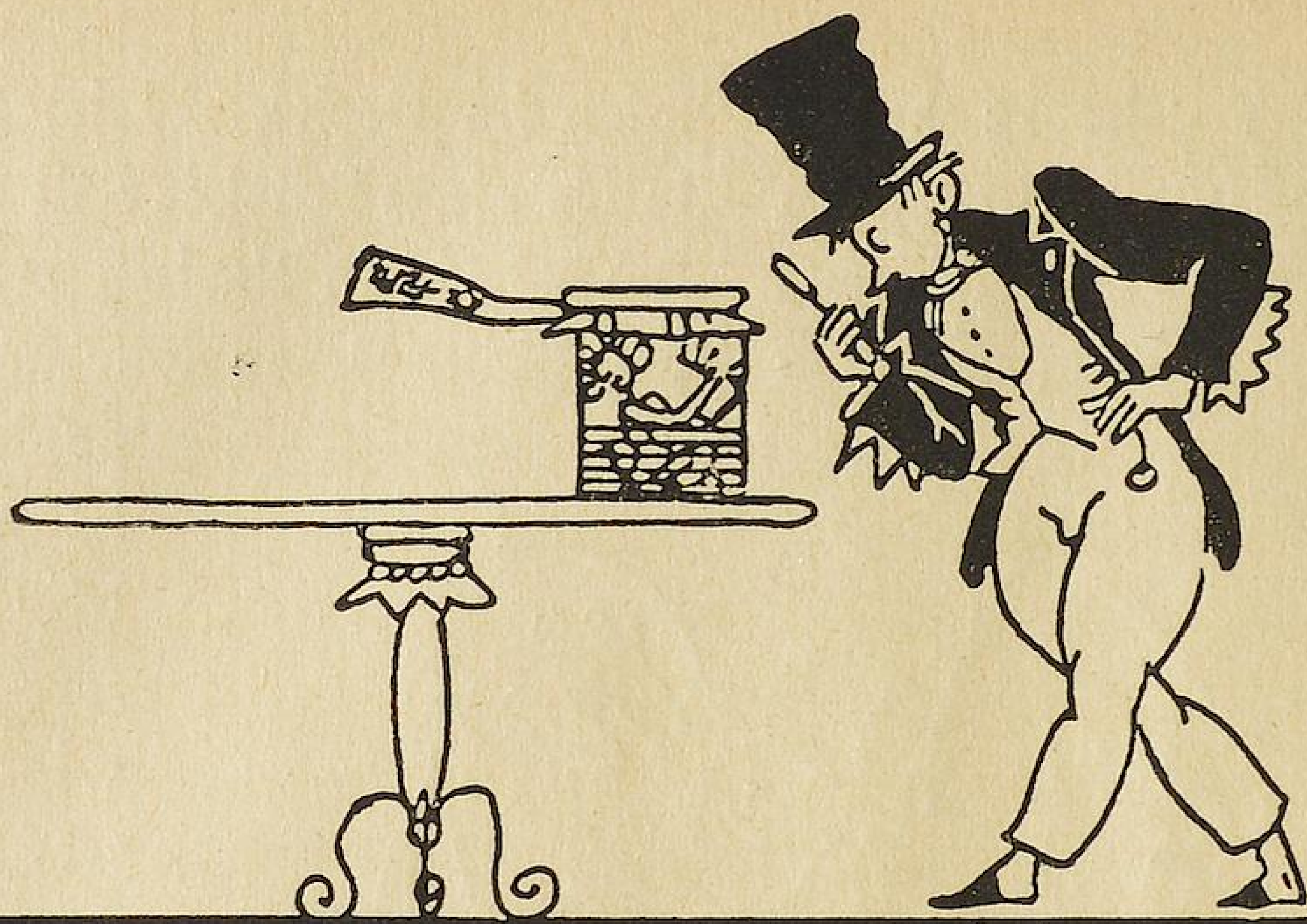
„Dort in der Kate auf der Pußta weit
Der Schafhirt lebt mit seinem jungen Weib.

Hinter dem Hause aber steht der Stall;
Es kommt daher des Schafgeblökes Schall.

Nächtlich zu dieser Wohnstatt schlichen sich
Zwei Wanderer: ein junger Herr und ich.

Dem Junker lüstert auf die Frau der Zahn,
Und mir hat es die Herde angetan.

Dort an der Hütte strich er her und hin,
Kein Schaf bekam ich und so ... fraß ich ihn."



DAS TREIBHAUS

WUNDERLICHES UND ABSONDERLICHES

Dieser Teil des „Orchideengarten" wird von Dr. Max Kemmerich bestellt.

Totenkreuze.

Walter Bormann weiß in seinen „Nornen" (Leipzig, 1909 S. 47 ff.) von einer höchst rätselhaften, aber nicht zu bezweifelnden Art der Voranmeldung von Todesfällen zu berichten. Frau Maria Bloos von Oberkassel bei Düsseldorf schreibt ihm darüber folgendes: „Als ich noch Kind war, kamen uns die Todesfälle in der Familie nicht unverhofft. Wir sahen sie oft an den sogenannten Totenkreuzen in der Wäsche wochenlang vorher. In Wäschestücken auftretend, waren sie durch kein Mittel zu entfernen, verschwanden aber nach eingetretenem Todesfalle von selbst. Ich hatte dieselben als Kind auch schon in meiner eigenen Bettwäsche, bevor ein Oheim starb. Einmal waren es immer Gruppen von drei Kreuzen, und in der Zeit von sechs Wochen starben meine kleine Schwester und zwei Erwachsene. Es waren stets zwei große und ein kleines Kreuz." Diese sehr interessante Mitteilung wurde durch eine Anfrage Bormanns beim Vater der Dame, Apotheker Ditgens in Oberkassel bei Bonn, vollauf bestätigt und ist doppelt wertvoll, weil sie von einem von Berufs wegen mit der Chemie vertrauten Gewährsmanne stammt. „Die Totenkreuze zeigten sich in unserer Familie zuerst, als ich noch Apotheker in Dülken war, es konnte im Jahre 1858 sein. Sie zeigten sich in Gruppen von drei Kreuzen, wovon die größten etwa drei Zentimeter lang sein konnten. Als ich mit Herrn Zillesen, Sohn eines Pfarrers aus Mahlstadt bei Saarbrücken, damit beschäftigt war, sie aus der Wäsche zu entfernen, entstanden plötzlich unter unseren Händen eine unzählige Menge kleiner Kreuze. Die auf chemischem Wege nicht zu tilgenden Kreuze verschwanden von selbst aus der zurückgelegten Wäsche, als die Todesfälle eingetreten waren." Diese Totenkreuze waren tiefschwarz. Frau Bloos hatte einst wieder diese Kreuze in der eigenen Bettwäsche und ihre Mutter fand sie in der Decke einer Kommode, die einem Oheim gehörte, der bald darauf starb.

In den „Psychischen Studien" (1901, S. 312 und 573) bezeugt ein Amtsrichter, von einem Freunde Bettzeug zugeschickt erhalten zu haben, auf dem mehrere Tage, ehe dessen Vater starb, sich gleichfalls solche Kreuze, jedoch in diesem Falle nur in schwacher, wenn auch vollkommen deutlicher Färbung gebildet hatten. Auf Bormanns Anfrage hin bestätigte der Amtsrichter den Tatbestand brieflich. Auch beim Volke in Steiermark sollen diese Totenkreuze wohlbekannt sein. Die Erscheinung wird dadurch noch rätselvoller, daß sie sich vornehmlich bei bestimmten Familien ereignet. Ob wir mit „vererbten Suggestionen" das Phänomen nach Bormanns Vermutung erklären können, bleibe dahingestellt, ebenso ob „das Unbewußtsein der Lebenden und der Toten in einem unermeßlichen gemeinsamen Schoße sich berühre". Die Tatsache steht fest und ist völlig unabhängig von der Erklärungsmöglichkeit.

* * *

Die erste Weltausstellung dürfte von König Ptolomäus VI. Philometor im Jahre 180 v. Chr. in Ägypten eröffnet worden sein. Der alexandrinische Grammatiker Athenäos gibt von ihr und von den Eröffnungsfeierlichkeiten eine genaue Beschreibung. Es waren Sehenswürdigkeiten aus allen dem Pharao gehörigen Ländern, aber auch aus dem Auslande, ausgestellt, u. a. 25 schneeweiße Stiere aus Hindostan, die zur Reise 15 Monate benötigt hatten. Außer einer reichen Tierschau fand sich eine allegorische Darstellung des Weinbaus, eine Gartenbau- und Blumenausstellung, eine Kunstausstellung mit berühmten Meisterwerken der Malerei und Plastik, endlich eine Abteilung für Literatur und Wissenschaft mit einer reichhaltigen Sammlung chaldäischer und assyrischer Inschriften. Das kostbarste Ausstellungsstück war der goldene Dreifuß aus dem Tempel von Delphi.

* * *

Ein wunderbares telepathisches Erlebnis, verbunden mit Hellhören

Der Kommandant der indischen Marine, T. W. Aylesbury, wohnhaft in Sutton (Surrey) berichtet:

Dezember 1882.

„Der Schreiber dieser Zeilen fiel, 13 Jahre alt, bei einer Landung an der Insel Belly, östlich von Java, über Bord und wäre beinahe ertrunken. Als er, nachdem er zu verschiedenen Malen untergegangen, wieder an die Oberfläche kam, rief der Junge „Mutter". Dies erheiterte die Bootsleute, welche ihn später noch oft deswegen zum besten hatten. Einige Monate später, nach Rückkehr in England, kam der Junge nach Haus, sagte, indem er seiner Mutter den überstandenen Unfall erzählte: „Als ich unter Wasser war, sah ich euch alle in diesem Zimmer sitzen, ihr arbeitetet an etwas Weißem, ich sah euch alle — Mutter, Emilie, Elisa und Ellen!" Da sagte seine Mutter sogleich: „Wie wunderbar! — ich hörte dich nach mir aufschreien." Die Zeit des Unfalles entsprach mit Rücksicht auf die östliche Längendifferenz der Zeit, da die Stimme gehört ward."

In einem späteren Schreiben fügt der Kommandant hinzu: „Ich sah deutlich die Gesichter meiner Mutter und meiner Schwestern, das Zimmer und seine Einrichtung, besonders die alten venetianischen Jalousien. Meine ältere Schwester saß zunächst der Mutter." Er schreibt weiter, wie der Unfall in der frühen Morgenzeit bei heftigem Seegang geschehen sei, kann jedoch die Zeit nicht mehr nach der Uhr bestimmen. Andrerseits wird von einer seiner Schwestern bestätigt, daß der Schrei „Mutter" nicht nur von der Mutter, sondern zugleich auch von ihr und den anderen Schwestern vernommen sei, und zwar in rascher Wiederholung zweimal, zuletzt schrecklich, wie der Schrei eines Sterbenden. „Wir alle fuhren zusammen, und Mutter sagte zu mir: „Geh vor die Tür und sieh zu, was draußen ist!" Ich eilte sofort auf die Straße und blieb dort einige Minuten stehen, aber alles war still und nichts zu sehen, es war ein lieblicher Abend, kein Lüftchen regte sich. „Die Mutter habe sogleich angstvoll ihres Sohnes gedacht und sich den Vorfall am folgenden Tage niedergeschrieben: es sei 9 Uhr abends gewesen. Bei einer östlichen Längendifferenz von etwa 7 Stunden würde mit der Zeit in England allerdings die frühe Morgenzeit des folgenden Tages für den Ort des Unglücks zusammentreffen *.

So überaus zahlreich telepathische Erlebnisse aller Art zuverlässig überliefert sind — es dürfte wohl nicht allzuviele Familien geben, in denen sich nicht Ähnliches ereignete, nur daß die Furcht vor dem Modedogma des Materialismus den Meisten den Mund verschließt — so selten sind verbürgte Berichte über Hellhörigkeit. Wie für das innere Auge so scheint auch für das innere Ohr eine Entfernung nicht zu existieren. Besonders wertvoll ist vorstehendes Erlebnis dadurch, daß sowohl der Ertrinkende — der absendenden Antenne vergleichbar — als auch die Familie — die hier der empfangenden Antenne entspricht — durch die in der Todesnot frei werdende Energie wechselseitig in Relation traten. Auch diese Fälle sind selten, da in der Regel nur der Empfänger beeindruckt wird. Die „Magie" lehrt für dazu disponierte Personen den Weg willkürlich für das hier unwillkürlich Erreichte zu bewirken. Und zwar sowohl mit dem Resultat, daß der „Magier" sich, während er für Augenblicke in Bewußtseinslosigkeit bzw. Tieftrance verfällt, an den gewünschten Ort aussendet, um, wieder erwacht, ein völlig klares Bild der dor-

* Vergl. Dr. W. Ludwig, Spaziergänge eines Wahrheitssuchers im Reich der Mystik, Leipzig 1890, S. 127 f.

tigen Vorgänge in sich zurückzurufen, als auch indem er sich an der gewünschten Stelle erscheinen läßt. Das erstere dieser Experimente ist mir selbst einmal geglückt, und zwar halb und halb ungewollt. Es ist nicht identisch mit dem gewöhnlichen räumlichen Fernsehen.

* * *

Unter der späteren Regierung Kaiser Ferdinand I. hatte die Aufklärung sich so weit durchgesetzt, daß Zauberei und Wahrsagen nicht mehr für Malefizhändel — Verbrechen, worauf der Tod stand — angesehen, sondern als bloßes „Fürgeben und Betrug" erklärt wurden. Ferdinands Sohn, Maximilian II., bestimmte in seiner Wiener Polizeiordnung vom 31. Oktober 1568, daß die Zauberer und Wahrsager, im Falle sie ihren Unfug wiederholt hatten, mit Anlegung eines Halseisens im offenen Narrenkotter (ein solcher war auf dem Hohen Markt aufgestellt) dem Hohne preiszugeben seien; dem vorübergehenden Volke sollten sie da die Zauberei und Wahrsagekunst beweisen, sich unsichtbar oder „gefroren" machen oder ausgenarrt werden; auf den dritten Betretungsfall war die Landesverweisung gesetzt, und die Todesstrafe darauf schien für immer aus Wien verbannt zu sein. In der Zeit Rudolfs II. aber erhoben Zauberei, Aberglaube, Sterndeuterei und Alchimie von neuem ihr Haupt. 1590 geschah wieder eine öffentliche Teufelaustreibung in der Schottenkirche; ein Augenzeuge, der damalige Korrespondent des Fuggerschen Kaufmannshauses, Christoph Lemberger, berichtete hierüber nach Augsburg, die besessene „Edl Fraw" sei, als der Priester an ihr seinen Exorzismus ausübte, eine Stunde lang in Zuckungen gelegen und kein Leben mehr an ihr gespürt worden, und als sie wieder zu sich gekommen, habe sie wunderbarliche Dinge geredet, vornehmlich aber gerufen: „Wehe euch Regenten von Österreich! Wehe dem von Pappenheim! Wehe der Stadt Preßburg, denn sie wird auf den Grund abgebrannt! Wehe der Stadt Wien, sie wird zugrunde gehen ..." Unter anderem verkündigte sie auch, wie sie der Engel Gabriel vor der Hölle Pforten geführt und ihr die Seelen der Verdammten und deren Qual gezeigt, und wie sie viele große Herren, „Innsonderheit Martin Luther gesehen, der kleglich über sein Lehr und Predigen schreye." — In eben diesem Jahre 1590 sah man in einer Nacht von 10 Uhr bis 2 Uhr ein Gefecht feuriger Reiter in der Luft, am 11. August des folgenden Jahres einen blutgefärbten Himmel. Bei dem Erdbeben 1591 machte die Weissagung eines gelehrten Mannes, daß Wien in vier Wochen ganz untergehen werde, reich und arm, alt und jung in die Vorstädte und Gärten fliehen. M.

PHANTASTISCHE BÜCHER

An dieser Stelle zeigen wir an und besprechen neuere und ältere phantastische Literatur, graphische Blätter, Werke unserer Mitarbeiter etc.

José Maria Eca de Queiroz: »Der Gehenkte.« Aus der Sammlung »Aus fremden Gärten«, bei Al. Duncker, Weimar, geh. 80 Pf.

Diese wundervolle Erzählung des berühmten Portugiesen, den man zu Unrecht den Zola Portugals nennt, — zu Unrecht, weil seine Begabung, wenn auch an Zola geschult, eine weitaus umfassendere war als die des Franzosen, — gehört zu den Meisternovellen phantastischer Dichtung. Aus der schweren, tiefen Mystik des Marienglaubens erblüht die so zarte und reine, wilde und heiße Liebesgeschichte, in der ein gehenkter Schelm durch die Huld unserer lieben Frau die Kraft gewinnt, den Liebenden Leben, Glück und ihre Liebe zu retten. Die Erzählung von jener Nacht, in der der Gehenkte statt des liebesheißen Ritters zum vermeintlichen Stelldichein geht, das den Liebenden Verderben bringen soll, ist von so packender, gespenstischer Phantastik und grauenhafter Schönheit, daß sie mir zu den einprägsamsten Dichtungen gehört, die ich je gelesen. Man muß dem Verlage Glück wünschen, daß er diese fremde Blume in seine Gärten setzte. Cz.

Alexander Petöfi: Gedichte, aus dem Magyarischen von Otto Hauser, bei Alexander Duncker, Weimar. Geh. 30 Pf.

Diese kleine Auswahl aus den Liedern des berühmten magyarischen Lyrikers, des Sängers und dichterischen Führers der ungarischen Revolution von 1848 — in der er im Alter von 25 Jahren zugrunde ging — ist geschickt und gut gewählt. Sie zeigt die merkwürdige Mischung von grenzenloser Ausgelassenheit, Zechertum und tiefster mystischer Schwermut in der Bohemien-Seele jenes merkwürdigen Volkes, dessen Auf und Nieder wir erlebten. Wunderschöne Lieder birgt dieses kleine Buch. Aber kaum ein schöneres als den Sang an die Donau:

»Wie oft zerschnitten hat die Brust dir schon
Der Schiffe Flucht, der wilde Sturm, mein Strom!«

Birnitz.

Bemerkungen der Schriftleitung

Das Titelblatt zeichnete Rolf von Hoerschelmann, die Leiste zum Treibhaus Tom Freud. Das Gedicht »Abenteuer eines Wolfes« ist einer bei Alexander Duncker, Weimar, erschienenen Auswahl von Petöfis Gedichten entnommen.

Verantwortlich: Für den Dreiländerverlag *Walter Schmidkunz*, München / Für die Schriftleitung *Alf von Czibulka*, München. Für den Anzeigenteil *Carl J. Luther*, München / Herausgeber und verantwortlicher Redakteur für Österreich: *Hans Hofmann-Montanus*, Wien IV, Viktorgasse 18 / Druck: *Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn*

Kaffee u. Gaststätte Plendl

München / Rosenstraße

Täglich 2 Konzerte

12 Neuhusen-Billards 12

Vorzügliche Küche / Erstklassige Weine

DREILÄNDERVERLAG MÜNCHEN
LEOPOLDSTRASSE 3

HENRY HOEK:
WEGE UND WEGGENOSSEN

Pappband Mark 6.00 — Halbleder Mark 8.50

Ein entzückendes Kabinettbändchen!

Henry Hoek wandert. Aber wie er wandert und wie er von seinen Wanderfahrten zu den fernsten und höchsten Zielen in einer vollendeten Sprache zu erzählen weiß, das wird auch den anspruchsvollsten Leser fesseln. . . . .

DIE DEUTSCHE BÜHNE

AMTLICHES BLATT DES DEUTSCHEN BÜHNENVEREINS

Im Januar begann der XI. Jahrgang. Aus dem Inhalt der bisher erschienenen Nummern nennen wir:

DR. P. HOFFMANN: Wie weit ist die Kunst des Schauspielers wirkliche Kunst?
RICHARD DEHMEL: Deutsche Einheit. [O76
FRANK WEDEKIND: Glossen.
G HELL: Otto Borngräber — Fritz von Unruh. Eine Parallele.
DR. KARL ZEISS: Die neue Zeit und das Theater.
MAX KRÜGER: Entwurf zu einer Stilbühne.
LEOPOLD VON WIESE: Über Strindberg.
WILH. VON SCHOLZ: Das szenische Problem von „Troilus und Cressida."
H. HÖFFDING: Shakespeares Humor.
RICHARD ELCHINGER: Der befreite Mime. Die Umwandlung der Hoftheater usw.
Aus dem Geistbuch von ERNST LISSAUER: Momentaufnahme aus meinem Zeithirn von WALTER V. MOLO.
Kunstwille und Diktatur von ERICH OESTERHELD.
Paul Lindau von ARTUR WOLFF.
Theatererinnerungen von Graf SEEBACH.

Außerdem in jeder Nummer ein umfangreicher „praktischer Teil", der über das gesamte deutsche und ausländische Theaterwesen, Uraufführungen, Regiepläne, neue Theater und Direktionen, neue Werke, Dramaturgisches, Abschlüsse, Wochenspielpläne der deutschen Theater usw. berichtet.

„DIE DEUTSCHE BÜHNE" ist jetzt das moderne Theater f a c h - blatt; ihr Interessentenkreis beschränkt sich nicht nur auf Direktoren, Schauspieler und andere Theatermitglieder, sondern hat besonderen Wert für alle Bühnenschriftsteller und jeden an der Entwicklung des Theaters Interessierten. Probenummern liefern wir gegen Berechnung. Bei Aufgabe eines Abonnements wird dieser Betrag besonders gutgeschrieben. „DIE DEUTSCHE BÜHNE" erscheint wöchentlich und kostet jährlich M. 22.—, halbjährlich M. 12.—, vierteljährlich M. 6.—, Einzelheft 60 Pf. ord.

OESTERHELD & CO., VERLAG, BERLIN W 15



Pallabona unerreichtes trockenes Haarentfettungsmittel

entfettet die Haare rationell auf t r o c k e n e m Wege, macht sie locker u. leicht zu frisieren, verhind. das Auflösen der Frisur, verleiht feinen Duft, reinigt d. Kopfhaut. Gesetzl. geschützt. Bestens empfohlen. Dosen zu M. 0.80, 1.50 und 2.50 bei **Damenfriseuren**, in **Parfümerien** oder franko von Pallabona-Gesellschaft, München NO 39

Nachahmungen weise man zurück

D. WEIDS
PARFÜM-
ZIGARETTEN
MAXIMILIANSTRASSE 3
MÜNCHEN



ALLEIN-VERKAUF

Papier-Abfälle

Zeitungen · Bücher · Akten
Geschäftsbücher kauft
zu reellen Markt-
* Preisen *
auch von auswärts

Adolf von der Heiden
München, Oberanger 44
Fernsprecher Nummer 55585

GUSTAV
SEIDENADER
KUNST-SALON
MAXIMILIANSTRASSE 3
MÜNCHEN
TELEFON 20294



VERKAUF VON MODERNEN MEISTER-WERKEN ALLERERSTEN RANGES

Weinstube
Kunstgewerbehaus
Weingroßhandlung
Ebersbacher
München
Pfandhausstr.
T. Bachhofer — Tel. 21706

Stempel

aller Art
scharf / billig / rasch
Unterberger
München
Gärtnerplatz-Rondell
Telephon 21921

Jeder Waidmann

muß unter allen Umständen eine Jagdzeitschrift halten. Wichtige Interessen stehen auf dem Spiel. Wir empfehlen, bei dem nächsten Postamt den Bezug auf die älteste deutsche (illustr.) Zeitschrift für Jagd, Kynologie, Schießwesen, Forstwirtschaft und Fischerei „Der Deutsche Jäger" München (Postzeitungsliste 387) anzumelden. Bezugs-Preis M. 3.60 pro Vierteljahr, durch Kreuzband M. 4.50 im Inland, M. 5.— f. d. Ausland.

Jeder Waidmann

braucht den „Deutscher Jäger"-Kalender 1919, dauerhaft geb., 288 S. stark, illustriert. Ein wirklich praktischer Kalender für Jagd-, Wald- und Forstwirtschaft, Schießwesen, jagdl. Hundezucht und Fischerei — ein Waidmannsbuch für Heim und Revier. Der Kalender befriedigt alle Wünsche. Glänzende Anerkennungen — viele Nachbestellungen. Preis M. 4.—, gegen Nachn. frko. M. 4.50.

Ferner empfehlen wir jedem Waidmann zum Bezug: „Deutsche Jäger"-Bücherei Band I:



Dr. Penzoldt erzählt in unübertrefflicher und neuartig fesselnder Weise von orientalischen Jagdfreuden und Jagdgebräuchen; Erlebnisse aus Rumänien, Serbien und dem Mittelmeergebiet geben dem Werke ein besonderes Relief. Preis broch. M. 2—, gegen Nachn. franko M. 2.25. Im Frühjahr 1919 erscheint Band II: „Grüne Brüche" Erzählungen u. Jagdnovellen aus dem Mitarbeiterkreis des „Deutschen Jägers". Durch Buchhandlungen od. direkt durch den Verlag „Der Deutsche Jäger" München 2, NW.

Sie rauchen zu viel!

„Rauchertrost"
-Tabletten (ges. gesch.) ermöglichen. das Rauchen ganz od. teilweise einzustellen. Unschädlich! 1 Schachtel M. 2.—, 6 Schachteln M. 10.— frei Nachnahme. [O68
Versand Hansa, Hamburg 25|177

DER ORCHIDEENGARTEN



DREILÄNDERVERLAG · MÜNCHEN · WIEN · ZÜRICH

FREUD

DER ORCHIDEENGARTEN

PHANTASTISCHE BLÄTTER

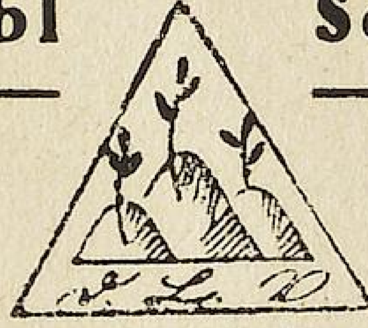
HERAUSGEBER: KARL HANS STROBL / SCHRIFTLEITER: ALF VON CZIBULKA

Jährlich erscheinen 26 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft 80 Pf. / für das Vierteljahr 5 M. / durch jede Buchhandlung und durch alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die viergespaltene Millimeterzeile 80 Pf. / NACHDRUCK auch mit Quellenangabe untersagt / VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich / SCHRIFTLEITUNG: München, Leopoldstraße 3 / ÖSTERREICHISCHE VERLAGS- UND REDAKTIONSSTELLE: Wien IV, Viktorgasse 18 / Zuschriften und Einsendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte und Zeichnungen werden nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt.

1919

Der Orchideengarten
Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl | Schriftleiter Alf von Czibulka



Erster Jahrgang | Fünftes Heft

O R C H I D E E N

Von Otto te Kloot (mit 1 Zeichnung von Otto Lietz)

IM Urwald wachsen die Orchideen.

Ihre Formen sind geschweift, klingend wie die Milch der Mutterstuten. Bald überleuchten sie Schatten von purpurdüsterem Kristall, dann wieder klirren sie leise, verzitternd wie der Dampf aus wunden Hirnen. Spröde schlagen ihre Herzen, an schöngebeugten Stielen schweben sie, flüsternd und flackernd wie die Holzfeuer von Kaminen in todesheißen Nächten. Das Licht gellt und keucht, ungeheure Donner krachen; in Augenblicken säuselt die Luft wie die Schwingen von Drachen, die über Ozeanen kalten, duftlosen Goldes hinfliegen.

Sie haben Sporen wie die Reiter des Todes. Sie haben gezackte Schleppen, die in unsichtbaren Sälen flammen und rieseln, Hahnenkämme, blaue, ziselierte Helme, wie die von Kasuaren, dünne, hängende Lippen, wie die von Geizigen. Düfte träufeln von ihnen, langsame, schwersaugende Düfte; von ihnen trinken Insekten, die wie eine Verdichtung aus Sirenengrün, Indigo und leichtem Gold in der Luft schweben, auch Vögel, winzige, zauberisch schnelle Vögel, mit frohen, zart und lang gebogenen Schnäbeln.

Einmal ging ein Weib an ihnen vorüber, eben vor Eintritt der Nacht. Es war schwarz und glänzend wie Jet, seine Augen lagen groß, tiefleuchtend auf milchigem Grund. Da rührte ein Zittern und Seufzen den brütenden Leib der Orchideen an, sie beugten sich auf ihren langen, nervigen Stielen, öffneten ihren Schoß und ein schwülgelber Staub, der süßlich-milde, verhüllende Gerüche aushauchte, ergoß sich über des Weibes Haar.

Das Weib ging von ihnen, ihrer Hütte zu, die stand an einem Wasser, dem Gewächse mit fleischigen, rosagrünen, fettigen Riesenblättern regungslose Schatten aufzeichneten. Ein Mann stand darin und fischte.

„Gib mir einen Fisch", sagte das Weib.

Er hob die Angel — der Haken war leer.

„Noch nicht", rief er zurück.

Sie stand. Ihre großen, runden, schlafenden Augen wendeten sich dem Urwald zu, der Staub in ihren Haaren glitzerte. Ihre Brüste wurden hoch und prall, die Wirbel des Nackens drängten sich auf.

„Gib mir einen Fisch", rief sie abermals.

Er hob den Angelstock. Ein kleines Fischlein hing am Ende der Schnur, das er zurückschnellte.

„Später", rief er zurück.

Sie bückte sich, strich mit der Hand über die narbigen Blätter der Riesenblume.

„Gib mir einen Fisch", rief sie zum dritten Male.

Er hob die schwankende Rute. Ein mächtiger Fisch taumelte daran, der über die Schnur schnellte und sie zerriß.

„Geduld!", rief er, dem Fisch nachblickend, der im Wasser verschwand. Träge, wiegend in den Hüften, schritt sie hinter ihn. Ihre Augen waren eisig, wie die von Schlangen; sie reckte den Arm — ein Messer blitzte darin.

„Gib mir einen Fisch!", rief sie, bebend vom Wirbel zur Zehe.

Er schwang die Angel aus dem Wasser und siehe: an der zerrissenen, hakenlosen Schnur blitzte ein schlanker, zauberfarbener Fisch.

„Hier!", rief er, sich bückend.

Da fuhr ihm ihr Messer ins Herz. Durch den Rücken, unter der pochenden Rippe fuhr ihm ihr Messer ins Herz.

„Geduld!", rief sie mit übergellender Stimme.

Ihr nackter Fuß traf ihn, daß er, der schmerzlich schrie, ins Wasser stürzte. Ein feiner Wind wühlte ihre Haare auf, ihre heißen, schrecklichen Haare, ein schwülgelber Staub wehte flimmernd von hinnen.

Sie wandte sich, sah zurück auf den Urwald, von dem kein Laut, auch nicht ein einziger Laut herüberdrang.

* * *

In dieser Nacht schrien die Tiere in den Wäldern, daß das Mark aus den Bäumen fiel.

Aber da die Sonne aufging, wurde es still. Die Stille heißer, offener Grüfte, die sich zum Himmel dampfen.

Das träg-schleimige Wasser dringt in den Urwald. Wo die stählernen Blätter der Rotangpalmen tiefer klingen, funkeln Orchideen, darüber hingewölbt wie Feuerkränze um das Haupt des Sterbenden. Geballt, in Trauben, Dolden, Büscheln und Kronen, salbenflimmernd, kühl wie Elfenbein, prasselnd von Farben unter dem zuckenden Tanz der Sonne, in solchen Massen, als sammelten sie sich, um schweigend, Haupt an Haupt, zu vergehen. Aus dem geschlitzten Saum ihrer Roben drängen sich Hälse, befleckt von Blut; ihre Brüste schlafen nicht, sie träumen Formen, in denen sie erstehen werden, neue Masken, um sich darin zu verhüllen.

Unter ihnen, auf dem Wasser, schwimmt der Leichnam eines Mannes. Er dreht und wendet sich, die Welle hebt sein Antlitz nach oben. Er ist schwarz; die dunkle Fläche seiner Stirn und Wangen spiegeln die über ihm taumelnden Farben.

Feiner träumen die Orchideen. Sie wiegen sich herab, schwanken empor. Ihre Lippen verblassen; sie werden wie Sonnenuntergänge, deren durchglänzte Schwingen ins Meer tauchen. Streifen lodern an ihren Hüften, wie die von Tigern; sie lehnen sich über die Brüstung ihrer Himmel, und ihre verborgenen Augen schäumen weiß unter den Lidern, wie scheue Rosse.

Der Mann im Wasser steigt aus der schleimigen Flut. Seine Beine sind lang und mager; aus seinem Rücken, unter der vierten Rippe, ragt der Griff eines Messers. Ein runder, leise klebriger Griff, die Spitze verbirgt sich in der Brust, deren Pochen hörbar wird durch die tiefe Angstwelt der Orchideen.

„Gib mir einen Fisch", stammelt der Mann.

Langsam gleitet das Wasser an seiner porigen Haut, honigträges Wasser, über das Gewächse fettige Riesenblätter regungslos hinspreiten.

Der schamvolle Schoß einer der Blumen schlägt die Wimpern auf. Ein Fischlein gleitet hervor, zauberfarbig, schmal wie die Schneide eines Zwergenspeers.

„Geduld", raunen die Orchideen.

Der Mann nimmt das Fischlein, drückt es an sein Herz. Geheimnisvolle Kelche drängen sich an sein Haupt, Laute schneidend wie Glas. Die Wunde in seinem Rücken beginnt zu bluten, traurig rote Tropfen. Er führt die Hand dahin, zieht sie zurück, blickt darauf, lallend. Die Krallen seiner Finger bohren sich in das Fischlein und zerquetschen es.

„Geduld . . .", murmeln die Orchideen.

Da kommt aus den Wäldern ein greller, grausam harter Schrei.

Er greift empor, reißt die Ranken zu sich nieder, mäht die Blüten von den Stielen. Seine Muskeln zucken, ihm hämmert das Herz. Fletschende Zähne beißt er in die Lippe, daß das Blut hervorschießt. Tausende von Augen, schamvoll violette, nervig süße, Augen voll lichtscharfer Helle schweben auf, schweben nieder. Und die ferne, dunkle Stimme, schwarz und glänzend wie Jet dringt lauter, klagend laut herüber.

Schrecklich wird das Rollen seiner Augen. Seine Glieder glimmen und funkeln wie das Rohr im Dschangelbrand. Das Messer springt aus der Wunde. Prallende Ranken greifen danach, schleudern es empor, daß es wie ein Stern unter den Palmen schwebt. Wohin er faßt, rieselt es unter seinen Händen, wie Laken im Mondschein, wo sie ihn berühren, spalten sich Lippen, geschlitzte Sauger, Wimpern und Lappen blühen hervor, immer wildere Formen, immer bizarrere Masken, Wesen von eisigem Wachs, grausam und lautlos zitternd.

Er fällt — da zerren sie ihn empor. Er reckt sich auf, da liegen sie gewichtlos auf ihm, erstickend, voller Glanz, wie modernde Seide gehäuft. Das Licht tränkt die gespannten Blätter, sie schwirren und sausen, liegen auf ihm, trinken.



Otto Lietz Orchideen

Er klebt daran wie ein Insekt, verschrumpft die Glieder, verdorrt die Bronze des Leibes, sein Gesicht wird lang, leckt herab, wie Schleim.

Draußen vor dem Wall der Blüten bricht es, wie rennender Fuß. Da wenden sie sich, wie von einer einzigen Kraft bewegt, starren, schamvoll, ohne Blut, unerregt — tausende. Durch ihre webenden Brüste, wie durch Metall, sieht man seinen blutroten, weit aufgerissenen Mund, seine Wangen, das Kinn, wie Fäden von Haut herabhängend.

Ein Weib läuft vorüber. Rings um den Dom der Blumen läuft sie, die Hände unter den schaukelnden Brüsten.

Geduld — raunen die Orchideen.

Sie heult. Sie rauft ihre Haare.

Geduld — raunen die Orchideen.

Sie beißt in ihre Hände. „Gib mir einen Fisch" schreit sie.

Da speien sie seine Augen vor sie hin. Dann seine Haare, seine Zähne, seine Zunge, Fetzen seiner Glieder, schwarz wie Ebenholz. Dann das Fischlein, das zerquetschte, zauberfarbig glänzen die Schuppen. Dann sein Herz. — —

Ein Messer steckt darin. In sauberem Schlitz ein Griff — rund, leise klebrig. Unfaßbare Bitterkeiten sättigen die Luft, schwülsüße Düfte, wollüstig nach dem Tod.

Das Weib greift nach dem Herzen. Aber ihre Hände spreizen sich nicht . . .

Sie reckt die Arme, krampfhaft, es zu pressen. Aber ihre Arme schließen sich nicht . . .

Sie hängt darüber, sie will weinen. Schreien will sie, ungeheure, schwarzglänzende Tränen. Aber ihre Augen sind wie die von Gewächsen, fettig, rosagrün, wimmelnd von Tieren, die sich langsam, fadig, in träger Gier, hervordrängen.

Keine Strähne ihres Haares bewegt sich mehr. Nicht die Nüstern der Nase, noch die Wimpern des Auges. Ihr Atem ist wie süßlich heißer, schwülgelber Staub. Ihr Körper zuckt in einer schauerlichen Welle, dann erstarrt er.

„Gib mir einen Fisch . . .", flüstern die Orchideen.

„Geduld . . .", lallt ihr Mund und wird zu Stein.

Ihre Nacktheit funkelt, die brünstigen, verstohlen faulenden Farben der Orchideen spiegeln sich darin.

Im Innern des Blütenwalls flattern Fetzen von Haut, lecken und tropfen zur Erde.

„Noch nicht . .", raunen die Orchideen. „Noch nicht . . . ."

* * *

Seltsam, wie diese Nacht Tiere und Pflanzen ineinanderwob.

Die Pflanzen hatten Zähne, seidenzarte, tödlich gierige Zähne, Krallen wie die von Panthern, ingrimmige Leiber, die sich sättigen am Fleisch.

Die Tiere dünsteten das Gift aus, das sie aus den Wurzeln der Blumen gesogen. Furchtbare Farben scheckten ihre Weichen, sie wuchsen lautlos an Stielen und ihre Lippen bewegten sich heftig, geheimnisvoll flatternd, tausendfältig zerspalten und zerlappt . . .

Und zwischen ihnen verweste Leiber, schwarz und glänzend wie Jet, ohne Mund und ohne Seele . . .



H. Kley



Der Klub Der Menschenfresser.

Von Wilhelm Nhil (mit zwei Zeichnungen von E. Heigenmoser)

DER Reporter Philipp Stork wollte die Leser seines Blattes über die Situation auf den Gemüsemärkten orientieren und hatte, um sich das Material für eine lichtvolle fachmännische Darstellung zu verschaffen, einen Handelsgärtner, „einen hervorragenden Fachmann auf diesem Gebiete", überfallen. Der ließ es sich nun nicht nehmen, zur näheren Erläuterung der gewünschten Ausführungen den Besucher auch noch durch seine Anlagen zu schleppen, wo dieser mit nur noch markiertem Interesse besichtigte und zuhörte. Er hatte nämlich schon reichlich genug für seinen Artikel und lauerte auf die nächstbeste Gelegenheit, von seinem übereifrigen Führer loszukommen.

„Was ist denn das?" fragte er gelangweilt und deutete in einem der Treibhäuser auf ein Beet, um einen langatmigen Vortrag des Handelsgärtners zu stoppen. Er bekam zur Auskunft, daß dieses Nachtschattengewächs, dessen Verwendung ihm, dem Gärtner, unbekannt sei, Borodina heißen solle. Ein Herr habe ihm den Samen gebracht und den Anbau gegen einen vorteilhaften Kontrakt verlangt. Die Beeren der Pflanze bekomme ein kleiner Gastwirt in der Vorstadt. Der Journalist erfuhr auch dessen Namen, Peter Kwill, und Adresse und ergriff in schnödem Undank vor seinem Mentor die Flucht.

In der Redaktion sah Stork in einem müßigen Augenblick im Konversationslexikon nach und erhielt die Belehrung, daß die Beeren der Borodina (Solanum anthropophagorum) als Würze bei den kannibalischen Mahlzeiten der Fidschiinsulaner und anderer verwendet werden.

Journalisten sind bekanntlich die leichtgläubigste Sorte von Menschen, sie halten alles für möglich; und so nahm sich Stork vor, so nebenbei zu seinem Privatvergnügen der Sache nachzugehen. Er war ziemlich jung, die Zeitungsschreiberei machte ihm also noch Spaß, und er träumte beständig von einem sensationellen Originalbericht, mit dem er sich einmal in die erste Reihe der Zeitungsmenschen stellen könnte. Dennoch vergaß er die Angelegenheit, bis er eines Tages einen unbedeutenden Mord in der Vorstadt zu erledigen hatte und auf dem Wege Peter Kwills Gasthausschild entdeckte, wodurch ihm sein Vorhaben wieder in Erinnerung kam.

Da er als Reporter bei der Polizei zu Hause war, fiel es ihm nicht schwer, sich zunächst

über die Person des Gastwirtes zu informieren, dessen nähere Bekanntschaft die Behörde anläßlich verschiedener Delikte des Betreffenden bereits gemacht hatte.

Peter Kwill war Schiffskoch gewesen und hatte seine nachmalige Gemahlin Stine in einem südamerikanischen Freudenhaus (allwo sie den pompöseren Namen Arabella führte) kennen und lieben gelernt und, da das fleißige Mädchen über einige Ersparnisse verfügte, auch geheiratet. Jetzt betrieb er mit ihr eine kleine Gastwirtschaft, die er zum Andenken an die Stätte der Erfolge seiner Frau galant „zur Stadt Buenos Aires" genannt hatte, und handelte daneben in Exoten. Alles, was mit Übersee zusammenhing, und alles, was ein bißchen ungewöhnlich war, schlug in sein Fach. Er konnte Papageien, die mehrere Sprachen beherrschten, ebenso verschaffen wie etwa einen falschen Paß, und wenn ein vorurteilsfreies Mädchen ins Ausland wollte, um sich auf die natürlichste Art ihr Brot zu verdienen, so vermittelte er ihr den gewünschten Platz. Kurz, Peter Kwill war ein Mann, den ein umsichtiger Reporter gern in Evidenz hält, weil man aus ihm über kurz oder lang eine stattliche Anzahl von Zeilen herausschlagen konnte.

Stork richtete also sein Augenmerk auf Buenos Aires. Er war sich klar, daß er viel Geduld nötig haben werde; aber Upton Sinclair hatte die Schweinereien in Chicagos Schlachthäusern auch nicht an einem Tage aufgedeckt. Hemmend war es, daß er die Recherche „Kwill" nur neben der sonstigen Versorgung seines Blattes betreiben konnte. Auf dem Wege ins Bureau und nach Hause machte er einen Umweg nach Buenos Aires. Er lernte Peter Kwill kennen und sagte sich, daß man dem dicken, gemütlichen Kerl mit jenem treuherzigen Blick, der auf den Bildern des Verbrecheralbums immer wieder zu finden ist, manches zutrauen durfte. Aber irgendein brauchbares Material war nicht zu erwischen. Der Journalist begann langsam an der Weisheit des Konversationslexikons zu zweifeln und zu vermuten, daß die Borodina eine weniger interessante Verwendung, etwa gegen Rheumatismus oder Husten, habe.

Es war verzweifelt wenig, was er herauskriegte, nämlich, daß der gewesene Schiffskoch die Gewohnheit hatte, sein meist nur schwach besuchtes Lokal zu unregelmäßigen Zeiten zu schließen. Gelegentlich, wenn Stork um halb zehn Uhr abends vorbeikam, war das Gasthaus schon zu, obwohl man in dem kleinen, ebenerdigen Haus sicherlich noch nicht schlief. Man bekommt für so etwas Witterung, wenn man Seelenschnapperdienst gemacht und tagelang das Haus einer im Sterben liegenden Persönlichkeit von Bedeutung umlauert hat, um die Todesnachricht umgehend der Redaktion zu übermitteln. Ein Geschäft, das einem übrigens auch eine geradezu fatalistische Geduld verleiht.

Als Stork einmal durch das Schlüsselloch des Hoftores spähte, gewahrte er, daß ein Lichtschein, der nur aus Kwills Wohnung kommen konnte, auf den kleinen Hof fiel. Da der Schimmer bewegliche Verdunklungen aufwies, lag die Vermutung nahe, daß sich Personen im Zimmer bewegten.

Stork beschloß, ein paar Stunden Nachtruhe zu riskieren. Er setzte sich zuerst in ein an der Straßenecke befindliches Kaffeehaus von abgeschabter samtener Pracht, das den geschminkten peripatetischen Damen der Umgebung als Erholungsstätte diente, flüchtete aber, als ihn sein Mangel an Interesse für Annäherungsversuche im Lokal stark unpopulär machte, wieder in die dunkle Seitengasse, wo er herumwandernd die mißtrauischen Blicke des an ihm vorbeistreifenden Schutzmannes mit Journalistengleichmut ertrug. Es war gegen ein Uhr, als eine Gruppe von sieben Personen aus Peter Kwills Haustor huschte, fünf Herren und zwei Damen, die sich einer gewissen Unauffälligkeit zu befleißigen trachteten, aber von erhitzter Lebendigkeit erfüllt schienen. Die beiden Weiber girrten hier und da vor Nervenerregung wie nach einer Liebesnacht oder leidenschaftlichem Tanz. Von den Männern schnauften vier wie in den Nachwehen einer Völlerei, während sich der fünfte über das Normalgefühl eines bürgerlichen Nachtmahls nicht zu erheben schien. Man konnte die Exzeßstimmung der Gruppe wittern, an der nur dieser eine offenbar keinen wesentlichen Anteil hatte.

Die eine der Damen, eine lange Figur mit grellgelbem Haar und kauender Sprechweise, war dem Reporter beruflich bekannt. Es war Flossy Folding, angeblich eine Engländerin, die vor einigen Jahren in einem Varieté als dürftige Einleitungsnummer aufgetaucht war, aber im



Otto Linnekogel — Mandschurische Folter

Privatverkehr durch ihre monumentale Lasterhaftigkeit auf die Lebewelt eine solche Anziehungskraft ausübte, daß sie auf ein weiteres öffentliches Auftreten verzichten konnte. Seither waren schon mehrere Defraudanten verhaftet worden, die der Folding wegen ins Gefängnis wanderten. Einem tüchtigen Reporter konnte diese Dame unmöglich unbekannt geblieben sein.

Die Gesellschaft hatte eine Zeitlang gemeinsamen Weg, dann wurde ein vorbeikommendes Automobil angehalten, und fünf fuhren davon. Stork merkte sich die Nummer des Autos und die Fuhrwerksunternehmung. Zwei Herren setzten zu Fuß den Weg fort: der im Normalbürgergefühl Stabilisierte, der eine pastorenhafte Abgeklärtheit ausstrahlte, und ein junger, aufgeregter Mensch mit Zwicker, der mit

stotternder Hast viel Fragen tat. Wie es sich herausstellte, begleitete er den Pastor, und es war, wie wenn ein leutseliger Professor und ein wissensdurstiger Jünger in gelahrtem Gespräch selbander dahinwandelten. Vor dem Hause des Pastors entwickelte sich noch ein längeres Kolloquium, aus welchem Stork, der weniger aus Gründen des Taktes als der Unauffälligkeit an dem Paar vorbei bis zur nächsten dunklen Ecke wandern mußte, den Eindruck gewann, daß es sich um altehrwürdige menschenfresserische Traditionen der Wambo-Nambo handelte. Als sich endlich der Pastorenhafte vor dem Wissensdurst des Jungen ins Haustor gerettet hatte, folgte der Reporter dem Bezwickerten, um zwei Adressen auf einen Schlag zu erhalten,

Am nächsten Tag eruierte Stork den Chauffeur des Autos und damit die Adressen der fünf Insassen, und weitere Recherchen ergaben die Personaldaten der Betreffenden, zu denen die Redseligkeit allwissender Hausmeister (der Trost und die Zuflucht aller Reporter) das Rohmaterial lieferten. Darnach war Flossy Folding in festem Engagement bei einem aus unerfindlichen Gründen geadelten jungen Snob, einem Otto Freiherrn von Marlatti, der dem Lebensgenuß in allen Abstufungen bis zum Opium so gründlich gehuldigt hatte, daß ihn nur noch die abseitigsten Sensationen aufrütteln konnten. Das zweite Pärchen war Matthias Pardelzorg, ein gemästeter Kaufmann aus den Kolonien mit allerlei für europäische Begriffe befremdenden Gewohnheiten, und sein Liebchen Felicitas Oliva, eine speckig gewordene Kokotte aus einer nicht näher feststellbaren südlichen Zone. Dann gab es noch einen alleinstehenden, hageren, gedörrten Herrn, Fred Hemlock, der sich als Tropenjäger und Forschungsreisender bezeichnete, aber ohne Bedenken als kosmopolitischer Abenteurer gewertet werden konnte. Der Pastorenhafte, der bei Tageslicht sogar wie ein wirklicher Superintendent aussah, hieß Martin Lohrmann und war ein verabschiedeter Medizinmann. Als junger Mensch hatte er sich einer wissenschaftlichen Expedition angeschlossen, die in ihrem forschungseifrigen Optimismus verunglückte. Martin wurde von den Eingeborenen, die ihn erbeutet hatten, zum Siegesmahl bestimmt, errang sich aber neben den kulinarischen auch die menschlichen Sympathien der einflußreichen Persönlichkeiten, so daß er vom Festbraten zum allseits beliebten und verehrten Medizinmann des Stammes emporstieg. Dieses Amt versah er durch Jahrzehnte mit tiefer innerer Befriedigung, bis ihn eine übereifrige englische Jagdgesellschaft, die von den bestehenden Verhältnissen einen höchst unklaren Eindruck bekam, trotz seines Protestes aus der vermeintlichen Sklaverei befreite und im Triumph nach Europa brachte. Der junge Bezwickerte hieß Ferdinand Ziebler, ein ewiger Student, der im quälenden Wissensdurst sämtliche Hochschulen besucht und alle Disziplinen versucht hatte, ohne im Drange der Universalität seine Studien zum Abschluß bringen zu können.

Etwa drei Wochen später fand Stork auf dem Heimweg Peter Kwills Gastwirtschaft wieder vorzeitig geschlossen. Zuerst schlich er unentschlossen in der Dunkelheit umher, dann aber stieg er ohne viel Umstände auf die Klinke des Tores und schwang ein Bein auf die Hofseite. Als er rittlings auf dem Tor saß und das andere Bein nachziehen wollte, wurde er an diesem gepackt und ersucht, mit auf die Polizei zu kommen. Stork war der Zwischenfall aus zwei Gründen peinlich, erstens, weil er kein besonderer Turner war und die lästige Kletterei resultatlos abbrechen, und zweitens, weil er zur Aufklärung seines bedenklichen Tuns sein Geheimnis preisgeben mußte. Als sich Stork wieder auf die Straße bemüht hatte, legitimierte sich der andere als Polizeiagent, und Stork, etwas ungehalten, legitimierte sich als Journalist, was bei seinem Widersacher eine gewisse Enttäuschung hervorrief. Nun rückte Stork mit seinen Vermutungen heraus, die bei dem Agenten vorerst auf lebhafte Ungläubigkeit stießen. Glücklicherweise hatte aber der Mann ebenfalls Ehrgeiz, und so einigten sie sich auf ein gemeinsames Vorgehen unter gegenseitiger Wahrung der Berufsinteressen. Man absolvierte also gemeinsam die Überkletterung des Tores und schlich sich im Hof an die erleuchteten Fenster heran. Sie waren unten verhängt, aber der eine obere Flügel stand offen, weshalb die beiden mit großer Vorsicht auf dem Regenblech Fuß faßten, um von oben einen Blick ins Zimmer tun zu können.

An der festlichen Tafel saßen die von Stork eruierten Sieben und der Schiffskoch und seine

Frau besorgten die Bedienung. Auf den ersten Blick schien es eine durchaus harmlose Tischgesellschaft, die es sich in allen Ehren wohl sein ließ, und Stork war blaß vor Erregung, weil er die riesengroße Blamage fürchtete. Kein Zweifel, seine Reporterphantasie hatte ihn da in eine höchst peinliche Lage gebracht. Zaghaft schielte er auf seinen Gefährten, der regungslos die Vorgänge verfolgte.

Der Superintendent, der emeritierte Medizinmann Lohrmann, fraß mit gesammelter Aufmerksamkeit in sich hinein und schien in seinem Element. Er galt offenbar als Kenner, denn er wurde wiederholt um seine Meinung befragt. „Ich weiß nicht," dozierte er, „liegt es an der uralten Kochkultur der Wambo-Nambo oder an dem Klima, in meiner Erinnerung habe ich einen würzigeren Geschmack des Fleisches. Hier spüre ich stets ganz leicht einen faden Beigeschmack. Ich dachte, die Borodinabeeren würden dem abhelfen. Jedenfalls trägt unser braver Kwill keine Schuld; in Europa ist derlei eben besser nicht zu haben."

„Es ist eine alte Erfahrung," sagte der magere Geselchte oben an der Tafel, der Tropenjäger Hemlock, „daß jedes Klima seine besonderen Speisen hat, die man nicht ohne weiteres in andere Verhältnisse hinübernehmen kann." Er genehmigte sich mit der Ruhe des Mannes, der sich schon durch alle Weltteile hindurchgefressen hatte, noch ein Stück.

„Das habe ich auch schon gelesen", stieß Ziebler, der junge Bezwickerte, hervor. Ihm standen die Schweißtropfen auf der Stirn und er machte häufige Pausen beim Essen.

„Ich habe allerdings nicht soviel Erfahrung wie Herr Lohrmann," schnaufte Partelzorg, der gemästete Kaufmann aus den Kolonien, „aber ich finde, daß die Siebzehnjährige nichts zu wünschen übrig läßt. Ein zartes, saftiges, weißes Fleisch, fast wie Kälbernes."

„Woher haben Sie das wieder?" fragte die Folding den Schiffskoch und nagte mit wollüstig geschlossenen Augen an einem Knochen.

Peter Kwill lächelte sein strahlendstes Wirtslächeln. „Man ist mit den Sanitätern bekannt. Man läßt sich's was kosten. Die junge Selbstmörderin war ein hübsches Mädel." Er schnappte ab, als hätte er schon zu viel gesagt.

„Man soll nie nach der Herkunft einer Speise fragen," wehrte das dunkelhäutige, fette Weib ab, das sich Felicitas Oliva nannte und ihre Falten mit Schminke geglättet hatte. Stork sah mit Schaudern, daß sie etwas verzehrte, was einem Kuheuter glich. Sie zelebrierte das Essen mit Inbrunst wie eine mystische Handlung.

„Man soll auch nie in eine Küche schauen", sagte Baron Marlatti, der Dandy. „Wenn man einmal eine chinesische Küche gesehen hat, schwört man das Essen ab."

„Menschenfleisch hat etwas für sich", predigte der Superintendent. „Es hat seinen tiefen Sinn, daß dem Kannibalismus vielfach aus religiösen Motiven gehuldigt wird. Man verleibt sich die Kräfte des ... des Betreffenden ein ..."

„... und man gewinnt auch dessen Jugend, nicht wahr?" fragte die Oliva.

Der Geselchte warf einen Blick in ihr verlebtes Gesicht und meinte sarkastisch: „Essen Sie nur fleißig, Senora."

Der Agent flüsterte Stork zu, daß er jetzt Assistenz hole. Auch der Reporter hatte genug; er folgte dem Polizisten über das Hoftor und als dieser verschwand, zündete er sich die heißersehnte Zigarre an, nach der auch junge Mediziner bei ihrer ersten Sezierübung lechzen.

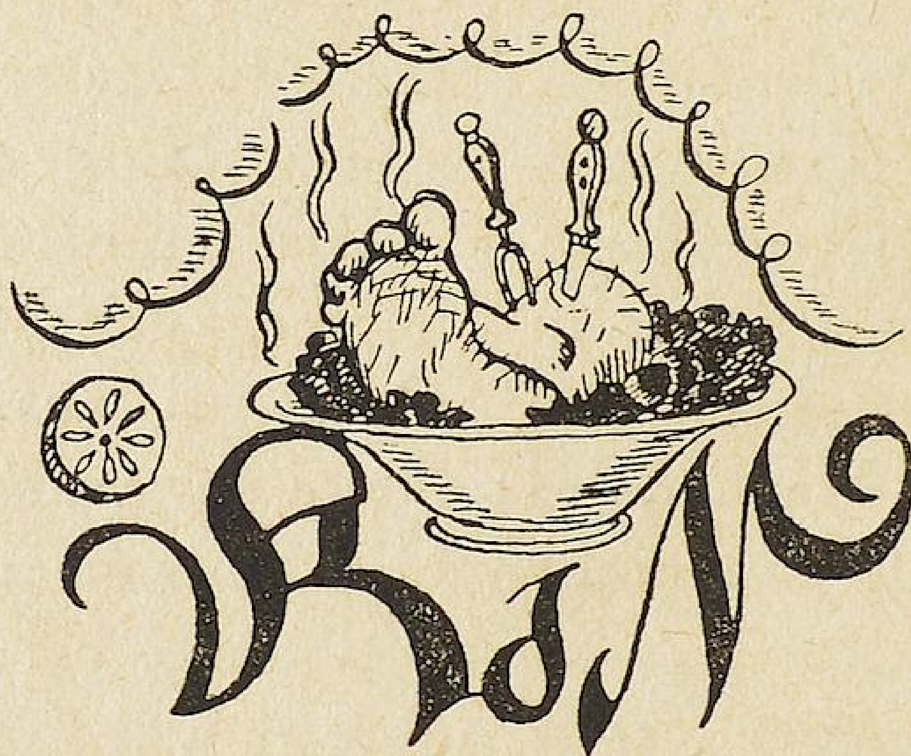
Die Aushebung der Gesellschaft erfolgte unter der üblichen Verwirrung der Betroffenen; als man sie aus dem Zimmer drängte, um die Reste der grausigen Mahlzeit sicherzustellen, blieb Stork einen Augenblick an der Tafel allein. Ihm graute bei dem Anblik der Bratenstücke, aber er war fest entschlossen, seine Sammlung sensationeller Erlebnisse zu bereichern und ein Stückchen Menschenfleisch zu kosten. Wenn er dann in späteren Jahren als Nestor der Journalistik seine Erinnerungen veröffentlichte, wird es Effekt machen, daß er sogar auf dem Gebiete des Kannibalismus als Kenner sein Urteil abzugeben in der Lage ist. Und wenn er dann schreiben wird: Ich muß offen gestehen, daß mir das seltsame Gericht ganz gut mundete, so wird dies einen zwar verruchten, aber höchst aparten Eindruck machen.

Er kostete also ein Stück. Er hatte noch Zeit, das Fenster aufzureißen, dann übergab er sich unaufhaltsam. Der Zwischenfall konnte jedoch an seinem Entschluß nichts ändern. Bei ihm stand fest, in seinen Memoiren den pikanten Geschmack der absonderlichen Kostprobe zu rühmen.

Das erste Verhör bestätigte Storks Indizienmaterial. Die Oliva gestand als erste unter

einem Tränenstrom den Genuß von Menschenfleisch ein. Es habe ihr nicht geschmeckt, aber sie wollte jung werden. Darnach gab Ziebler zu, mitgegessen zu haben, um seinen Horizont zu erweitern. Nach und nach bequemten sich auch die übrigen zum Geständnis. Nur Kwill und seine Frau leugneten hartnäckig.

Stork raste ins Bureau, wo ihm der Nachtredakteur, nachdem er den Eindruck, es mit einem Wahnsinnigen zu tun zu haben, überwunden hatte, trotz vorgerückter Stunde und dem Händeringen des Metteurs soviel Platz zur Verfügung stellte, als er nur wollte. Sogar die Romanfortsetzung wurde geopfert. Der Effekt des Originalberichtes war am nächsten Morgen ungeheuer, die übrigen Zeitungen übernahmen blaß vor Neid den Fall in ihre Abendblätter. Leider tat es der Wirkung einigen Abbruch, als im nächsten Morgenblatt gemeldet werden mußte, daß die Untersuchung die Reste der Mahlzeit als Kalbfleisch und Kuheuter feststellte. Und schließlich wurde einwandfrei nachgewiesen, daß der betriebsame Kwill seinen kannibalisch gesinnten Gästen niemals etwas anderes als loyales Rind- oder Schweinefleisch vorgesetzt hatte. Daß diese sich an Menschenfleisch zu delektieren vermeinten, war ihre Sache. Man konnte den gefälligen Wirt zwar nicht wegen Verfälschung notwendiger Lebensmittel bestrafen, vermochte ihn aber mit Hilfe des Betrugsparagraphen zu packen, da er für seine Mahlzeiten ausgiebige Liebhaberpreise gefordert hatte. Der Hauptleidtragende war der Reporter Stork, der sich um den Erfolg seiner Bemühungen einigermaßen betrogen sah. Auch würde das betreffende Kapitel seiner Memoiren eine leider weit weniger effektvolle Färbung von Selbstironie erhalten müssen. Die übrigen kamen auf dem Umweg über das Beobachtungszimmer aus dem Abenteuer heraus. Martin Lohrmann war der Aufenthalt in Europa gänzlich verleidet. Er versuchte wieder bei den Wambo-Nambo anzukommen, die hatten jedoch schon einen wirklichen Missionär als Medizinmann. Gegenwärtig versendet der Superintendent Offerte an alle besseren Kannibalenstämme und verhandelt mit den Manjuema, Monbuttu, Niam-Niam, Basuto, Kaschibo und Südseeinsulanern.



D I E B E R N S T E I N H E X E

Von Wilhelm Meinhold (mit 3 Zeichnungen von E. Plaichinger-Coltelli)

Wie mein arm Töchterlein soll mit der peinlichen Frag beleget werden.



ALS nunmehro Akta an Ein lobsam Hofgericht verschicket worden, währete es wohl an die 14 Tage, bevorab Antwort kam. Und war Se. Gestrengen der Amtshaubtmann sonderlich freundlich gegen mich, erlaubte auch, da das Gericht wieder heimbgekehret, daß ich mein Töchterlein so oft sehen kunnte, als ich begehrete, wannenhero ich den größten Theil des Tages umb sie war. Und, wenn dem Büttel die Zeit zu lange währete, daß er auf mich passen mußte, gab ich ihme ein Trinkgeld, und ließ mich von ihm mit meim Kind einschließen. Auch war der barmherzige Gott uns gnädig, daß wir oft und gerne beten mugten. Denn wir hatten wieder eine steife Hoffnung und vermeineten, daß das Kreuz, so wir gesehen, nun bald wäre fürübergezogen und der grimmige Wulf schon seinen Lohn bekommen würde, wenn Ein lobsam Gericht Acta einsähe und an die fürtreffliche Defension gelangete, so Dn. Syndicus vor mein Kind gefabriciret. Darumb fing ich auch wieder an aufzuheitern, zumalen als ich sahe, daß meinem Töchterlein die Wan-

gen sich gar lieblich rötheten. Doch am Donnerstag den 25sten mensis Augusti umb Mittag fuhr Ein ehrsam Gericht abereins auf den Schloßhof, als ich mit meim Kind nach meiner Weis' wieder im Gefängnüs saß und die alte Ilse uns die Kost brachte, so aber für Thränen uns die Nachricht nicht geben kunnte. Aber der lange Büttel schauete lachend zur Thüren herein und rief: „Ho, ho, nu sind se da, nu wadd dat Keteln wohl los gahn“[1], worüber mein arm Kind sich schudderte, doch mehr über den Kerl denn über die Botschaft. Selbiger war auch kaum fortgangen, als er schon wieder kam, umb ihr die Ketten abzunehmen und sie abzuhohlen. Folgete ihr also in das Gerichtszimmer, wo Dn. Consul die Sentenz Eines lobsamen Gerichtes fürlas, daß sie über die gefaßten Artikul noch einmal in Güte sölle gefraget werden, und bliebe sie verstockt, wäre sie der peinlichen scharfen Frag zu unterwerfen, denn die beigebrachte Defension haue nicht aus, besondern es wären indicia legitima, praegnantia et sufficientia ad torturam ipsam[2] fürhanden als:

1) mala fama[3]

2) maleficium, publice commissum[4]

3) apparitio Daemonis in monte[5]

wobei Ein Hochlobsam Hofgericht an die 20 Autores citiret, wovon wir aber wenig behalten. Als Dn. Consul solches meinem Töchterlein fürgelesen, hub er wiederumb an, sie mit vielen Worten zu vermahnen, daß sie müge in Güte bekennen, denn die Wahrheit käme jetzunder doch an den Tag.

Hierauf gab sie standhaft zur Antwort, daß sie nach der Defension Dn. Syndici zwar ein besser Urteil gehoffet; allein, da es Gott gefiele, sie annoch härter zu prüfen, beföhle sie sich ganz in seine gnädige Hand, und könne sie nicht anders bekennen, denn sie vorhero gethan, daß sie nämblich unschuldig sei, und böse Menschen sie in dies Elend geführet. Hierauf winkete Dn. Consul dem Büttel, welcher aus der andern Stuben Pastorem Benzensem[6] in seinem Chorrock hereinließ, so von dem Gericht bestellet war, umb sie noch besser aus Gottes Wort zu vermahnen. Selbiger thät einen großen Seufzer und sprach: „Maria, Maria, wie muß ich dich wiedersehen!“ worauf sie anhub gar heftig zu weinen, und ihre Unschuld abermals zu betheuern. Aber er kehrete sich nicht an ihren Jammer, besondern nachdem er sie hatte das „Vaterunser, aller Augen und Gott der Vater wohn' uns bei“ beten lassen, hub er an, ihr den Gräuel fürzustellen, den der lebendige Gott an allen Zauberern hätte, angesehen ihnen nicht nur im alten Testamente die Strafe des Feuers wäre zuerkannt worden, sondern auch der heilige Geist im N. Testament ausdrücklich sage, Gall. am fünften, daß die Zauberer nimmer würden das Reich Gottes erben, sondern ihr Theil würde sein in dem Pfuhl, der mit Feuer und Schwefel brennet, welches ist der andere Tod Apocal. 21. Sie möge also nicht trotziglich sein, noch dem Gericht die Schuld geben, wenn sie also geplaget würde, denn das alles geschähe aus christlicher Liebe und umb ihre arme Seele zu retten. So müge sie denn umb Gottes und ihrer Seeligkeit willen nicht länger ihre Buße verschieben, ihren Leib martern lassen, und ihre arme Seele dem leidigen Satan übergeben, welcher ihr doch nicht in der Höllen halten würde, was er ihr hier auf Erden versprochen, denn er wäre ein Mörder von Anfang und ein Vater der Lügen, Joh. am 8ten.

„O Maria,“ rief er aus, „mein Kindlein, die du so oft auf meinem Schoos gesessen und für die ich jetzunder alle Morgen und Abend zu meinem Gotte schreie, wiltu mit dir und mir kein Erbarmen tragen, so trage Erbarmen mit deinem rechtschaffenen Vater, den ich für Thränen nicht ansehen kann, da sein Haar in wenig Tagen schlooweiß worden, und rette deine Seele, mein Kind, und bekenne! Siehe, dein himmlischer Vater betrübet sich anjetzo nicht minder über dich, denn dein leiblicher Vater; die heiligen Engel verhüllen für dich ihre Augen, daß du, die du einst ihr lieblich Schwesterlein warest, nunmehro eine Schwester und Braut des leidigen Teufels worden bist. Darumb kehre umb und thue Buße! Dein Heiland rufet dich verirrtes Lämmlein heute wieder zurück zu seiner Heerden. Sollte nicht gelöset werden diese, die doch Abrahams Tochter ist, von den Banden, welche Satanas gebunden

[1] Ho, ho, nun sind sie da, nun wird das Kitzeln wohl anfangen.

[2] Rechtmäßige, überwiegende und hinreichende Gründe zur Tortur.

[3] Böses Gerücht.

[4] Öffentlich begangene Zauberei.

[5] Die Erscheinung des Teufels auf dem Berge.

[6] Den Prediger zu Benz, einem unfern von Pudgla belegenen Kirchdorfe.

hat? lautet sein barmherzig Wort Lukas am dreizehnten; item: kehre wieder du abtrünnige Seele, so will ich mein Antlitz nicht gegen dich verstellen, denn ich bin barmherzig, Jeremias am dritten. So kehre denn wieder, du abtrünnige Seele, zu dem Herrn deinem Gotte! — Der eines abgöttischen Manasses sein bußfertiges Gebet erhöret, 2 Chronika 33., der die Zauberer zu Epheso durch Paulum zu Gnaden aufgenommen, Act. 19: Derselbige dein barmherziger Gott rufet dir anjetzo zu, wie dorten dem Engel der Gemein zu Epheso: gedenke, wovon du gefallen bist und thue Buße Apocal. 2. — O Maria, Maria, gedenke, wovon du gefallen bist, mein Töchterlein, und thue Buße!"



Als er hierauf stille schwiege, währte es eine fast große Zeit, ehebevor sie für Thränen und Schluchzen ein Wörtlein herfürbringen konnte, bis sie endlich zur Antwort gab: wenn Lügen Gott nicht minder verhaßt seind, als die Zauberei, so darf ich auch nicht lügen, sondern muß umb Gottes willen bekennen, wie ich immer bekennet, daß ich unschuldig bin.

Hierauf ergrimmte Dn. Consul in seinen Mienen und fragete den langen Büttel, ob alles in Bereitschaft sei, item die Weiber bei der Hand wären, umb Ream auszukleiden, worauf er nach seiner Weise lachend zur Antwort gab: „Hoho, an mir hat's noch niemalen gefehlt und soll's auch heute nicht fehlen, ich will sie schon kitzeln, daß sie bekennen soll."

Als er solches gesaget, redete Dn. Consul wieder mein Töchterlein an und sprach: „Du bist ein dumm Ding und kennest die Pein nit, so dir bevorstehet, darumb bist und bleibst du verstockt. Aber folge mir anjetzo in die Marterkammer, daß der Angstmann die Instrumenta zeige, ob du vielleicht noch einen andern Sinn bekömmst, wenn du erst gesehen, was die peinliche Frag bedeutet."

Hierauf ging er voran in ein ander Zimmer, und folgete ihm der Büttel mit meim Kind. Doch als ich nachgehen wollte, hielt mich Pastor Benzensis fest und beschwore mich mit vielen Thränen, solches nicht zu thun, besondern hier zu verbleiben. Aber ich hörete nicht auf ihn, sondern riß mich los und schwur dagegen, so lange sich noch eine Ader und Sehne in meinem armen Leib rührete, wöllte ich mein arm Kind nicht verlassen. Kam also auch in das andere Zimmer und von dannen in einen Keller nieder, wo die Marterkammer war, in der es aber keine Fenstern hatte, damit niemand das Geschrei derer Geängsteten von draußen hören müge. Darumb brenneten hier bereits zween Fackeln, als ich eintrat, und wiewohlen Dn. Consul mich gleich zurückweisen wollte, ließ er sich letzlich doch erbarmen, daß ich bleiben durfte. Und trat nun dieser höllische Hund, der Büttel, herfür und zeigete meinem armen Kind mit Frohlocken zuerst die Leiter, sprechende: „Sieh! darauf wirst du zuerst gesetzet und die Hände und Füße dir angebunden. Darauf bekommst du hier die Daumschrauben an, wovon dir gleich das Blut aus den Fingerspitzen herfürspritzet, wie du sehen kannst, daß sie annoch roth sind vom Blut der alten Gust Biehlkschen, welche vor einem Jahr gebrennet wurde und anfänglich auch nit bekennen wollte. Wiltu dann noch nit bekennen, so ziehe ich dir hier die spanischen Stiefeln an, und seind sie dir zu groß, so klopfe ich dir einen Keil dazwischen, daß die Wade so hinten ist, sich nach vorne zeucht und das Blut dir aus den Füßen herausscheußt, als wenn du Brummelbeeren durch einen Beutel preßest."

„Wiltu dann noch nit bekennen — holla!" brüllete er anjetzo und stieß mit dem Fuß an eine Thür hinter ihme, daß das ganze Gewelbe erbebete, und mein arm Kind für Schreck in

die Kniee fiel. Währete auch nit lange, so brachten zween Weiber einen Kessel, in welchem glühend Pech und Schwefel broddelte. Ließ also der Höllenhund den Kessel zur Erden setzen, hohlete unter seim rothen Mantel, so er umbhatte, eine Fledderwisch herfür, woraus er an die sechs Posen zog und selbige alsdann in den glühenden Schwefel tunkete. Als solches geschehen, und er sie eine Zeitlang im Kessel gehalten, wurf er sie auf die Erden, worauf sie hin und herfuhren und den Schwefel wieder von sich sprützeten. Nunmehro rief er wieder meim armen Kind zu: „Sieh! diese Posen werf ich dir als dann auf die weißen Lenden, und frißt der glühende Schwefel dir sogleich das Fleisch bis auf die Knochen durch, damit du einen Vorschmack gewinnest von der Lust der Höllen, die dein harret.“ Als er soviel mit Hohnlachen gesprochen, überkam mich ein so großer Jachzorn, daß ich aus der Ecken herfürsprang, wo ich mein zitternd Gebein an einer alten Tonnen gestützet, und schriee: „O du höllischer Hund, sprichstu das aus dir selbsten, oder haben es dich andre geheißen“, wofür der Kerl aber mir einen Stoß auf die Brust gab, daß ich an die Wand zurücke fiel, und Dn. Consul im großen Zorn rief: „Alter Narre, da Er ja durchaus allhier verbleiben will; so lasse Er mir den Büttel in Frieden, wo nicht, so lasse ich ihn allsogleich aus der Kammer bringen. Was der Büttel gesaget, ist seine Schuldigkeit, und wird es Seiner Tochter also ergehen, wenn sie nicht bekennet, und zu vermuthen steht, daß der höllische Feind ihr was gegen die Pein gebrauchet“ [1]. Hierauf fuhr der höllische Hund wieder zu meim armen



Töchterlein fort, ohne mein weiters zu achten, als daß er mir in das Angesicht lachete: „Sieh! wenn dir nunmehro deine Wolle genommen ist, ho ho ho, ziehe ich dich durch diese zwo Ringe unten an der Erden und oben am Boden in die Höhe, recke dir die Arme aus und binde sie oben an die Decken, worauf ich diese beiden Fackeln nehme und solche dir unter den Achseln halte, daß deine Haut gleich wird als die Schwarte von einem Schinken, so im Rauch gehänget. Alsdann soll dir dein höllischer Buhler nit mehr beistehen, und du sollt die Wahrheit schon bekennen. — Nunmehro hast du allens gesehen und gehöret, was ich mit dir im Namen Gottes und der Oberkeit fürnehme.“ Jetzunder trat wiederumb Dn. Consul für und vermahnete sie nochmals, die Wahrheit zu bekennen. Als sie aber bei ihrer Sag verharrete, übergab er sie denen beiden Weibern, so den Kessel gebracht, daß sie sie nackend ausziehen söllten, wie sie von Mutterleib kommen, und ihr darauf das schwarze Marterhemd anziehen, nachgehends aber noch einmal und zwar baarfuß, die Treppe hinaufleiten vor Ein ehrsam Gericht. Aber da die eine von diesen Weibsbildern des Amtshaubtmanns seine Ausgebersche war (die andere war den dreusten Büttel seine Frau), sagte mein Töchterlein, daß sie sich nur wölle von ehrsamen Weibern angreifen lassen, nicht aber von der Ausgeberschen, und müge Dn. Consul ihre Magd rufen lassen, so wohl annoch in ihrem Gefängnüs säße und in der Bibel läse, wenn er sonsten kein ehrsam Weibsbild in der Nähe wüßte. Hierauf erhub die Ausgebersche ein groß Maul und ein gewaltig Schimpfen, was ihr aber Dn. Consul verbott, und meinem Töchterlein zur Antwort gab, daß er auch dieses ihr nachsehen wölle, und müge nur den dreusten Büttel seine Frau

[1] Denn man wähnte, wenn die Hexen die Marter mit ungewöhnlicher Geduld ertrugen oder gar dabei einschliefen, wie unbegreiflicherweise öfter vorkam, der Teufel hätte diese Gefühllosigkeit ihnen durch ein Amulett verliehen, das sie an geheimen Teilen des Körpers verborgen hielten.

die Magd aus dem Gefängnüs anhero rufen. Nachdem er solches gesaget, griff er mich unter meinen Arm und flehete mich also lange mit ihm gen Oben zu kommen, dieweil meinem Töchterlein annoch kein Leides geschehen würde, bis ich seinen Willen thate.

Währete aber nit lange, so kam sie selbsten baarfuß und in dem schwarzen Marterhemde mit den beiden Weibsbildern heraufgestiegen, doch also blaß, daß ich sie kaum selbsten kennen kunnte. Der abscheuliche Büttel aber, so dicht hinter ihr ging, griff sie an die Hand, und stellete sie vor Ein ehrsam Gericht.

Nachdem solches geschehen, ging das Vermahnen wieder los und sagte Dn. Consul, sie sölle einmal niedersehen auf die braunen Flekken, so in dem Hemde wären. Dieses wäre auch noch das Blut der alten Biehlkschen, und müge sie bedenken, daß umb wenig Minuten ihr eigen Blut auch daraus herfürspritzen würde. Hierauf gab sie aber zur Antwort: „Dieses bedenke ich gar wohl, doch hoffe ich, daß mein treuer Heiland, der mir unschuldig diese Pein hat auf erleget, selbige mir auch wird tragen helfen, wie den heiligen Märtyrern. Denn haben diese mit Gottes Hilfe die Pein im rechten Glauben überwunden, so ihnen die blinden Heiden antaten, kann ich auch die Pein überwinden, welche mir blinde Heiden anthun, so zwar Christen sein wöllen, aber grausamer seind, denn die alten. Denn die alten Heiden haben die heiligen Jungfrauen doch nur von denen grimmigen Bestien 'zureißen lassen, ihr aber, welche ihr das neue Gebot habet, daß ihr euch unter einander lieben sollt, wie Euer Heiland euch geliebet hat, damit jedermann daran erkenne, daß ihr seine Jünger seid, Johannes am dreizehnten, ihr wollet selbsten diese grimmigen Bestien spielen und den Leib einer unschuldigen Jungfrauen, so eure Schwester ist, und euch nie was Leides getan, lebendig zureißen, So thut denn, was euch geliebet, doch sorget, wie ihr es für eurem höchsten Richter verantworten wöllet. Ich sage nochmals: das Lämmlein erschröcket nicht, denn es stehe in der Hand des guten Hirten."

Als mein unvergleichlich Kind also geredet, stund Dn. Consul auf, und nahm seine schwarze Kappen ab, so er immer trug, dieweil ihme die Haare auf dem Scheitel schon ausgefallen, verneigte sich auch vor dem Gericht und sprach: „Eim ehrsamen Gericht wird angezeiget, daß nunmehro die Urgicht und peinliche Frag der verstockten und gotteslästerlichen Hexen Maria Schweidlers anheben soll, im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, Amen."

Hierauf stund das ganze Gericht auf bis auf den Amtshaubtmann, so schon vorhero ufgestanden und unruhig in der Stuben uf- und abgegangen war. Doch weiß ich von allem, was nunmehro erfolget und ich selbsten gethan hab, kein Wörtlein mehr, will es aber getreulich berichten, wie es mir mein Töchterlein und andere testes vermeldet. Und zwar verzählen sie also:

Als Dn. Consul nach solchen Worten die Sanduhr genommen, so auf dem Tische stund und vorauf getreten, habe ich durchaus mit wöllen, worauf erstlich Pastor Benzensis mit vielen Worten und Thränen mich gebeten, von meinem Fürhaben abzulassen, darauf aber, wie es nichtes verfangen, mein Töchterlein selbsten mir die Wangen gestreichelt und gesprochen: „Vater habt Ihr auch gelesen, daß die heilige Jungfrau dabei gewest, als man ihren unschuldigen Sohn gegeißelt? Darumb gehet nunmehro auch zur Seiten. An meinem Scheiterhaufen aber sollet Ihr stehen, das verspreche ich Euch, wie die heilige Jungfrau unter dem Kreuze gestanden hat, doch anjetzo gehet, gehet, denn Ihr werdet es nicht ertragen, und ich auch nicht!"

Als solches aber auch nit verschlagen, hat Dn. Consul dem Büttel Befehl geben, mich mit Gewalt zu greifen und in ein Zimmer einzusperren, worauf ich mich aber losgerissen, ihme zu Füßen gefallen und ihn beschworen bei den Wunden Jesu Christe, er wölle mich nit von meinem Töchterlein reißen. Solche Gnade und Gutthat würde ich ihm nimmermehr vergessen, besondern Tag und Nacht für ihn beten, auch am jüngsten Gericht vor Gott und den heiligen Engeln sein Fürbitter sein, wenn er mich mitgehen ließe. Ich wölle mich auch ganz geruhsam verhalten und kein einzig Wörtlein sagen, nur mitgehen müßte ich usw.

Solches hat den guten Mann also erbarmet, daß er in Thränen ausgebrochen und also gezittert hat für Mitleid mit mir, daß die Sanduhr ihm aus der Hand gefallen und dem Amtshaubtmann für die Füße getründelt[1] ist, als hätt ihm unser Herr Gott selbsten ein Zeichen

[1] Plattdeutsch, für gerollt.



Doktor Faust (um 1850)

Franz Pocci

gegeben, daß seine Uhr bald abgelaufen wär. Hat es auch gar wohl verstanden; denn er ist blaß worden, wie ein Kalk, als er sie aufgenommen, und Dn. Consuli wiederumb zugestellet. Selbiger hat endlich nachgegeben, indeme er gesaget, daß dieser Tag ihn an die zehn Jahre älter machen würd, doch dem dreusten Büttel befohlen, welcher auch mitgegangen ist, mich allsogleich wegzuführen, so ich in währender Marter rumor machen söllte. Und ist nun das ganze Gericht niedergestiegen, doch ohne den Amtshaubtmann, der gesaget, daß ihm der Kopf wehe thät, und er gläube, daß sein alt malum, die Gicht, wiederkäme, weshalben er in ein ander Zimmer gegangen ist. Item ist Pastor Benzensis auch von dannen gegangen.

Drunten im Keller hätten allererst die Büttel Tische und Stühle gebracht, worauf sich das Gericht gesetzet, und Dn. Consul mir auch einen Stuhl hingeschoben; doch wäre ich nie darauf niedergesessen, besondern hätte ich mich in einer Ecken auf meine Kniee geworfen. Als solches geschehen, wäre das leidige Vermahnen wieder losgangen, doch da mein Töchterlein, wie ihr unschuldiger Heiland für seinen ungerechten Richtern, kein einzig Wörtlein Antwort geben, wäre Dn. Consul aufgestanden und hätte dem langen Büttel Befehl gegeben, sie nunmehro auf die Marterbank zu setzen.

Sie hätte gezittert wie ein Espenlaub, als er ihr die Füße und Hände festgebunden, und als er nunmehro ein alt garstig und köthigt Tuch, worin er den Tag Fische getragen, wie meine Magd gesehen, und worauf noch die hellen Schuppen bei Haufen gesessen, ihr umb ihre lieblichen Aeugeleins binden wöllen, wäre ichs gewahr worden und hätte mein seidin Halstuch abgelöset, bittende, er wölle dieses nehmen, welches er auch gethan. Hierauf wären ihr die Daumschrauben angeleget und sie nochmals im Guten befraget; doch sie hätte nur ihr blindes Haupt geschüttelt und mit ihrem sterbenden Heiland geseufzet: „Eli, Eli, lama sabachthani", und hierauf griechisch: „θεέ μου, θεέ μου, ἵνα τί με ἐγκατέλιπες"[1]. Darauf wäre Dn. Consul zurückgeprallet, und hätte ein Kreuz geschlagen (denn dieweil er kein Griechisch verstunde, hätte er gegläubet, wie er nachgehends selbsten sagte, sie hätte den Teufel angerufen, ihr zu helfen) und nunmehro mit lauter Stimmen dem Büttel zugeschrieen: s c h r a u b e t!

Als ich aber solches gehöret, hätte ich einen erschröcklichen Schrei herfürgestoßen, daß das ganze Gewölbe gezittert, worauf mein, für Angst und Verzweiflung sterbendes Kind, da sie meine Stimme erkennet, erstlich mit ihren gebundenen Händen und Füßen gerucket, wie ein Lämmlein auf der Schlachtbank, so verscheiden will, und darauf gerufen: „Lasset mich los, ich will allens bekennen, was ihr wollet." Dieses hätte Dn. Consulem also erfreuet, daß er in währender Zeit der Büttel sie losgebunden, auf seine Kniee gefallen und Gott gedanket hätte, daß er ihme von dieser Qual geholfen. Doch wäre mein verzweifelt Kind nicht allsobald abgebunden und hätte ihre Dornenkron (verstehe mein seidin Halstuch) abgelegt, als sie von der Leiter gesprungen und sich auf mich gestürzet, der ich wie ein Todter in tiefer Unmacht in der Ecken gelegen.

Solches hätte Ein ehrsam Gericht verdroßen, und nachdem die beiden Büttel mich wegkgetragen, wäre Rea vermahnet nunmehro, wie sie versprochen, ihre Urgicht zu thun. Wäre aber zu schwach gewest, um auf ihren Füssen zu stehen, und wiewohlen Dn. Camerarius gebrummet, hätte Dn. Consul ihr dennoch einen Stuhl geben, auf welchem sie sich gesetzet. Und seind dieses die hauptsächlichsten Fragen gewest, so ihr auf Befehlich Eines Hochlobsamen Hofgerichtes wie Dn. Consul gesaget, fürgeleget worden, und ad protocollum genommen sind:

Q. Ob sie zaubern könne?

R. Ja sie könne zaubern.

Q. Wer ihr solches gelehret?

R. Der leidige Satan selbsten.

Q. Wieviel Teufel sie habe?

R. Sie hätte an einem genug.

Q. Wie dieser Teufel hieße?

Illa (sich besinnend). Hieße Disidaemonia[1].

Hierauf hätte sich Dn. Consul geschuddert und gesaget, das müßte ein recht erschröcklicher Teufel sein, dieweil er niemalen solchen Namen gehöret. Sie sölle selbigen buchstabiren, damit der Scriba keinen error mache, welches sie auch gethan, und ist hierauf fortgefahren wie folget:

[1] Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen. Matth. 27, 46.

[1] Griechisch und nach der Erasmusschen Aussprache: Deisidaimonia, d. i. der Aberglaube. Welch bewundernswürdiges Weib! —

Q. In welcher Gestalt ihr selbiger erschienen?

R. In der Gestalt des Amtshaubtmanns, oftmalen auch wie ein Bock mit grimmigen Hörnern.

Q. Ob und wo sie Satan umgetaufet?

R. In der Sehe.

Q. Welchen Namen er ihr geben?

R. [1]

Q. Ob auch etzliche aus der Nachbarschaft bei ihrer Umtaufe gewest und welche?

Hier hat mein unvergleichlich Kind ihre Äugelein gen Himmel geschlagen, eine Zeitlang stille geschwiegen, als besünne sie sich, ob sie die alte Lise angeben sölle, oder nicht, und dann endlich gesaget: nein!



Q. Müßte doch Pathen gehabt haben! Welches diese gewesen und was sie ihr eingebunden zum Pathengeld?

R. Wären nur Geister dabei gewest, weßhalben die alte Lise auch nichtes gesehen, als sie über die Umtaufe hinzugekommen.

Q. Ob der Teufel ihr beigewohnet?

R. Sie hätte nirgend anders denn bei ihrem Vater ihre Wohnung gehabt.

Q. Sie wölle wohl nit verstehen. Ob sie mit dem leidigen Satan Unzucht getrieben und sich fleischlich mit ihm vermischet?

Hier ist sie also verschaamrothet, daß sie sich mit beiden Händen die Augen zugehalten, und darauf angehoben zu weinen und zu schluchzen, und da sie nach vielen Fragen keine Stimme von sich geben, ist sie vermahnet worden, die Wahrheit zu reden, widrigenfalls sie der Angstmann wieder auf die Leiter heben würd. Hat jedoch endlich „nein!“ gesaget, welches aber Ein ehrsam Gericht nicht gegläubet, sondern sie dem Angstmann abermals befohlen, worauf sie mit ja geantwortet.

[1] Dieser Name ist durchaus nicht im Manuskript zu enträtseln.

Q. Ob sie von dem Satan in Wochen gekommen oder einen Wechselbalg erzeuget und in welcher Gestalt?

R. Nein, wäre nie geschehen.

Q. Ob ihr der böse Geist kein Zeichen oder Maal an ihrem Leib geben und wo?

R. Die Maale hätte Ein ehrsam Gericht ja allbereits gesehen.

Nunmehro seind wieder die Zaubereien im Dorf fürgekommen, so sie alle eingestanden. Doch hat sie nichtes wissen wöllen umb den alten Seden seinen Tod, item umb der kleinen Paasschin ihre Krankheit, wie letzlich, daß sie mit der Macht des bösen Feindes mein Ackerstück umgehacket und mir Raupen in meinem Kohlgarten gemacht. Und wiewohlen sie abermals mit der Folter bedräuet worden, der Angstmann sie auch zum Schein hat wieder auf die Bank setzen müssen und ihr die Daumschrauben anlegen, ist sie doch standhaft verblieben, und hat gesprochen: „Was wöllet Ihr mich martern, da ich doch weit schwerere Dinge bekennet, denn diese sind, so mir nicht das Leben aufhalten werden, wenn ich sie leugne.“ Dieses hat auch Ein ehrsam Gericht letzlich eingesehen und sie wieder von der Marterbank heben lassen, zumalen da sie den articulum principalem eingestanden, daß ihr Satan wahrhaftiglichen als ein Riese wäre auf dem Berg erschienen. Von dem Wetter und der Poggen, item dem Schweinsigel ist aber nichtes mehr fürgekommen, alldieweilen Ein ehrsam Gericht nunmehro wohl selbsten die Unsinnigkeit eingesehen, daß sie hätte Wetter machen söllen, da sie ruhig auf dem Wagen gesessen. Schließlich hat sie noch gebeten, daß ihr müge vergönnt werden, in demselbigen Kleid dereinst ihren Tod zu erleiden, welches sie angehabt, als sie den schwedischen König salutiret, item

ihrem elenden Vater zu vergönnen, daß er mit zum Scheiterhaufen führe und dabei stünde wenn sie gebrennet würde, wie sie ihm solches in Gegenwart Eines ehrsamen Gerichtes versprochen.

Darauf ist sie dem langen Büttel wieder überliefert und selbigem anbefohlen worden, sie in ein ander und schwerer Gefängnüs zu setzen. Doch ehe er mit ihr aus der Kammer gangen, ist den Amtshaubtmann sein Hurenbalg, so er mit der Ausgeberschen gezeuget, mit einer Trummel in den Keller kommen, hat immerzu getrummelt und geschrieen: „Kamt tom Gosebraden, kamt tom Gosebraden“[1], so daß Dn. Consul in einen schweren Zorn gerathen und hinter ihm her geloffen. Aber er hat ihne nicht kriegen mögen, dieweil er in dem Keller guten Bescheid gewußt. Und hat mir der Herr sonder Zweifel meine Unmacht geschicket, daß ich dieses neue Herzeleid nicht mehr haben söllte. Darumb sei ihm allein die Ehre. Amen.

[1] Kommt zum Gänsebraten!

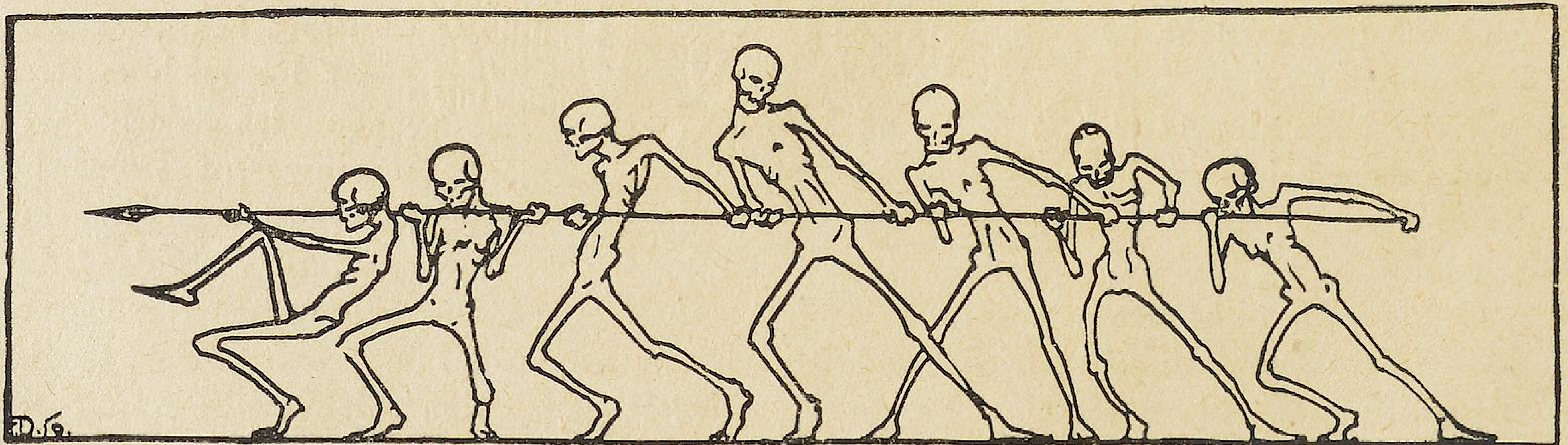
D A S G E S P E N S T

Nach dem Französischen des Baudelaire von Carl Mühlberger

Als Todesengel mit erloschnen Augen
Werd' ich mich einstens schleichen in dein Zimmer,
Dich lautlos zwingen, mich in dich zu saugen
Gemeinsam mit des Abends Dämmerschimmer.

Und alsdann werde ich, meine Brünette,
Dir Küsse spenden, kühl wie Mondenschein,
Und meine Zärtlichkeit in deinem Bette
Wird feucht und kalt wie eine Schlange sein.

Ein bleiernschwerer Morgen wird dich wecken
Und deine Hand wird sich in Eis erstrecken,
Wenn sie das Lager streift, das ich verließ.
Wie andre dich mit Zärtlichkeit bedecken
Und segnen deiner Jugend Paradies,
So will ich herrschen über dir mit Schrecken.



D A S T R E I B H A U S

W U N D E R L I C H E S U N D A B S O N D E R L I C H E S

Dieser Teil des „Orchideengarten“ wird von Dr. Max Kemmerich bestellt.

Eine Todesansage.

Die Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, die geistreiche Schwester Friedrichs des Großen, erzählt in ihren Memoiren (Ausgabe von J. Armbruster bei W. Langewiesche-Brandt, S. 345 f.) von einem Ereignis, das „auf viele Leute einen großen Eindruck machte, nur auf mich nicht, denn mein vieles Studieren und Nachdenken hat mich dahin gebracht, manches Vorurteil zu überwinden, und ich tue mir sogar etwas darauf zugut, ein wenig Philosophin zu sein.

Die Zimmer des Erbprinzen (in Bayreuth) bestanden in zwei großen und einem daranstoßenden Kabinett; sie hatten nur zwei Türen;

die eine führte durch mein Schlafzimmer, die andere durch ein Vorhaus, wo sich zwei Schildwachen befanden und ein Bedienter, der die Nacht vom siebenten zum achten November (1733) daselbst schlief. Diese drei Leute hörten in dem großen Zimmer lange Zeit gehen, darauf vernahmen sie Gewinsel und endlich ein furchtbares Klagegetön. Mehrere Male gingen sie hinein, ohne etwas zu entdecken, sobald sie das Zimmer aber verlassen hatten, ging der Lärm wieder an. Sechs Schildwachen, die sich in dieser Nacht ablösten, machten alle dieselbe Aussage. Auf den Bericht, den man Herrn von Reitzenstein davon machte, wurde die Sache streng untersucht, ohne daß man das Geringste entdeckte. Mir machte man daraus ein Geheimnis. Einige Leute versicherten, es sei die Weiße Frau, die meinen Tod anzeige, andere fürchteten, es möge dem Erbprinzen ein Unglück begegnen. Diese letzte Furcht wurde jedoch bald behoben, denn er kam den elften November mit dem Markgrafen von Bayreuth zurück. Kaum waren sie angelangt, so kam ein Kurier mit der traurigen Nachricht von dem Tode meines Schwagers, des Prinzen Wilhelm, und sehr sonderbarer Weise war er in derselben Stunde gestorben, als in dem Schlosse der Lärm vernommen worden war."

* * *

Heinrich III. von Frankreich (1574—1589) mag zwar im allgemeinen wenig Rühmliches getan haben, ein Werk aber überlebt ihn und wird wohl noch Generationen lang das Entzücken unserer Kinder sein: er erfand den Gansbauch (le pance)! Das Brustpolster der männlichen Kleidung wurde zu einem starken Höcker herausgetrieben, der, am Halse beginnend, seine Spitze nach unten über den Gürtel bog, also am Magen einen Buckel bildete. Krieger konnten sich dieses Wams statt der Rüstung vorschnallen. Aber das ist es nicht, weshalb wir Nachgeborenen den König feiern: seine Genialität lebt in einem Werke fort, das durchaus friedlichen Zwecken dient: im Hanswurst!

PHANTASTISCHE BÜCHER

An dieser Stelle zeigen wir an und besprechen neuere und ältere phantastische Literatur, graphische Blätter, Werke unserer Mitarbeiter etc.

Ernst Schertel, Die Sünde des Ewigen oder Dies ist mein Leib. Roman. Berlin, Verlag die Wende 1918.

Der Vorwurf dieses Buches ist so ungeheuerlich und sein Gedanke so wahnwitzig, daß man durch den Wirbel dieses Buches betäubt werden könnte, wenn die Sprache und künstlerische Gestaltung auch nur annähernd der Größe der Idee nahekäme. Neben wenigen Stellen starker Dramatik und schwüler mystischer Stimmung Abschnitte tötendster Banalität. Das Buch enttäuscht durch die Häufung schwacher Milieuschilderungen, die durch perverse, sadistische und abnormale Sexualeinfälle keineswegs interessanter, aber reichlich unappetitlich werden. Schade um den dichterischen Einfall. Birnitz.

Werner Scheff, Die Arche, Roman. 23.—27. Tausend. Berlin, Ullstein & Co., 1917.

Aus der Welle der Furcht, die im Jahre 1910 über die Menschen kroch, damals, als die Erde durch den Schweif des Halleyschen Kometen zog und auch ernste Astronomen die Möglichkeit einer Weltenkatastrophe zugaben, ist die Idee dieses Romans geboren. Fein, spannend und klug erzählt Werner Scheff von diesem nicht zur Wirklichkeit gewordenen Gastod der Menschheit. An manchen Stellen hebt sich der Gang der Erzählung zu starker Kraft. So in dem Augenblicke, in dem das Unterwasserschiff „Gloria", das durch eine Havarie am Meeresgrunde festgehalten worden war, mit den einzigen überlebenden Menschen dem ersten treibenden Schiff voll Toter begegnet. Es ist ein Buch, das durch seine Spannung und Frische erfreut. Cz.

An unsere Leser! *Infolge der politischen Umwälzungen und Streiks von Mitte März bis Mai war der Verlag außerstande, die vierzehntägige Erscheinungsweise des „Orchideengarten" einzuhalten. / Da eine Nachlieferung der aus diesen Gründen ausgefallenen Hefte wegen technischer Schwierigkeiten nicht möglich ist, sieht sich der Verlag gezwungen, in diesem Jahre statt der angekündigten vier Quartale nur drei erscheinen zu lassen. Es werden also bis zum Ende des Jahres vom „Orchideengarten" 18 Hefte vorliegen. Für diejenigen Abonnenten, welche bereits vier Quartale bezahlt haben, erfolgt Gutschrift auf das erste Quartal des neuen Jahrganges oder, wenn gewünscht, Rückzahlung. Wir bitten unsere Abonnenten, hiervon Kenntnis nehmen zu wollen.*

Dreiländerverlag

Bemerkungen der Schriftleitung

Das Titelblatt zeichnete Tom Freud, die Leiste zum Treibhaus Franz Dobias, Wien / „Doktor Faust" ist ein bisher unveröffentlichtes Blatt von Franz Pocci.

Verantwortlich: Für die Schriftleitung *Alf von Czibulka*, München. Für den Anzeigenteil *Hans Eberlein*, München.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur für Österreich: *Hans Hofmann-Montanus*, Wien IV, Viktorgasse 18.
Druck: *Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn.*



Pallabona **unerreichtes trockenes Haarentfettungsmittel!**

entfettet die Haare rationell auf trockenem Wege, macht sie locker u. leicht zu frisieren, verhind. das Auflösen der Frisur, verleiht feinen Duft, reinigt d. Kopfhaut. Gesetzl. geschützt. Bestens empfohlen. Dosen zu M. 0.80, 1.50 und 2.50 bei **Damenfriseuren**, in **Parfümerien** oder franko von Pallabona-Gesellschaft, München NO 39

Nachahmungen weise man zurück

Kostenfrei! Prospekte über Seelenkultur / Psychische Forschung / Geheimwissenschaften / Mystik / Theosophie. Verlagsbuchhandlung **Max Altmann, Leipzig.** [O 95

Sie rauchen zu viel!

„**Rauchertrost**“-Tabletten (ges. gesch.) ermöglichen, das Rauchen ganz od. teilweise einzustellen. Unschädlich! 1 Schachtel M. 2.—, 6 Schachteln M. 10.— frei Nachnahme. [O 68

Versand Hansa, Hamburg 25 | 177

Papier-Abfälle

Zeitungen · Bücher · Akten Geschäftsbücher kauft zu reellen Markt- * Preisen *

auch von auswärts

Adolf von der Heiden

München, Oberanger 44

Fernsprecher Nummer 55585

Stempel

aller Art

scharf / billig / rasch

Unterberger

München

Gärtnerplatz-Rondell

Telephon 21921

Okkultismus

Aberglaube. Alchimie. Astrologie. Chiromantie. Somnambulismus. Magie. Mystik. Spiritismus. Theosophie.

Bücher, besonders alte, über diese Gebiete zu **kaufen** gesucht. Br. unter „**Mystik**“ an die Expedition ds. Bl.

Jeder

Waidmann

muß unter allen Umständen eine Jagdzeitschrift halten. Wichtige Interessen stehen auf dem Spiel. Wir empfehlen, bei dem nächsten Postamt den Bezug auf die älteste deutsche (illustr.) Zeitschrift für Jagd, Kynologie, Schießwesen, Forstwirtschaft und Fischerei „Der Deutsche Jäger“ München (Postzeitungsliste 387) anzumelden. Bezugs-Preis M. 3.60 pro Vierteljahr, durch Kreuzband M. 4.50 im Inland, M. 5.— f. d. Ausland.

Jeder Waidmann

braucht den „Deutscher Jäger“-Kalender 1919, dauerhaft geb., 288 S. stark, illustriert. Ein wirklich praktischer Kalender für Jagd-, Wald- und Forstwirtschaft, Schießwesen, jagdl. Hundezucht und Fischerei — ein Waidmannsbuch für Heim und Revier. Der Kalender befriedigt alle Wünsche. Glänzende Anerkennungen — viele Nachbestellungen. Preis M. 4.—, gegen Nachn. frko. M. 4.50. Ferner empfehlen wir jedem Waidmann zum Bezug: „Deutsche Jäger“-Bücherei Band I:



Dr. Penzoldt erzählt in unübertrefflicher und neuartig fesselnder Weise von orientalischen Jagdfreuden und Jagdgebräuchen; Erlebnisse aus Rumänien, Serbien und dem Mittelmeergebiet geben dem Werke ein besonderes Relief. Preis broch. M. 2—, gegen Nachn. franko M. 2.25. Im Frühjahr 1919 erscheint Band II: „Grüne Brüche“ Erzählungen u. Jagdnovellen aus dem Mitarbeiterkreis des „Deutschen Jägers“. Durch Buchhandlungen od. direkt durch den Verlag „Der Deutsche Jäger“ München 2, NW.

O 104

DIE ROTE ERDE

Monatsschrift für Kunst und Kultur

Herausgeber:

Karl LORENZ-WANDSBEK

Paul SCHWEMER

Unter Mitarbeit von

Prof. Pauli
Schmidt-Rottluff
Maetzel
Dr. Rosa Schapire
Dr. Lothar Schreyer
Felix Müller
Paul Martens
Lyonel Feininger
Albert Ehrenstein
u. a. m.

Bezugspreis:

Jährlich 12 Hefte Mark 25.—
Einzelheft . . Mark 2.50

Vorzugsausgabe

in 100 Exemplaren auf Bütten gedruckt und handschriftlich signiert
jährlich 12 Hefte Mark 250.—

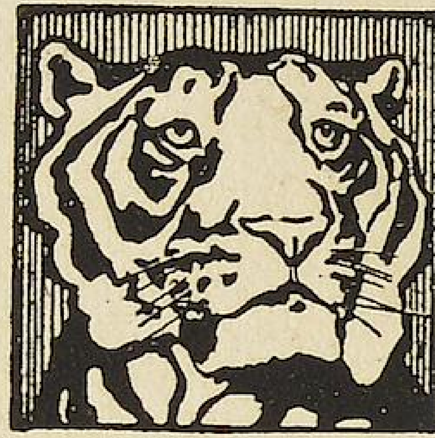
Dorendorf & Dresel, Verlag

Hamburg 1, Semperhaus A

Interessante Bücher!

Verlangen Sie kostenlose Prospekte von

Verlag Aurora :: Dresden-Weinböhla



Zoologischer Garten

Tierpark Hellabrunn

Geöffnet v. morgens 9—8 Uhr abends

„Das neue Europa“

Herausgeber: Dr. PAUL COHN

Internationale Revue für Politik und Volkswirtschaft

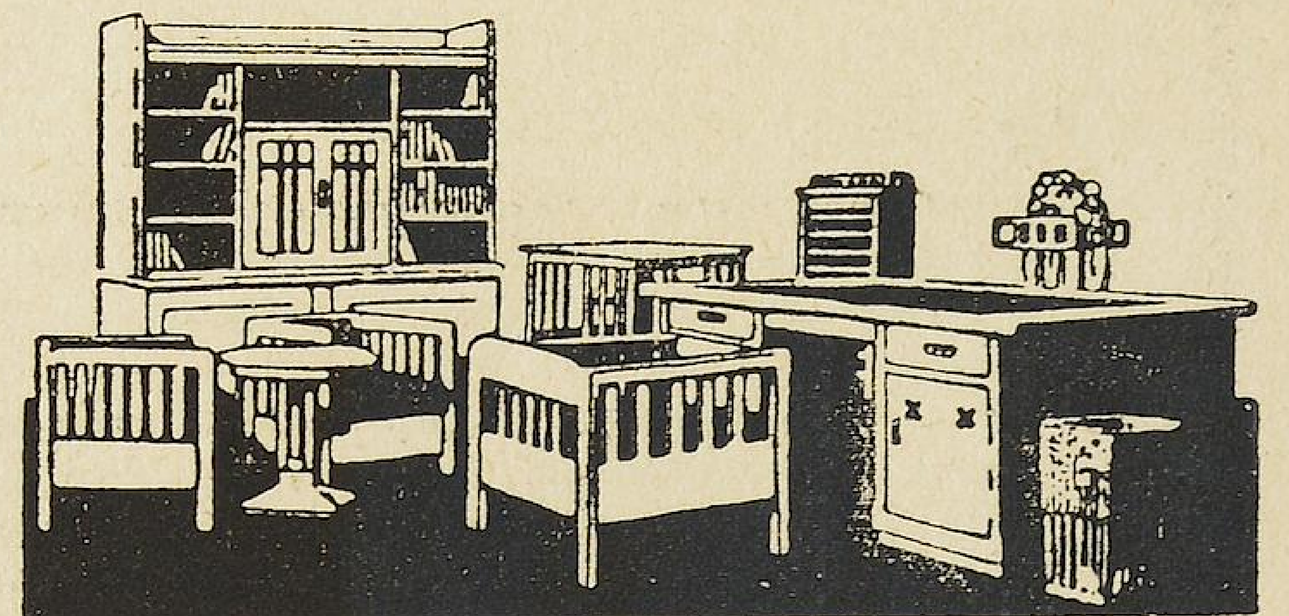
5. Jahrgang.

(Verlag: Schweiz. Druck- und Verlagshaus Zürich.)

Abonnementspreis 10 Fr. jährl. Einzelnummern 1 Fr.

Enthält hochaktuelle Aufsätze hervorrag. Publizisten.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.



Moderne Herren-Zimmer

erstklassige Entwürfe und Verarbeitung

Schreibtische und Stehpulte
Registraturmöbel · Büro-
stühle : Schreibmaschinen
mit allem Zubehör sowie
sämtliche Büro-Artikel

Engleder & Finkenzeller

Löwengrube 17 München Tel. 22811-13

:: Spezial-Haus für Bürobedarf ::


DER ORCHIDEENGARTEN
MUCK

DER ORCHIDEENGARTEN

PHANTASTISCHE BLÄTTER

HERAUSGEBER: KARL HANS STROBL / SCHRIFTLEITER: ALF VON CZIBULKA

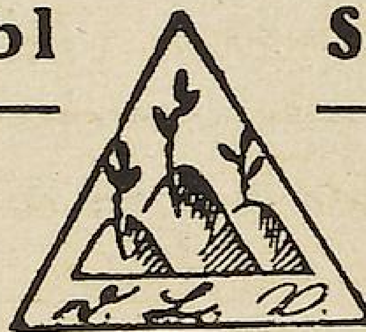
INHALT

Jährlich erscheinen 26 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft 80 Pf. / für das Vierteljahr 5 M. / durch jede Buchhandlung und durch alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die viergespaltene Millimeterzeile 80 Pf. / NACHDRUCK auch mit Quellenangabe untersagt / VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich / SCHRIFTLEITUNG: München, Leopoldstraße 3 / ÖSTERREICHISCHE VERLAGS- UND REDAKTIONSSTELLE: Wien IV, Viktorgasse 18 / Zuschriften und Einsendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte und Zeichnungen werden nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt.

1919

Der Orchideengarten
Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl — Schriftleiter Alf von Czibulka



Erster Jahrgang — Sechstes Heft

DER STERBENDE LAMPION

Von Franz Schoenberner (mit 3 Zeichnungen von Paul Erkens.)

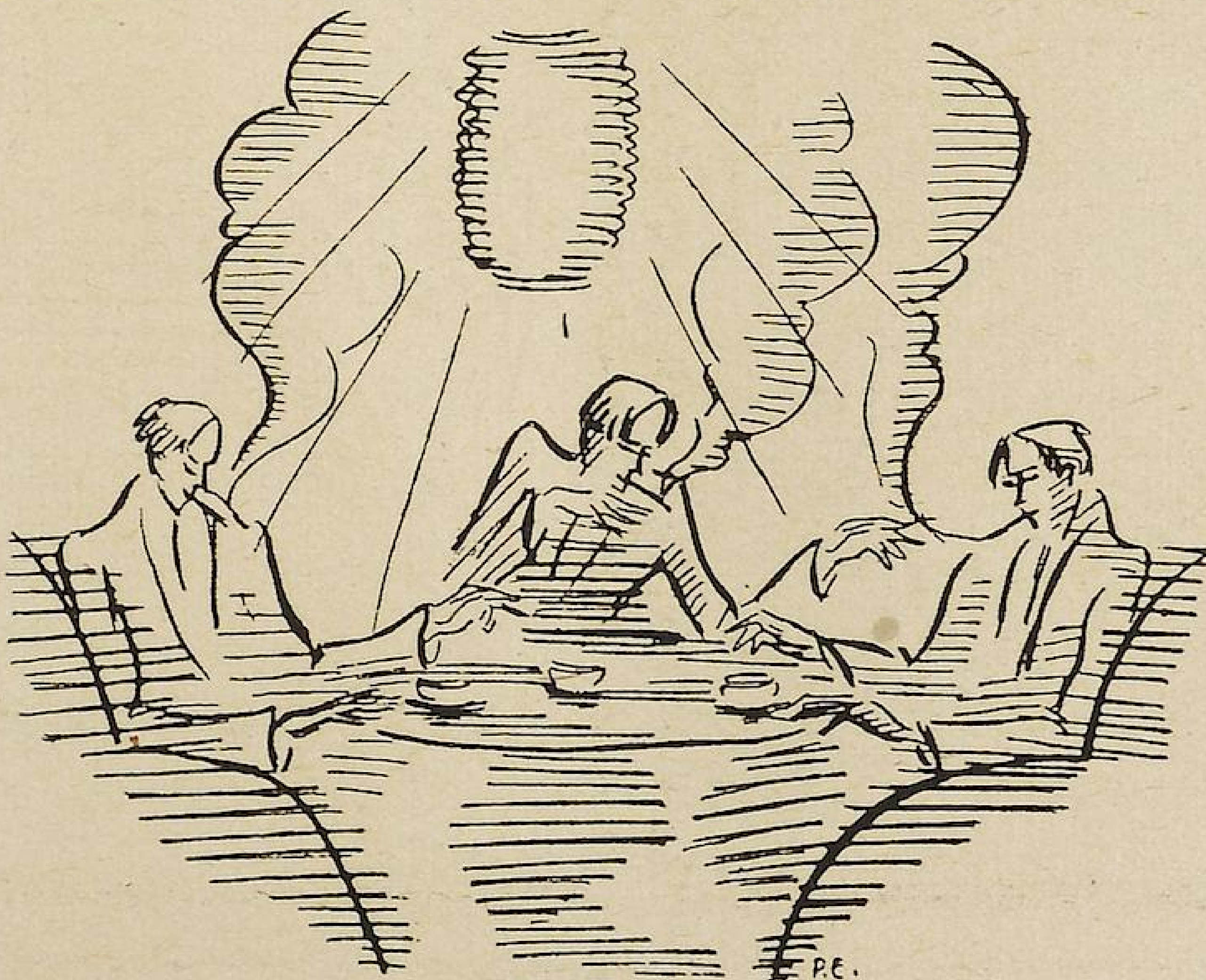


SIE waren zu dreien in einem kleinen Zimmer beisammen, sie saßen in bequemen Stühlen im Ofenwinkel, sie rauchten und tranken Tee. In der Mitte des Zimmers hing tief ein großer, grüner Lampion.

Die drei Menschen waren vielleicht ganz interessant, jeder in seiner Art, aber nicht von ihnen will ich sprechen, sondern von dem Lampion; denn es war wirklich ein außerordentlich schöner Lampion mit zarten Ornamenten von rosa Pflaumenblüten auf grünem Grund. Oben und unten hatte er ein festes Rundteil aus lackiertem Holz, und eine dünne, rote Schnur hing von seinem unteren Boden herab. Wenn er nicht ein wenig lädiert gewesen wäre, hätte man ihn sich gar nicht leisten können, so aber hatte er nur 60 Pfennige gekostet mitsamt der kleinen Kerze. Er brannte heute zum erstenmal und war der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung. Jeder einzelne fand eine neue Schönheit in den leichten Linien des Ornaments oder in den zarten Lichttönen der Farbe.

Es ist durchaus ein Vorurteil, zu glauben, daß ein so schöner Lampion nicht mindestens ebensogut eine eigene Seele habe, wie irgendeine große, fabelhafte Blume, von Menschen ganz zu schweigen. Daher ist es wohl auch so seltsam traurig, wenn ein solcher Lampion langsam stirbt und erlischt. Zunächst wurde sein Schein nur stiller und weicher, da die Kerze nicht mehr so hell und hoch brannte, wie zuvor. Das Grün wurde dunkler und geheimnisvoller und er schien im Raum zu schweben, schön und leicht und losgelöst von aller Schwere. Dann wurde sein Schein plötzlich unruhig, es entstanden seltsam verzweifelte Schattenfiguren an der Decke, und die Gesichter sahen fremd und leicht verzerrt aus in diesem flackernden Licht.

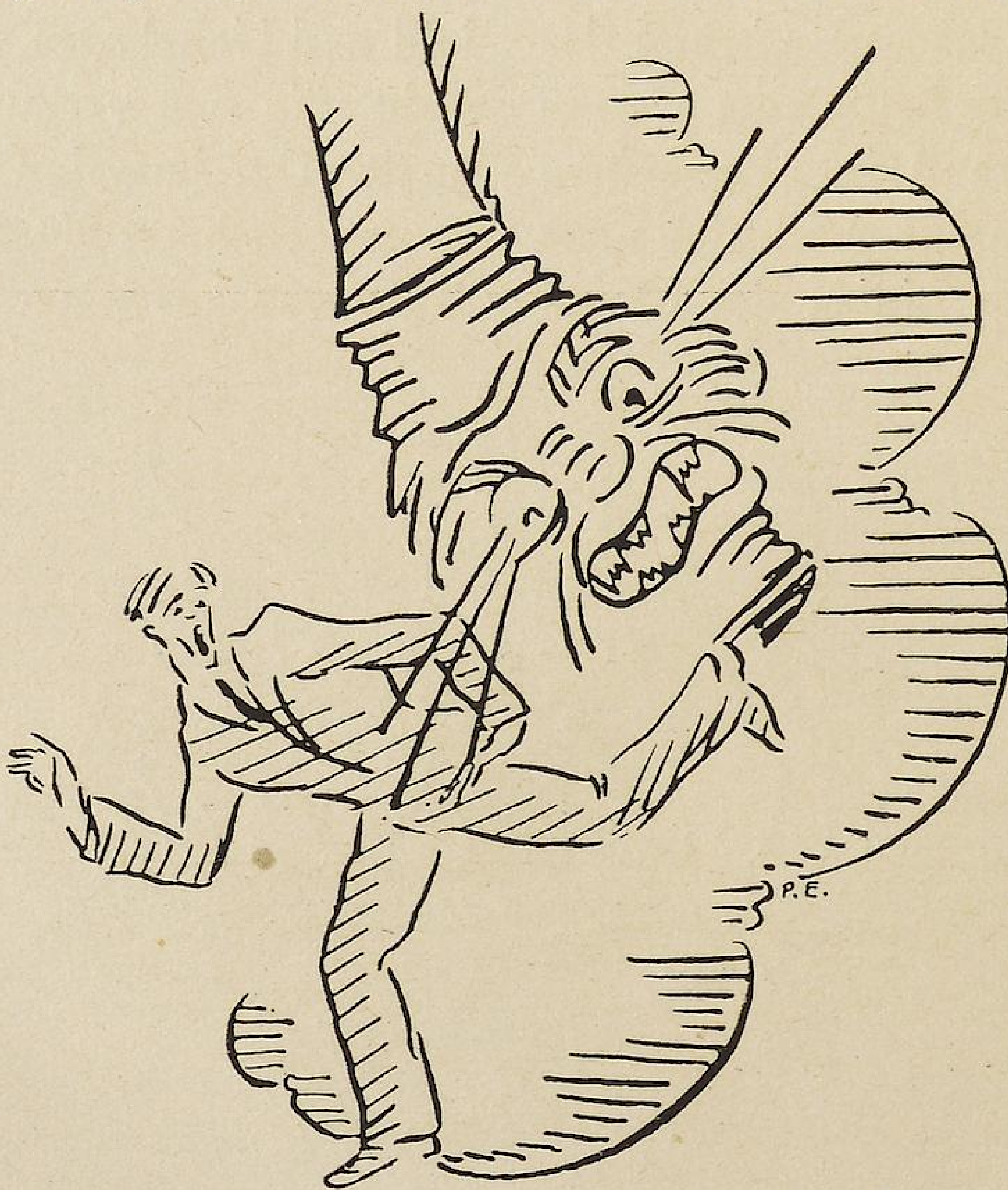
Irgendeiner sagte: man muß eine Lampe holen, aber im Grunde waren doch alle viel zu rücksichtsvoll oder viel zu faul, um dem Lampion eine solche Brutalität anzutun. Alle saßen still umher und betrachteten den armen sterbenden Lampion mit einem Gefühl, gemischt aus Mitleid und Unbehagen, wie man einer Fliege zusieht, die sich verzweifelt an dem Leimstock quält. Der Lampion zuckte so atemlos und in so unvornehmer Hast, daß man eigentlich versucht war, aus reiner Barmherzigkeit die Sache abzukürzen und sein Licht einfach auszublasen; aber er hing so unbequem hoch, und das Schauspiel war so seltsam spannend. Das Flackern hörte plötzlich auf, und der Lichtschein sank langsam und ruhig immer tiefer und tiefer, bis nur noch der halbe Lampion erleuchtet war, und dann wieder



ein wenig tiefer und wieder — Die Stille wurde feierlich und fast beängstigend, alle starrten wie hypnotisiert auf den langsam sterbenden Lampion. Und nun begann ein seltsames Spiel: In kurzen Abständen hob und senkte sich der Lichtschein, senkte sich so tief, daß der ganze Lampion nur noch ein toter Klumpen schien und hob sich dann wieder in einen unendlich zart aufglühenden Schimmer von Licht. Wie ein sterbensmüdes Auge, das sich zum Wachen zwingt, so kämpfte der grüne Lampion langsam blinzelnd mit der Dunkelheit. Und die Pausen wurden immer länger, man spürte, wie sich der Lampion anstrengte und nach jedem Aufleuchten immer längere Zeit sich erholen mußte von seiner bleiern schweren Müdigkeit. Die Spannung war fast schmerzhaft bei diesem langsamen Auf und Ab. Es war, als müßte das in Ewigkeit so weitergehen wie Ebbe und Flut. Wenn der Lampion einmal besonders lange dunkel blieb, so krampfte sich jedem das Herz zusammen in einem unvernünftigen und verzweifelten Schmerz, und dabei war es doch wie eine Art Befriedigung, daß diese ganz unerträgliche Spannung nun endlich zu Ende sein würde. Aber dann erholte der Lampion sich wieder.

Es war schon so dunkel im Zimmer, daß nur die Zigaretten als dunkelrote Punkte leuchteten, denn der Lampion hatte kaum noch im Aufglühen die Kraft, auch nur sich selber zu erhellen. Einmal, als der Lampion ganz hoffnungslos lange sich ausruhte, sagte irgend jemand mit seltsam rauher Stimme: jetzt ist er tot. Aber niemand antwortete, denn im selben Moment glühte ein ganz schwacher Schimmer in den rosa Pflaumenblüten des Lampions auf, und dieser leichte Hauch von Licht war wie ein großes Glück, und das leise Aufatmen einer unbegreiflichen Erleichterung ging durch das Zimmer. Dann war es wieder dunkel und Minuten verstrichen. Jeder hielt den Atem an, und die Augen waren in hartnäckiger Gebanntheit auf den dunklen Lampion gerichtet, und keiner wollte begreifen, daß dieses letzte Zucken wirklich das letzte, das allerletzte, unwiderruflich letzte gewesen sei.

Die Stille wurde drückend, sie wurde unheimlich, beängstigend. Und plötzlich mitten in diese lautlose Stille hinein klang ein leiser Schrei, natürlich kein lauter wirklicher Schrei, das kommt unter gebildeten Menschen nicht vor, aber doch ein dumpfer, erstickter Laut wie ihn Menschen im Schlaf ausstoßen, wenn sie von einem schweren Traum geängstigt sind. Jeder einzelne begriff diesen Laut. Es war, als hätten sie ihn alle zugleich ausgestoßen, denn vor ihren Augen, die von dem unablässigen Starren auf einen Punkt getrübt waren, erschien der Lampion, der tote schwarze Lampion in den seltsam nebelhaften Formen eines abgeschnittenen menschlichen Kopfes, eines menschlichen Gesichtes mit leidvoll und unendlich resignierten, verzerrten Lippen und großen, halb geschlossenen, verquollenen Augen — und von dem glatt abgeschnittenen Halse hing die dünne Schnur, in einem leisen Windzug schaukelnd, wie ein feiner Faden von rinnendem Blut. Es wagte keiner sich zu rühren, sie fühlten ein unvernünftiges kindliches Grauen kalt durch den Rücken kriechen und starrten wie gebannt auf den verquollenen Kopf, an dem die helleren Stellen sich wie der Beginn einer grindigen Verwesung undeutlich abzeichneten. Plötzlich riß sich einer aus seinem Sessel empor, und mit der verrückten Bewegung eines Ertrinkenden stieß er die Tür zum Nebenzimmer auf.



Ein breiter, schmerzend heller Lichtstrom durchflutete das Zimmer, und in der Mitte hing der Lampion, einfach ein hübscher chinesischer Lampion mit hellrosa Pflaumenblüten auf grünem Grunde, der für den unglaublich billigen Preis von sechzig Pfennigen zu haben war.

DAS ELEKTRISCHE KLAVIER

Von Leonhard Stein (mit 3 Zeichnungen von Edwin Henel)



US der Tiefe meines Lebens tritt Enrico Gini, in der Hand den Kontrakt.

*

Ich sah ihn im Speisewagen auf der Fahrt nach Krakau, erkannte ihn sogleich, setzte mich zu ihm. Er lastete auf zwei Stühlen, eine verfettete Ruine seines früheren Ruhms. Das wulstige Gesicht mit den blendend schwarz gefärbten Haaren aufgedunsen und zerfressen zugleich von Weibern und Schnaps. Nur die Hände waren noch merkwürdig weiß und gelenkig von den ersten Konzertsälen Europas. Ich erkundigte mich nach seinem Befinden.

„Danke!" schnaufte er. „Man krepiert. Können Sie mir fünfzig Kronen bis Krakau leihen?"

Dann bestellte er lärmend Schinken mit Kaviar und eine Flasche Rotwein. Der Zug hatte wie immer Verspätung, erst am Abend fuhren wir in Krakau, das rot durch den Schnee wie die Esse des Todes glühte, ein.

*

Der Winter in Krakau ist eisig und feucht, überflutet vom Schnee der Welt und klagend wie der Wind, der in den schmalen polnischen Weiden weint. Auf dem Ringplatz flirren Kleider und Parfüms von jungen Mädchen, Offizieren, Schlachtschitzen, alle von einem dünnen, frostigen Hauch überkühlt. An einer Ecke stoße ich auf Gini im abgetragenen Pelz, schreiender Krawatte mit falscher Nadel. Unter dem Arm schleift er eine junge Polin mit schwerem, erdbraun glänzendem Haar.

„Fräulein Stefania" schnauft er. „Den Zunamen hab ich vergessen."

Stefania lächelt mich aus einer Wolke Parfüm mit kleinen weißen Zähnen an. Gini legt erhaben die Rechte auf ihre Schulter.

„Ich stehe noch mit einer Kleinigkeit in Ihrer Schuld, junger Freund. Bisher mußte Ihnen mein Namen bürgen. Nun aber eile ich zu meinem Impresario, den Kontrakt für die Klavierkonzerte in dieser Stadt zu unterfertigen, der Sie schadlos halten wird. Sie können gleich mitkommen, wenn Sie Ihr Geld nötig haben."

Ich lehne beschämt ab. Aber Stefania hängt sich freimütig in mich ein und bittet mit Mädchenaugen und weichem gebrochenem Deutsch.

„Sie kommen doch mit, nicht wahr? Es sein nicht weit von hier, im Hotel Poniatowski. Und er sein so ein großes Kind, mein Enrico, und lassen sich begaunern von die Juden, wenn niemand dabeisteht."

Wir gehen zu dritt weiter durch den Schnee.

*

Das Hotel Poniatowski starrt aus irgendeiner Seitengasse schon nahe der Vorstadt. Sein Schicksal scheint ebenso traurig zu sein, wie das des letzten Königs von Polen. Ein dreistöckiger verwitterter Bau, dessen regelmäßige trübe Fenster wie tote Augen gähnen. Im Erdgeschoß ein verrostetes, halbgeöffnetes Tor, rechts ein Kaffeehaus, links ein Automatenbüfett, aus dem Instrumente schrill klimpern. Wir betreten das Café.

Eine Wolke von Rauch und Knoblauch schlägt uns entgegen. Langsam unterscheiden wir: Zwei Reihen von falschen Marmortischen, daran polnische Juden mit Löckchen und Kaftanen, teils einsam hockend wie Marabus, teils Worte und Knoblauchreste rasend hervorgeifernd. Im Hintergrund ein Verschlag mit einer Uralten vor einer Batterie Schnäpse. Das ist das Café Poniatowski. Ein Junge, im schäbigen Kellnerfrack ohne Kragen, fragt nach unseren Wünschen.

„Drei Jarzebinka!" schnauft Gini. „Und Lazar Schmel soll kommen."

Der Junge bringt die Schnäpse in schmierigen Gläsern, Gini trinkt zuerst den seinen, dann die unseren aus. Stefania läßt es hingebend geschehen. Ich unterbreche die Feier.

„Schmel heißt Ihr Impresario?"

„So ist es" knurrt Gini. „Elendes Volk. Ich ging natürlich zuerst in den Konzertsaal. Aber da machten sie Ausflüchte. Infolge des irrsinnigen Gerüchts, daß ich bei meinem letzten Budapester Konzert nicht mehr ganz nüchtern gewesen wäre. Die Kollegen, Sie verstehen? Elendes Pack!"

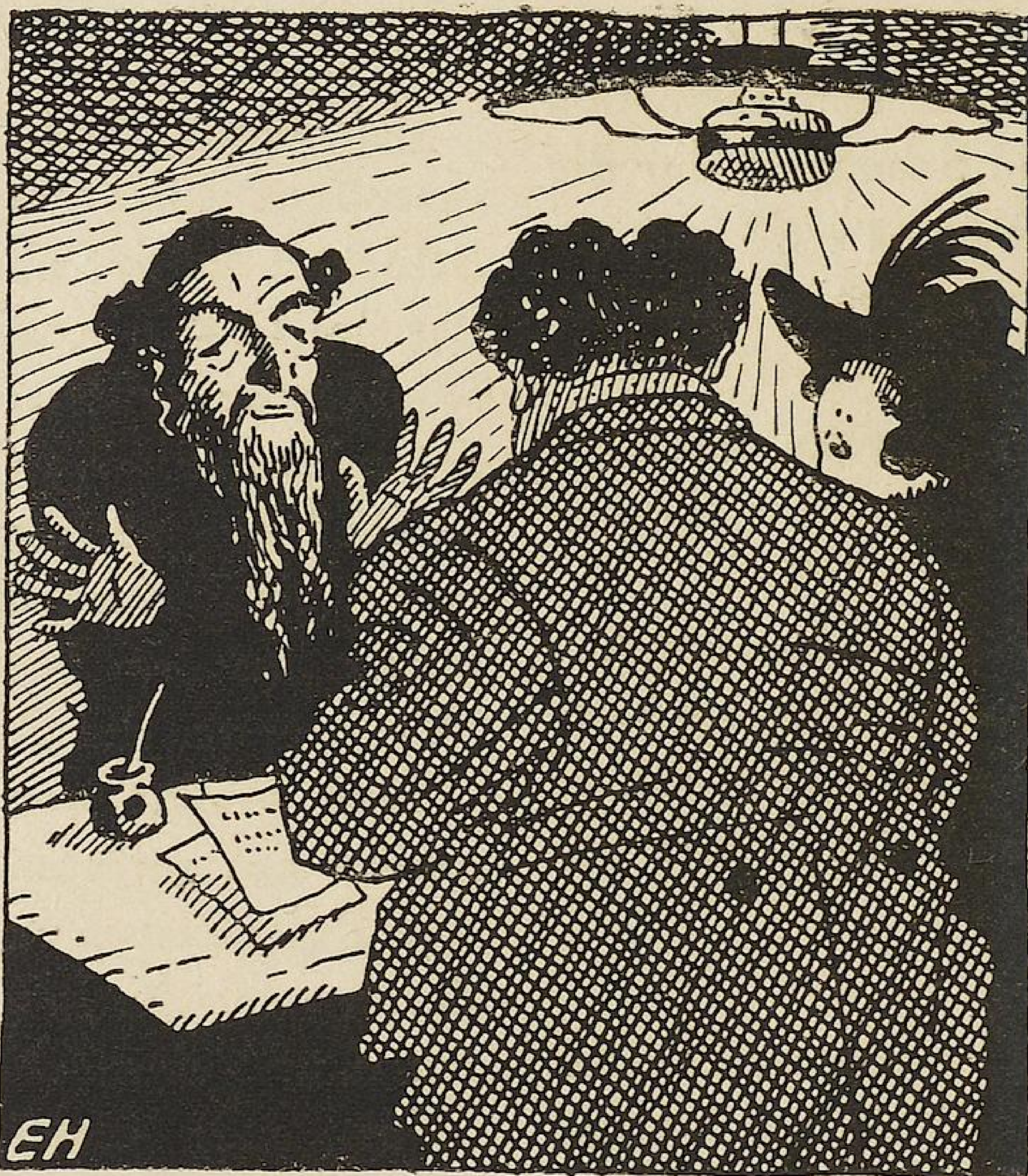
Und bestellt während des Ausbruchs mit einer Handbewegung noch drei Schnäpse. Fährt nach dem zweiten fort.

„So habe ich mich Lazar Schmel ausgeliefert. Wohl der originellste Impresario meines langen Lebens. Schmel macht nämlich in Krakau und für Geld alles. Er führt zwei Hotels, mehrere Kaffeehäuser, Automatenbüfette, eine Leichenbestattung. Auch für die Kunst hat er etwas übrig. Und wenn die offizielle Clique mich erwürgen will, werde ich eben mit Schmel als Impresario spielen. Brahms, Tschaikowski und Rubinstein, daß dem Gesindel der Mund offen steht! Kunst bleibt eben Kunst."

Gini fällt erschöpft in den Stuhl zurück Stefania schmiegt sich ängstlich an ihn. Der Kellner kommt wieder und meldet, daß Herr Schmel bitten lasse.

*

Wir werden über eine dunkle, schmierige Treppe in ein Zimmer des Hotel Poniatowski geführt. An den Wänden pfeifen dünn und melancholisch die Ratten. Der Kellner reißt eine Tür auf, dienert uns in eine halbhelle Stube.



Hinter einem weiß überspannten Tisch stehen zwei Männer gleichfalls in langen Kaftanen. Zwei Totenrichter, aus einem galizischen Hades hervorgeholt. Lazar Schmel, ein schwarzes, knochiges Gerüst mit Geierzügen und einem hektischen Brand unter den Backenknochen. Sein Gehilfe kleiner, beweglicher, mit einer verschmitzten Falte über das käsige Gesicht. „Mein Geschäftsführer Wassertrilling" stellt ihn Schmel vor.

Die Verhandlungen beginnen. Beide Parteien überschreien sich gegenseitig schrill und mit versoffenem Baß. Manchmal zwitschert Stefanias Stimme wie eine Lerche darüber hin.

Endlich faßt Schmel das Ergebnis zusammen.

„Also der Herr Gini werd geben drei Konzert for finfhundert Kronen. Keinen Heller mehr."

Gini ist schnaufend einverstanden. Wassertrilling widerstrebt. „Er soll erst noch zeigen de Händ!"

Die Hände? Wozu?

„Daß ich seh, ob se sein gut fors Konzert!" geifert Wassertrilling. Er packt Ginis Hände, sie unter den Leuchter zerrend, krallt die Handflächen auseinander. Dann betrachtet er sie lächelnd befriedigt.

„Nu?" forscht Schmel.

Wassertrilling lächelt noch immer befriedigt, beinahe verklärt. „Was hab ich gesagt? Wo wär der Schmel ohne mei Kopp? Lassen Se den Gini nur zwei Konzerte geben, es ist besser."

Unsichtbare Leere geht von Wassertrillings käsigem Schädel aus. Gini erkundigt sich kleinlaut nach dem Grund. „Es is besser so", beharrt Wassertrilling. Und höflich bedauernd: „Das dritte Konzert mißten Se nämlich vor de Urväter geben. De Lebenslinie heert früher auf."

Unwillkürlich weichen alle etwas scheu von Gini zurück, der bleich und schnaufend in der Mitte steht. Dann beginnt Stefania zu weinen. Schmel rast.

„Heeren Se nix auf Wassertrilling. Er kenn gut de Bücher führen, aber sonst is er meschugge. Es bleibt beim Kontrakt. Ich setz de finfhundert Kronen, daß er's überlebt. Da unterschreiben Se auf drei Konzert, Herr Gini!"

Gini erwacht, schwankt zum Tisch, seinen Namen auf ein Papier schleudernd. Schmel zieht fünf schmierige Hunderterscheine aus dem Kaftan: „Und dafür werd der Herr die Wohnung und alle Mahlzeiten im Hotel Poniatowski nehmen."

„Und es steht doch in de Händ —" begleitet Wassertrilling gekränkt.

Gini reißt das Geld an sich, schwankt hinaus, den Kontrakt in der Faust.

*

Für welche Tage die einzelnen Konzerte angesetzt wurden, weiß ich nicht. Eines Abends



Aus: La Grande Danse Macabre (Paris 1492)

meldet der Kellner in meinem Hotel eine Dame. Stefania flattert hinein, gelöst in eine Woge ihres erdbraun leuchtenden Haars.

„Heute ist das zweite Konzert. Kommen Sie mit!"

Und vor dem Saal, beim Schalter:

„Ich habe Angst."

Der Saal war nur mäßig gefüllt, halb beleuchtet und frostig. Gini erschien mit künstlerischer Verspätung, zerknittertem Hemd und Phantasieorden. Beim Anschlag merkte man gleich, daß er nicht mehr ganz nüchtern war. Er hämmerte die danse macabre mit einer höhnischen Wut herunter, die das Stück unendlich wild und traurig flackern ließ, aber einem Akademiker die Haare zu Berg hätte stehen lassen können. Sein Spiel raste in einer grauenhaften Öde von Haß und Verzweiflung, in der es dunkel erstarb. Das Publikum strampelte naiv und gierig Beifall. Doch Schmel, dem der Saal zu schwach besucht war, ließ das Licht abdrehen.

Etwas später taumelt Gini aus dem Künstlerzimmer. Stefania und ich nehmen ihn unter den Arm, gehen durch den weißfließenden Schnee in das Hotel Poniatowski zurück. Gini lallt durch den aufgegangenen Kragen.

„Werden Sie den Abend je vergessen können, junger Freund? Ich nicht. Ich habe spielend meinem Spiel gelauscht. Ja. Und haben Sie den Schrei des Publikums gehört? Kein Beifall, ein Schrei! Der der Kunstclique, die mich erwürgen will, noch lange in den Ohren gellen wird, verlassen Sie sich drauf! Ich glaube eben an meine Kunst.

Das Tor des Hotels Poniatowski öffnet seine Geierflügel und schließt uns ein. Gini schwankt auf Stefania gestützt die morsche Treppe empor.

„Und nun, entschuldigen Sie uns, junger Freund! Auch der Künstler will Mensch sein. Besonders, wenn es so nett ist, wie mit der Kleinen. Gute Nacht!"

Und schleift Stefania, die mir mit der Hand ein Zeichen gibt, auf sein Zimmer.

Ich setze mich im Dunkel auf die Treppe, die morsch unter mir kracht, bereit, eine Stunde zu warten. Aus dem Zimmer gröhlt Ginis heiserer Gesang. Nach einer halben Stunde weht ein Kleid leicht über warme Haut durch

die Finsternis. Stefania. Ihr gelöstes Haar fällt auf meine Hände.

„Es sein schrecklich!" seufzt sie. „Er hat fünf Flaschen Wein kommen lassen aus Freude über den Konzert. Und ich habe Angst, was Wassertrilling gesagt hat. Bleiben Sie!"

Wir kauern mit verschlungenen Armen auf der Treppe. Um Mitternacht schläft Stefania auf meinen Knien ein. Aus dem Zimmer gröhlt tief und verzweifelt Ginis Gesang, verstummt.

Dann ein schweres, dumpfes Dröhnen, das Stefania erweckt.

Wir wissen und wagen nicht, das Zimmer zu betreten. Ich tappe nach einer Glocke. Langsam wird das Haus lebendig. Kellner, Juden, endlich ein verschlafener polnischer Arzt.

Gehirnschlag.

Gegen vier Uhr früh tritt Lazar Schmel in das Zimmer des Toten. Diesmal als Unternehmer der Leichenbestattung, seinen Gast abzuholen. Der hektische Brand in seinem Geierantlitz wütet tiefer vor Enttäuschung über das verlorene dritte Konzert.

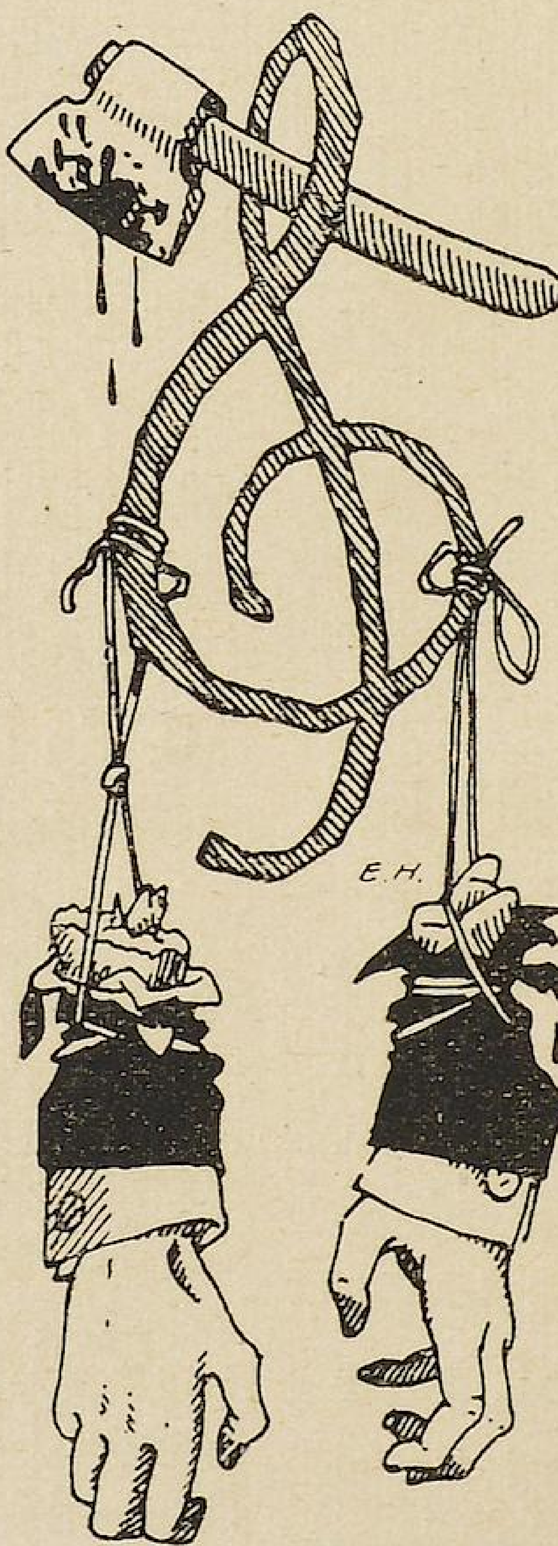
Drei Tage später geschah, was doch und wirklich geschehen ist.

Enrico Gini war begraben worden. Letzter Klasse. Alles beeilte sich dabei, weil es nicht einmal einen Leichenschnaps gab. Auch Stefania fehlte.

Sie kam erst am dritten Tag zu mir. Stand starr in der Tür. Ihre Augen glänzten wie Gestirne im Nebel. Dann kniete sie nieder. Ich hole den Likör aus dem Kasten, flöße ihr ein paar Tropfen ein. Sie flüstert unbeweglich:

„Er spielt ..... Das dritte Konzert ....."

Ich führe sie auf die Straße, winke einem Kutscher. Zum Hotel Poniatowski!



Das Hotel Poniatowski geht fahl und verwüstet vor und im Morgengrauen auf. Mit Kaffeehaus und Automatenbüfett. Wir steigen aus. Vor der Tür des Automatenbüfetts stoßen wir auf Wassertrilling, der sich verlegen herumdreht. Ich fasse ihn fragend beim Arm.

„Der Schmel is meschugge worden aus Wut über dem Tod vom Gini", murmelt er. „Seit der Leich war er nix zu Haus. Und heut früh hat er den Zettel hergehängt."

Und weist auf den Zettel an der zerbrochenen Tür des Automatenbüfetts.

> Elektrisches Klavier
>
> Heute
>
> E n r i c o G i n i
>
> Drittes Konzert
>
> i n s e i n e n s c h ö n s t e n S t ü c k e n

Ich stoße Wassertrilling, der sich wie ein Wahnsinniger sträubt, durch die Tür. Der trübe Raum riecht schal nach schlechten Getränken. In den Automatenschüsseln schimmlige Brötchen. Im Hintergrund ein Wahrsagerautomat und ein elektrisches Klavier.

Willenlos werfe ich ein Geldstück herein. Das Klavier beginnt schrill zu klimpern. Und j e t z t g l a u b e i c h G i n i s A n s c h l a g z u h ö r e n!

Wassertrilling stöhnt tief an meiner Seite, zieht aus dem Kaftan ein Beil hervor, mit dem er die Vorderwand zertrümmert, die ächzend weicht, das Innere des Instruments bloßlegend. Ein fremder, fauliger Geruch geht uns entgegen. Wir taumeln zurück. —

A n d e r K l a v i a t u r h ä n g e n i n F r a c k ä r m e l n u n d M a n s c h e t t e n d i e H ä n d e E n r i c o G i n i s i n L y s o l g e t a u c h t! Und jedesmal zwingt die aufschlagende Taste den gekrümmten Finger, hurtig und schnarrend die Saiten zu bewegen! Das Spiel klimpert schrill und höhnisch, verstummt mit einem Ruck. Die Hände Enrico Ginis rasten gekrümmt.

Wo ist das Tier, das das Gräßlichste ausgeheckt?

Hinter dem Wahrsagerautomaten tritt Lazar Schmel hervor. Seine Geierzüge rasen verzerrt im satanischen Triumph. Er schreit gellend:

„Nu, wer hat recht gehabt? Ich oder der Wassertrilling? Nu muß er doch spielen sei drittes Konzert, der Gini!"

Das Tier. Keiner kann ihn niederschlagen. Schmel zuckt die Achseln.

„Es is mei Recht. Ich hab dem Gini bezahlt, also muß er spielen. Wollen Se hören noch e Stick?"

Und wirft ein Geldstück in den Automaten. Wieder schnarren die Saiten, krümmen sich die Finger des Toten!

Wir fliehen entsetzt.

SCHLITTENFAHRT

Von Rudolf Fuchs

Hei, war das eine Nacht,
kalte Nacht, finstere Nacht,
schneeverwehte, stürmische Nacht
mit flügelschlagenden Fernen,
Nacht mit tausend Sternen,
da wir beide mitten
fuhren mit dem Schlitten,
mitten durch die schneeverwehte Nacht.

Siehe da, wir beiden —
mit Klang entlang der Weiden . . .
Der eine, als an Bart und Haar
ich selber zu erkennen war,
der andre saß, ein Bruder, hier, ein irgend Du,
mir zugesellt in bleichen Winters Ruh,
aus tiefer Einsamkeit emporgewacht —
da wir rauschend glitten,
wie ein Pfeil der Schlitten,
mitten durch das Herz der Mitternacht.

Vor dem Bild, das am Kreuzweg steht,
bäumten die Pferde sich und wurden wild,
jäh hat sich der Kutscher umgedreht –
Schein vom Mond und Schein der Brände
fuhr ihm in die Augenblende,
doch da waren keine Augen,
keine Augen, keine Lippen,
keine Lippen, keine Wangen,
Felsgebein und Höhlen sprangen
in die starre Luft der Nacht —

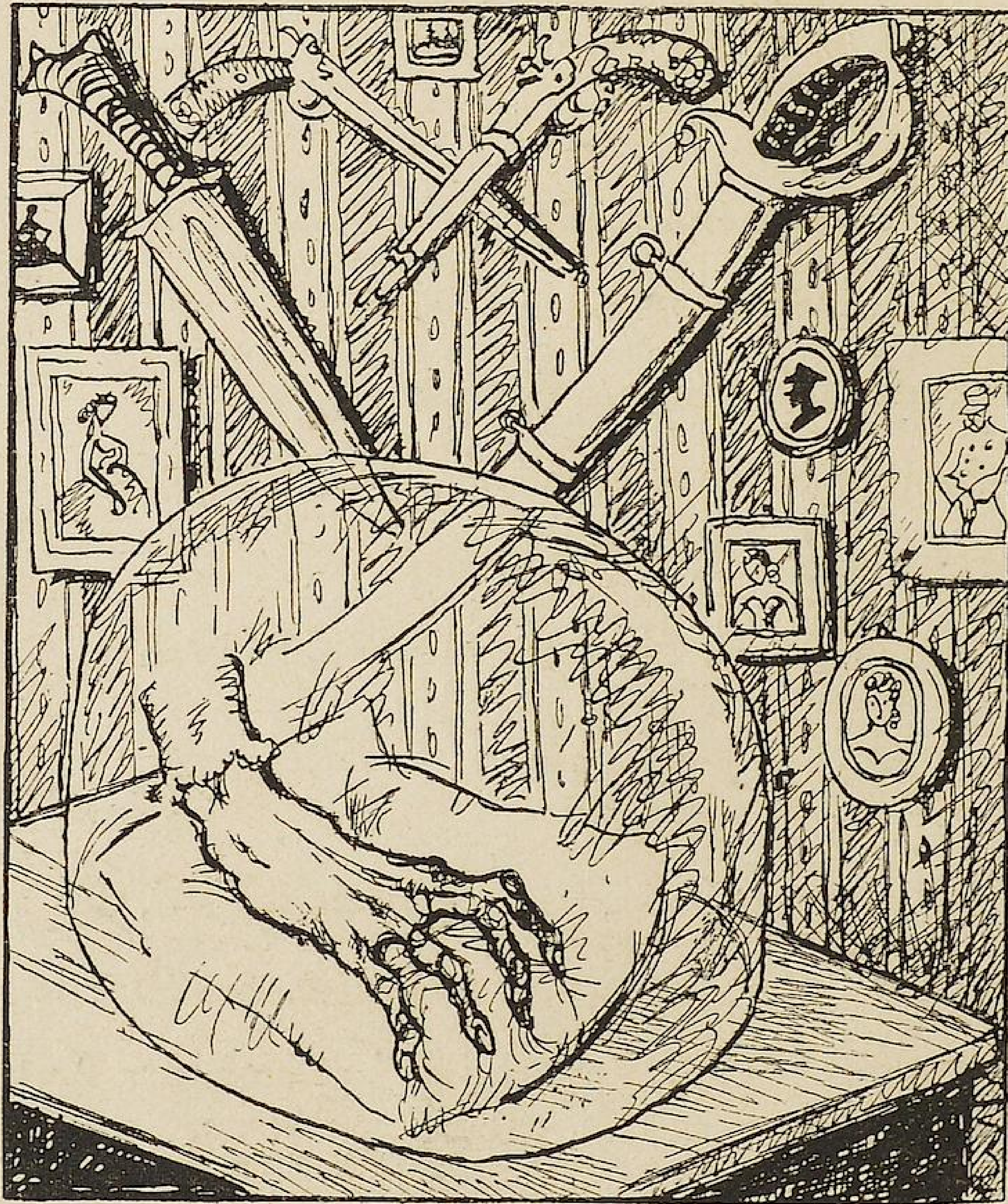
Hei, welch wunderliche Nacht!

DIE HAND DES MAJORS MÜLLER

Von Paul Verlaine, übersetzt von Nelly Mischkönig (mit zwei Zeichnungen von Otto Linnekogel)

„O, dieser Hans mit seinen Theorien!" Diese Worte wurden in vielstimmigem Chorus von zehn oder fünfzehn bemoosten Häuptern ausgerufen; die Tonpfeife im Munde, vor sich ungeheuere Krüge mit Bockbier, saßen sie um den Eichentisch der Kneipe.

Der auf diese Weise herausgeforderte Student war ein großer, junger Mensch mit starkem Bart und üppigem Haar, das unter dem unvermeidlichen Samtkäppchen hervordrang; er trug einen Reitrock Brandenburger Art, lederne Beinkleider und hohe Stiefel à la Suwaroff; doch sein blasses Gesicht und seine ganze Figur, schlanker als man es in dieser Versammlung zukünftiger, meistet was wohlbeleibter Ärzte gewöhnt war, ließ auf Geist, vielleicht sogar auf einen höheren Menschen schließen.



„Lachen Sie nicht, meine Herren," sagte er, „ich will Ihnen, auf Grund meiner Theorie, welche, ich bestehe darauf, die Behauptung einer Zusammengehörigkeit des Körpers mit seinen Gliedern, selbst nach gewaltsamer Abtrennung, ist, eine kleine Geschichte erzählen."

„Wir hören! Bemühe Dich, amüsant zu sein," schrieen die skeptischen Kameraden aus vollem Halse, worauf Hans mit ernster Stimme begann:

„Ich verkehrte viel mit Major Müller, welcher, wie Ihr wißt, seinerzeit der beste Spieler unserer Garnison war. Ich kannte ihn von meiner frühesten Kindheit an. Er war ein alter Freund meiner Familie, und wenn er zu uns kam, verfehlte er es nie, mir einen Haufen von Näschereien mitzubringen. Als ich größer wurde, brachte er mir alle Arten von Büchern; hauptsächlich waren es Romane und militärische Werke, die er mir gab. ‚Ich möchte, daß du eines Tages Feldmarschall wirst', sagte er mir oft und zupfte mich am Ohr; später, als ich ein junger Mann wurde, schenkte er mir Waffen.

Ich hatte eine Art liebevoller Hochachtung für ihn, die mir erlaubte, kaum daß ich begann, kein vollständiger Grünschnabel mehr zu sein, eine innige Freundschaft mit ihm einzugehen; er war ein wirklich scharmanter Mensch. Nebenbei war er sehr ausschweifend, liebte Frauen, Spiel und Trunk, doch Spiel und Trunk mehr noch als die Frauen."

„Vielleicht nicht ohne Grund," bemerkte der dicke Fritz. Hans fuhr fort: „Er hatte gerade eines Streites beim Spiel und nicht einer Dame wegen, wie einige Außenstehende behaupteten, ein Säbelduell, welches heute noch berühmt ist, und in dem er seinen Gegner tötete; doch er selbst trug eine so unglückliche Verletzung am Handgelenk davon, daß man sich, trotzdem die Symptome anfänglich nicht im mindesten beunruhigend waren, genötigt sah, die rechte Hand abzunehmen. Der Major hatte die merkwürdige Laune, sich von diesem Organ, welches bei ihm von großer Schönheit war, nicht trennen zu wollen. Zu diesem Zwecke ließ er die Hand mit kostbaren Wohlgerüchen tränken, ihr starken Balsam einspritzen und bewahrte sie unter einer Kristallglocke in seinem Schlafzimmer auf.

„Haha, das ist ein guter Witz!"

„Fritz, wirst du endlich den Mund halten!"

„Ich sehe sie noch, diese trockene, haarige Hand des alten Militärs, ich sehe sie im Geiste wieder, diese gleichsam in Fieberverkrallung verkrampften Finger eines ausschweifenden Spielers, die nun auf dem roten und grünen Samt eines mit goldenen Eicheln geschmückten Kissens ausruhten. Das Fleisch, wenn man



H. Kley

diesem grauenhaften, beinahe phantastischtollen Gegenstand überhaupt den Namen Fleisch geben konnte, das Fleisch, welches man unter dem gebräunten Pergament, das einmal Haut gewesen war, für Eis halten konnte, machte einen schaudern; wollen Sie bitte die scheinbare Geschmacklosigkeit dieser nichtsdestoweniger wichtigen Vorrede entschuldigen. Am Ringfinger steckte ein großer Ring, dessen Rubin in der Sonne, im Lampenlicht oder im Widerschein des Feuers, das in dem großen Kamin flackerte, einen seltsamen Schein annahm; die Nägel, nach Soldatenart viereckig geschnitten, waren seit jener unglücklichen Amputation nur unmerklich gewachsen. Diese große, starke, von einer wilden Nervosität erfüllte Hand schlief seit Jahren auf einem kostbaren Rosenholztischchen, umgeben von seltsamen Trophäen und massiven Kostbarkeiten; Damaszener Pistolen, Dolche in silbernen und kupfernen Scheiden, Siegel mit phantastischen Gravierungen.

Jahrelang schlief sie, diese Hand. Da befiel den Major eine Krankheit, die er nicht überstehen würde, um mit den Worten unserer geschätzten und berühmten Professoren zu sprechen, die, wie ihr wohl wißt, sämtlich zur Konsultation berufen wurden. Doch hier die Wahrheit."

Bei diesen Worten wurde Hans' Stimme plötzlich ernst, langsam — ich würde mich kaum irren, wenn ich sagte feierlich.

Und in diesem Ton setzte er seine Erzählung fort.

„Ich wurde zu Müller gerufen — einesteils auf des Majors Wunsch in meiner Eigenschaft als sein junger, aber intimer Freund, anderteils als Schüler Doktor Schnerbs, welcher in den unzähligen Konferenzen, die von den schon erwähnten berühmten und würdigen Professoren an diesem denkwürdigen Krankenbett abgehalten wurden, präsidierte; doch hauptsächlich wegen erstgenannter Eigenschaft wollte der Major, daß gerade ich die beiden Nächte bei ihm blieb.

Der Fall erforderte zahlreiche Einreibungen, bei welchen die stärksten ausscheidenden Mittel unerläßlich waren; und sowohl der Nachtkasten als auch die kleinen Tischchen waren mit allen möglichen Arzneien und Tinkturen bedeckt, die in größter Unordnung herumstanden. Eine unglückselige Nachlässigkeit, — nein doch, — denn scheinbar wäre auch bei anderer Anordnung das Resultat das gleiche gewesen."

„Also, zum Resultat, ohne Rednerkniffe!"

Wie früher schon, wurden auch diese Worte gleichsam im Chor ausgerufen, doch drückten sie diesmal eine Art ungeduldiges Interesse aus. Hans fuhr fort:

„Ich übergehe die letzten Tage des Majors, die nichts als eine ungeheuere Agonie waren. Die übermenschliche Kraft des mit dem Tode Ringenden ließ ihn alle erdenklichen Qualen durchmachen. Fieber, Schüttelfrost, Krämpfe, Delirien, besonders Delirien. Ach, Freunde, was für Delirien waren das! Bald begeisterte Kommandorufe, wilde Schreie der Kriegshitze, von echt deutscher Raserei à la Blücher erfüllt, bald Lächeln und die unzweideutigen Gesten eines Weiberhelden, der gewohnt ist, die Frauen sans façon, aber nicht ohne Leidenschaft zu behandeln; dann wieder das Ansagen von Karten, Würfelspiel, Einsätze und Gewinne aller Spielarten der Welt. Kurz, eine tolle, gesprochene Selbstbiographie, welche den ganzen Mikrokosmus seines Wesens offenbarte.

Diese sehr beunruhigenden Vorboten hörten ganz plötzlich auf und man hätte glauben können, die Phase der Schlafsucht werde nun beginnen; doch man irrte sich. Eine ungeheuere Reaktion war eingetreten, eine erstaunliche Besserung folgte und man konnte beinahe auf eine beginnende Genesung schließen.

* * *

Als ich eines Abends meine Nachtwache angetreten hatte, fiel der Major in eine tiefe Betäubung auf die ein gesunder Schlaf folgte.

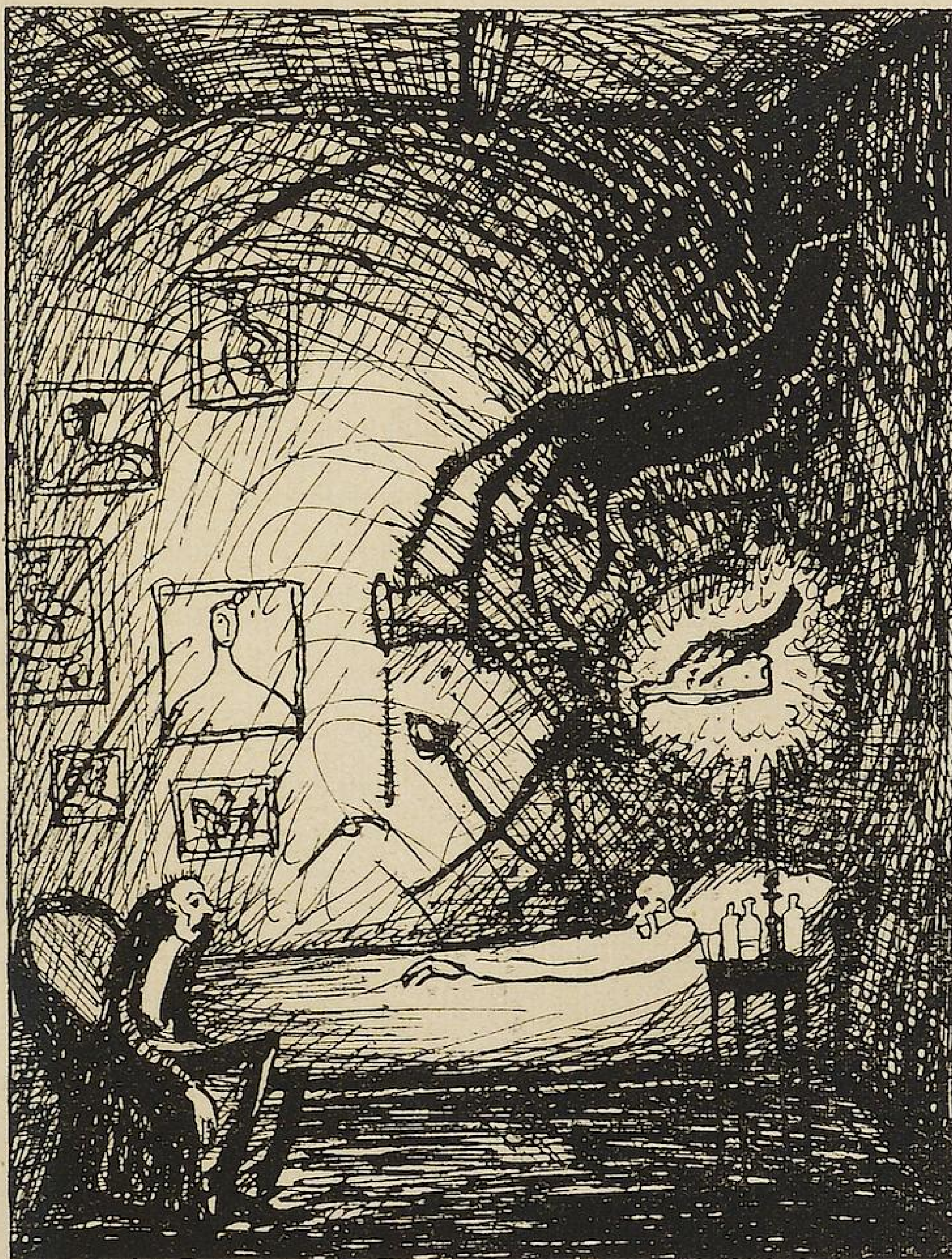
Ich saß lesend in einem Fauteuil.

Das Zimmer, welches man mit Hilfe großer, tiefgrüner Vorhänge verdunkelt hatte, war sehr hoch, zum Teil mit Tapeten bezogen, auf denen galante Feste und Schäferszenen abgebildet waren. Hie und da hingen Miniaturen von Frauen, Kniebilder höherer Offiziere. Diese Zusammenstellung, diese Mischung von Krieger und Wollüstling war von einer gewissen seltsamen Wirkung, besonders bei diesem künstlichen, durch die Vorhänge gedämpften Licht bei Tag und in der Helligkeit der großen alabasternen Nachtlampe in den Nachtstunden.

Ich erinnere mich genau, daß ich etwas von Jomini las, ein Rest des Geschmacks, den mir der treffliche Major in vergangenen Zeiten für militärische Dinge beigebracht hatte, also eine so wenig als möglich phantastische Lektüre. Allmählich fühlte ich mich von Schläfrigkeit befallen und beschloß, mich ihr für kurze Zeit zu überlassen, da der Kranke gegenwärtig ohnedies nichts brauchte. Auf jeden Fall hielt ich es für gut, mich nochmals von seinem Befinden zu überzeugen und stellte fest, daß die Atmung regelmäßig und der Schlaf leicht wie der eines Kindes war. Ich ging zu meinem Platz zurück und richtete die Augen zufällig nach der Ecke, wo die Hand auf dem Tischchen ruhte.

Ich habe bereits gesagt, daß das Zimmer nur von einer verhängten Nachtlampe erhellt war. Die Hand schien sich zu bewegen... Merkwürdige Wirkung der Schläfrigkeit, sagte ich mir und näherte mich, über mich selbst lächelnd ... „Und die Hand bewegte sich noch immer?" trällerte der unverbesserliche Fritz. Diesmal erhob niemand Einspruch, und Hans fuhr, nachdem er einen Zug aus seinem Bierkruge gemacht hatte, in seiner Erzählung fort.

„Nun blieb ich überrascht und sozusagen wie festgewurzelt stehn, über mich, vielmehr über meinen Organismus, welcher mir einen derartigen Irrtum vorgaukelte, ärgerlich. Die Hand fuhr fort, ich kann nichts anderes sagen als fuhr fort, und ihr werdet sehn, daß ich mich nicht anders ausdrücken kann sich immer mehr zu bewegen und scheinbar Kraft und Führung anzunehmen. Da ich das nicht mehr aushalten konnte und mein Herz von diesem Druck befreien wollte, hob ich die Kristallglocke, welche die seltsame Reliquie bedeckte, ab und setzte diese der freien Luft aus. Sofort begann sie, sich auf dem von einer reichen Spitzenmanschette verhüllten Stumpf hin und her zu



drehn! Und wies sie mich nicht, die andern Finger außer dem Daumen schließend, auf meinen Platz zurück? Ihre Bewegung war gebieterisch. Es war die Geste eines Feldherrn, der ohne Erklärung einen sofort zu beziehenden Posten bezeichnet. — Du lächelst, Fritz, — ich versichere Dir, daß ich in dem Augenblick keine Lust verspürte, zu lächeln oder über die empörende Absurdität dieser Vision nachzudenken. Ohne, meinen Augen zum Trost, auch nur im geringsten daran zu glauben, war ich davon betäubt und, ich kann es gestehen, da mich das Ende meiner Erzählung lossprechen wird, entsetzt. So sehr, daß ich bis zu meinem Fauteuil zurückwich, in den ich fiel, die Augen sozusagen mit Gewalt auf diesen grauenhaften Gegenstand geheftet, welcher nun, o Gipfel des Entsetzens, seine Finger ausstreckte, sie wieder einzog, wieder ausstreckte, wie unter magnetischem Einfluß...

Soll ich es euch gestehen? Ja, denn ich wiederhole es, der Ausgang wird mich von dem Verdacht, leichtgläubig zu sein, rechtfertigen — ich fühlte mich versteint, an den Stuhl genietet, jeder Bewegung unfähig. Gleichzeitig erblaßte das ruhige Licht der Nachtlampe und wurde nun von einer furchtbaren Weiße, von der die Elektrizität nur eine unvollständige Idee geben kann; irgend etwas wie leuchtende, irisierende Strahlenverbreitete sich, und eine Art unbestimmbarer Geräusche, eine traurige Musik schien es, verschleierte Trommeln gedämpfte Trompeten und weit entfernte Orgeln, weinte, schluchzte, floß in unbestimmten, unendlich quälenden Wogen dahin...

Plötzlich richtete sich die Hand auf ihrem Stumpfe auf, schwankte von vorn nach rückwärts, von rückwärts nach vorn, gleichsam um Anlauf zu nehmen und sprang wie eine Katze, ohne das geringste Geräusch, zur Erde. Wie

eine Katze hüpfte sie schnell, mit der Bewegung: auf und ab, ab und auf, über den Teppich hin, beim Nachttisch angekommen, war sie mit einem Satz auf dem Marmor, tastete unter den Flaschen umher, entkorkte eine derselben, nahm sie und goß einige Tropfen daraus in ein Trinkglas; dann, bis zur Nase des Schlafenden kletternd, zwickte sie ihn so, daß er mit einem Nießen erwachte, dann tauchte sie in den Bettüchern unter, hüpfte zur Erde, wo ich sie nicht mehr beachtete, meine ganze Aufmerksamkeit nur noch auf den Kranken gerichtet. Dieser sagte: „Wie mich dürstet!" Und ohne daß ich mich, zu meinem furchtbaren unsäglichen Entsetzen, von meinem Stuhl, auf dem mich eine teuflische Kraft festhielt, erheben konnte, ergriff er das Glas und trank . . .

Genau von diesem Augenblicke an fühlte ich mich gleichsam losgebunden und stürzte zum Bett, wo ich nur noch den Tod des Majors konstatieren konnte. Ohne mich mit nutzlosen Wiederbelebungsversuchen aufzuhalten, sah ich mir die Arzneiflasche an, deren sich die Hand bedient hatte — (es ist notwendig, davon zu sprechen). Sie enthielt ein blitzartig wirkendes Gift und war durch Unachtsamkeit zwischen den Arzneiflaschen und den Phiolen mit kühlendem Balsam zurückgeblieben.

Ich war vernichtet, wie ihr euch wohl denken könnt, und es verflossen einige Minuten, bevor mir alle Sinne zurückkehrten. Nachdem dies geschehen war, dachte ich sofort daran, die Umgebung des Majors zu benachrichtigen, doch ehe ich die Tür gewann, warf ich instinktiv einen Blick nach dem Tisch, wo die Hand gewöhnlich ausgestellt war. Sie befand sich dort, unter Glas, genau so, wie sie seit Jahren und Jahren dort zu liegen pflegte . . ."

„Eine gute Posse! Ha, Freund Hans, du hattest eine schöne Halluzination, das ist alles!"

„Der Fall liegt so, daß es, als Halluzination *Princeps*, sogar *Regale* ist.

Divinum aut potius Diabolicum!"

Hans schloß:

„Der Tod wurde normalen Ursachen zugeschrieben, das Begräbnis fand statt, die Zeit verging. Ich mußte öfters als einmal wegen verschiedener Sachen in Müllers Haus gehen. Ich verfehlte nicht, die Hand zu betrachten, die in dem seit der Katastrophe unbenützten Zimmer zurückgeblieben war und konstatierte ohne Erstaunen, ja, ohne Erstaunen — haltet mich für verrückt, wenn ihr wollt, — ich habe unzählige Male einen Haufen von Büchern, deren bloße Namen euch, so gelehrt ihr seid, unbekannt sind, über diesen Gegenstand gelesen — ich konstatierte ohne Erstaunen eine Zersetzung in den Geweben der Muskulatur. Nur das Knochengerüst blieb unberührt. Dazu kamen Symptome der Auflösung, Flecken, Schlaffheit usw. . . . Eines Tages, verzeiht, die bloße Erinnerung hebt mir den Magen vor Entsetzen und Abscheu — eines Tages sah ich: *die Würmer!*"

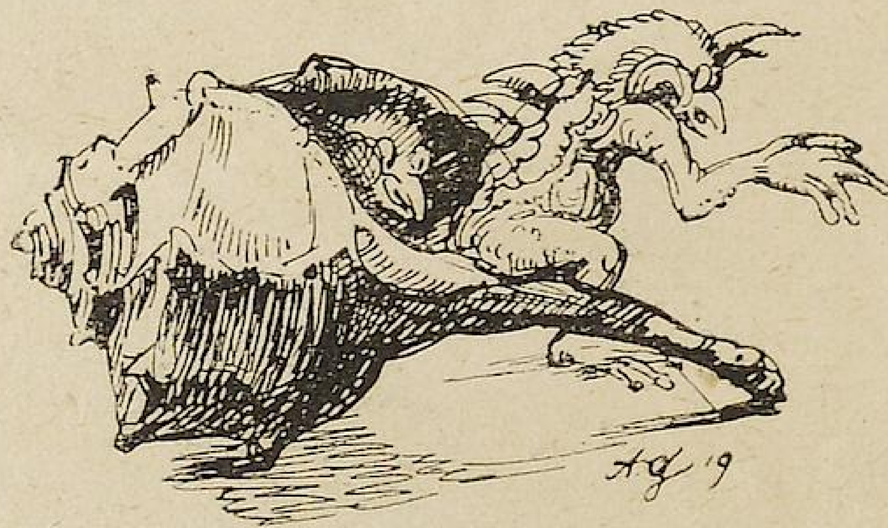
„Pfui! Genug, genug!"

„Das macht nichts. Es ist wahr, so wahr, als wir alle hier sitzen!"

Nachdem er das gesagt hatte, entfernte sich unser Erzähler, gleichsam glücklich und stolz über den hervorgebrachten Eindruck, während seine Kameraden einander mit offenem Munde ansahen, manche beinahe erschreckt, andere beinahe lachend, alle unter einem sichtbaren Eindruck; und als eine Diskussion auf ihr Stillschweigen folgen wollte, sagte der immer skeptische Fritz: „Wie wäre es, wenn wir ein Glas scharfen Schnaps tränken? Das würde unsere Gedanken reinigen." „Angenommen!"

Und ich kann euch gestehen, bis zum Hahnenschrei stürzte man noch viele Züge hinunter.

So endete die Geschichte von Major Müller.



SCHLOSS VALNOIR

Von E. Scupin (mit 2 Zeichnungen von Elfriede Plaichinger-Coltelli)

AN einem trübseligen, ereignislosen Nachmittag hockten wir wieder einmal stumpfsinnig zusammen. Leutnant d. L. Brummelmeier, in friedlichen Zeitläuften Privatdozent für Zoologie, hatte gerade ein wenig aufregendes und allseitig unbeachtetes Privatissimum über lebend gebärende Zahnkarpfen vorgetragen, da überbrachte mir plötzlich der Regimentsadjutant einen Befehl, sofort nach Chateau Valnoir zu reiten und dann über die Möglichkeit der dortigen Unterbringung des Divisionsstabes zu berichten. „Auf der Karte ist das Chateau nicht verzeichnet, es soll aber mitten im Walde in südwestlicher Richtung liegen, na, Sie werden's schon finden. Wenn Sie wollen, kann Sie auch einer der anderen Herren begleiten." Nach einem Augenblick des Zögerns fügte der Adjutant noch leiser und leicht lächelnd hinzu: „Übrigens, nehmen Sie sich in acht, es scheint da nicht ganz geheuer zu sein, die Pisangs machen ganz runde, erschrocken geheimnisvolle Augen, wenn sie nach dem Waldchateau, das offenbar noch keiner von ihnen gesehen hat, gefragt werden."

Auf einmal stand Dr. Brummelmeier vor mir, flehendes Bitten in seinen bebrillten Kinderaugen: „Hören Sie, Bester, nehmen Sie mich mit", und mit einem unsagbar komisch wirkenden stolzbewußten Blick auf den breit grinsenden langen Salten: „Man will doch auch mal was erleben und aus dem Stumpfsinn hier fort."

Nun ritten wir schon zwei gute Stunden. Immer nach Südwesten. Der zerfahrene, hartkrustige Weg führte durch immer dichtere, wild wuchernde Bestände. Ab und zu meldete irgendwo ein Fasan, sonst blieb alles still und drückend. Die Fliegen und Bremsen, die das heraufziehende Gewitter spürten, wurden allgemach lästig.

Eine peinliche, nervöse Spannung hatte sich meiner und der Pferde bemächtigt, selbst Brummelmeiers alter braver Schwadronszossel begann zu schnauben und mit den Ohren zu spielen, nur der gute Doktor schien völlig unberührt und verbreitete sich behaglich über den ihm hochwichtig erscheinenden Unterschied zwischen der gemeinen Stubenfliege Musca domestica und der äußerlich leicht mit ihr zu verwechselnden Stechfliege Stomoxis calcitrans.

Das Unwetter war indessen mit einer unwahrscheinlichen Schnelligkeit herangekommen. Die stillstehende Luft glomm in einem giftig fahlen Gelb, und nur die obersten Baumwipfel packte manchmal eine kurze heftige Sturmwelle. Kalter Schweiß brach mir aus allen Poren, und eine atemlose wilde Angst krallte sich mir ins Herz. Brummelmeier beendete gerade mit meckerndem Lachen sein zoologisches Privatissimum mit dem Satze: „Tja, sehen Sie, das wäre nun wieder einer der häufigen Fälle in der Natur, daß eine ganz gemeine blutgierige Bestie sich unter der scheinheiligen Maske eines braven Haustieres verbirgt", da fuhr mit gellem Knall ein breiter Blitz vor uns in eine uralte Eiche und spaltete einen starken Ast ab, der mit weithin dröhnendem Krach zur Erde prasselte. Dann war's mit eins tiefschwarze Nacht um uns.



Einige Augenblicke lautloser Stille. Dann schien sich die Hölle zu öffnen. Aus den Haselbüschen glotzten glühende Augen. Dann wieder wimmerte es von irgendwoher, als läge jemand in höchster Todesnot, und nun gellte ein schrilles, herz-

loses Lachen auf, das mir das Blut erstarren ließ. Dort, wo ich vorhin die grasige Lichtung gesehen hatte, tanzten blaue Flammen einen wilden, haltlosen Reigen. Polternd raste eine hetzende Jagd durch das Gehölz, Todesschreie heulten schmerzgepeinigt auf, und immer wieder, immer wieder dazwischen das schrille, grauenvolle Lachen. Ein gespenstisches Riesentier umkreiste uns in lautlosem Fluge und streifte mit seidig weichen Schwingen meine Wange. Grauengeschüttelt rief ich nach meinem Begleiter, und der gute Doktor antwortete mit seiner aufreizenden Ruhe: „Nu machen wir aber, daß wir weiterkommen, es wird gleich tüchtig herunterpladdern!"

Die zitternden Pferde waren kaum weiterzubringen, und während wir uns Schritt für Schritt mühsam vorwärts kämpften, heulte und schrie es und lachte und tobte es um uns, als wären alle bösen Geister gegen uns verbündet. Mir schlugen in wildem Grauen die Zähne aufeinander, den guten Doktor aber hörte ich hinter mir: „Syrnium aluco, der Waldkauz, und Athene noctua, der Steinkauz, kommen hier also in engster Nachbarschaft vor; na, die Kerle machen ja einen netten Radau!"

Dann tauchte plötzlich ein helles, ruhiges Licht vor uns auf; wenige Schritte noch und wir hielten vor einem Schloßtor altertümlichster Bauart. Von dem Schloßbau selbst war bei der nachtschwarzen Finsternis nichts zu erkennen. Den schweren metallenen Klopfer stieß ich wuchtig zweimal gegen die Tür, da öffnete sie sich mit widerwilligem Kreischen und wir blickten in eine weite waffen- und rüstungsgeschmückte Halle. Eine scheußliche Alte, einer Hexe im Kindermärchen ähnlich, — schielte aus triefigen, rotgeränderten Augen giftig zu uns herüber, kam dann aber heran, nahm die Pferde ab und ließ uns eintreten. „Die Gräfin wird sofort persönlich kommen", versicherte sie uns im Weggehen. Die schmerzhafte Spannung meiner Nerven wollte auch jetzt noch nicht nachlassen, in allen Gliedern zerrte und riß es, und jedes Nervchen zuckte mir in peinvoller Qual. Brummelmeier betrachtete indessen mit sichtbarem, sachlichen Interesse die an den Wänden hängenden Geweihe und schritt gerade einer ihn besonders lockenden Gruppe ausgestopfter Tiere zu, da öffnete sich eine uns bisher entgangene Wandtür, und die Schloßherrin stand vor uns.

Eine rutenschlanke, hohe Gestalt, die in einem enganliegenden, schwarzen Samtkleid voll zur Geltung kam. Über dem elfenbeinblassen, feinen Gesicht scheitelt schlicht kohlschwarzes, volles Haar. In der Linken führte sie mit spielender Lässigkeit eine dünne Reitgerte. „Die Herren suchen Quartier?" wendete sie sich an mich, „bitte, mein Haus steht zur Verfügung". Auf ein Zeichen mit einer kleinen, silbernen Handglocke stand die alte Hexe wieder vor uns: „Margot, führe die Herren in ihre Zimmer!" — und zu uns gewandt: „Ich darf die Herren wohl dann zu einem bescheidenen Nachtmahl erwarten".

Da hatten wir nun unseren Auftrag überraschend gut und schnell erledigt. Dem langen Korridor nach zu urteilen, den wir unter Führung der Alten durchschritten, waren wir hier in einem hochfeudalen, allen Ansprüchen des Divisionärs voll entsprechenden Schloß, und auch die Zimmer, die wir nun angewiesen erhielten, waren von einer beruhigend gediegenen Pracht



Rolf v. Hoerschelmann / Galgenhügel

und doch — die grauenvolle Spannung, die atembeklemmende Angst vor etwas Fürchterlichem, Unbekanntem wollte nicht von mir weichen. Ich sagte mir selbst, daß das alles wohl an der atmosphärischen Spannung liege, denn das Gewitter lastete noch immer lautlos über dem gespenstischen Walde, aber selbst die drolligen, zufriedenen Zurufe, mit denen Brummelmeier mir die Auffindung jedes von ihm neu entdeckten Komfortstückes verkündete, vermochten mich nicht zu beruhigen.

Die Gräfin erwartete uns im reichgedeckten Speisesaal. Eine prachtvolle, große Dogge mit wunderbar sanften Augen schmiegte sich an sie, ein überwältigend schönes Bild. Und doch habe ich noch nie einen so verängstigten, flehenden, ja direkt menschlichen Ausdruck in den Augen eines Tieres gesehen. Mit vollendeter Eleganz nahm die Gräfin unseren Handkuß entgegen, lud uns dann mit graziöser Handbewegung zu Tisch und hörte mit gelassener Aufmerksamkeit zu, als ich ihr den Zweck unseres Besuches mitteilte. Sofort erklärte sie sich bereit, den Divisionsstab unterzubringen, stellte einundzwanzig Räume zur Verfügung und beruhigte mich auch über das Vorhandensein von Ställen und Mannschaftsquartieren. Und doch, trotz aller liebenswürdigen Bereitwilligkeit, trotz allen offenbaren Entgegenkommens: es war da etwas in ihren Zügen, was mich beunruhigte, ein feines, ironisches Lächeln, das alle ihre Zusagen Lügen zu strafen schien.

Brummelmeier ergriff die erste sich darbietende Gelegenheit und fragte in seinem harten, ungelenken Schulfranzösisch nach einzelnen präparierten Tieren, die auch hier wie in der Vorhalle herumstanden und -hingen. Als er sich als Zoologe decouvriert hatte, führte uns die Gräfin schließlich in ein als Damenboudoir kostbar eingerichtetes Nebengemach, in dem zahllose Käfige mit allerlei Vögeln standen. Mit glühendem Interesse eilte der Doktor von Käfig zu Käfig, kam aber alsbald mit sichtlicher Bestürzung zu uns zurück und sagte mit rührender Offenheit: „Ja, um Gottes Willen, gnädigste Gräfin, Sie haben ja da alles verkehrt gemacht. Bei keinem einzigen der Tiere sind die Lebensbedingungen richtig getroffen. Es muß ja eine entsetzliche Marter für die armen Wesen sein, so zu leben — ja, sie können einfach so nicht leben!" Mit unendlich verächtlichem, harten Blick blitzte die Gräfin den tierfreundlichen Sprecher an, warf den Kopf stolz zurück und sagte nur kurz: „Sie müssen!" Dabei sauste die Reitgerte schneidend durch die Luft und traf hart den Kopf der Dogge, die weh zusammenzuckte, dann aber näher heran kroch und die strafende Hand ihrer Herrin demütig leckte. Mit trocknem Lachen wies uns die Gräfin schließlich noch einen Käfig, dessen eine Seite eine längliche, um ihre Längsachse bewegliche Trommel aus Drahtgeflecht zeigte. Mit dem Goldknauf der Reitpeitsche schlug sie scharf gegen den holzverkleideten Käfig und sofort sprang ein schwarzes Eichhörnchen in die Trommel, die sich nun unter dem Gewicht des Tieres schnell zu drehen begann. Das Bemühen des Tieres, im Gleichgewicht zu bleiben, beschleunigte das Tempo der Trommel immer heftiger und schließlich konnte das Eichhörnchen doch nicht mehr folgen und rollte ermattet in dem Drahtgeflecht herum. Brummelmeier hielt die noch immer rotierende Trommel schließlich fest, blickte mitleidig auf das wie leblos daliegende Tier, dann weiteten sich seine guten Augen in sprachlosem Entsetzen: „Ja, hier sind ja unzählige nadelscharfe Spitzen im Innern der Trommel angebracht, das arme Tier muß sich ja die Sohlen schauderhaft verletzen!" Und wieder nur das harte Lachen.



M. Christiani / Die Seele

Als wir dann zu unseren Zimmern hinaufgingen, blieb der Doktor plötzlich auf einer Treppenstufe stehen, faßte nach seiner Gewohnheit nach dem obersten Knopf meines Waffenrockes und sagte: „Ein scheußliches Weibsbild! Und wissen Sie, alle diese Tiere, die das Frauenzimmer hier mit raffinierter Grausamkeit quält, haben so etwas grauenvoll Menschliches im Blick. Als wären sie von dem Zauberstabe dieser Circe nur in ihre jetzige Gestalt verwandelt."

Eine Stunde etwa muß ich geschlafen haben, da weckte mich eine seltsame Unruhe. Es war mir, als hörte ich meinen Kameraden im Nebenzimmer in höchster Todesnot röcheln und dazwischen abwechselnd das gelle Lachen, das mich vorher im Walde erschreckt hatte, und wieder das harte, grausam genießende Lachen unserer Schloßherrin. Völlig ermuntert lauschte ich eine Weile angestrengt: Nichts! Dann rief ich den Doktor, bekam aber keine Antwort. Nun hielt es mich nicht mehr länger. Die elektrische Laterne in der Hand, eilte ich in das Nebenzimmer. In geisterhafter Blässe lag Brummelmeier im Bett, schlaff hing die linke Hand zu Boden, aus der rechten Halsseite tröpfelten aus nadelfeinen Wunden zwei dünne Strählchen Blut. Der Doktor war tot. An der Gardine aber hing plump und satt an scheußlichen Hakenkrallen eine riesige Fledermaus und funkelte mich mit tückische Augenn wütend an.



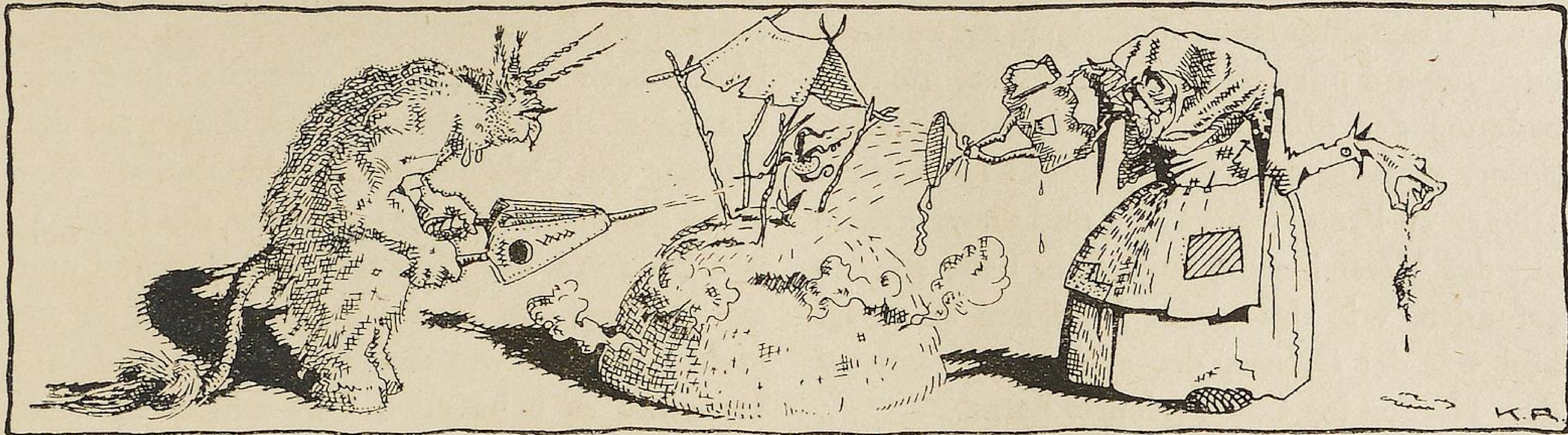
In namenloser Wut griff ich nach dem auf des Doktors Nachtkasten liegenden Revolver, da — schlug grell eine fahlgelbe Blitzlohe ins Zimmer und mir schwanden die Sinne.

Unser guter alter Divisionsarzt stand an meinem Bett, als ich erwachte: „Na, Gott sei Dank, mein Lieber, daß wir Sie durchgebracht haben." — „Ja, wie komme ich denn hier ins Lazarett?" „Nun, direkt aus dem Walde, wir fanden Sie neben einer vom Blitz getroffenen alten Eiche liegend." — „Und Brummelmeier?" — „Den hat's leider gehascht, der arme Kerl ist vom Blitze erschlagen worden. Er wird morgen begraben." Auf meine Bitte wurde ich zur Leiche des Kameraden gebracht. Die nadelfeinen Halswunden hoben sich deutlich von dem blutleeren weißen Halse ab. „Typische Blitzverletzung", meinte der Divisionsarzt.

Am Tage von Brummelmeiers Begräbnis habe ich dann unser Erlebnis erzählt. Der Divisionsarzt hörte mir ernst zu, faßte dann meine Hand und sagte gütig: „Also, lieber Freund, zunächst mal sechs Wochen Heimaturlaub in ein ruhiges Sanatorium. Sie scheinen doch einen argen Nervenschock erlitten zu haben.

Das Schloß Valnoir, das auf keiner Karte stand, hat tatsächlich nie existiert.

Aber die Eingeborenen Pisangs machen ganz runde, erschrocken geheimnisvolle Augen, wenn man sie danach frägt.



DAS TREIBHAUS

WUNDERLICHES UND ABSONDERLICHES

Dieser Teil des „Orchideengarten“ wird von Dr. Max Kemmerich bestellt.

Räumliches und zeitliches Fernsehen.

Der Herzog von Saint-Simon berichtet in seinen Memoiren (Paris 1829, Tom., V. S.120 ff., Übersetzung von H. Flörke) folgendes: „Ich lasse hier etwas folgen, was der Herzog von Orléans mir im Salon des Schlosses von Marly erzählte, in einer Ecke, wo wir in vertrautem Gespräch weilten, an einem Tage, da er, auf dem Punkte nach Italien abzureisen, von Paris ankam. Die durch damals nicht vorauszusehende Ereignisse bestätigte Seltsamkeit des Vorganges veranlaßt mich, nicht mit Stillschweigen darüber wegzugehen.

Er bekundete lebhaftes Interesse für Künste und Wissenschaften aller Art und hatte, bei unendlich viel Geist, die am Hofe der Kinder Heinrichs II. so gewöhnliche Schwäche, die Katharina von Medici unter andern Sitten aus Italien mitgebracht hatte. Er war auf alle Weise bemüht gewesen, den Teufel ins Gesicht zu bekommen, jedoch ohne daß es ihm gelungen wäre, wie er mir oft gesagt hat, ferner außergewöhnliche Dinge zu erlangen und die Zukunft vorauszuwissen.

Die Sery hatte ein kleines Mädchen von acht oder neun Jahren bei sich, das im Palais Royal geboren worden war und es nie verlassen hatte — ein Kind, das die ganze Unwissenheit und Einfalt besaß, die diesem Alter und dieser Erziehung eigen sind. Unter anderen Schelmen, die sich mit verborgenen, merkwürdigen Dingen abgeben, und von denen der Herzog von Orléans in seinem Leben viele kennen gelernt hatte, führte man ihm bei seiner Maitresse einen vor, der behauptete, er werde in einem mit Wasser gefüllten Glase alles sehen lassen, was man würde wissen wollen. Er verlangte eine junge, unschuldige Person, damit sie hineinschaue, und das genannte kleine Mädchen erwies sich als geeignet. Man vergnügte sich also damit wissen zu wollen, was damals selbst an entfernten Orten vor sich ging, und das kleine Mädchen sah ins Glas und teilte alles mit, was sich ihm darin zeigte. Dieser Mann sprach ganz leise über dem mit Wasser gefüllten Glase einige Worte, und alsbald sah man mit Erfolg hinein.

Die Täuschungen, denen der Herzog von Orléans oftmals zum Opfer gefallen war, veranlaßten ihn zu einer Probe, die ihm Gewißheit verschaffen konnte. Er befahl einem seiner Leute ganz leise ins Ohr, sogleich zu Frau von Nancré zu gehen, die ihre Gemächer ganz in der Nähe hatte, sich gut einzuprägen, wer dort war, was dort getrieben werde, die Lage und Einrichtung des Zimmers und dann zurückzukehren, ohne einen Augenblick zu verlieren, noch mit jemand zu sprechen. Im Handumdrehen wurde der Auftrag ausgeführt, ohne daß jemand gewahr wurde, was vorging, und während das kleine Mädchen sich in dem Gemach aufhielt, wo das Glas stand.

Sobald der Herzog von Orléans unterrichtet war, sagte er zu dem kleinen Mädchen, es solle in das Glas sehen und sagen, wer bei Frau von Nancré sei und was dort vor sich gehe. Alsbald erzählte es ihm Wort für Wort alles, was der Abgesandte des Herzogs dort gesehen hatte: Die Beschreibung des Gesichts, der Gestalt, der Kleidung der Leute, die sich dort befanden, die Stelle, wo sie sich im Zimmer aufhielten, die Personen, die an zwei verschie-

denen Tischen spielten, diejenigen, die zusahen oder sitzend oder stehend plauderten, die Anordnung der Möbel, mit einem Worte alles. Sofort schickte der Herzog von Orléans einen Diener zu Frau Nancré hin, und dieser kehrte mit der Versicherung zurück, er habe alles so gefunden, wie das kleine Mädchen es gesagt und wie der Diener, der zuerst dort war, es dem Herzog ins Ohr berichtet hatte.

Er sprach mit mir kaum über diese Dinge, weil ich mir die Freiheit nahm, ihn dafür zu tadeln. Als er mir diesen Fall erzählte, nahm ich mir wiederum die Freiheit, ihm meine Meinung zu sagen, und das, was ich für geeignet hielt, ihn davon abzubringen, dergleichen Zauberkünsten Glauben zu schenken und sich damit zu unterhalten, zumal in einer Zeit, wo sein Geist mit so vielen großen Dingen beschäftigt sein sollte. „Das ist nicht alles," sagte er zu mir, „und ich habe Ihnen das nur erzählt, um zum übrigen zu kommen", und sogleich erzählte er mir, er habe, ermutigt durch die genaue Übereinstimmung dessen, was das kleine Mädchen von dem Zimmer der Frau von Nancré gesehen hatte, mit der Wirklichkeit, etwas von größerer Wichtigkeit sehen wollen, nämlich, was beim Tode des Königs vor sich gehen würde, doch ohne nach der Zeit seines Eintretens zu forschen, die man in dem Glase nicht sehen konnte. Er fragte also gleich darauf die Kleine in diesem Sinne. Sie, die nie von Versailles hatte reden hören, auch nie jemand vom Hofe gesehen hatte, ausgenommen den Herzog, blickte in das Glas und schilderte ihnen alles, was sie sah, ganz ausführlich. Sie beschrieb genau das Schlafzimmer des Königs und die Einrichtung, die sich dort in der Tat zur Zeit seines Todes vorfand. Sie schilderte ihn mit vollkommener Treue, wie er in seinem Bette lag und die Anwesenden, die neben dem Lager oder im Zimmer standen, ein kleines, von Frau von Ventadous gehaltenes Kind mit dem Heiliggeistorden, bei welchem Anblick sie einen Ausruf der Freude ausstieß, weil sie es schon bei Frau von Sery gesehen hatte. Aus ihrer Beschreibung konnte man Frau von Maintenon erkennen, die merkwürdige Gestalt Fagons, die Herzogin von Orléans, die Herzogin von Condé, die Prinzessin von Conti; sie stieß einen Ruf aus, als sie den Herzog von Orléans erkannte: mit einem Wort, sie beschrieb die Anwesenden alle, Prinzen, Herren, Hofchargen und Diener, die sie dort sah. Nachdem sie alles gesagt hatte, fragte sie der Herzog von Orléans, überrascht, daß sie ihm keine Beschreibung des Dauphins, des Herzogs von Burgund, der Herzogin von Burgund und des Herzogs von Berry gegeben hatte, ob sie nicht Gestalten von der und der Art sehe. Sie verneinte es beharrlich und schilderte noch einmal diejenigen, die sie sah. Das war es, was der Herzog von Orléans nicht begreifen konnte und worüber er sich mit mir höchlich verwunderte und vergeblich nach dem Grunde dafür suchte.

Der Gang der Ereignisse gab die Lösung des Rätsels: Man schrieb damals 1706. Alle vier waren zu dieser Zeit voller Leben und Gesundheit, und alle vier starben vor Ludwig XIV. Ebenso verhielt es sich mit dem Prinzen von Condé und dem Prinzen von Conti, die sie nicht sah, während sie die Kinder der beiden letzteren, den Herzog von Maine, die Seinigen und den Grafen von Toulouse sah. Aber bis zum Eintritt des Ereignisses blieb das im Dunkeln.

Als diese Kuriosität zu Ende war, wollte der Herzog von Orléans wissen, was aus ihm werden würde. Das Glas gab darüber aber keine Auskunft mehr.

Der Zauberkünstler bot ihm an, es ihm wie an die Wand des Zimmers gemalt zu zeigen, vorausgesetzt, daß er sich nicht fürchte, sich dort erscheinen zu sehen. Und nach einer Viertelstunde, die der Zauberkünstler vor ihnen allen mit allerlei Firlefanz ausfüllte, erschien plötzlich die Gestalt des Herzogs von Orléans, gekleidet, wie er damals war, und in ihrer natürlichen Größe auf der Wand wie ein Gemälde, eine geschlossene Krone auf dem Haupte. Es war weder die französische, noch die spanische, noch die englische, noch die des Deutschen Reiches. Der Herzog von Orléans, der sie mit der gespanntesten Aufmerksamkeit betrachtete, vermochte nie herauszubringen, was für eine es sein sollte; er hatte noch nie eine ähnliche gesehen. Sie hatte nur vier Ringe und auf der Spitze nichts. Diese Krone bedeckte sein Haupt.

Der zuvor erzählte dunkle Vorgang und dieser hier gaben mir Gelegenheit, ihm die Nichtigkeit von Merkwürdigkeiten dieser Art vorzuhalten, die nichts seien, als richtiges Teu-

felsblendwerk, das Gott zulasse, um eine von ihm verbotene Neugier zu bestrafen, und auf die Leere und das Dunkel hinzuweisen, die ihre Folge sind, statt des Lichtes und der Befriedigung, die man darin sucht. Er war damals sicherlich weit davon entfernt, Regent des Königreichs zu sein und an diese Möglichkeit zu denken. Diese Regentschaft war es vielleicht, die ihm diese seltsame Krone ankündigte.

Dies alles hatte sich in Paris bei seiner Maitresse (Fräulein von Sery) begeben, in Gegenwart der allerengsten Freunde beider, am Vorabend des Tages, an dem er mir's erzählte, und ich habe es so außerordentlich gefunden, daß ich ihm hier einen Platz eingeräumt habe, — nicht um es zu billigen, sondern um es mitzuteilen."

Soweit Saint-Simon. Es dürfte sich hier um einen der am besten beglaubigten Fälle von Hellsehen aus der älteren Literatur handeln, der deshalb doppelt wertvoll ist, weil der Berichterstatter, trotz prinzipieller Ablehnung, die Tatsachen zugeben muß, und weil Gedankenlesen ausgeschlossen ist. In meinen „Prophezeiungen" (Verlag Albert Langen) habe ich noch eine Fülle ähnlicher Zeugnisse zusammengetragen.

*

Die schöne Königin Marie Antoinette war 1775 Veranlassung zur Erfindung folgender Farbennuancen: La jeune puce (junger Floh), la vieille puce (alter Floh), la tête de puce (Flohkopf), le dos de puce (Flohrücken), le ventre de puce (Flohbauch) la cuisse de puce (Flohschenkel). Offenbar hatte man reichlich Gelegenheit am Floh Farbstudien anzustellen. Nach der Geburt des Dauphin wurde eine Farbe kreiert, die dieses freudige Ereignis in sinniger Weise zu feiern wußte: Caca-Dauphin. Anarchisten müssen es dagegen gewesen sein, die ein Grün „Merde d'oie" schufen, Die Farbe — oder sollte es der poetische Name gewesen sein? — gefiel so sehr, daß sie unter Napoleon wieder Triumphe feierte.

1782 gab es folgende neue Farbennuancen: Indiskrete Tränen, erstickte Seufzer, Nymphenschenkel, Karmeliterbauch etc. 1791 tauchte eine Boue de Paris (Pariser Kot) genannte Modefarbe auf. Und da wagt es jemand den schöpferischen Geist der Frauenwelt anzuzweifeln.

PHANTASTISCHE BÜCHER

An dieser Stelle zeigen wir an und besprechen neuere und ältere phantastische Literatur, graphische Blätter, Werke unserer Mitarbeiter etc.

Friedrich Otto, „Ultra", Sieben Erzählungen mit Bildbeigaben von Alfred Kubin. Die erste dieser Erzählungen ist zwar psychologisch gut, gegenständlich, originell, aber Spannung des Grauens fehlt; zu sehr verloren in psychologische Analyse des schon pathologischen Zustandes. Man steht am Eingang und Anbeginn einer Welt, die man in den nächsten 6 Erzählungen nach allen Richtungen hin durchwandern, nein durchfliegen muß. Immer tiefer treibt einen die einmal begonnene Lektüre in Urwälder und Dickicht letzter phantastischer Möglichkeiten hinein, bis zum Schlangenbaume, auf dem die totenkopftragende Cattleya necans prangt. Voll höchster Spannung sind noch: „Madiah Sourith; Die Geschichte einer indischen Schlangentänzerin", "Iwan der Schreckliche" und besonders: „In den Fieberwäldern des Grungugy". Ich kann nicht anders als Walter von Molos Worte wiederholen: Jules Verne ist ein Anfänger gegen Otto. Ein Buch, nicht nur unerschöpflich an Erfindung und Phantasie, sondern auch unerbittlich im Zwange seiner Konsequenzen. Dr. W.

Renard, Der Doktor Lerne. Ein Schauerroman. Kurt Wolff Verlag, Leipzig. Der Grundgedanke dieses phantastischen Romans ist nicht übel: ein Gelehrter hat die Kunst der animalischen Gewebeverpflanzung so vollkommen ausgebildet, daß er schließlich Transplantationen und Auswechselungen ganzer Gehirne von einem Individuum zum anderen mit gutem Erfolg ausführen kann. Was hätte ein Meyringk oder Perutz aus solch einem Stoffe machen können! Der französische Autor aber zeigt sich der lohnenden Materie in keiner Weise gewachsen. Unnötig zu sagen, daß Renard (er ist ja als Franzose Erbpächter der Kultur) jede Gelegenheit an den Haaren herbeizieht, die Deutschen nach Möglichkeit zu verunglimpfen. Alles in allem also eine unbefriedigende Lektüre. E. Sc.

Eingesandte Bücher.

Bruno Schönlank, Blutjunge Welt. Gedichte. Paul Cassirer, Berlin 1919.

Ulrich Steindorff, Die Irren. 3 Aufzüge. Paul Cassirer, Berlin 1919.

Otto Goldmann, Der Überdetektiv und andere Novellen. Xenienverlag, Leipzig 1918.

Alwin Lesky, Strom ohne Brücke. Novellen. Verlag Leykam, Craz 1918,

Bemerkungen der Schriftleitung

Das Titelblatt zeichnete Otto Muck, die Leiste zum Treibhaus Karl Ritter, Obergrainau

Verantwortlich: Für die Schriftleitung *Alf von Czibulka*, München. Für den Anzeigenteil *Hans Eberlein*, München.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur für Österreich: *Hans Hofmann-Montanus*, Wien IV, Viktorgasse 18.
Druck: *Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn.*

Soeben erschienen:

Das Geschlecht Habsburg

von

Erich von Kahler

120 Seiten gr. 8°. Geheftet M. 4.50

„Mit einem biologischen System ist die Darstellung zu vergleichen, deren sich Kahler bedient, um in kühner Pinselführung ein Bild der Geschichte des Hauses Habsburg auszuführen, wie es sich seinem Geiste zeigt. Es ist etwas Expressionistisches in diesem Historienbild und zugleich ragt es hinein in die unbestimmbaren Grenzen des Metaphysischen, ja des Mystischen." (Neues Wiener Journal)

Verlag „Der Neue Merkur", München

Theresienstraße 12

VERLAG HERMANN MEISTER IN HEIDELBERG

Im fünften Jahr erscheint:

SATURN

Eine Monatsschrift für Kunst und Kultur

herausgegeben von Hermann Meister und Robert R. Schmidt

Der „Saturn" will die künstlerischen und kulturellen Erscheinungen der Zeit im Spiegel der Humanität und Vergeistigung betrachten und die Kräfte zu einer neuen Menschwerdung im Wechsel seiner Arbeiten sammeln. Der neue Jahrgang begann am 1. Mai 1919 und bringt Beiträge von

Kurt Bock / Walter Eidlitz / Albert Ehrenstein / Paul Ernst Hermann Kesser / Paul Mayer / Robert Müller / Otto Stoessl Ludwig Ullmann / Robert Walser / Paul Zech u. a.

O 119] Einzelheft M. 1.60 /// Halbjährlich M. 9.–

In allen Buchhandlungen zur Ansicht / Probenummern werden nicht versandt

Interessante Bücher!

Verlangen Sie kostenlose Prospekte von

Verlag Aurora :: Dresden-Weinböhla

Eine literarische Monatsschrift **DAS LANDHAUS** Herausgeberin Toni Schwabe

Bezugspreis vierteljährlich M. 3.50, jährlich M 12.-

Das Landhaus ist nur für gleichgestimmte Menschen gegründet worden und soll nur an solche weiterempfohlen werden. Seine Leser bilden eine geistige Gemeinschaft, fern allem Banausentum, Gegner allem Strebertum und Vorteilsschwindel, Förderer und Liebhaber reiner Kunst und Dichtung. Das Landhaus vertritt nicht eine Richtung, sondern die Idee, daß Kunst und Dichtung als zeitlose Geistesschätze durch alle Wandlungen von Form und Zeit hindurch dringen und so in allen Zeiten und Völkern zu finden sind. Das Landhaus ruft seine Leser zu dem einen Ziel: Wir wollen daran helfen, daß Deutschland ein neues Reich, ein Reich des Geistes, und, wie es einst schon genannt wurde: ein Land der Denker und Dichter werden möge.

PRESSE-URTEILE: „Der Merker", Wien: Das „Landhaus", eine von der Dichterin Toni Schwabe herausgegebene Zeitschrift. Dem Inhalt ist bei aller Verschiedenheit doch eine Sehnsucht nach dem Abseitigen gemeinsam, der Wunsch in geheimnisvolle Reiche der Seele zu dringen. / **Hamburgischer Korrespondent:** Das „Landhaus" bringt eine vorzügliche Wahl wirklich guter moderner Literatur, pflegt neue Gedanken auf allen Gebieten, gibt vielseitige Anregungen und ist vor allem auf den selbstdenkenden Leser zugeschnitten. **Die Post, Berlin:** Eine Zeitschrift, wie sie sich wohl viele gerade in dieser Zeit ersehnt haben, bar aller Aktualität und zeitgemäßen Inhalts, über der Zeit stehend und doch für sie geschaffen.

Die Jahresbände des Landhaus 1916, 1917, 1918

sind, fein gebunden, in beschränkter Anzahl noch lieferbar. Man verlange Prospekt.

LANDHAUSVERLAG / JENA



Pallabona unerreichtes trockenes Haarentfettungsmittel

entfettet die Haare rationell auf trockenem Wege, macht sie locker u. leicht zu frisieren, verhind. das Auflösen der Frisur, verleiht feinen Duft, reinigt d. Kopfhaut. Gesetzl. geschützt. Bestens empfohlen. Dosen zu M. 0.80, 1.50 und 2.50 bei **Damenfriseuren**, in **Parfümerien** oder franko von Pallabona-Gesellschaft, München NO 39

Nachahmungen weise man zurück

Dreiländerverlag / München

Die führenden Geister am Neubau der Welt sammelt die

politisch-historische Bücherei

Dokumente der Menschlichkeit

„Die Welt fängt im Menschen an" — unter dem Zeichen dieses Dichterwortes steht unsere Bücherei. Sie sammelt die Zeugen für die Verwirklichung des Guten durch die Menschheit, die freiesten und kühnsten Geister aller Zeiten und Völker —, die Führer und Lehrer menschlicher Erhebung als Mithelfer am beginnenden Neubau der Welt.

Zunächst erscheinen:

Joh. Gottl. Fichte: Republik der Deutschen / Thomas Morus: Utopia / Jonathan Swift: Attacken / Jean Paul: Friedenspredigt / J. J. Rousseau: Der Gesellschaftsvertrag / Thomas Campanella: Sonnenstaat / Immanuel Kant: Zum ewigen Frieden / Joh. Gottl. Fichte: Neue Welt / Wilh. v. Humboldt: Die Grenzen des Staates / Louis Blanc: Die Organisation der Arbeit / Matth. Claudius: Neue Politik

Preis: M. 1.50 der Band / Durch jede Buchhandlung zu beziehen


Der
Orchideen
Garten

D E R O R C H I D E E N G A R T E N
PHANTASTISCHE BLÄTTER
HERAUSGEBER: KARL HANS STROBL / SCHRIFTLEITER: ALF VON CZIBULKA

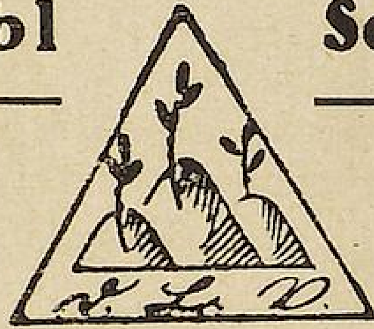
Jährlich erscheinen 26 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft 80 Pf. / für das Vierteljahr 5 M. / durch jede Buchhandlung und durch alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die viergespaltene Millimeterzeile 80 Pf. / NACHDRUCK auch mit Quellenangabe untersagt / VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich / SCHRIFTLEITUNG: München, Leopoldstraße 3 / ÖSTERREICHISCHE VERLAGS- UND REDAKTIONSSTELLE: Wien IV, Viktorgasse 18 / Zuschriften und Einsendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte und Zeichnungen werden nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt.

1919

Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl | Schriftleiter Alf von Czibulka



Erster Jahrgang | Siebentes Heft

DER HASCHISCHTRAUM

Von Richard Euringer
(mit zwei Zeichnungen von Paul Neu)

AUF der Fahrt von Ismid nach Konia befand sich ein Herr in meinem Wagenabteil, der als Ingenieur nach Adana reiste.

Wir kamen ins Gespräch, und da er die Gegend noch nicht kannte und ich ihm einige Fragen über Land und Leute zufällig hatte beantworten können, machte er sich einen Spaß daraus, mich nun bei jeder Gelegenheit mit oft verzwickten Fragen zu unterhalten.

Ich nahm das Spiel an. Die Rolle sagte mir zu.

Im Kabinett ergänzte ich zuweilen, rasch im Reisehandbuch blätternd, meine bescheidenen Kenntnisse, verblüffte ihn, band ihm Bären auf, improvisierte, flunkerte, wie's eben kam.

Mein öfteres Verschwinden, nachzuschlagen, erklärte ich mit einer leichten Ruhr.

Die Zeit verstrich im Flug.

Ein Viertelstündchen vor Afiun Karahissar meinte er so in seiner freundlich bequemen Weise:

„Nun schießen Sie mal los. Wie heißt das Kaff, was kauft man dort? Was spricht man über Land und Leute, Fauna, Geologie etc. Oder ist gar im Laufe der Jahrhunderte dort etwas vorgefallen?"

„Ein fetter Brocken", sage ich. „Afiun Karahissar! Ein wirklich interessantes Nest. Allein der Name schon. Ich weiß nicht, ob Sie sich für schöne Namen ...."

„Jawohl, jawohl."

„Ich selbst bin passionierter Namensammler: Afiun Karahissar, das schwarze Opiumschloß! Nicht wahr, romantisch? Mal etwas anderes."

„Famos, hier gibt es wohl Opiumhöhlen?"

„Nun, halb so wild."

„Ich interessiere mich für Opium. Man soll absonderliche Träume kriegen, wenn man das Zeug raucht."

„Ich habe es nicht versucht. Übrigens ist ein Unterschied zwischen Opium und Haschisch. Karahissar ist die Zentrale Anatoliens für Haschisch-Handel. So weit man Handel sagen darf: Eigentlich ist der Verkauf verboten. Eigentlich .... das alte Lied von allen guten Sachen."

„Haschisch? Das ist doch auch so'n Zeug wie Opium?"

„Ganz recht. Haschisch ist sogenannter indischer Hanf, mit Zucker oder Gummi festgeknetet; soviel ich weiß, wird hier das Kraut pulverisiert, mit Honig ausgekocht und irgendwie gewürzt. Es gibt dann grünlichgraue Knollen. Wie konservierter trockener Wirsing sieht es aus. Und duftet!"

„Und haben Sie's versucht?"

„Jawohl. Sehr mäßig allerdings. Was macht man nicht in langen Wüstennächten!

Übrigens sehen Sie!"

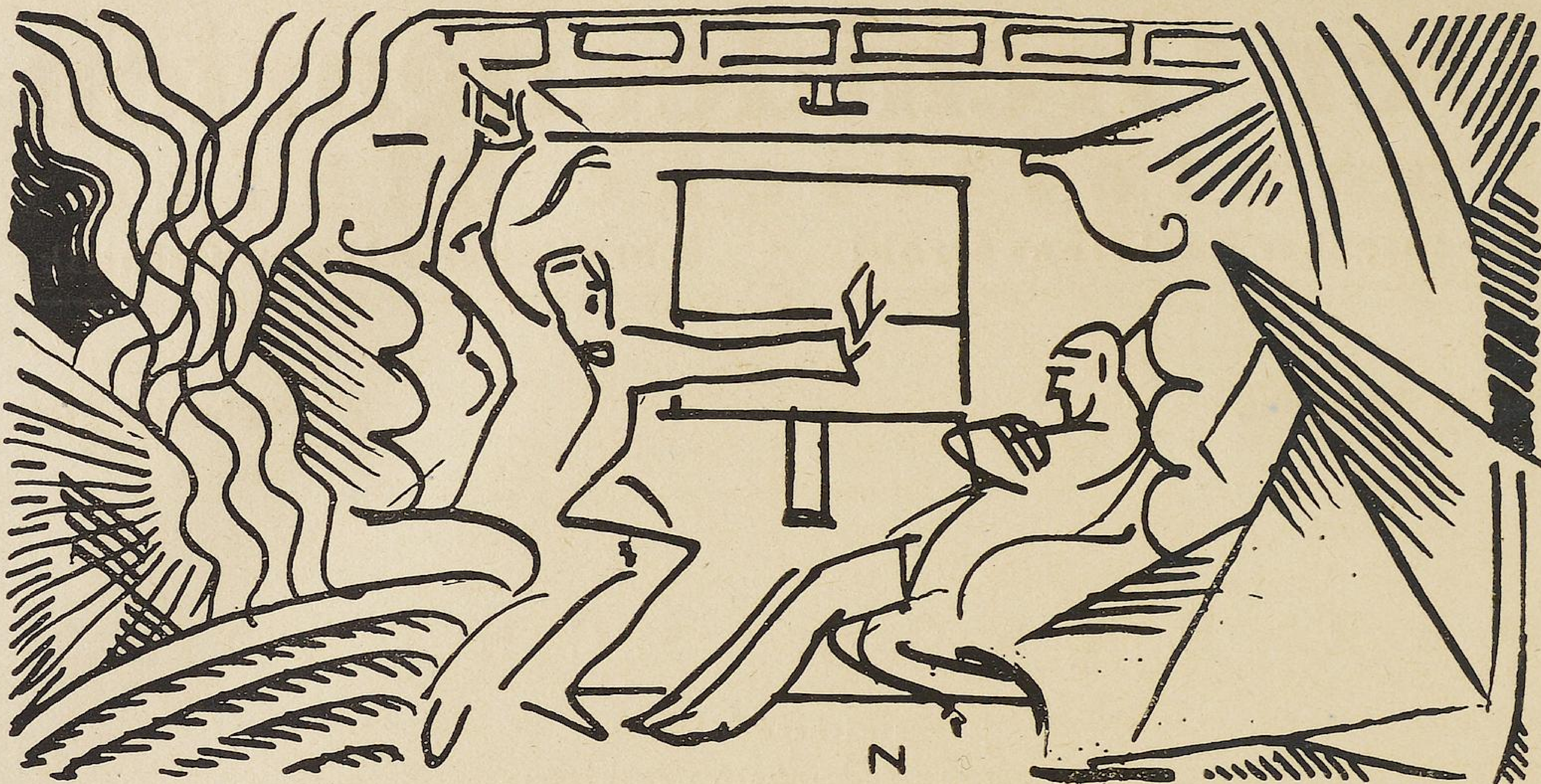
Ringsum nach Osten zu blühten weite Felder Mohn.

„Also doch Mohn?"

„Ich weiß es nicht."

Der Zug kroch sehr gemütlich durch das wunderselige Land.

„Erzählen Sie von der Haschischraucherei!"



„Man schneidet dünne Scheibchen in Silberpfannen und läßt sie dort verdampfen. Der Duft ist unbeschreiblich köstlich. Schwer und betäubend. In Zelten ist es schade drum. Ich habe allerdings ein Fest erlebt .... bei Konsul so und so .... er legt sich freilich ziemlich auf die Schläfen."

„Sind Sie nicht eingeschlafen?"

„Beinahe. Doch das sind schon Exzesse. Wir haben's harmloser getrieben. Unser Expeditionsarzt kerbte uns winzige Splitter in Zigaretten ein. Wie man in Kirchen Myrrhen in die Osterkerzen steckt.

Es hat den Vorteil, daß man das Kraut selbst nicht raucht, aber den wunderbar feinen Duft mitatmet.

Nur einmal habe ich die Dosis stark gesteigert. Inzwischen übrigens längst aufgegeben."

„Wie fanden Sie die Wirkung?"

„Ich habe unvergeßlich schön geträumt."

„Tatsächlich?"

„Unvergeßlich schön."

„Erotisch?"

„Auch nicht die Spur"

„Schade."

„Ich finde nicht. Interessieren Sie sich für Träume auch?"

„Maßlos."

„Dann muß ich Ihnen wohl erzählen — übrigens sehen Sie rasch dies Leuchten an! Dort über'n Mohn. Ich werde Sie daran erinnern."

„Ah! Herrlich, herrlich."

In einem grellen Sonnenguß loderte ein Zwickel flammenden Mohnrots.

„Das war eine bescheidene Illustration zu meinem Thema."

„So?"

„Ja. Ich sage Ihnen, das hier war gar nichts."

„Nanu? Sind Sie dermaßen verwöhnt?"

„Seit jenem Traum."

„Sie machen mich begierig. Ich will Sie nicht mehr unterbrechen."

„Na schön."

Der Zug schnitt durch Brünhildenfeuer wogend roter Felder.

„Man träumt doch allerlei: Ulkiges Zeug, Unsinn, Phantastisches, Groteskes, Verwirrendes, Ängste. Man träumt zuweilen Qualen. Man sieht Bewegungen, hört Menschen reden, weiß wenigstens, sie sprechen, laufen, stehen.

Beim Haschischrauchen ist es etwas anderes: Man träumt vom Nichts. Man träumt sogar das Nichts. Das pure Nichts. Gar nichts Geschehendes. Man sieht, man schaut, man lauscht. Man faßt den Raum. Besser: der Raum faßt mich, verschlingt mich, wölbt sich, bäumt sich und saugt mich ein.

Man sieht konturenlos. Ich bitte, das festzuhalten! Konturenlos. Geschehnislos, unepisch. Undramatisch, ich möchte sagen lyrisch, tief musikalisch."

„So? Ich verstehe das nicht ganz."

„Natürlich nicht. Passen sie auf: Es spielt sich nichts Einzelnes, Bestimmtes ab. Man wird erschlagen, erdrückt, geweitet, aufgerissen,

umarmt und mitgeschwemmt von lauter roten Farben!!"

„Ah!"

„Von lauter roten, roten, roten Tönen."

„Das muß ja köstlich sein."

„Ich habe jedenfalls ein ganz unsäglich schönes Rot gesehen. Das Rot für Blinde. Das Rot, für das ich schon seit langer Zeit nach einem Namen suche. Ich nenne es einstweilen Haschisch-Rot. Das sagt natürlich nichts. Mir fehlt ein Wort, durchsichtig, ragend, tosend, erschütternd. Ich bilde mir nämlich ein, diese Nuance erstmals entdeckt zu haben."

„Erzählen Sie doch bitte."

„Man kann das schlecht beschreiben. Ich habe verschiedene passionierte Haschischraucher nach meinem Rot gefragt. Man kann ja schlecht vergleichen. Das ist der wunde Punkt. Auch träumt ganz sicher jeder wieder anders. Darüber habe ich auch meine Lieblingstheorie.

Ich habe Purpurrot gesehen.

So ging es an. Flächen — sehr breite Wände, aber ohne Randkonturen. Wände in dunklem Purpurrot, die ständig wuchsen. Lediglich Farbe.

Ein saftig schweres, unterglühtes Purpurrot.

Alte Burgunder in Kelchen, wenn die Sonne drauf liegt, haben diesen Ton. Ich habe mich experimentell darum bemüht und bin darauf gekommen, daß man ihn ähnlich nur in Verbindung mit Violett herauskriegt: etwa, den Kelch vor violette Seide stellend.

Nun denken Sie: unendlich weite Flächen von diesem purpurnen Burgunderrot, herausgeholt durch die Reminiszenz an violette Seide.

So ging es an. Dann unterschied ich ganz allmählich verschiedene Strähnen.

Denken Sie folgendes: Sie kennen doch den alten Trick bei Theater-, etwa Tannhäuser-, Faust- — was weiß ich, für Verwandlungen. Sie lassen alle denkbaren Behänge von Flammen, Wolken, Stramin, von Schleiern, durcheinandergleiten. Es ist oft schwer, zu folgen. Sinkende, steigende, ununterbrochen, und in verschiedenen Ebenen.

So war das, aber alles ganz konturenlos. Nur einfach rot. Jedoch nicht einfach: hunderttausendfach. Von Lichtern überflutet, verglitzert und seideweich. Die Sprache kommt nicht 'ran. Strähnen. Sie sehen doch z. B. Haar. Ein Fleck. Aber Sie wissen, es sind Strähnen. Die Grenzen sind nicht festzustellen oder einzufangen. Nehmen Sie Bäche. Lösen Sie Henna, Zinnober, was Sie wollen — ich bin kein Maler und verstehe nichts davon — in Wasser. In Bächen. Alles so ziemlich senkrecht abfließend.

Vielleicht kann dieses Bild Sie näher bringen: Sie stehen vor einem schrecklich hohen Turm, es gleiten dauernd wallend breite, ununterbrochene Tücher, Gewänder, Mäntel, Stoffe, senkrecht herunter, auf denen Sonne liegt. Erinnern sie sich an das Aufleuchten des Mohnes, vorher! So etwa. Rot sage ich, rot. Es leuchtet, flackert, flimmert . . .

Oder: Sie fallen in einen unbegreiflich tiefen Brunnen, in einen Schacht, durchsichtig aus Rubinglas von alten Glasgemälden. Ein einziger gegossener Zylinder solches Glas! Nicht drin im Boden steckend, sondern rings umflutet von Sonnenstrahlen. Sechs Sonnen ringsherum. Nun fallen Sie hinein, zwei Stunden lang.

Oder: Sie stecken irgendwie im Niagarafall. Sie stecken mittendrin, die Wasser stürzen unter mächtigen, karminlackierten Scheinwerferlinsen bei starkem Licht. Sie stehen davor. Sehr nahe. Vor tosenden Niagarafällen von leuchtendem Rubin, durchsichtig! Strahlen, aber lautlos tosend!

Dann wechselte das Rot, herunter über Blutrot, Rosenrot zu plötzlich aufzuckendem, lebhaftem Scharlach, prangendem Sudanrot, Magdalarot, das zinnoberisch fluoreszierte . . .

Jetzt hab ich ein Bild: Das Meer. Also das Meer. Burgunder. Ein Meer Burgunder. Kennen Sie das Gefühl: in einem Operationsstuhl wagrecht zu liegen? Sie werden aufgeklappt, senkrecht. Oder beim Zahnarzt. Sie sind ja Dr. ing.

Nun gebe ich dem Meer unten Scharniere, die Achse. Klappe es auf, senkrecht. Verstehen sie? So! Das Meer, Burgunder. So sagten wir. Es wird natürlich sehr hoch. Es fängt auch an, herabzufließen, zu rauschen, allmählich mit Beschleunigung a — . . ., ich weiß die Formel nicht mehr genau.

Nun gehen Sie unendlich weit davon. Zum Rand der Wüste etwa, kriegen ein dickes Prisma vor Ihr Gesicht und zwanzigfach verstärkte Sonne in den Rücken. Stürzender Burgunder! Nach rechts und links, oben und unten keine Grenzen.

Ein schwaches Bild natürlich.

Ich sagte, Prisma. Gebrochenes Rot, in Tausenden von Tönen, Schattierungen, Nuancen. Aber nicht etwa in Gelb, Grün, Violett zerrissen, sondern: nur rot. Rot. Aufklaffend, z. B. Pyronin aus Kongorot, Ponceau aus Rosein, Magenta aus Korrekturentinte. Kirschrot aus Karmesin — nochmals, ich bin kein Maler. —

Dann sprangen Ecken in die Flächen — wie die Kubisten zeichnen. — Anklänge dafür finden Sie bei Rembrandt schon. Aber verstehen Sie nicht falsch: noch immer ganz konturenlos. Ganz einfach rote Farben, nur rote Farbe.

Dann schoben sich die Flächen ineinander, zerfächerten, es bissen Würfel in andere Würfel, kristallisiert, mit unerfundnen Zwischentönen Rot.

Dann, wie wenn Flocken durcheinanderwirbeln, nicht einzeln, sondern flächig, in Ebenen: Purpureiszapfenfelder, leicht gepudert, geschminkt mit einer Skala Rouge d'Espagne.

Ich weiß nicht, ob man das verstehen kann ... Jedenfalls Ebenen. Heraufgeklappt, herunter, quer, kaleidoskopisch, kardanisch aufgehängt in wechselnder Entfernung, zerschmelzend, enger werdend, weiter, sich dehnend, wölbend, verstrudelt — blutrot — lichtrot — melonen-, zirkusrot ... was weiß ich. ‚Rot' sagt ja nichts.

Haben sie einmal ihren Augapfel methodisch gequetscht und zugesehen?

Es ist ja schwierig, festzuhalten, was Sie da sehen, nicht war? Sehr schwierig. Die Zwischentöne fließen derart lebendig ineinander, viel inniger als bei zwischenchromatischen Tonleitern.

So ist's dort auch. Ich habe das einmal zusammenzustellen versucht, weiß es auch nicht mehr auswendig. Kadmiumrot spielt dabei eine beträchtliche Rolle, Krapplack, Wurzelkrapplack, hell, dunkel, Laque de garance, d'alizarine claire, Alizarine-Purpurkrapplack, dann auch Granatrot, Rouge feu, sämtliche Schattierungen Pozzolana Romana, rose dorée, chinesischer Zinnober, ein Venetianer Rot, Indisches und Pompejaner Rot, terra pozzuoli, Chromgelborange und meine Nuance, zwischen hellem Kobaltviolett und rosa Alizarine-Krapplack.

Dazu bedenken Sie die Unterschiede an Bewegungen, Durchsichtigkeit, Fluoreszenz, das Schillern usw. ...

Ich habe eine Klaviatur der Düfte aufgestellt vor ein paar Jahren. Ein äußerst tüftliches Geschäft. Die Unterschiede sind sehr fein und schwierig festzuhalten, derartig schlecht vergleichbar, daß gerade noch der reiche Genuß dabei die Arbeit etwas lohnt.

Ungleich viel schwieriger ist das mit solchen Haschisch-Farbenträumen. Es wäre übrigens ein außerordentlich interessantes und reiches Arbeitsfeld. Die Vorbedingung: Bärengesundheit. Die meine reicht nicht aus. Es wäre interessant: Vergleichen. Einige Menschen. Das Schaffen einer ganz gesonderten Terminologie. Die Mittel zu erfinden, Nuancen festzuhalten, abzugrenzen und auszuscheiden.

So nebenbei: Ich ahne ganz bedeutungsvolle Zusammenhänge zwischen solchen gegenstandslosen Träumen, Musik, der Seele und den letzten Dingen ..."

Da hielt der Zug mit einem Ruck.

Afiun Karahissar.

Ich rüttelte den Doktor ing. aus seiner Starre.

Er war schon Haschischfanatiker geworden. O weh, o weh.

Ich hatte mich, wie das so geht, ein wenig in Begeisterung hineingeredet und gab mir Mühe, seinen Eindruck zu verwischen. Mir tat schon leid, ihm vorgeschwärmt zu haben.

„Wollen wir nicht ein wenig bummeln? So viel ich sehe, nimmt die Maschine Holz und Wasser."

Er stand sehr langsam auf. Wie müde.

„... Das muß ja herrlich sein ..."

„O, wissen Sie, es war am Ende nur das erste Mal so stark. Günstige Bedingungen. Auch bin ich Farbennarr.

Sehen Sie, ich bin so überzeugt, daß nicht zwei Menschen bei einfachsten Objekten gleich beobachten, bei Eiern, Äpfeln, Rosen, daß ich fest glaube, Sie wären recht enttäuscht. Es gibt Empfänglichkeiten, nicht wahr?

Ich rate ganz entschieden ab. Ein Kamerad von mir beginnt, bedauerlich daran zu hängen. Die Dinger taugen auf die Dauer nicht.

Gottlob bekommt man nicht sehr viel davon. Wie schon gesagt, der Handel ist verboten."

„Eigentlich ... das alte Lied von allen guten Sachen!"

Wir gingen durch die Gassen.

Das ganz gewöhnliche Bild vom Orient wie überall. Ich wollte ihn zerstreuen.



Aubrey Beardsley — Die Toilette der Helena

„Sehen Sie dort oben das Kastell, Ruinen. Daher der Name. Das Reisebuch sagt, Alladin habe die Stadt gegründet und Othmann, der Gründer des türkischen Reiches, ist dort geboren. Karahissar ist Sandschak-Hauptstadt von Karahissar Ssahib im Wilajet Rhodawendizijar."

Alles das berührte meinen Doktor nicht. Er war schweigsam geworden und schielte überall nach Haschischknollen.

Von einem Häute- und Pantoffelhändler kaufte er verstohlen — zwei dicke Brocken für vier Pfund Gold.

Ich fand es viel zu viel, die Menge und den Preis.

„Ach was, als Rarität — für Deutschland ..."

„Finden Sie es nicht unglaublich teuer?"

„Die achtzig Mark! Ein solcher Traum ...!"

„Na ja. Sie wollen also rauchen?"



„Ich weiß es nicht. Ich denke, später ... Am Ende kriegt man einmal Lust."

„Erlauben Sie einmal ... So viel (ich schnitt ein viel zu kleines Quentchen ab). So viel fürs erste Mal ist reichlich."

Aus weichem Graugrün stieg ein süßlich zarter Duft ... verführerisch ...

Ich widerstand und kaufte nicht für mich.

Die Weiterfahrt am Abend war ziemlich bummelig.

Wir schliefen beide rechts und links in unserer Wagenecke.

Um 9 Uhr gab es Tee und Bulgurpilaf mit Rosinen in Aksckehire.

Der Zug blieb bis zum Morgen stehen. Die Reisenden zerstreuten sich ins Städtchen.

Ich übernachtete trotz starker Kälte im Wagen, schlief ganz vernünftig, bis mich die Morgenkühle weckte.

Es war noch dunkel. 3 Uhr 10. Ich fror, richtete mich auf, ging auf und ab. Die Sterne schwammen noch am grünen Himmel.

Der Sultan Dagh schlief still in tiefen Schatten. Im Osten dehnte sich die weite Steppe. Da kamen Schritte auf mich zu. Es war der Doktor ing.

„Ah, guten Morgen, na, wo kommen Sie denn her, Herr Ingenieur?"

„Ich komme aus der Stadt."

Ich roch .... den süßlich-zarten Duft ...

„Sie haben Haschisch geraucht!"

„Jawohl."

... „Hoffentlich mäßig."

„Ja."

„Na und?" Ich war denn doch begierig. „Haben Sie mein Rot gesehen?"

„Nein."

„Da sehen Sie! Das interessiert mich sehr. Haben Sie die ausgekerbten, glasgeschliffenen Facetten nicht erlebt?"

„Nein."

„Auch nicht? — Den Purpur-Niagarafall? ... Das aufgeklappte, senkrecht geschwenkte Meer Burgunder?

Ah! So etwas! Wasser auf meine Mühle, Herr, Wasser auf meine Mühle. Ganz meine Theorie ...

Was haben Sie denn eigentlich erlebt?"

„Maßlos gekotzt."

„Pfui Teufel ja!"

Im ersten Morgendämmer sah ich in ein bekümmertes, grün-grau verzerrtes Seekrankheitsgesicht.



DER TEUFEL

Von Guy de Maupassant, übertragen von Alf von Czibulka (mit zwei Zeichnungen von Flora Pályi)



DER Bauer stand dem Arzte gegenüber am Bette der Sterbenden. Ruhig, gottergeben und ungetrübten Geistes horchte die Alte auf das Gespräch der beiden Männer. Es ging ans Sterben. Sie wehrte sich nicht, ihre Zeit war um. Zweiundneunzig Jahre war sie alt.

Die Julisonne flutete durch die weit offenen Türen und Fenster und breitete ihr heißes Leuchten über den braunen Lehmboden, den die Holzschuhe der Bauern vier Menschenalter lang durchwühlt und zerstampft hatten. Getragen von der in der Glut erzitternden Luft floß der Duft der Felder, der Duft der Gräser, die in der Mittagshitze brannten, der Duft des Kornes und der Blätter herein.

Die Stimme erhebend sagte der Arzt: „Honoré, Sie dürfen Ihre Mutter in diesem Zustand nicht allein lassen. Sie kann jeden Augenblick hinübergehen."

Aber verzweifelt entgegnete immer wieder der Bauer: „Muß doch den Schnitt hereinbringen, lang genug schon liegt er draußen. Gerade heut' ist das Wetter so gut. Was meint die Mutter dazu?"

Und die alte sterbende Bäuerin, deren Gemüt noch von der Habsucht dieser Menschen der Normandie umkrallt war, nickte mit Augen und Stirne „Ja" und ermunterte ihren Sohn, das Getreide zu bergen und sie einsam sterben zu lassen.

Wütend stampfte der Arzt mit dem Fuße auf und sagte: „Sie sind ein gemeines Vieh, verstanden! Ich lasse das nicht zu, verstanden! Und wenn Sie schon ihr Getreide um jeden Preis heute einfahren müssen, dann, zum Teufel, lassen Sie die alte Rapetbäuerin holen und sie bei Ihrer Mutter Wache halten. Ich will es, verstanden! Und wenn Sie mir nicht folgen, lasse ich Sie wie einen Hund verrecken, wenn einmal an Sie die Reihe kommt, verstanden!"

Den Bauer, einen großen und hageren Mann mit langsamen Bewegungen, quälte Unentschlossenheit, Furcht vor dem Arzt und eine wilde Liebe zum Geiz. Er schwankte, rechnete und stotterte endlich: „Die Rapet — ja wieviel nimmt die wohl fürs Wachen?"

Der Arzt brüllte: „Weiß ich's? Das kommt doch darauf an, wie lange Sie sie brauchen. Zum Donnerwetter, machen Sie das gefälligst mit ihr ab. Aber in einer Stunde ist die Alte hier, verstanden."

Der Bauer entschied sich: „Nichts für ungut, ich gehe schon. Seien Sie bloß nicht böse, Herr Doktor."

Sobald er allein war, sagte er ganz gedrückt zu seiner Mutter: „Werd' halt die Rapetbäuerin holen, weil er's durchaus will. Sei nur ruhig, bis ich wiederkomme."

Die Rapet war eine alte Büglerin, die nebenbei bei allen Toten und solchen, die im Begriffe waren, es zu werden, in der Gemeinde und Umgebung Wache hielt. Und wenn sie dann

schließlich ihre Kunden in jenes Tuch eingenäht hatte, aus dem keiner mehr herauskommt, griff sie wieder zum Bügeleisen und bügelte die Wäsche der Lebendigen. Ihr Gesicht war zerknittert wie ein Apfel des Vorjahres. Sie war böse wie eine Hexe, neidisch und von einer unwahrscheinlichen Habgier. Sie ging gebückt, als wäre sie durch das unaufhörliche Führen des Eisens über die Leintücher in den Hüften entzwei gebrochen. Für den Todeskampf hatte sie eine Art ungeheuerlicher und zynischer Affenliebe. Sie sprach von nichts anderem als von Menschen, die sie hatte sterben sehen, und von den vielerlei Todesarten, bei denen sie dabei gewesen war, und sie erzählte mit Sorgfalt von den immer gleichen Einzelheiten, wie etwa der Jäger breit ausmalend sein Latein von einem guten Büchsenschusse spinnt.

Als der Bauer Honoré Bontemps bei ihr eintrat, rührte sie gerade das Waschblau für ein paar Spitzenkragen der Bäuerinnen. „Guten Tag zu wünschen," sagte er, „geht alles nach Wunsch, Mutter Rapet?" Sie sah sich nach ihm um: „'s geht schon, 's geht schon. Und was ist mit Euch?"

„Bei mir tut sich's schon, aber bei der Mutter will's nimmer."

„So, so, bei der Mutter."

„Ja, bei meiner Mutter."

„Wo fehlt's denn bei der Mutter?"

„Sie wird wohl bald die Augen schließen."

Die Alte nahm die Hände aus dem Wasser. Die blauen, gläsernen Tropfen sammelten sich an ihren Fingerspitzen und glitten zurück in den Trog. In plötzlicher Teilnahme fragte sie:

„Also so am Hund ist sie?"

„Ja, ja, der Bader meint, daß sie den nächsten Morgen nimmer sehen werde."

„Ja, dann geht's freilich schlecht."

Honoré überlegte. Er suchte nach einer Einleitung für den Vorschlag, den er ausgeheckt hatte. Aber da ihm nichts einfiel, platzte er heraus: „Wieviel verlangt Ihr, wenn Ihr bis zum Ende bei ihr wacht? Ihr wißt, reich sind wir nicht. Für eine Magd langt's nicht. Das hat auch meine arme Mutter so weit gebracht, die ewige Arbeit, die ewige Plackerei. Für zehn hat sie geschafft, und war zweiundneunzig Jahr."

Die Rapetbäuerin erwiderte ernst: „Ich habe zwei Preise. Für die Reichen kostet der Tag 40 Sous und die Nacht 3 Franken. Für die anderen verlange ich 20 Sous den Tag und 40 für die Nacht. Für Euch kostet's 20 und 40."

Aber der Bauer überlegte. Er kannte seine Mutter gut. Er wußte, wie zäh, stark und widerstandsfähig sie war. Mochte der Doktor sagen, was er wollte, das konnte noch eine Woche lang dauern mit ihr. Und entschlossen sagte er: „Nein, — ist mir lieber, Ihr macht mir einen Preis fürs Ganze. Dann teilen wir uns ins Risiko. Der Bader sagt, es würde bald zu Ende sein. Wenn's wahr ist, um so besser für Euch und um so schlimmer für mich. Dauert's aber länger als bis morgen, um so besser für mich und um so schlimmer für Euch."

Die Totenfrau sah ihn verwundert an. Eine Sterbewache auf Akkord war ihr noch nicht vorgekommen. Sie zögerte. Denn sie fürchtete die Möglichkeit eines Verlustes. Schließlich kam ihr auch der Gedanke, er wolle sie tüchtig hineinlegen. Und sie antwortete: „Kann nichts sagen, bevor ich Eure Mutter nicht gesehen habe." Sie trocknete Ihre Hände und ging mit. Unterwegs sprachen sie keinen Ton. Erst als sie vor sein Haus kamen, brummte Honoré Bontemps: „Wenn's am Ende schon vorüber wäre?" Und aus dem Tone klang der Wunsch heraus, daß dem so sein möge.

Aber die alte Bäuerin lebte noch. Sie lag regungslos auf dem Rücken in ihrer Bettstatt. Ihre Hände ruhten auf der Decke von lila Kattun, diese furchtbar mageren, höckerigen Hände, die wie seltsam fremde Tiere aussahen und von der Gicht und von fast hundertjähriger Mühe und Arbeit verkrümmt waren.

Die Rapet trat ans Bett und betrachtete aufmerksam die Sterbende. Sie fühlte nach dem Puls, klopfte die Brust ab, horchte nach dem Atem und fragte sie, um sie sprechen zu hören. Schließlich ging sie mit Honoré hinaus, nachdem sie noch einen langen und prüfenden Blick auf die Bäuerin geworfen hatte. — Nun war sie überzeugt, daß die Alte die Nacht nicht mehr erleben werde. Und der Bauer fragte: „Nun, was ist mit ihr?"

Die Leichenfrau antwortete: „Freilich dauert das noch zwei Tage, kann auch sein, drei. Also Ihr zahlt mir alles in allem 6 Franken."

Er zeterte: „Sechs Franken — sechs Franken, Ihr seid wohl verrückt? Ich sag' Euch ja, ich geb' ihr noch fünf bis sechs Stunden, mehr nicht."



Meister der Bergmannschen Offizin / Aus dem „Ritter von Turn“ (Basel 1492)

Sie stritten sich lange Zeit herum. Da aber die Alte wieder gehen wollte, da die Zeit verrann und sein Getreide sich nicht von selber einfuhr, gab er schließlich nach: „Also schön. 6 Franken alles in allem, samt der Leichenwäsche.“

„Abgemacht — sechs Franken!“

Und mit langen Schritten stelzte er seinem Getreide zu.

Die Leichenfrau trat zurück ins Haus. Sie hatte sich Arbeit mitgebracht, denn bei Sterbenden und Toten arbeitete sie unaufhörlich, bald für sich, bald für die Familie, die sie gerade für eine kleine Aufzahlung für doppelte Arbeit verwendete. — Plötzlich fragte sie; „Seid Ihr wenigstens schon versehen worden, Mutter Bontemps?“

Die Bäuerin verneinte, leise mit dem Kopfe schüttelnd.

Die Rapet, die sehr fromm war, sprang aut und rief: „Herrgott, ist das möglich! Ich hole gleich Se. Hochwürden, den Herrn Pfarrer.“

Und sie trabte, so schnell sie konnte, zum Pfarrhof, daß die Lausbuben auf dem Dorfplatze, die sie daherjagen sahen, meinten, es wäre ein Unglück geschehen.

Der Priester schlüpfte in sein Chorhemd und brach alsogleich auf. Vor ihm her ging der Ministrantenbub, der sein Glöcklein läuten ließ, auf daß es verkünde, daß Gott durch die in der Glut ruhende Landschaft schreite. Der Ministrant in seinem roten Röcklein ging schnell, der Priester, der den Kopf mit dem viereckigen Barett auf die eine Schulter hängen ließ, folgte ihm und murmelte Gebete. Die Rapet schritt verhutzelt hinterdrein.

Honoré sah die Drei von weitem vorübergehen und fragte: „Wo geht denn unser Pfarrer hin?“

Sein Knecht, der heller war wie er, antwortete: „Er bringt deiner Mutter den lieben Gott.“

Der Bauer war nicht sonderlich erstaunt und brummte: „Kann schon sein, kann schon sein.“

Die Mutter Bontemps beichtete und bekam Absolution und Abendmahl. Der Priester ging, und die beiden Frauen blieben wieder allein in der Hütte, in der es zum Ersticken war.

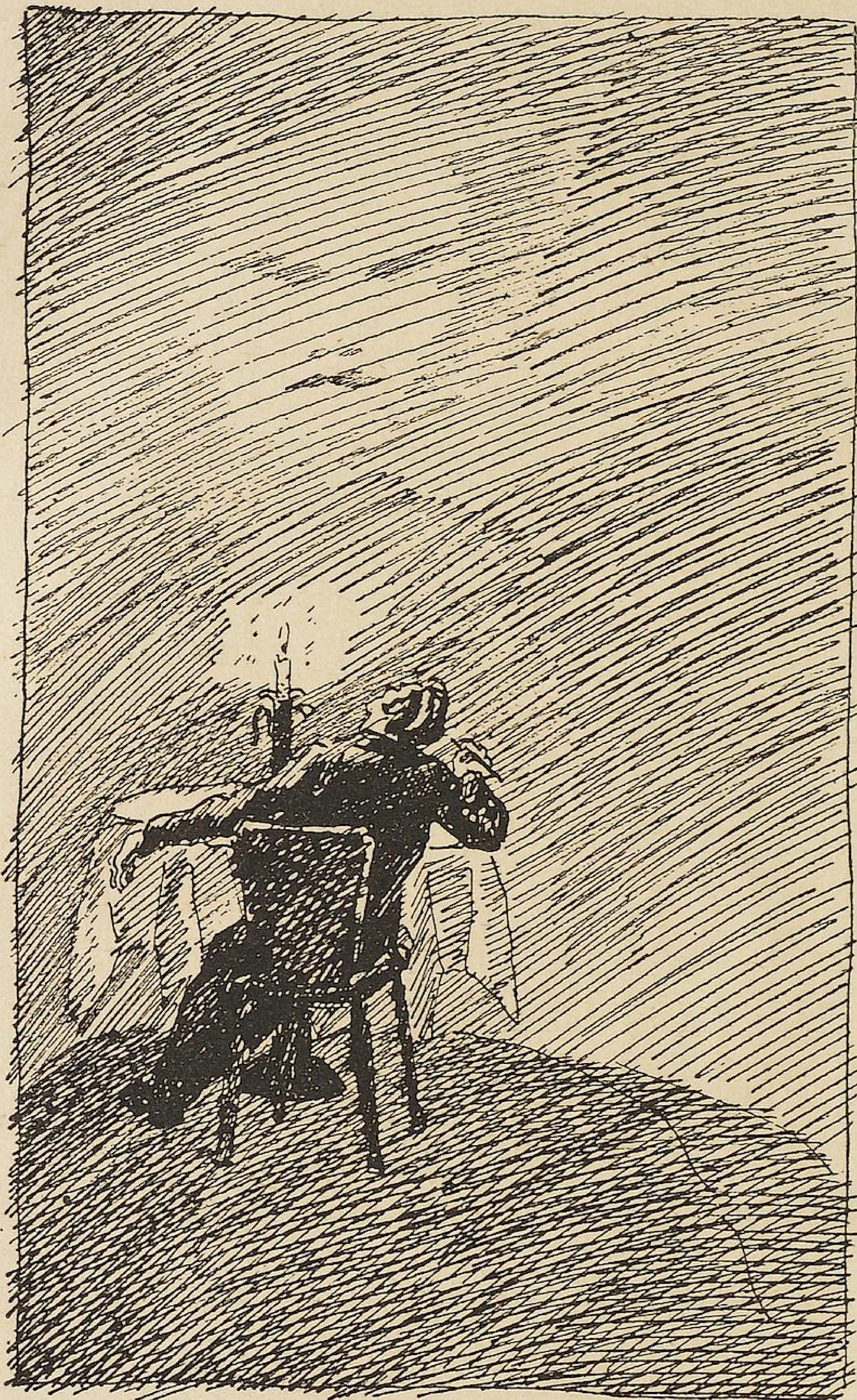
Und wieder sah sich die Rapet die Sterbende an und fragte sich, ob das wohl noch lange dauern werde. —

Die Alte lag unbeweglich, hatte die Augen offen und schien gleichgültig auf den Tod zu warten, der so nahe war und der dennoch nicht kommen wollte.

Nach Einbruch der Nacht kam Honoré zurück. Er trat zum Bett und fragte: „Wie geht's?" So gleichgültig wie er immer gefragt hatte, wenn seine Mutter mitunter nicht wohl gewesen war. Dann schickte er die Rapet fort und trug ihr auf: „Morgen früh um fünf, aber pünktlich." Bei Tagesanbruch war sie wirklich wieder da. — Honoré löffelte noch seine Suppe, die er selbst gekocht hatte, ehe er in die Felder ging. Die Leichenfrau fragte: „Na, hat's Eure Mutter noch überlebt?"

Mit einem verschlagenen Blinzeln antwortete er: „Freilich, freilich, es geht ihr sogar besser." Und fort war er.

Die Rapet wurde unruhig, trat zu der Todkranken, die in derselben Verfassung unverändert und teilnahmslos mit offenen Augen dalag, und deren Hände auf der Bettdecke verkrampft waren. Da wurde es der Wärterin freilich klar, daß es noch zwei, vier, ja acht Tage dauern könne. Da schnürte die Angst ihr habgieriges Herz zusammen und wilder Zorn überkam sie gegen den Halunken, der sie übers Ohr gehauen hatte, und gegen die Bäuerin, die nicht sterben wollte.



Oskar Schön / Erscheinung

Schließlich setzte sie sich dennoch wieder an ihre Arbeit und wartete weiter. Ihr Blick aber ruhte starr auf dem runzligen Antlitz der Mutter Bontemps.

Zur Brotzeit kam der Bauer zurück. Er sah zufrieden drein, beinahe lustig. Schließlich ging er wieder. Und er brachte sein Getreide so herein, daß er zufrieden sein konnte.

Die Rapet wurde immer aufgeregter. Jede verronnene Minute schien ihr jetzt gestohlene Zeit, gestohlenes Geld. Die wilde Gier überkam sie, diese dumme, eigensinnige, starrköpfige Alte an der Gurgel zu packen und mit einem kleinen Druck diesen hastenden zwirndünnen Atem abzubrechen, der ihr Geld und Zeit stahl. — Aber sie dachte, daß das wohl zu gefährlich sei. Und ein anderer Gedanke fuhr ihr durchs alte Hirn. Sie trat zum Bett und fragte: „He, Mutter, habt Ihr schon einmal den Teufel gesehen?"

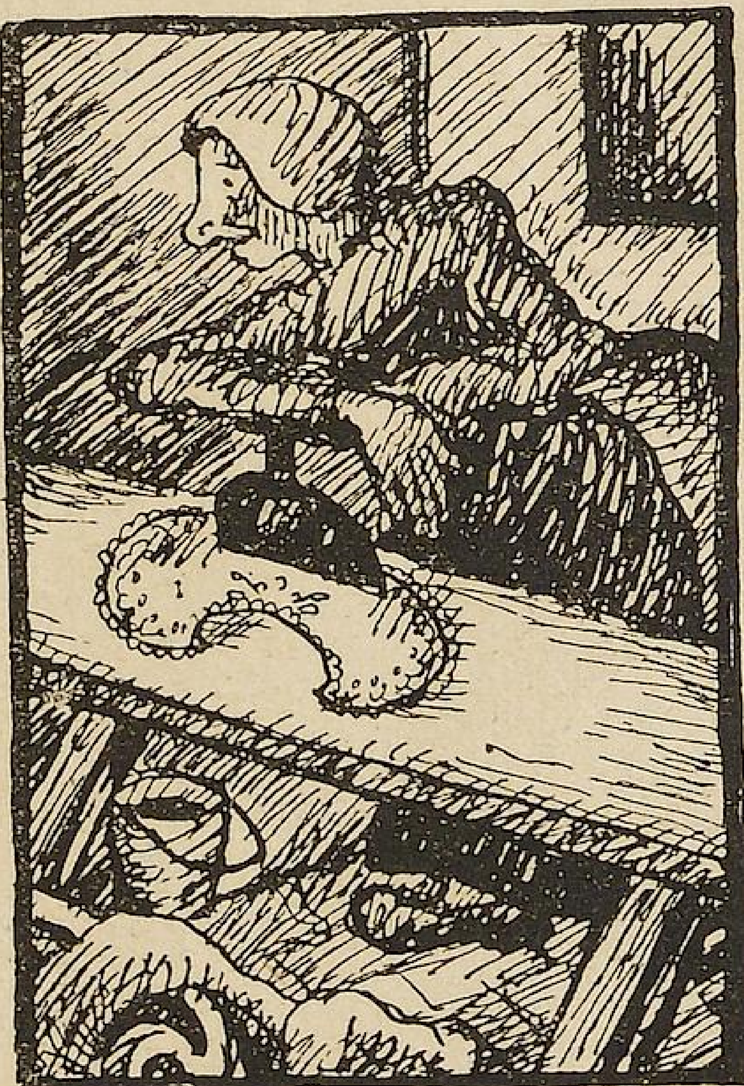
„Nein", murmelte die alte Bontemps.

Da begann die Leichenfrau zu schwatzen und Schauergeschichten zu erzählen, um den schwachen Verstand der Sterbenden durch Angst und Schrecken ganz zu verwirren.

Und sie erzählte: Einige Augenblicke, bevor sie den letzten Seufzer tun, erscheine der Teufel allen Sterbenden. Er habe einen Besen in der Hand, einen Krug auf dem Kopfe und schreie gotteslästerlich. Wenn man ihn gesehen habe, sei es aus, man habe nur mehr wenige Schnaufer zu machen. Und sie zählte alle die auf, denen

der Teufel dieses Jahr schon vor ihr erschienen sei: Joséphin, Loisel, Eulalie Ratier, Sophie Radagnau und auch der Séraphine Grospied.

Die Mutter Bontemps wurde schließlich ganz erregt, fuhr wild mit den Händen herum und suchte den Kopf zu drehen, um in die Tiefe der Stube zu blicken. — Da verschwand die Rapet mit einem Male hinter dem Fußende des Bettes. Aus dem Schranke nahm sie ein Tuch und hüllte sich ein. Sie setzte einen Kessel auf den Kopf, dessen drei kurze und gebogene Füße aus ihren Haaren wie drei Hörner sahen. Sie nahm einen Besen in ihre rechte Hand und mit der linken griff sie nach einem Blechkübel, den sie mit Gewalt in die Höhe warf, damit er lärmend zu Boden falle. Als er den Boden berührte, erfolgte ein fürchterliches Getöse. Da hob die Alte, nachdem sie auf einen Stuhl gestiegen war, den Vorhang, der über dem Ende des Bettes hing, und erschien mit ihren wilden Gebärden, gellende Schreie ausstoßend, das Gesicht in dem Topfe versteckt, mit dem Besen drohend, der alten Bäuerin wie ein richtiger Teufel. Die Sterbende versuchte, ganz von Sinnen — ihre Augen flackerten irr —, mit übermenschlicher Anstrengung sich zu erheben und zu fliehen. Sie brachte sogar ihren Oberkörper aus der Decke heraus. Dann fiel sie mit einem langen Seufzer zurück. Es war vorbei.



Nun räumte die Rapet in Seelenruhe die Gegenstände wieder zusammen: Den Besen hinter die Ecke des Schrankes, das Tuch in den Schrank, den Topf in den Vorraum, den Kübel auf den Boden, und schließlich setzte sie den Stuhl an die Wand. Dann tat sie ihre gewohnten Verrichtungen. Sie schloß die weit offenen Augen der Toten, stellte einen Teller auf das Bett und füllte ihn mit geweihtem Wasser, tauchte den an die Truhe genagelten Buchsbaumzweig hinein, kniete sich nieder und begann mit Inbrunst die Totengebete zu murmeln, die sie auswendig konnte. Schließlich war ja das ihr Handwerk.

Und als Honoré am Abend zurückkam, traf er die Alte betend, und er rechnete in aller Eile aus, daß sie schließlich doch noch zwanzig Sous gewonnen habe, da sie nur drei Tage und eine Nacht gewacht habe, was im ganzen die Summe von fünf Franken ausmachte an Stelle der sechs, die er ihr schuldete.

AUS „DIE WEISEN DER GEHENKTEN"

Von Siegfried Aram.

Motto: Die Nase zwar,
Die fraß der Aar,
Doch du bist gut und edel.
Morgenstern, Galgenlieder.

Und als mich fing des Stadtvogts Knecht,
Da faßt' ich Stoß und Stüber,
Der sperrt mich in den Rattenturm.
Doch alles ging vorüber.

Man stellte mich vors Stadtgericht
Im hellsten Schüttelfieber
Und zwackte mich und spannte mich.
Doch alles ging vorüber.

Und schleifte auf der Kuhhaut mich
Zum Galgenberg hinüber.
Die rote Liesel hat geheult.
Doch alles ging vorüber.

DIE LODERNDE FLAMME

Von Karl und Joseph Čapek

übertragen von Otto Pick (mit zwei Zeichnungen von Otto Linnekogel)

IN einer Hafenstadt des Südens verbrachte ein gewisser Manoel M. L. die Mehrzahl seiner Jugendjahre. Es hatte den Anschein, daß ihm zu seiner Zufriedenheit nichts versagt war. er erfreute sich all dessen, was sein jugendliches Alter und die Vaterstadt ihm gewährten, stand in Ansehen bei den Menschen, in Liebe bei den Frauen wie bei seinen Freunden, und so ward er von allen, die ihn kannten, ein glücklicher Mensch genannt. Er selber aber fühlte manchmal, daß sein Leben irgendwie unzulänglich und sein Glück nur scheinbar sei, so daß er zeitweise etwas wie Langweile darüber empfand oder eine Bedrückung, die seine Gedanken mit Melancholie beklemmte. Vielleicht war dies Unzufriedenheit darüber, daß er so lebte, wie es der Fall war, und nicht so, wie er es gar nicht auszudenken vermochte; oder es war deshalb, weil er in einer Hafenstadt lebte, wo die Menschen den goldnen Staub ferner Länder mit der Luft einatmen, wo sie täglich das blaue, Sehnsucht nach weiten Fernen erweckende Meer schauen, und wo sie sich jederzeit mit einem einzigen Schritte von allem losreißen und abreisen können, wohin es ihnen beliebt. Aber vielleicht ward sich Manoel all dessen nicht einmal bewußt, sondern fühlte nur eine geheime Unruhe und unklare Sehnsucht und wußte nicht, woher sie kam und wie er sie stillen könnte.



Und so ging er eines Abends durch die Straßen der Vaterstadt spazieren. Es war schon finster, und Manoel schritt allein und ohne Ziel, bis er den Hafen erreichte, wo er am Wasser stehen blieb.

Das Wasser plätscherte leise und vom Meere wehte eine kühle Brise herüber. Große segellose Schiffe schaukelten und rieben sich mit den hölzernen Flanken geräuschvoll aneinander. In der Mitte befand sich das größte von allen Schiffen und ringsherum tanzten Boote mit brennenden Lichtern auf dem Wasser. „Wenn ich nach Indien reiste", fiel es Manoel plötzlich ein; so stand er und blickte auf das Wasser und die schwarzen Schiffe hinab. „Wenn ich nach Indien reiste", wiederholte er. Da traten zwei Männer an ihn heran, der eine seltsam dick und der andere ein Schwarzer. „Herr," sprach jener Dicke, „saht Ihr jemals eine Schwalbe oder Reiher, die so weit geflogen wären, wie der Mensch mit Gottes Hilfe segeln kann? Die Welt, Herr, ist aus Fernen und Richtungen zusammengesetzt. Dein Weib, dein Nachbar und dein Haus verdrießen dich, dein Glück enttäuscht dich und dein Leben gelingt nicht; aber in fremden Ländern hat der Mensch weder Weib, noch Nachbarn, noch Haus; in fernen Ländern wohnst du zwischen den vier Weltrichtungen, und jede Richtung liegt vor dir wie eine Landstraße, wartend, daß du sie beschreitest. So tritt denn hervor aus deinem Gefängnis, Menschenskind, spring aus dem Kerker hinaus und schließe das Tor hinter dir; da wirst du erkennen und lobpreisen, welch

besonderer Macht es bedurft hat, daß so viele Richtungen und so große Entfernungen geschaffen wurden, und daß dies alles die wahre Allmacht und Wunderschöpferkraft Gottes beweist, amen!" „Am Ende jedweder Richtung", sprach der Schwarze, „liegen Länder oder Inseln, auf denen alles ganz anders und weit besser als an andern Orten ist. Irgendwo gibt es Gegenden, so herrlich, daß der Mensch dort alles vergessen könnte; und doch gibt es anderwärts noch viel schönere Länder, und wiederum anderswo noch bessere als diese, und nirgends findest du dessen ein Ende." „Es kommen auch Fälle vor," sagte der Dicke, „daß sich Menschen in der Fremde niederlassen, unendlich reich werden und dort etwa Gouverneure oder gar Herrscher werden und aller Frauen genießen, welche ihr Land oder ihre Insel enthält. Manchmal sind die Gegenden überhaupt unbewohnt von Menschen wie Tieren und es gibt nichts als Gottes Freiheit dort; aber die wahre Freiheit findet der Mensch nicht an einem einzigen Orte, sondern in der ganzen Welt." Während sie so redeten, blickten sie immerfort auf jenes abfahrtbereite Schiff: gerade wurden dort die Segel ausgebreitet, fast war es, wie wenn ein Vogel die Schwingen auftut, ohne noch emporzufliegen. Da ertönte eine Glocke auf dem Verdeck und läutete lang. Und die beiden Männer stiegen jammernd und fluchend in das Boot und baten Manoel: „Ew. Gnaden, befehlt uns in Gottes Schutz." „Wohin fahrt ihr?" fragte Manoel. „Zur Hölle, Ew. Gnaden", sprach der Weiße und stieß mit dem Fuß den Nachen ab. „Nach beiden Indien", sprach der Schwarze. „Was, wenn ich mit euch reiste", schrie Manoel und sprang mitten in das Boot hinein. Der Kahn schwankte, der Schwarze ruderte heftig, und auf einmal stießen sie gegen einen Schiffsrumpf; und kaum sie an Verdeck getreten waren, bewegte sich das große Fahrzeug in der Richtung auf das weite Meer hinaus.

So war Manoel auf ein Schiff gekommen und für sein ganzes Leben Seemann geworden.

Ihre Reise führte über Tunis, dann über Ägypten, Arabien und beide Indien; Manoel allerdings hielt es an keinem Orte aus, und als das Schiff nach Europa zurücksegelte, trat er auf ein andres über und ließ sich wieder weiter treiben. Die Jahreszeiten lösten einander ab, die Jahre vergingen, und er kehrte noch immer nicht zurück; er überlebte den Untergang verschiedener Schiffe, den Tod vieler Gefährten, überstand allerlei Krankheiten, wie Schüttelfrost, Sumpffieber, Infektionen durch Insektenstiche, genas auch von verschiedenen Wunden, währenddessen ihn in seiner Heimat alle längst schon für umgekommen hielten. Aber Manoel erwarb nirgendwo dauernde Zufriedenheit oder Ruhe und setzte sich nirgendwo fest, sondern ernährte sich lieber elendiglich durch Herumschweifen in den verschiedensten Ländern und Gewässern. Niemals ward er dieses Wanderlebens satt, und seine Leidenschaft trieb ihn immer weiter und an andre Orte, bis er bereits alt war und vollständig aufgezehrt von der Härte seines schweren Lebens und unfähig, noch länger dem Tode zu widerstehn. Dieweil er arm war und niemand einen Landstreicher anredet und in sein Haus ladet, legte Manoel sich auf der Straße zum Sterben hin; aber er sollte nicht zwischen Gestein und Staub und Regen verenden wie ein Tier und kein Mensch, sondern ward in das Spital der Barmherzigen Brüder geschafft. Dort lag er in einem großen Saale, und auf der Tafel über seinem Kopfe stand sein Name und der Name der Krankheit geschrieben, an der er sterben sollte; die Arme hatte er auf der Brust gekreuzt und schlief.

Als er dann erwachte, trat ein junger geistlicher Bruder zu ihm und sagte: „Herr, wer böse Krankheit leidet, weiß nicht, was ihm bestimmt ist; aber auch der Gesunde tut besser daran, zu beichten und seine Seele von allem Trüben zu reinigen. Wollet Ihr also reuig beichten und Eure Seele durch die süßen Heiligkeiten der Erlösung erfrischen?"

„Ich will," entgegnete ihm Manoel, „denn überall, wo ich gewesen, habe ich gern von allen Genüssen und Süßigkeiten, die mich erfrischen könnten, Gebrauch gemacht."

Da eilte der fromme Bruder zu einem berühmten Beichtvater und erzählte ihm, daß im Spital ein Mensch von der Gesinnung eines Heiden läge und sich nun vielleicht bekehren und reuig beichten wolle.

Und da begab sich jener Priester zu Manoel und redete ihn wohlwollend an: „Lieber Sohn, man sagte mir, deine Stunden seien gezählt und du bereit, deine Seele vor dem Herrn auszu-

gießen und ihm von deinen Taten Rechenschaft abzulegen."

Hierauf begann er Manoel höchst beredt von der Beichte zu erzählen, wie gut es sei, bevor wir das Leben verließen, es im ganzen zu überblicken und vertrauensvoll alle unsre Taten zu berichten, so daß Manoel sich aufrichtig nach der Beichte zu sehnen anfing und den Priester um Gehör bat.

„Zuvor überlege dir alle deine Taten", sprach der Priester, „und rufe dir alles gut zurück. Hindert dich die Krankheit nicht und bist du genügend bei Sinnen, um nichts Wichtiges zu vergessen?" „Nie habe ich mein Leben so klar und vollkommen vor mir gesehen wie jetzt", antwortete Manoel.

Der Beichtiger freute sich über seine Demut, hieß die Umherstehenden fortgehen und setzte sich an Manoels Lager, um ihn zu verhören; und Manoel fragte darauf: „In welcher Reihenfolge soll ich beichten? Nach der Zeit, nach den Ländern oder nach den Taten?"

„Wie du kannst," sprach der Priester, „aber am liebsten nach den Taten. Ich sehe, du bist ein vernünftiger Mann, und ich lobe dich ob deiner Ergebenheit in Gottes Willen. Wohl dem, der ohne Vorwürfe und Angst vom Leben Abschied nimmt, um die große Reise in die bessere Welt zu unternehmen."

„Mein Leben", antwortete Manoel darauf, „ist anstrengend gewesen, und deshalb freue ich mich auf lange Ruhe und Schlaf und fürchte das Grab nicht, denn das ist ein Lager ohne Moskiten, und nicht die Finsternis, denn sie birgt weder Diebe noch Schlangen. Nimmer werde ich mehr auf so seligen Inseln leben und nimmermehr so herrliche Gesänge hören, wie auf meinen Reisen. Aber ich will schlafen und davon träumen, was ich geliebt, und ich werde all das nimmer vergessen, nichts von dem, was ich einst erblickt."

Hierauf richtete sich Manoel im Bette auf und begann zu reden: „Gar vieles habe ich erlebt, und mein Lebenslauf ist so lang, daß ich gar nicht weiß, wo ich anfangen soll und wie ich nichts Wesentliches auslassen werde, auch vermag ich es nicht so herrlich zu schildern, wie ich es gesehen und erlebt habe. Sicher ist der Mensch vor dem Tode gerecht gegen sein Leben; darum erscheint mir alles, was mir begegnete oder was ich tat, gleich bedeutend und wichtig. Bedeutsam ist es, wie ich meine Vaterstadt verließ, und ebenso bedeutsam ist es, daß ich niemals zurückkehrte, sondern ständig in fremden Gegenden verblieb, und daß es mich ohne Unterlaß wieder weiter zog, und daß mich dieser Gedanke niemals und an keinem Orte verlassen hat.

Wie vermöchte ich dir alles zu berichten, was mir im Leben begegnet ist? Ich kenne sämtliche Häfen der Welt und alle Inseln und Länder, sowie die Völker, welche sie bewohnen; es genügt mir, nur die Augen zu schließen, und mein Sinn ist voller Bilder; niemals vermagst du etwas zu ersinnen, das allen Liedern der Welt gliche, und den Tänzen und Küssen, den verschiedenartigsten Städten, seltsamen Hainen und Pflanzen und Meeren und allem, woraus die Welt besteht. Und ich möchte auch alle eingeborenen Frauen loben, entsprechend ihrer Farbe und ihrem Körper und der Gewandung, sowie nach ihren Augen und ihrem Dufte und nach allem, wodurch sie sich voneinander unterscheiden und worin ihr Wesen übereinstimmt. Ich habe viele Krankheiten durchgemacht, wie sie in den verschiedenen Weltgegenden auftreten, auch war ich oft in Gefangenschaft, entfloh aber immer wieder; aber auch wenn ich nicht in Gefangenschaft war, und wenn ich in den herrlichsten Gegenden lebte und unter Palmen ruhte, so führten mich doch meine Sehnsucht und Begierde wieder weiter, und ich riß mich los und eilte anderen Gegenden und neuen Fernen zu."

„Seemann," sprach der Priester, „ich frage nicht, wo du gewesen und was du gesehen, sondern wie deine Taten waren, und was dein irrendes Leben Gutes und Böses enthält."

„Meine Taten", sagte Manoel, „waren verschieden je nach den Ländern, wo ich lebte; aber sicher habe ich alles getan, wozu sich Gelegenheit bot. Ich war manchmal so reich, daß ich die Grenzen meiner Macht nicht kannte, und ein andermal ging ich nackt umher und hatte nicht einmal einen Stock, um eine Schlange oder die bösen Affen zu verjagen. Ein anderes Mal allerdings gebrauchte ich den Stock zur Züchtigung der Sklaven und um mich darauf zu stützen, wenn sich alle Menschen im Basar und auf der Straße vor mir neigten. Späterhin diente ich selber den größten



M. Christiani

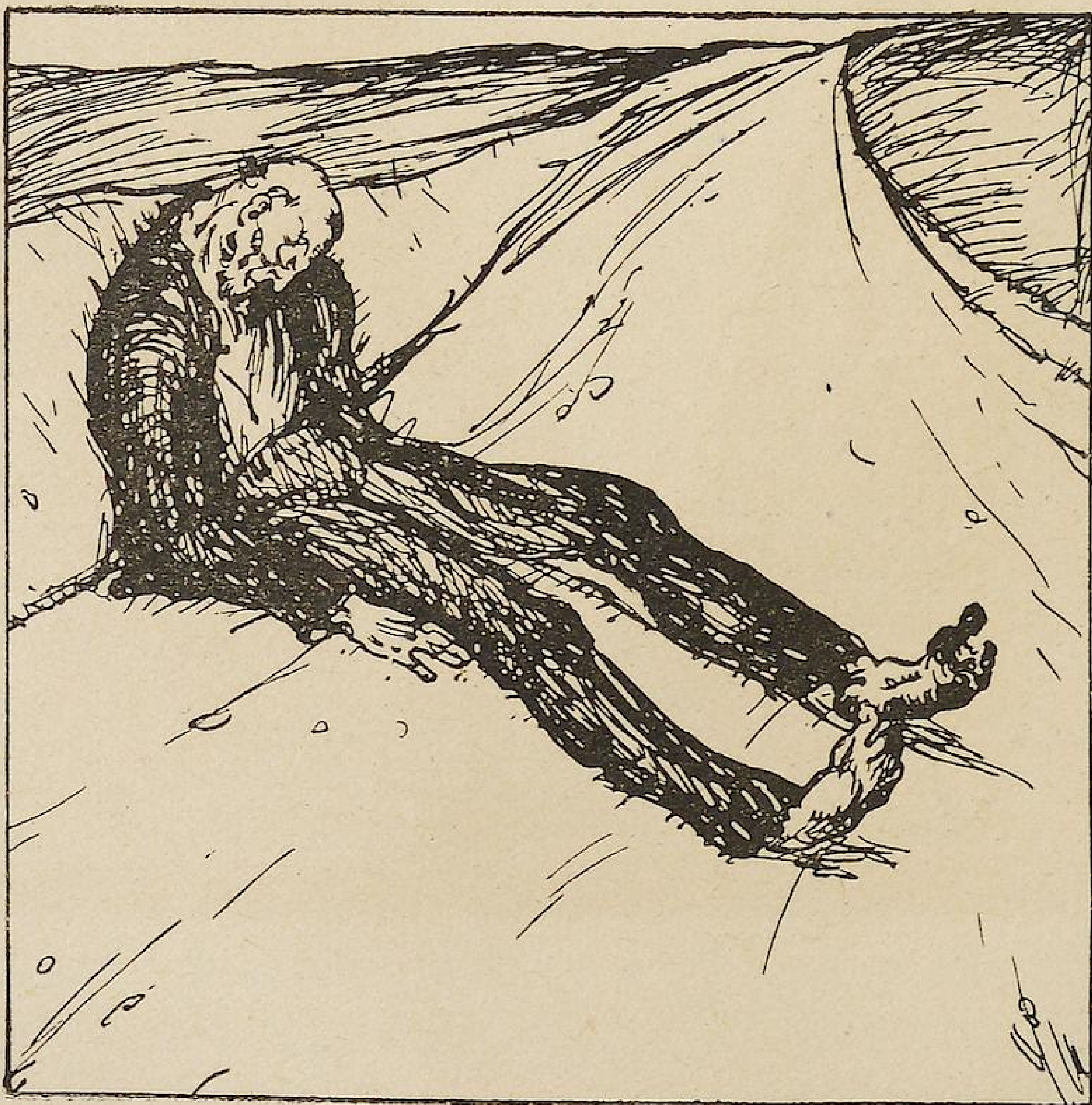
Das andere Reich

Teil meines Lebens hindurch und trug eine Last wie ein Kamel."

„Dies alles", sprach der Priester ungeduldig, „ist gewiß interessant; aber nun gebeut dir Gott, du sollest schwere Sünden beichten, wie Mord, Notzucht, Raub oder Diebstahl; ferner Unzucht, Völlerei, Lüge und Trug; ferner Spiel und Fluchsucht, Verletzung der Schwachen, Gottlosigkeit und Untreue; nicht nur Taten, sondern auch Reden und Gedanken gegen Gesetz und Tugend."

„Sicher habe ich auch solche Taten verübt," sagte Manoel; „willst du es so überaus gern wissen, so magst du denn hören, daß ich entweder in der Abwehr oder im Angriff, je nach den verschiedensten Regeln, und mit großer Kraft getötet habe; was dann die Unzucht betrifft, so kann ich dir die verschiedenen Frauen der Welt beschreiben, deren jede einer neuen Landschaft oder einer neuen Insel glich, die du aus Neugier und Staunen betrittst. Das sind an und für sich schon des Erzählens würdige und bedeutsame Einzelheiten, aber nunmehr erscheinen sie mir weniger wichtig; ich wundere mich mehr und denke mehr darüber nach, daß ich so große Fernen gesehen habe, daß ich vor ihnen gebangt habe wie vor Abgründen, und daß ich mich doch mit Freude und ohne Zögern hineingestürzt habe."

Da seufzte der Priester und sagte: „Bedaure lieber deine Sünden, auf daß Gott sie dir verzeihe, bevor du gerichtet wirst." Aber Manoel erwiderte: „Ich bedaure nichts von allem, was ich getan; mein Leben war eine einzige Absicht, und ich weiß nicht, was daneben Gutes oder Böses war; ich glaube, es ist am wichtigsten, daß ich jede Richtung der Welt kenne und nach allen Weltgegenden gesegelt bin, und daß ich unterwegs alle Meere und Länder gesehen habe. Und ist es nicht wichtiger denn alles, daß ich so viele gesegnete und wüste Ländereien gesehen und immer neuen Ländern und Wundern und Fernen begegnet bin?"



„Fürchte dich vor der letzten Gerechtigkeit!" rief der Priester sehr laut, von Zorn befallen.

„Gerecht und anständig ist es," sprach Manoel zu ihm, „mein Leben nicht nach Gut und Böse zu messen, sondern nach den Fernen, die ich durchschritten; aber ah! jetzt liege ich da auf der Seite wie ein wrackes Schiff und kann nicht weiter."

„So fahr denn zur Hölle, schweinischer Seemann," schrie der Priester, „nimmer sah ich einen Menschen in seinem letzten Stündchen so verstockt; irgendein furchtbarer Fluch muß auf dir liegen, daß du so sprichst." Sagte es und eilte davon.

„Geh, Priester," rief Manoel ihm nach, „ich weiß nicht mehr, was du von mir willst."

Und der Priester war fort, und Manoel drehte sich zur Wand, um zu schlafen. Da träumte er, er gehe durch die Straßen einer Stadt, ohne zu wissen, warum und wohin, bis er plötzlich staunend erkannte, daß er im Hafen am Wasser stand. Das Wasser war dunkel, plätscherte leise und benetzte die Flanken der schwarzen Schiffe, die verlassen schienen. Nur ein einziges großes Fahrzeug stand mitten dazwischen, und auf seinem Verdecke flimmerten rote Lichter wie vor der Abfahrt, und ringsherum tanzten kleine Boote auf dem Wasser. Neben Manoel blieben zwei Männer stehen und sprachen laut miteinander; aber Manoel strengte vergeblich die Blicke an, um sie zu erkennen; auch vermochte er kein einziges Wort ihres Gespräches zu erhaschen, obzwar sie in keiner fremden Sprache redeten. Während sie so plauderten, ertönte auf dem Verdeck jenes Schiffes eine große Glocke und läutete seltsam und maßlos lang. Da stiegen die beiden Männer ungern und zögernd in das Boot

hinab, und Manoel fragte sie: „Wohin fahrt ihr?“ Da sprach der eine, und Manoel verstand ihn: „Zur Hölle.“ „Was, wenn ich mit euch führe“, schrie Manoel und sprang mit leidenschaftlicher Begehrlichkeit mitten in das Boot hinein; das Boot näherte sich plötzlich dem Schiffe, Wasser und Finsternis verschwammen in eins, und auch Manoel versank in diese Unwirklichkeit und Gespenstigkeit. Der Bruder, der an seinem Lager saß, wußte schon eine Weile, daß Manoel tot sei, und er betete über ihm. Dann erhob er sich und ging fort, um Wasser zum Waschen der Leiche und einen Laken zu holen.



DAS TREIBHAUS

WUNDERLICHES UND ABSONDERLICHES

Dieser Teil des „Orchideengarten“ wird von Dr. Max Kemmerich bestellt.

Erscheinung eines Sterbenden

Es war im Mai 1915 in La Vallée am Oise-Aisne-Kanal, wo wir im Quartier lagen. Einer meiner Herren, ein Dr. Ernst Fr., im Frieden Apotheker in Nördlingen, kam am Mittag von der Jagd zurück und fiel mir durch sein ernstes Aussehen auf, das nicht recht in unsere fröhliche Tafelrunde paßte. Auf meine Frage nach dem Grunde sagte er etwa folgendes: „Herr Rittmeister, ich hatte eben ein Erlebnis, das mich sehr beschäftigt. Ich sah plötzlich, als ich durch den lichten Wald ging, um etwas für unseren Tisch zu schießen, einen meiner intimsten Freunde aus Nördlingen vor mir stehen und hörte ihn deutlich sagen: „Ernst, lebe wohl.“ Dann war er ebenso plötzlich verschwunden. Daraus folgere ich, daß ich nun fallen werde. Ich erwiderte, daß dieser Schluß meines Dafürhaltens falsch wäre, daß vielmehr diesem Freunde offenbar selbst etwas zugestoßen sei. Ob er im Felde oder krank sei? Die erste Frage verneinte der Herr und behauptete von einer Krankheit nichts zu wissen. Ich bat ihn darauf, sich die Zeit des offenbar telepathischen Erlebnisses genau zu notieren und den näheren Umständen nachzugehen, wie auch ich mir den Vorfall aufschrieb. Nach wenigen Tagen las Dr. Fr. in der von ihm gehaltenen „Nördlinger Zeitung“ die Todesanzeige des Freundes. Ich bat ihn, die Witwe nach dessen letzten Stunden zu befragen, worauf die Antwort eintraf, der Verstorbene habe ihr noch kurz vor seinem Tode Grüße an seinen Freund Dr. Ernst Fr. aufgetragen. Die Todesstunde stimmte annähernd überein mit der, in welcher mein Tischgenosse die Erscheinung gehabt hatte. Die Luftlinie von La Vallée nach Nördlingen mißt etwa 520 km. Dem Zweifler an der Zuverlässigkeit meiner Angaben bin ich gern bereit, die Namen des betreffenden Herrn, als auch der Zeugen, die durch wunderbare Schicksalsfügung heute noch sämtlich leben, zu nennen. Zur Widerlegung der sonderbaren Hypothese, derartige Erscheinungen seien Angstprodukte, dem Grauen vor der unheimlichen Umgebung entsprungen, sei ausdrücklich betont, daß sich das vorerwähnte Ereignis bei strahlendem Sonnenschein und in lieblichster Gegend zutrug. Dr. Fr. war auch nichts weniger als aufgeregt, sondern nur darauf bedacht, uns einen Braten zu schießen.

Auch von den Schrecken des Waldes kann keine Rede sein, da sich an den Kanalrändern nur lichter, dünner, mit Unterholz durchsetzter und von Wiesen und Sumpfstellen durchbrochener Wald hinzog, der an einem herrlichen Frühlingstage zu allem anderen eher angetan war, als das Gruseln zumal zu lehren. Endlich befanden wir uns außerhalb des Bereiches der leichten Feldgeschütze, und der Gegner verfügte an dieser Stelle damals nicht über weitreichende Flachbahngeschütze. Damit fallen alle aufregenden Faktoren für den Augenblick der Erscheinung fort, wenn auch zuzugeben ist, daß das Leben an der Front die Seele immer in einer gewissen Spannung erhält, die als dauernder Zustand, wenn auch nicht Voraussetzung für derartige Erlebnisse ist, so sie doch zweifellos begünstigt.

* * *

Unter allerlei Hexenproben, wie Feuerprobe, Wasserprobe usw., die dazu dienen sollten, die Schuld der Verdächtigen zu beweisen, gab es eine, die wegen ihrer Absonderlichkeit Erwähnung verdient. Man setzte die verdächtige Person auf eine Wage und betrachtete sie der Hexerei überwiesen, so sie weniger als 30 Pfund wog. Welcher betrügerischen Mittel sich die Hexenverfolger bedienten, erhellt aus dem Berichte, daß Anno 1728 zu Szegedin in Ungarn eine verdächtige Frauensperson, auf die Wage gesetzt, nur ein Lot gewogen habe. Cz.

PHANTASTISCHE BÜCHER

An dieser Stelle zeigen wir an und besprechen neuere und ältere phantastische Literatur, graphische Blätter, Werke unserer Mitarbeiter usw.

Albrecht Schaeffer, „Josef Montfort", Insel-Verlag, Leipzig 1918. Ein Buch, das uns in die dunkelsten Bezirke führt, wo seelisches Phänomen und spukhafte Wirklichkeit nicht mehr zu trennen sind. Das Verfahren der Tagebuchaufzeichnung gibt dem Dichter die Möglichkeit zu feinster und liebenswürdigster psychologischer Durchbildung der beiden Schreiber, des Barons Montfort und seines Dieners, des Chinesen Li. Ich möchte im einzelnen nur auf die „Tanzenden Füße", „Guttalura", „Der gelbe Flecken" und „Traumdeutung" hinweisen. Kompositionell meisterhaft aufgebaut, sprachlich bis ins Kleinste gepflegt und ausgewogen, manchmal ein wenig kühl, liegt hier ein Buch vor, in dem die Phantastik ganz dem Künstlerischen untergeordnet ist und völlig in ihm aufgeht. Dr. W.

Carl Ludwig Schleich: „Vom Schaltwerk der Gedanken". S. Fischer Verlag, Berlin 1919. Dieses Buch enthält vielleicht das Beste, was Schleich geschrieben hat. Die Spannweite der Themata ist geradezu ungeheuer, „Gedächtnis und Erinnerung", „Ignaz von Loyola und der preußische Drill", „Der Sinn der Kunst", „Das Geheimnis der Muttermilch" usw. In allem unternimmt der Verfasser, auf streng psychologischer und gehirnphysiologischer Grundlage ein klares und fesselndes Bild von den Funktionszusammenhängen alles psychischen Geschehens zu entwerfen. Die ungeheuren Schaltanlagen und Leitungsnetze werden aufgedeckt, die Millionen einzelner Ganglienzellen werden zu Morse- und Telefunkenstationen. Schleich fordert für das grandiose Bild, das er vor uns aufrollt, nicht unbedingten Glauben, als spräche er letzte Wahrheiten aus, immer wieder weist er schlicht und eindeutig darauf hin, daß es ihm einzig darum zu tun ist, die sonst nur den Fachleuten verständlichen und geläufigen Gesetzmäßigkeiten in bildhafter Anschaulichkeit und an möglichst vielen konkreten Fällen auch für Laien leicht zugänglich zu machen. Noch mehr: Schleich weiß, daß alle unsere Theorien letztlich nicht Anspruch auf ewige Wahrheiten erheben dürfen, sondern nur immer wieder wiederholte Versuche sind, das Unverständliche verständlich zu machen. Dieses Buch glüht vor Lebendigkeit, stärkstes Temperament formt seinen Stil, es ist nicht nur lehrreich, spannend, unterhaltend und anregend, es ist auch schön. Dr. W.

Eingesandte Bücher.

Herbert Moos, Der Bürger. Zwei Erzählungen. Huber & Co., Leipzig 1918.

Oskar Kokoschka, Vier Dramen. Cassirer, Berlin 1919.

Andreas Thom, Baal, Die Wende. 1918.

Werner Bernhardy, Die Maske des Grauens. Orania-Verlag, Oranienburg 1919.

Hans Hyan, Die Verführten, Roman. Pan-Verlag, München 1919.

Anmerkung. Infolge eines Versehens der Redaktion blieb in Nummer 6 bei der Besprechung des Buches Otto, „Ultra" der Verlag ungenannt. Die Erzählungen sind im Georg Müller Verlag, München, erschienen.

Bemerkungen der Schriftleitung

Das Titelblatt und die Leiste zum Treibhaus zeichnete E. Heigenmoser

Verantwortlich: Für die Schriftleitung *Alf von Czibulka*, München. Für den Anzeigenteil *Hans Eberlein*, München.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur für Österreich: *Hans Hofmann-Montanus*, Wien IV, Viktorgasse 18.
Druck: *Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn*.



Pallabona unerreichtes trockenes Haarentfettungsmittel

entfettet die Haare rationell auf trockenem Wege, macht sie locker u. leicht zu frisieren, verhind. das Auflösen der Frisur, verleiht feinen Duft, reinigt d. Kopfhaut. Gesetzl. geschützt. Bestens empfohlen. Dosen zu M. 0.80, 1.50 und 2.50 bei **Damenfriseuren**, in **Parfümerien** oder franko von Pallabona-Gesellschaft, München NO 39

Nachahmungen weise man zurück

Soeben erschienen:

Das Geschlecht Habsburg

von

Erich von Kahler

120 Seiten gr. 8°. Geheftet M. 4.50

„Mit einem biologischen System ist die Darstellung zu vergleichen, deren sich Kahler bedient, um in kühner Pinselführung ein Bild der Geschichte des Hauses Habsburg auszuführen, wie es sich seinem Geiste zeigt. Es ist etwas Expressionistisches in diesem Historienbild und zugleich ragt es hinein in die unbestimmbaren Grenzen des Metaphysischen, ja des Mystischen." (Neues Wiener Journal)

Verlag „Der Neue Merkur", München
Theresienstraße 12

Interessante Bücher!

Verlangen Sie kostenlose Prospekte von

Verlag Aurora :: Dresden-Weinböhla

Papier-Abfälle

Zeitungen · Bücher · Akten Geschäftsbücher kauft zu reellen Markt-Preisen

auch von auswärts

Adolf von der Heiden

München, Oberanger 44

Fernsprecher Nummer 55585

Okkultismus

Aberglaube. Alchimie. Astrologie. Chiromantie. Somnambulismus. Magie. Mystik. Spiritismus. Theosophie.

Bücher, besonders alte, über diese Gebiete zu **kaufen** gesucht. Br. unter **„Mystik"** an die Expedition ds. Bl.

Sie rauchen zu viel!

„Rauchertrost"-Tabletten (ges. gesch.) ermöglichen, das Rauchen ganz od. teilweise einzustellen. Unschädlich! 1 Schachtel M. 2.—, 6 Schachteln M. 10.— frei Nachnahme. [O 68

Versand Hansa, Hamburg 25/177

Stempel

aller Art

scharf / billig / rasch

Unterberger

München

Gärtnerplatz-Rondell

Telephon 21921

DIE SATIRE

in grotesk-phantast. Erzählungen für reife Leser: [O 119

„Seltsamia"

7 seltsame Geschichten diesseits und jenseits des Gefühls von Hans Georg Wegener

gebd. M. 4.40, brosch. M. 3.30

Freiburger Druck- und Verlagsges. H. M. Muth m. b. H., Freiburg i. B.

Kostenfrei! Prospekte über Seelenkultur / Psychische Forschung / Geheimwissenschaften / Mystik / Theosophie. Verlagsbuchhandlung **Max Altmann, Leipzig.** [O 95

Nach 4 Monaten die 2. Auflage!

Henry Hoek

Wege und Weggenossen

Erzählungen

Pappbd. M. 6.- Umfang 185 Seiten Halbld. M. 8.50

Ein entzückendes Kabinettbändchen, in handgemachte Buntpapiere gebunden, mit Vignetten und Schmuck von A. Göttfried.

„Deutsches Vaterland": Der bekannte Alpinist und Sportliterat weiß den Leser mit seinen Wanderfahrten zu den fernsten und höchsten Zielen ganz ausgezeichnet zu fesseln ..... Das Büchlein ist wärmstens zu empfehlen

„Freiburger Zeitung": Im Dreiländerverlag gab Hoek ein ansprechend ausgestattetes Büchlein heraus, das dem Wanderer und dem Naturfreund überhaupt Freude bereiten wird. Hoek hat sich in der Welt fleißig umgesehen. Kein Beförderungsmittel ist ihm fremd: Alles meistert er. Und wie sein Körper, so ist ihm der Geist rege: Er weiß ganz wundervoll zu plaudern, mit scharfen Strichen Menschen und Länder zu zeichnen, den feinsten Duft wiederzugeben, kraftvoll und lieblich die Besonderheiten der Heimat und der Fremde zu schildern, so daß auch vertraute Stätten vor uns neu und frisch erstehen Dazu eignet ihm ein gesunder Humor, und er weiß jede einzelne der wohlgeschliffenen, knappen Skizzen wirkungsvoll zuzuspitzen Hoeks Wege und Weggenossen, die Gabe des erfahrenen, weltkundigen Mannes, bergen dauernde Werte in Form und Gehalt.

Dreiländerverlag / München

Ein alpiner Roman!

Gustav Renker

Einsame vom Berge

Roman

Geh. M. 6.50 Umfang 390 Seiten Gebd. M. 8.-

Das Buch ist auf allerbestes, dickes Friedenspapier gedruckt und mit einem wirkungsvollen, mehrfarb. Umschlag von Prof. Hans Beat. Wieland versehen.

„Wiener Mittag": ... Dem Dichter ist's darum zu tun, von den Bergen zu erzählen, und er tut das heiß, innig, mit unermüdlichem Auffinden von Schönheit, voll jubelnder Freude an der Schöpfung .... Jedenfalls darf angesichts dieses Romanes gesagt werden, daß es eine Freude ist, wie frisch die kräftigfeine Erscheinung Gustav Renkers sich den jungen, alpenländischen Dichtern anschließt, und wie heute all die jungen Steirer und Kärntner mit offenen, schönheitsfreudigen Augen umhergehen und begeistert und dankbar von ihrem Land, von ihren Bergen und von ihrem Herzen reden.

„Alpina": ... Der Hauptwert des Buches liegt in der Darstellung des Verhältnisses, in dem die verschieden gearteten Menschen zu den Bergen stehen. Die Macht der Berge wirkt seelisch stärkend auf den, der mit offenem Herzen ihnen naht. ... Ein weiterer Vorzug des Buches liegt in den farbenprächtigen Schilderungen der Natur. Der Alpinist wird seine Freude haben an der feinen Beobachtungsgabe, an der nie ermüdenden Darstellung der schwierigsten Bergpfade, an der Schilderung des Lebens, wie es sich in den verschiedenen Jahreszeiten und Wetterverhältnissen gestaltet. . Das Buch wird dazu beitragen, den wirklichen Wert, den die Alpenwelt und ihr Begehen durch die Menschen besitzt, zum Verständnis zu bringen.

Dreiländerverlag / München

Der Orchideengarten



Heft 8

Dreiländerverlag München

DER ORCHIDEENGARTEN

PHANTASTISCHE BLÄTTER

HERAUSGEBER: KARL HANS STROBL / SCHRIFTLEITER: ALF VON CZIBULKA

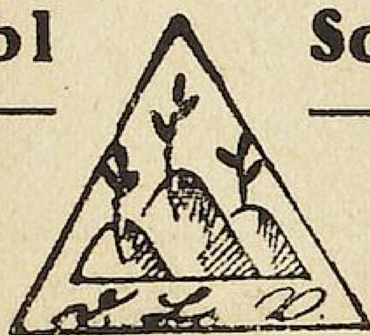
Jährlich erscheinen 26 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft 80 Pf. / für das Vierteljahr 5 M. / durch jede Buchhandlung und durch alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die viergespaltene Millimeterzeile 80 Pf. / NACHDRUCK auch mit Quellenangabe untersagt / VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich / SCHRIFTLEITUNG: München, Leopoldstraße 3 / ÖSTERREICHISCHE VERLAGS- UND REDAKTIONSSTELLE: Wien IV, Viktorgasse 18 / Zuschriften und Einsendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte und Zeichnungen werden nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt.

1919

Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl **Schriftleiter Alf von Czibulka**



Erster Jahrgang **Achtes Heft**

NIEMAND UND JEDER

Von Oskar Maria Graf

VORAUS ist zu bemerken:

Niemand und Jeder haben einmal wirklich als Menschen auf der Welt gelebt. Ihre Geburt und ihr Sterben vollzog sich wie die Geburt und das Sterben jedes Erdenkindes, und die Beschreibung ihrer Person ist nur langweiliges Zeitvergeuden, sintemalen ich der Meinung bin, daß man die Phantasie über seine Helden eher dem Leser überläßt, als dem Papier. Nur die Entwicklung der beiden käme also in Betracht. Und das ist der eigentlich springende Punkt dieser notwendigen Voraussetzung.

Niemand wurde geboren und starb wie eben niemand stirbt. Er wohnte nie und nirgendswo. Er belästigte keinen Menschen, er lebte sagenhaft und doch so alltäglich wie niemand sonst auf der Erde. Deshalb vielleicht stieg sein Geist, als er begraben war, aus dem Grabe, sozusagen als Fluidum und verbreitete sich über alle menschlichen Hirne. Und so geschah es, daß wir heute den Begriff Niemand haben. Sela ...

Anders Herr Jeder. Das war ein ganz feixend-beweglicher Mensch. Er war überall zugegen, sprach trotz seiner Hohlköpfigkeit überall das große Wort, aber er hatte eben immer eine Art, daß er nicht anzugreifen war. Er wußte alles und wußte gar nichts, denn er sagte nur das Längstbekannte eines jeden. Deshalb vermehrte er sich von der ersten Stunde seiner Geburt an bis in alle Ewigkeit so unheimlich, daß man ihn überall trifft, wo Menschen sind.

Und das ist das wesentliche Unterscheidungszeichen dieser zwei merkwürdig uninteressanten Fälle: Der eine starb und war in jedem und der eine wurde geboren und war in jedem, ist in jedem, solange Menschen sind. Gegenseitig also vollenden sich die beiden nur.

Fertig .... —

Möge der etwas geschicktere Leser sich einen philosophischen Schluß aus dieser belanglosen Erzählung zusammenreimen. Genug!

Es folgt also Numero zwei:

Nun kann sich kein sehnender Blick mehr im Himmel verlieren. Alles ist weiß, weiß und endlos. So was wie ein Mondsee oder ein Sternmeer schläft als verwelkte Erinnerung an laue, lichtene Sommernächte im Hirn. Alle Türen speien Dampf, wenn man sie öffnet. Alle Fenster hängen auf Halbmast. Über schneeverwischte Straßen reiten Laternparaden ins Dickicht des Geflocks. Ich schreite ziellos. Menschen an mir vorbei, geduckt, beschneit, als schämte sich der Schnee über ihr Aussehen und bedeckte sie alle, damit eine einzige, objektive Gleichlichkeit herauskäme. Da —

Vor mir, auf Steinwurfsweite entfernt, schwebt eine weiße Gestalt, schweigend und gerade, wie eine ausgelöschte, wandelnde Kerze. Ich folge ihr. Warum weiß ich nicht. Gedankenlos. Ich empfinde nur, daß sie grader geht als all die geduckten Leute an mir vorbei, und daß sie am Ende zu Menschen geht. Vielleicht tanzen? Aber es handelt sich hier weder um eine Frau noch um einen Mann. Ich werde ganz langsam neugierig.

Und so rinnen denn mit dem Weiterschreiten alle Gassen und Straßen in mein Denkland und



Der Orgelmann oder der langsame Selbstmord F. Stark

wissen nicht mehr weiter. In solchen Augenblicken oder Stunden erfühlt vielleicht der Mensch, so denke ich, das Einsamsein aller lebendigen Dinge. Lebendigen Dinge? Gibt es lebendige Dinge? Ja, denn irgendwer sagte einmal: „Alle Dinge werden durch dich, o Mensch, lebendig!" Wie geschickt!

Ich aber kann sagen: „Es gibt kein lebendiges Ding in solchen Winternächten!" Da ist alles gestorben und schläft verdorrt unter schneeiger Hülle. Kein Ding hat Kontur, alles ist unfaßbar weiß, geisterhaft weiß. Schnee, endloser Schnee. Und funkelnde Fenster auf Halbmast. Und —

Und da vorn die weiße Gestalt, die kerzengerade — — —

Wo denn? Wo? Wo? —

Um mich ist winterliches Ödland. Keine Stadt mehr, nichts, gar nichts! —

Sonderbar. Auch kein Weg ist hier und keine Fußspur. Wie plötzlich mein Herz stillsteht, wie mein Blut ins Hirn peitscht . . .

Nein, nochmal nein! Hier ist weder Weg noch Stadt, noch ein Tanzlokal oder sonst was. Nur Schnee, Schnee, Schnee . . . . .

Niemand . . . .

Da stöhnt es. Mir rieselt kalter Schweiß den Rücken hinunter. Atem stockt. Plötzlich, wie weitausgeholt eine weiche, wie aus undenkbaren Fernen kommende Ätherstimme: „Verfolgst du mich noch immer?"

Ich stehe, rufe eisig: „Ja!" Doch klingt es tonlos, als fiele ein Stück Eis aus unbekannter Höhe zur Erde und zerschelle.

Wieder fragt es: „Warum tust du das?"

Ich sinne. Dann entkommt es mir wohlüberlegt: „Weil ich wissen möchte, wer du bist!"

Und wieder wie verzeihend: „Warum wollen die Menschen immer alles wissen?"

Ich stocke. Dann: „Um weiterzukommen."

Erst ist's ein Lächeln, aber eines, das arglos, fast mütterlich klingt.

Dann kam diese Antwort, die über den weiten Schnee zitterte wie sänftigende Glät-

tung: „Weiterkommen? Wohin denn? Der Wissende kommt nicht weiter, das merke! Wissen kann niemand und jeder. Niemand und jeder kann leben ohne Wissen. Obwohl ihr alle soviel vom Wissenden erwartet, hat er euch niemals mehr gesagt, als das, was war und was ewig sein wird. Und dieses wißt ihr alle. Nur er findet das Wort dafür." —

Da hielt ich nicht mehr zurück, und meine Knie zitterten: „Was sollen wir denn dann tun?"

Und mit diesen Worten erstarb die Stimme: „Glauben, was niemand glaubt und wissen, was jeder weiß!"

Ich griff an meinen schweißtriefenden Kopf: „Niemand und jeder!"

Alles schwieg, alles war weit, weiß und endlos ......

Durch die Fenster starrten schneebedeckte Hausdächer. Heute müssen alle Schritte unhörbar sein.

Aus fernem Himmel sank blasser, gläserner Tag ins Gemeng der Häuser: Niemand und jeder gehen um, keinen Weg wissend, nichts, als — daß es Winter ist und weiß und schneeig ....



DIE TOTENWACHT

Nach den Metamorphosen des Apuleius bearbeitet von E. Scupin (mit 4 Zeichnungen von Paul Neu)

DAS Gastmahl bei meiner Tante Byrrhäna war herrlich. Die Tischbetten glänzten von Elfenbein und waren mit goldenen Decken überhangen. Große, kostbare Pokale aus Glas, Kristall, blankem Silber und feinstem Gold luden zum Trinken ein. Gerichte gab's im Überfluß.

Man brachte Licht, und das Tischgespräch ward lebhaft. Man lachte, scherzte, witzelte.

Byrrhäna wandte sich mir zu: „Nun, mein lieber Lucius, wie gefällt es dir bei uns? Meines Wissens kann sich unsere Stadt Hypata vor allen anderen Städten sehen lassen mit ihren Tempeln, Bädern und anderen öffentlichen Gebäuden. Auch hat man bei uns völlige Freiheit, zu leben wie man will."

„Gewiß, liebe Tante," antwortete ich, „ich habe mich in der Tat noch nirgends so frei gefühlt wie hier. Wenn nur die böse Magie nicht wäre! Ihretwegen bin ich in ständiger Unruhe, sie treibt so heimlich hier ihr Wesen, daß kein Mensch sich vor ihr schützen kann. Sollen doch sogar die Toten in den Gräbern nicht sicher sein; von den Scheiterhaufen holt man die Reste der Leichen hinweg, ja einige Zauberinnen stehlen, wie man mir sagt, mit unglaublicher Behendigkeit noch während der Beisetzungsfeierlichkeit die Leichen von den Bahren."



„O, es geht noch viel weiter," rief jemand dazwischen, „ich kenne einen, der ein Lied davon zu singen weiß. Dem armen Kerl hat's Nase und Ohren gekostet und er ist jetzt jämmerlich entstellt."

Aller Augen richteten sich bei diesen Worten nach einem Gast, der in einer Ecke des Saales ganz allein gelagert war. Als dieser Mann nun äußerst beschämt und böse aufsprang und die Gesellschaft verlassen wollte, redete ihm Byrrhäna zu: „Nicht doch, lieber Thelyphron, du wirst doch nicht fortgehen wollen? Erzähle uns lieber nochmals deine Geschichte, damit Vetter Lucius sie auch kennen lerne."

Thelyphron ließ sich indessen nur schwer besänftigen, schließlich aber begann er doch: „Als junger Mensch kam ich einst nach Larissa. Da mein Geldbeutel recht mager geworden war, suchte ich nach irgendeiner Verdienstmöglichkeit, und als ich nun so herumirrte, vernahm ich die laut rufende Stimme eines Mannes: ‚Wer Lust hat, einen Toten zu bewachen, melde sich und fordere, was er will!'

Ja, haben die Toten denn hierzulande die Angewohnheit, davonzulaufen?' sagte ich zu einem Vorübergehenden.

‚Spotte nicht,' antwortete dieser, ‚du scheinst nicht zu wissen, daß es hier mitten in Thessalien gar nichts Seltenes ist, daß alte Hexen den Verstorbenen das Gesicht abfressen und dann allerlei Zaubermittel damit herstellen.'

‚Und worin besteht nun die Totenwacht?'

‚In erster Linie', erwiderte er, ‚darf man die ganze Nacht über keinen Blick von dem Leichnam lassen, ein kleiner Seitenblick nur, und sofort hat sich so ein Geistchen herangeschlichen. Die wissen nämlich die Gestalten aller möglichen Tiere anzunehmen, bald erscheinen sie als Hunde, bald als Vögel, dann wieder als Mäuse, ja schließlich gar als Fliegen. Auch schläfern sie gerne die Wächter durch gewisse Beschwörungsworte ein. Der Wächter aber, der am andern Morgen die ihm anvertraute Leiche nicht unversehrt abliefern kann, muß sich aus seinem eigenen Gesichte alles herausschneiden lassen, was dem Toten über Nacht abgebissen wurde.'

Als ich all das vernommen hatte, trat ich an den Ausrufer heran: ‚Ich will der Wächter sein! Wieviel willst du mir geben?'

‚Tausend Sesterzien', antwortete er, ‚werden für dich als Belohnung deponiert. Du mußt die Leiche aber auf das allersorgfältigste bewachen; es ist der Sohn eines der Vornehmsten dieser Stadt.'

Als wir nun zum Trauerhause kamen, führte er mich in ein düsteres Zimmer mit verhangenen Fenstern; dort saß eine Dame in Trauer und weinte.

Mein Führer trat zu ihr und sagte: ‚Hier bringe ich dir einen Mann, der gelobt hat, deinen Gemahl sorgsam zu bewachen.'

Die Dame strich die Haare zurück, die von beiden Seiten über ein Gesicht hingen, das selbst in der tiefen Betrübnis berückend schön war, sah mich an und sprach: ‚O lieber Freund, tu es ja mit aller Aufmerksamkeit.' Dann brachte sie mich in ein anderes Zimmer, und



nachdem sieben Zeugen herbeigeholt waren, wurden die schneeweißen Leintücher von der Leiche zurückgeschlagen zur Feststellung, daß der Körper durchaus unversehrt sei. Ein Schreiber nahm alles zu Protokoll, und nachdem dieses unterschrieben, schickte sich die Dame an, mich zu verlassen. Auf meine Bitte wurde mir eine Lampe und Öl gebracht, und nun war ich allein mit der meinem Schutze anvertrauten Leiche.

Erst sang ich mir ein Liedel, um die Furcht nicht aufkommen zu lassen, dann aber, je tiefer und finsterer die Nacht wurde, desto grausiger wurde mir zumute.

Da plötzlich huscht ein Wiesel herbei, setzt sich mir gerade gegenüber und starrt mir ins Gesicht: ‚Willst du fort, garstige Bestie?' schrei ich das Tier an, und — husch! — war es wieder zur Türe hinaus. Einen Augenblick später aber befällt mich ein so tiefer Schlaf, daß wohl selbst der delphische Gott nicht leicht hätte entscheiden können, wer, ob die Leiche oder ich, dem Scheine nach am meisten tot sei.

Erst das kreischende Geschrei der munteren Hähne erweckte mich wieder. Im tiefsten erschrocken eile ich zur Leiche hin, decke sie auf und will eben feststellen, ob noch alles unversehrt sei, da betritt auch schon die betrübte Witwe in Begleitung der gestrigen Zeugen das Zimmer, küßt den Körper des Toten und hält beim Scheine der Lampe Musterung über seine Glieder.

Dann ruft sie ihren Haushofmeister Philodespotus und befiehlt ihm, mir meinen Lohn für die wohlgehaltene Wacht auszuzahlen. Dann dankte sie mir für meinen Eifer und versprach mir, mich beständig unter ihre Freunde zu zählen.

In hellem Entzücken die blanken Dukaten in meiner Hand betrachtend, erwiderte ich: ‚Herrin. rechne mich lieber unter deine treuen Diener und befiehl, so oft du meine Dienste wieder brauchst.'

Ich hatte aber noch kaum zu Ende gesprochen, da speien alle Anwesenden über die böse Vorbedeutung aus, fallen über mich her und verprügeln mich gar jämmerlich. Der eine ohrfeigt mich, der andere gerbt mir die Schultern mit den Ellbogen, dann hagelt's Rippenstöße, man tritt mich mit Füßen, rauft mir die Haare aus und wirft mich schließlich zur Tür hinaus.

Wie ich mich in einer Nebengasse von der unsanften Behandlung wieder zu erholen suche und meine unglückselige Rede — freilich leider zu spät — bedenke, da kommt schon langsam und mit großem Pomp der Leichenzug über den Markt daher.

Plötzlich kommt ein alter Mann im Trauergewande herbeigelaufen. Mit lautem Jammern rauft er sein ehrwürdiges Haar, erfaßt die Bahre mit beiden Händen und ruft mit lauter, doch von Schluchzen unterbrochener Stimme:

‚Hilfe, ihr Larissäer! Ich beschwöre euch bei eurem Bürgereide, bei eurer Liebe zum Vaterland! Hilfe! Nehmt euch dieses ermordeten Mitbürgers an und rächt mit strengster Schärfe an diesem schändlichen verruchten Weibe die scheußlichste Tat. Denn nur sie

allein hat diesen Unglücklichen, meinen Schwestersohn vergiftet aus Liebe zu einem Buhlen und aus Gier nach seiner reichen Erbschaft.'

‚Hier,' fuhr der Greis fort, ‚hier ist Zatchlas, ein berühmter Magier aus Ägypten. Er wird den Geist des Verstorbenen aus der Unterwelt zurückrufen und dessen Körper für einen Augenblick wieder beleben.' Dabei zieht der Greis einen Jüngling in den Kreis, in Leinen gekleidet, Palmenschuhe an den Füßen und das Haupt völlig kahl geschoren. Dann umfaßte er seine Knie und beschwor ihn, um des Trostes der Rache willen dem Toten für einen Augenblick das Leben wiederzugeben.

Der Magier legte hierauf dem Toten ein gewisses Kraut auf den Mund, ein anderes auf die Brust, kehrte sich dann gegen Sonnenaufgang und richtete mit vieler Feierlichkeit und Andacht ein Gebet an die Sonne.

Alsbald beginnt die Brust des Toten sich zu heben. Die Pulse schlagen, das Leben kehrt zurück! Dann richtet sich der Wiedererweckte auf und spricht: ‚Warum rufest du mich zu einem Augenblick des Lebens zurück? Schon hatte ich den lethäischen Becher geleert, schon schwamm ich auf dem Styx. Laß mich, ich flehe dich an, und störe nicht meine Ruhe!'

Doch der ägyptische Priester rief ihn an: ‚Sage dem Volke, wie du zu Tode kamst, bringe das Geheimnis ans Licht, oder du sollst erfahren, daß selbst die Plagegöttinnen meinen Beschwörungen folgen und ich nach Willkür dich martern kann.'

Mit tiefem Seufzer sagte da der Auferweckte von der Bahre herab zum Volke: ‚Durch die Schandtat meiner jungen Frau bin ich ums Leben gekommen. Gift gab sie mir in einem Trank, damit ich mein Hochzeitsbette noch warm dem Ehebrecher einräumte.'

Hier trat nun das angeschuldigte Weibsbild hervor, hieß ihren Mann einen argen Lügner und zankte sich mit ihm herum.

Das Volk rast; ist geteilter Meinung.

Da fuhr die Leiche fort zu reden: ‚Ich will euch nun die klarsten Beweise geben, daß ich die reine Wahrheit rede.' Hier zeigt er mit dem Finger auf mich und fährt fort: ‚In dieser Nacht, als dieser mein Hüter im besten Wachen war, kamen Hexen und trachteten meinem Körper nach. Nachdem er sich aber durch ihre trügerisch angenommenen Gestalten nicht hatte täuschen lassen, senkten sie den tiefsten Schlummernebel über ihn und hörten dann nicht auf, mich beim Namen zu rufen; bis endlich meine kalten erstarrten Glieder langsam und träge sich anschickten, dem Zauber zu gehorchen. Nun wollte es der Zufall, daß dieser mein Wächter mit mir eines Namens ist, auf das Rufen hin war er daher im Schlafe schon aufgestanden und wie ein Toter zur Tür gegangen. Dort nun schnitten ihm die Dämonen durchs Schlüsselloch Nase und Ohren ab und setzten ihm, zur Verheimlichung des Betruges, ganz ähnlich gefertigte Wachsgebilde an. Sehet, er wird es selbst bezeugen.'

Erschreckt durch die Worte faßte ich alsogleich mit der Hand zur Nase: sie blieb darinnen! Ich faßte an die Ohren: sie fielen ab.

Da hättet ihr das Fingerzeigen, das Gegucke und das Gelache sehen sollen! Ich bückte mich nun schnell und verschwand unter der Menge."

Wie nun Thelyphron seine Geschichte geendet hatte, erhob sich neues Gelächter unter den Zechgenossen, und man fuhr fort, allerhand Gesundheiten zu trinken, bis mich mein Diener erinnerte, daß es spät war.

Ich erhob mich dann und empfahl mich bei meiner Tante Byrrhäna.



DER SELBSTMÖRDER

Von Klabund

Niemand weiß, daß ich gestorben bin.
Alle sehen freundlich zu mir hin.
Manche meinen mit verglastem Lächeln
Trost und Heiterkeit mir zuzufächeln.

Manche fragen, wie es mir erginge?
Ob nie sonst ich singe oder springe?
Oder ob mein Flötenmund verstummt sei?
Und warum so dunkel ich vermummt sei?

Ärzte diagnostizieren edel.
Jemand klopft erstaunt an meinen Schädel.
Und das klingt, als ob an einer Türe
Einlaß heischend wer die Finger rühre.

Lassen sie mich, bitte, meine Damen,
Die zuweilen zart zur Liebe kamen.
Keine Freundin schläft mir künftig bei
Als die Wasser- oder Wiesenfei.

Ihre Haare sind aus Tang und Moose,
Und ihr Schoß ist eine Wasserrose.
Ihre Hände sind so feucht wie Frösche,
Und mich deucht, daß ich schon sanft verlösche.

DIE GRAUE MÜHLE

Von H. Steinitzer

IRGENDWO steht eine Mühle — — eine graue Mühle — — — —

Bist du nicht manchmal Menschen begegnet, Menschen mit müden, kraftlosen Schritten? Ihre Blicke sind leer, und wenn sie lächeln — — mein Gott, wenn sie lächeln — — —! Die waren in der Mühle, in der grauen Mühle. Dort wurde ihr Herz zermahlen. — — —

Ich aber werde nie in die graue Mühle kommen. Ich kenne tausend Wege, die daran vorbeiführen. —

In den Wald gehe ich, den dichten, herrlichen Wald. Die Sonne dringt durch die stolzen Laubkronen, gleitet an den glatten Riesenstämmen herab auf die Pflanzenwirrnis von Ranken, Blättern, Moos und Blumen. Wie köstlich ist es, in dieser Waldesfrische zu atmen! Ich wandere — wandere — mein Leben lang will ich auf diesem Wege wandern. — Lichter wird's, — die Stämme treten zurück, und da, am Waldrande, — ein schwarzer, toter Schatten — da steht die Mühle — die graue Mühle — — —

Nun denn, einen andern Weg, in die Städte, zu den Menschen! Leben ist da, Tätigkeit und Freude. Frauen sind dort, schöne, gütige Frauen. Ich kenne eine — oh, ich kenne eine — die schönste und gütigste von allen! Zu ihr führt mich der Weg. Durch gewundene Straßen,

über weite, erleuchtete Plätze — dort steht ihr Haus. Nun will ich hineintreten voll Ungeduld und Erwartung — — — da sehe ich: nicht ihr Haus ist's — — die Mühle ist es, die graue Mühle — — —

Zurück also und weiter! Paläste sind in der Stadt, gefüllt mit Kunstwerken, mit Bildern, Büchern; sie zu durchschreiten, in ihnen zu verweilen muß eine Lust sein. Dann gibt es Häuser mit vielen, vielen Zimmern, wo man arbeiten kann für die Sicherheit, den Wohlstand, das Glück der Menschen. Und zwischen ihnen Gotteshäuser, in denen die Seele Ruhe und Erquickung findet. Überallhin will ich gehen, dort genießen, arbeiten, mich nützlich machen, Gott für die Freude dieses Lebens danken! — — Aber wenn ich hinkomme — — die Paläste, die Fabriken, die Amtshäuser, die Kirchen sind verschwunden, an ihrer Stelle steht die Mühle, die graue Mühle — — —

Keine Angst! Noch weiß ich einen sicheren Weg an ihr vorbei. Aus der Stadt wandere ich wieder hinaus, über die weite Ebene, dem Gebirge zu. Durch öde, erstarrte Felsenwildnisse führt der gefahrvolle Weg empor, über die kalte Pracht weißglitzernder Eisfelder, zur Spitze. — Und da, wo nichts ist als die Unendlichkeit des Himmelsraumes, da steht die Mühle — o mein Gott — die graue Mühle — — —

Zitternd blicke ich um mich. Meine Augen schweifen über die Erde tief unten. Tausend Wege sehe ich, alle bin ich gegangen, am Ende von jedem fand ich die Mühle, die graue Mühle. Nun bleibt nur noch einer! Leb wohl, du Welt mit deiner Freude, deiner Schönheit. In mich selbst will ich mich versenken, den letzten Weg gehen, der zur Befreiung und zum Glücke führt.

Auf den Schnee setze ich mich, ziehe den Mantel über den Kopf. Stille ist nun um mich und Dunkelheit. In die Tiefe dringt der innere Blick zum Ursprunge meines Daseins. Durch finstere Gänge schreite ich, an allem Grauen lautloser Einsamkeit vorbei. Endlich ein fernes Licht — — Hoffnung ergreift mich, Sicherheit, Gewißheit — — stärker wird das Licht, weiter die Gänge — hinaus! — — hinaus — — —!

Da stehe ich vor der Mühle, der grauen Mühle — —

Ihr Tor ist geöffnet.

Barmherzigkeit — Barmherzigkeit! — — —

Muß ich — — —?

Du mußt!



Hans Weiditz (um 1532) Holzschnitt

DER KOPF DER GERICHTETEN

Nacherzählt dem Alexander Dumas von E. Boyer von Berghof (mit vier Zeichnungen von Paul Humpoletz)



HERR Ledru schöpfte aus seinen Erinnerungen:

Es war im Mai 1793. Ein wundervoller Frühlingstag, dem eine ebenso schöne Nacht folgte, hatte mich zu einem Ausfluge veranlaßt. Ich kehrte spät heim. Der Vollmond tauchte die Straßen von Paris in fahles Licht, gespenstisch zitterten die Schatten der quer über die Straßen gespannten Straßenlaternen. In der Ferne verlor sich, wie das Geheul eines hungrigen Schakals anzuhören, der Laut eines klagenden Hundes. Revolutionärer Enthusiasmus betätigte sich ab und zu in der Abgabe einiger Gewehrschüsse.

Da durchschnitt die Stille der Place Taranne, die ich langsamen Schrittes durchmaß, der Hilfeschrei eines geängstigten Weibes. Und rascher vorwärts schreitend gegen die Rue Tournon bemerkte ich eine Frau, die sich gegen die Verhaftung durch eine Patrouille von Sansculotten sträubte. Kaum daß sie mich erblickt hatte, wandte sie sich mit gefaltet aufgehobenen Händen an mich: Ah, Herr Albert! Da ist ein Mann, den ich kenne und der gewiß bestätigen wird, daß ich Solange, die Tochter der Mutter Ledieu, bin. Nicht wahr? Und im selben Augenblicke hatte sie auch schon meine Rechte gefaßt und fiebernd umklammert. Die heiße Angst zitterte ihr am ganzen Körper entlang, das fühlte ich durch den groben Kattun, der ihre Gestalt verunstaltete. Aber ihre Finger griffen sich fein und weich an.

„Die Tochter von mère Ledieu, so oft du willst. Du hast keine Bürgerkarte, also marsch zur Hauptwache, meine Liebe!" Nochmals der verzweifelte Druck auf meinen Arm. Ich hatte begriffen.

„Sie sind es, meine arme Solange," sagte ich rasch, „was ist Ihnen doch begegnet!"

„Nun, sehen Sie, meine Herren?" Ihre Gestalt besänftigte sich.

„Es dünkt uns, du tätest besser, Bürger zu sagen!"

„Verzeihen Sie, Bürger Sergeant," erwiderte das junge Mädchen, „es ist nicht meine Schuld, sondern die des Berufes meiner Mutter, daß ich mir die üblen Manieren des noblen Packes, mit dem wir uns abgeben mußten, noch nicht abgewöhnt habe. Aber ich will mich darin, im Abgewöhnen nämlich, befleißigen."

Der ironisierende Ton der letzten Worte entging dem Führer der Sansculotten, der stark nach Branntwein roch.

„Ich habe für Mutter Wäsche getragen, Herr Albert." So sprach sie tapfer zu mir. „Und verspätete mich, ohne daran zu denken, daß ich meine Ausweiskarte zu Hause vergaß."

„Sie werden für mich gutstehen, Bürger... Albert?"

„Gewiß! Genügt dies?"

„Nein. Denn zuerst: wer wird für dich gutstehen? Hast du deine Ausweiskarte, feiner Herr?"

„Danton! Ist der genug?"

„Wenn Danton für dich gutsteht, dann ist es recht. Wie und wo willst du aber jetzt seine Zeugenschaft anrufen?"

„Im Klub der Cordeliers. Folgt mir dahin."

Und wir begaben uns nach der Rue de l'Observance, in der der Cordeliersklub im alten Franziskanerkloster nächtliche Sitzungen hielt. Rasch hatte ich einen Stift zur Hand, hatte ein Blatt Papier aus meiner Tasche herausgerissen und darauf einige Worte geschrieben.

Danton, aufgeregt von den Debatten der Sitzung, stürzte in Sorge um mich aus dem Saal.

„Ja, Freund Ledru, du hier und unter dem Verdacht, ein Verschwörer oder gar Royalist zu sein? Nein nein, wackere Bürger, für meinen Freund da stehe ich ein. Genügt dir das, Bürger Sergeant?"

„Du stehst für ihn gut. Aber auch für sie?" Der Eigensinn des Schergen klang deutlich in dieser Frage mit.

„Für sie? Wo ist eine Sie?"

„Hier, diese da!"

„Für ihn, für sie, für alle, die ihn umgeben!"

„Ich danke dir, Bürger Danton, und freue mich, dich gesehen zu haben. Fahre nur fort, wie bisher für deines Volkes Wohlfahrt zu arbeiten. Das Volk wird dich segnen!"

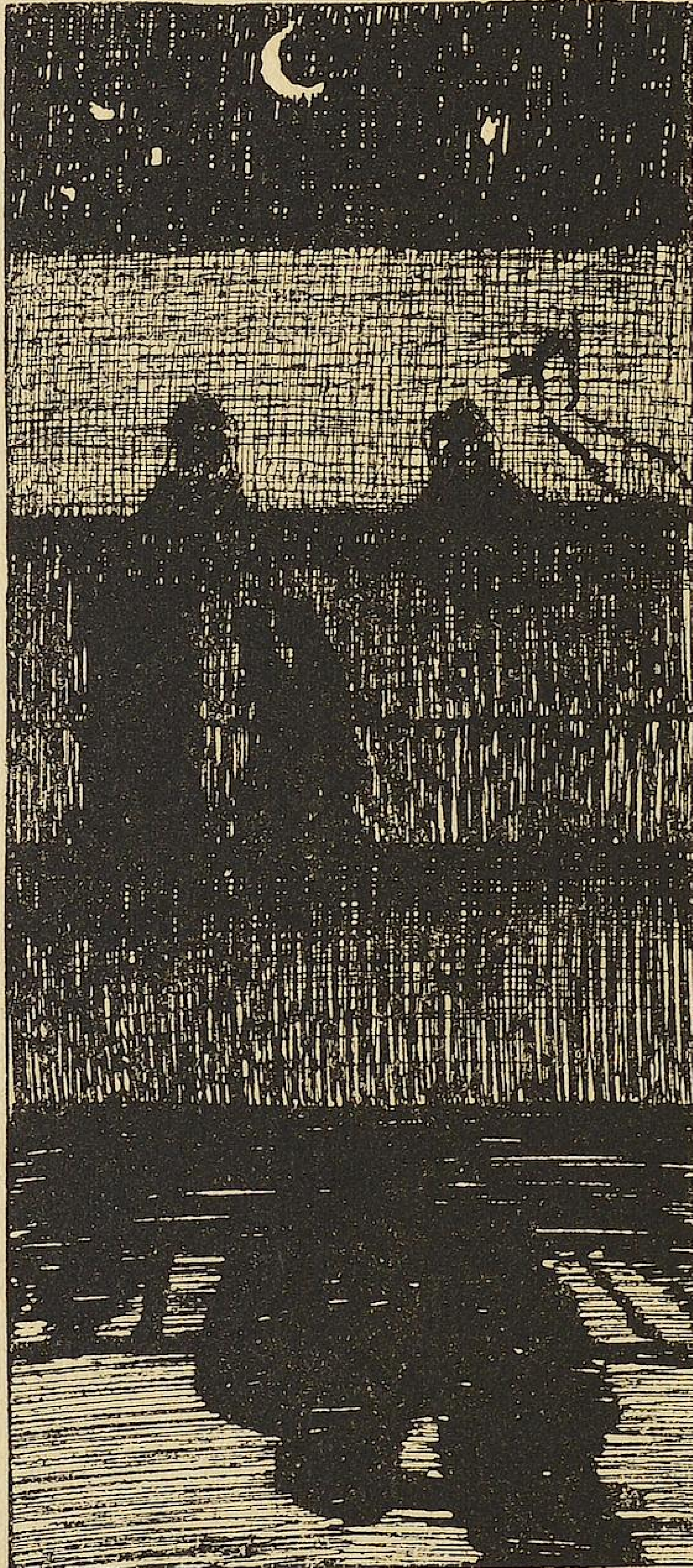
„Das Volk .... na ja! Sei's drum. Deine Hand, braver Sergeant!"

„Es lebe Danton", rief die Patrouille begeistert, bevor sie sich entfernte.

Ich wollte Danton noch danken, doch da wurde er vom Klub dringend verlangt und entfernte sich.

„Madame," redete ich die, die sich Solange nannte, an, „wohin darf ich Sie nun bringen?"

„Wo denn anders als zu Mutter Ledieu, Rue Ferou 24."



Wir sprachen während des ganzen Weges fast kein Wort. Ein Betrunkener gröhlte durch die Rue des Fossés, früher Monsieur le Prince, wir wichen daher über die Rue du Petit Lion aus. Sie trippelte neben mir her, und ich fand Muße, sie zu beobachten. Sie mußte etwa 22 Jahre alt sein. Eine Brünette mit pfirsichfarbenem Teint, mit geistreichen großen Augen, mit einer feinen geraden Nase und einem etwas spöttisch gezeichneten Munde. Füße und Hände wie die einer Königin. Ich begriff, daß sie in ihrer Tracht Aufsehen erregen mußte. Als wir Nummer 24 erreicht hatten, blieb sie, sich verabschiedend, stehen.

„Fräulein Solange, könnte ich Sie wiedersehen?"

„Wozu und weshalb?"

„Sie sind eine Aristokratin?"

„Keine Spur. Ich sagte, wer ich sei. Solange Ledieu."

„Sie sind so wenig Solange Ledieu, wie ich Albert heiße. Felix Ledru ist mein Name .... Sie wollen mir den ihren beharrlich verschweigen. Es ist aber wirklich nur Ihretwegen, daß ich um Ihren Namen bat. Was Ihnen heute passierte, kann Ihnen morgen geschehen, übermorgen oder nächste Woche mit schlechterem Ausgange. Ich bin kein Spitzel der Polizei, ich möchte Ihnen helfen."

„Was gibt mir die Gewähr, daß ich Ihnen trauen kann?"

„Das muß Ihnen das eigene Herz sagen."

Sie sah mich eine Weile prüfend an. Dann sagte sie, um vieles sanfter, ja fast demütig: „Ich könnte einen Freund, wie Sie es vorgeben zu sein oder werden zu wollen, gut brauchen. Aber nicht für mich, sondern für meinen Vater."

„Wann darf ich Sie wiedersehen?"

„Morgen um diese Zeit, hier auf der Straße. Sobald ich Sie vom Fenster aus sehe, eile ich herunter." „Also morgen um 10 Uhr, Solange." — Die Türe fiel ins Schloß, der Schlüssel knackte, ich ging allein weiter.

Am anderen Tage brachte ich Solange einen Ausweisschein. Das beruhigte ihr anfängliches Mißtrauen und sie vertraute sich mir an und eröffnete mir, daß sie mit dem Vater gesprochen hätte. Ich teilte ihr mit, wie ich mir seine Rettung denke. Er müsse fort aus Paris, aus Frankreich, fort nach England. Und sie sollte ihm in Kürze folgen. Doch war keine Zeit zu verlieren, denn General Marceau, den ich für diesen Liebesdienst gebeten, reiste abends zur Armee Kleber ab. Er sollte den Geächteten in seine mächtige Obhut nehmen. Solange entschloß sich, mich noch am selben Abend zu ihm zu führen. Sie ließ mich vorerst an der Ecke des einstigen Hotels Mâtignon warten und sprach mit ihrem Vater nochmals allein. Dann holte sie mich ab. Dem Hotel Mortemart gegenüber erhob sich ein unscheinbares Haus, dessen Tor sie mit ihrem kleinen Schlüssel sperrte. Sorgfältigst verschloß sie dann wieder die Türe und kletterte mir voran die zwei Stockwerke empor.

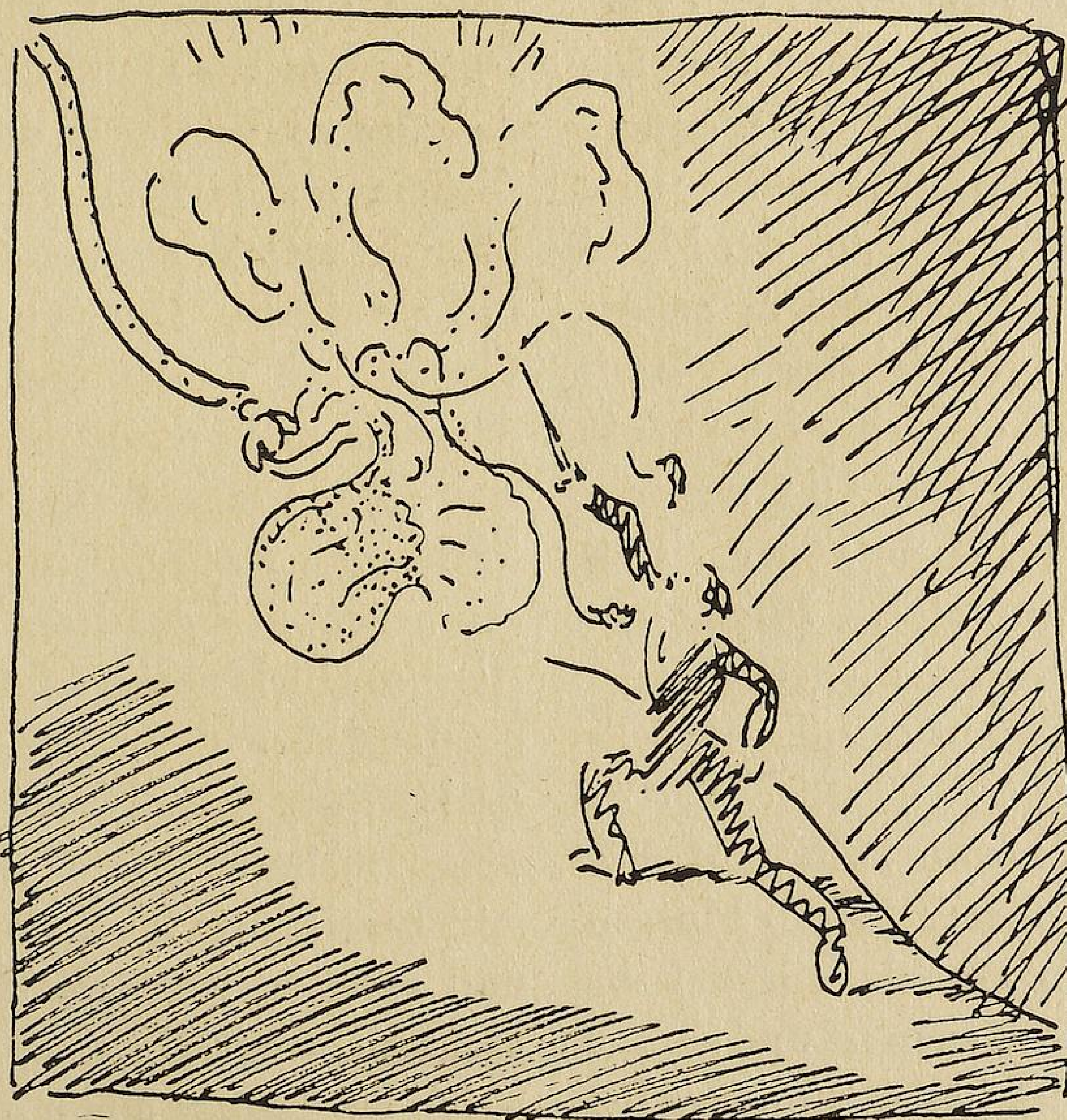
Unser beider Schatten fiel auf der engen Balustrade, die rings um das Haus lief, in langen Umrissen in den Hof. Wie ein eng aneinander geschmiegtes Liebespaar, dachte ich. Ein Kater sang seinen greulichen Liebesreigen.

Ein etwa fünfzigjähriger Mann in grober Handwerkertracht hieß mich willkommen. Doch die Aussprache verriet mir sofort, daß er bloß verkleidet wäre.

Ich sagte ihm alles, auch daß ihn Marceau als Sekretär mitzunehmen beabsichtige. Doch machte er Schwierigkeiten, ohne seine Tochter zu reisen. Erst als ich ihm die Unmöglichkeit vorgestellt, daß er gleichzeitig mit ihr abreise, weil er sich und sie unnütz gefährde, gab er nach. Ich versprach ihm noch, Solange so rasch als möglich nachzuschicken. — Am nächsten Abend war der Unbekannte glücklich im Gefolge Marceaus abgereist. — — Wieder am nächsten Tage aber wußten wir den Vater bereits außer aller Gefahr. Solanges Freude war unbeschreiblich. An diesem Abende gestand sie mir ihre Liebe. Doch diese Liebe war ihr Verhängnis. Denn statt abzureisen, blieb sie bei mir in Paris.

Ich verschaffte ihr eine Stelle als Unterlehrerin in einem Mädchenlehrinstitut, damit sie vor den Nachstellungen der revolutionären Polizei sicher sei. Sie selbst zog in die Rue Taranne, und alle Sonn- und Donnerstage barg das ärmliche Dachgeschoß in seinen vier windschiefen Mauern ein unbeschreiblich reiches Liebesglück.

Vier Monate waren vergangen. Ich hatte mich einem ganz eigentümlichen Studium hingegeben. Dem Studium des Todes der Gemordeten. Aber nicht aus unnatürlicher Lust und krankhafter Entartung meines Gefühlslebens, sondern aus Menschenfreundlichkeit. Ich bildete mir ein, daß es, wenn schon gemordet werden müsse, noch immer besser sei, zu hängen als zu köpfen. Viele, die sich erhängen wollten, aber noch rechtzeitig abgeschnitten werden konnten, beschrieben die Empfindung, die sie gehabt. Es ist wie ein plötzlicher Schlagfluß. Wie ein tiefer Schlaf, ohne jeden Schmerz. Es geht ein Zerren und ein Reißen wohl zuerst durch alle Glieder, aber nur sekundenlang. Dann hüpft eine blaue Flamme vor den Augen, man schlummert ein.



Otto Schön — Der Kampf mit dem Ungewöhnlichen

Wir waren in der Zeit der häufigsten Hinrichtungen. Kein Mensch hatte mehr Gewalt über den andern, auch Danton mußte schließlich daran glauben. Man guillotinierte 30—40 Personen täglich, und das Blut auf dem Schafottplatze fing an, eine unheimliche Pfütze zu bilden. Ein Teich von grausiger Farbe und Bedeutung.

Man grub daher rund um das Blutgerüst eine Grube von drei Fuß Tiefe und deckte diese jeweils mit Brettern zu. Das war notwendig, weil einmal ein 8- oder 10jähriger Knabe hier herumgeklettert und in den abscheulichen Graben gefallen war.

Ich arbeitete an meinem Propagandawerk weiter, das die Abschaffung der Todesstrafe durch den Nachweis des Lebens nach der Hinrichtung erreichen sollte. Ja, ich verbesserte die Versuche mit Hilfe des Galvanismus und der Elektrizität.

Die Regierung überließ mir den Friedhof Clamart und stellte mir alle Körper und Köpfe der Justifizierten zur Verfügung. Eine kleine Kapelle, in einer Ecke des Friedhofes, verwandelte ich in ein Laboratorium. Eine Elektrisiermaschine und vier sogenannte Auslader halfen mir bei meiner schauervollen Arbeit. Um 5 Uhr nachmittags kam stets ein neuer Leichenschub. Die Körper lagen, von roher Sackleinwand bedeckt, auf dem bluttriefenden und schmutzstarrenden roten Karren. Die Köpfe befanden sich zusammengebunden in einem gemeinsamen Sack. Ich nahm in der Regel einen oder zwei Köpfe und ebenso viele Leiber heraus, die übrigen gab ich zurück. Bei

meinen Forschungsarbeiten assistierte mir mein Bruder.

Meine Liebe zu Solange, der ich aber von dieser Beschäftigung nichts mitteilte, wuchs vonTag zu Tag. Sie erhielt häufig Briefe von ihrem Vater, der sie immer und immer wieder mahnte, zu ihm nach England zu kommen. Aber aus Liebe zu mir verschob sie täglich den Tag der Abreise. Oft war mir der Gedanke gekommen, sie einfach zu heiraten. Aber zu diesem Zwecke hätte sie ihren verfemten Namen preisgeben müssen und nichts, auch meine wissenschaftliche Bedeutung nicht, hätte sie vor Houguier-Tinville geschützt. So verschob ich diesen Heiratsplan.

Da kam der Prozeß der Königin Marie Antoinette. Er begann am 4. Oktober und am 16. fiel ihr Haupt unter dem Fallbeil der Guillotine. Die Straßen waren durchpulst von fieberigem Leben. Wieder wuchs die Erregung der blutdürstigen Menge von Stunde zu Stunde. — Ich kam nachmittags um 4 Uhr zu Solange, die mich, in Tränen aufgelöst, empfing. Auch in mir wurden Erinnerungen an die Knabenzeit lebendig, da die Königin mich angesprochen und mir einen Louisdor an einer goldenen Kette geschenkt hatte.

Wir brachten wie stets die Nacht miteinander zu. Wir standen lange am Fenster, und ich neckte Solange, die in ihrem langen hellen Haar aussah wie die heilige Genofeva, Wache haltend über das von Hunger und Verzweiflung geschüttelte Paris. Dann trug ich sie auf ihr Lager und bedeckte ihren wundervoll gepflegten blütenweißen Körper mit tausend Küssen. Eine Welle von Licht goß der Mond herein und umgab den Kopf der in seliger Erschöpfung schlummernden Geliebten wie mit einem milden Glorienschein. Aber ich konnte nicht schlafen. Bis gegen drei Uhr morgens heulte ein Hund in kläglichen Tönen. Tags darauf erfuhr ich, daß er einem Mieter gehörte, der nachmittags zum Sicherheitsausschusse vorgeladen und nicht wieder zurückgekehrt war.

Schon wurden die Nächte kalt, und wir ließen die Fenster geschlossen. Gegen Morgen weckte mich Solange und erzählte mir, daß ihr der Vater im Traume erschienen sei und sie zur raschesten Flucht beredet hätte. Er wäre bei dem einen Schlafzimmerfenster hereingekommen. In der Tat stand das eine Fenster offen, und ein frischer Morgenwind strich über Solanges erhitztes Gesicht. Unter Tröstungen, Beschwörungen und Beteuerungen verging der Morgen rasch. Solange wollte mich gar nicht verlassen, doch um neun Uhr fing ihr Schuldienst an, und sie war schon tagsvorher, am Tage der Hinrichtung Antoinettes, der Schule unentschuldigt ferngeblieben. Ich ließ einen Wagen vorfahren und begleitete sie bis an die Ecke der Rue des Fossés-St. Bernard. Während der ganzen Fahrt hielten wir uns fest umschlungen, als ob es ein Abschied für ewig werden sollte. Als ich der Kutsche entstiegen und Solange weitergefahren war, blieb ich noch wie festgewurzelt stehen. Und plötzlich hielt der Wagen wieder. Solange sprang heraus und umarmte mich stürmisch. Da schlug es in hellen Klängen von Saint Etienne neun Uhr. Sie eilte rasch zum Wagen zurück, dessen Pferde sich nun in raschere Gangart setzten.

Ein Brief Solanges benachrichtigte mich am nächsten Tage, daß sie mit der Vorsteherin der Schule einen heftigen Auftritt wegen des Fernbleibens und der abermaligen Verspätung gehabt hätte. Sonntag sollten wir uns wiedersehen. Ich freute mich unsäglich darauf. Dennoch war ich in Sorge um sie, denn sie schrieb, daß der letzte Brief ihres Vaters entsiegelt gewesen sei.

Es war Freitag, als ich zu Hause ein neues Werk über Saint Germain, Cagliostro und Pythagoras zur Hand nahm und mich in seine Lektüre so vertiefte, daß ich auf das Stelldichein mit meinem Bruder vergaß. Ich las über die alte Weisheit, daß der Tod das Leben nicht aufhebt. Der Tod vernichtet bloß das Gedächtnis, weiter nichts. Würde das Gedächtnis nicht vernichtet werden, so könnte sich jeder Mensch aller Wanderungen seiner Seele, vom Anbeginn der Welt bis eben jetzt erinnern. Ein gewisses unerklärliches atavistisches Rückerinnern ist daher bei vielen aufgefallen, aber bloß die obengenannten drei entdeckten das große Geheimnis, daß ihre Körper schon mehrere Male abgestorben seien. Es war bereits drei Uhr, als ich zu lesen aufhörte und rasch zu meinem Bruder eilte, ihn aber nicht mehr antraf.

Ich ging daher allein auf den Friedhof. Ein häßlicher Oktoberregen zeichnete lange kalte



Erich Godel — Nokturno

Striche in die nebelerfüllte Landschaft. In zerschlissenen, zerfetzten Mänteln liefen die öffentlichen Ausrufer an mir vorbei, die die Namen der zum Tode Verurteilten von der Liste herunterheulten. Hinter ihnen jagte unsichtbar der Tod. Als ich in Clamart anlangte, war es fast Nacht. Ein trübes Licht flackerte im Totengräberhäuschen auf, umgeworfene und noch stehende Grabkreuze hoben sich aus der Dämmerung ab. Der Wind rauschte in den entlaubten Bäumen, als schlügen Skelette aneinander.



Zahllose Erdhügel waren neu aufgeworfen, daneben wieder aufnahmsbereite oder schon besetzte, aber noch nicht zugedeckte Gräber. Der Boden einer dieser offenen Gruben war mit Wasser fast bis zum Rande gefüllt. Arme, kalte und nackte Leichen, die in dieses schmutzige Regenwasser dann einfach hineingeworfen wurden! Ich schloß mein Laboratorium auf. Mit einem Zündstein schlug ich Feuer, der Schwamm war naß geworden und fing erst bei dem fünften oder sechsten Versuche Feuer. Der Flackerschein der Kerze lief suchend an der Wand entlang. Der Altar war allen Schmuckes beraubt, die Bilder aus den Rahmen geschnitten. An der Stelle, wo früher das Tabernakel, die Versinnbildung von Gott und allem Leben stand, lag ein von Haut und Haaren entblößter Totenschädel, grinsend ins Nichts.

Ich setzte mich in den Lehnstuhl, den mir Legros gebracht hatte, und grübelte nach. Ich gedachte der Königin, die man erst vor wenigen Stunden in ihre Grube gebettet hatte. An die Frau, die so schön, so reich, so glücklich gewesen war und die wie eine Schwerverbrecherin unter wütenden Schmähungen zum Schafotte geführt worden war. Und ich verglich in Gedanken den grauen Sack, der jetzt ihr Haupt barg, mit dem weichen Prachtlinnen, auf das der blonde Mädchenkopf einst im heimatlichen Schlosse von Schönbrunn geruht, und mit den vergoldeten Prunkbetten in Versailles, St. Cloud und den Tuilerien, auf denen die königliche Mutter geschlummert haben mochte.

Draußen nahm das Unwetter an Wut zu. Der Sturm umtoste in gewaltigen Stößen die alte Kapelle und trommelte mit einem Eschenast auf ihr Dach. Der Boden zitterte leicht unter dem Rollen eines nahe heranfahrenden Wagens. Ach, der rote Karren mit Meister Simsons Mittagsbraten. Zwei vom Regen triefende Männer schleppten einen Sack zur Türe herein.

„Guten Abend, Herr Ledru", sagte Legros. „Hier ist wieder etwas für Sie. Fast steif vor Kälte sind diese Biester. Na, hier ist es wärmer. Schnupfen werden sie keinen davontragen." Dann gingen sie fort, ohne die Türe zuzumachen, durch die nun der Wind hereinfuhr und meinen Hut und Mantel emporwirbelte. Die Flamme meines Lichtes zuckte auf, flackerte unruhig hin und her und drohte ganz zu erlöschen.

Rasch schloß ich wieder die Türe und machte mich mit dem Sacke zu schaffen. Draußen tobte die Windsbraut, ich hörte die knarrenden Friedhofsbäume ihr schauriges Totenlied seufzen und in der Luft das Pfeifen und Stöhnen der wilden Jagd. War es das schaurige Konzert der Natur, war es das Alleinsein in der Kapelle, in der ich sonst mit meinem Bruder arbeitete, war es die eigentümliche Unruhe, die mich schon während des ganzen Tages im Banne hielt? Mich erfaßte zum ersten Male nach langer Zeit ein leises Grauen. Und plötzlich war es mir, als ob ein

schwaches Stimmchen klagend den Namen „Albert" ausspräche. Ich fuhr zusammen und fühlte, wie meine Haare sich sträubten und den Versuch machten, sich in ihre Zellen zurückzuziehen. Eine einzige Person auf der Welt nannte mich so. Ich zögerte den Sack aufzuschnüren; doch da wiederholte sich derselbe, nur schwächere und kläglichere Ruf:

„Albert!"

Rasch fuhr meine Rechte in den Sack hinein. Und da war es mir, als ob Lippen, die noch warm waren, einen Kuß auf meine Hand drückten. Ich befand mich in jenem Stadium des Schreckens, dessen Übermaß uns entweder sterben läßt oder, auch dem Schwächling und Feigling, ein unerhörtes Gefühl von Mut und Kraft verleiht. Ich nahm den Kopf und stellte ihn rasch auf den Tisch. Aber gleichzeitig erschrak ich vor mir selbst. Denn ich hatte diesen schrecklichen Schrei ausgestoßen, der wie der Verdammten Schmerzensklage das Gewölbe erschütterte. — — — Es war kein Zweifel mehr — es war Solanges Kopf.

Ich wimmerte, ich schluchzte, ich starrte minutenlang wie geistesabwesend vor mich hin, ohne eine schmerzmildernde Träne zu finden, ich tobte und lachte, so überlaut und schrill wie ein Wahnwitziger. Dann setzte ich mich hin, nahm den Kopf, der voll geronnenen Blutes klebte, küßte ihn auf den Mund und wiederholte nur immer und immer wieder:

„Solange, Solange, Solange!!"

Und da bildete ich mir ein, oder war es so? daß sich die Augen, die halb geschlossen waren, ein wenig öffneten und zwei Tränen fallen ließen, worauf sie sich schlossen.

Was ich sonst noch erlebt, wie mir plötzlich das Licht ausging, ich fliehen wollte, an der Tischkante hängen blieb, stürzte und im Falle den Kopf zum Kippen brachte, wie ich glaubte, plötzlich den Mund der Guillotinierten auf meinen Lippen in kaltem, tödlichem Kusse zu spüren, das alles löste eine wohltätige Ohnmacht ab.

Am anderen Morgen fanden mich die Totengräber auf und brachten mich langsam wieder zum Leben zurück.

— — Solange war in der Tat am selben Tage, da sie mir schrieb, verhaftet, verurteilt und am nächsten Tage gerichtet worden. Der Kopf, der mit mir gesprochen, der meine Hand und meine Lippen berührt, die Augen, die mich angeblickt und geweint hatten, waren Solanges Kopf, Augen und Lippen gewesen.



D E R B A L K O N

Von Max Rohrer

AUF einen Balkon zu treten, ist auch ein zweifelhaftes Vergnügen. Niemand garantiert Ihnen, daß der Balkon nicht plötzlich den tollkühnen Wunsch bekommt, noch weiter in die freie Luft hinauszuwachsen. Und da stehen Sie nun freihändig da — spüren plötzlich einen Ruck unter Ihren Füßen — und taumeln gegen das Fenster hinter Ihrem Rücken, welches sofort mit schmerzlichem Klirren zerbricht. Aber noch ist Ihnen Ihre unerhörte Situation nicht klar. Statt schleunigst die Flucht zu ergreifen, was in solchen Fällen als einzige Rettung in

Anbetracht kommt, raffen Sie sich verwundert auf und stehen nun wiederum frei auf Ihren Füßen. Der Balkon aber wird ermutigt lächeln und — statt zarte Rücksicht zu nehmen auf den ihn belastenden Menschen — mit einem neuen Ruck, sich vorwärtsbäumend, fortfahren in seinem dreisten Unternehmen. Diesmal wird es Sie vornüber an das aussichtsreiche Geländer werfen. Sie aber, mit herabgebeugtem Kopfe beachten die Aussicht nicht, sondern versuchen, Ihre plötzlich zerrütteten Gedanken zu einer Erklärung Ihrer Lage zusammenzuraffen. Ehe Ihnen dies jedoch gelungen ist, wird der kecke Balkon den dritten Vorstoß wagen. Nun arbeitet Ihr Kleingehirn: instinktiv umkrampfen Sie das Geländer mit beiden Fäusten und erwarten angstvoll einen neuerlichen Ruck. Aber der verwegene Balkon, mißachtend, daß sich seine Vorderkante bereits ein wenig nach abwärts senkt, glaubt sich nun der Ausführbarkeit seines Planes versichert, und gibt das ruckweise Vordringen zugunsten eines sachten, aber steten Vorwärtswachsens auf. Er wächst — immerhin in einem zeitlich wesentlich abgekürzten Verfahren — aus der Hauswand heraus, wie ein Palmblatt aus seinem Schafte. Jetzt erkennen Sie Ihre entsetzliche Situation — sind aber nicht mehr imstande, fluchthaft über die gleitende Fläche nach rückwärts zu eilen — oder wenn auch, der Balkon könnte rascher wachsen, als Sie eilen — Sie erreichten nicht mehr die rettende Tür. Doch Sie stehen festgekrallt am Geländer, reißen vor Verzweiflung Augen, Mund und Nasenlöcher auf, vermögen nicht zu schreien. Sie nehmen kaum wahr, wie rechts und links die Nachbarschaften vorübergleiten, als seien Sie auf einer Rutschbahn, denn ihre Blicke starren angstvoll vor sich auf die tiefgelegenen Gärten, denen Sie sich in wachsendem Tempo entgegensenken. Der Balkon kennt kein Halten mehr — in völligem Wahnwitz schleudert er sich mit letzter Kraft hinaus — prallt mit der Spitze wuchtig auf den Boden — so daß Sie sich überschlagen und — geht es gut — mit einem Schädelbruch liegen bleiben, bis hilfreiche Menschen sich Ihnen nahen.

EIN TRAUM

Von Will Scheller

Ein gelber Götze rückte vor die Tür
Und füllte sie mit fahlem Grauen aus.
Ich saß gefangen als im eignen Haus
Und wähnte mich in finstrer Haft hinfür.

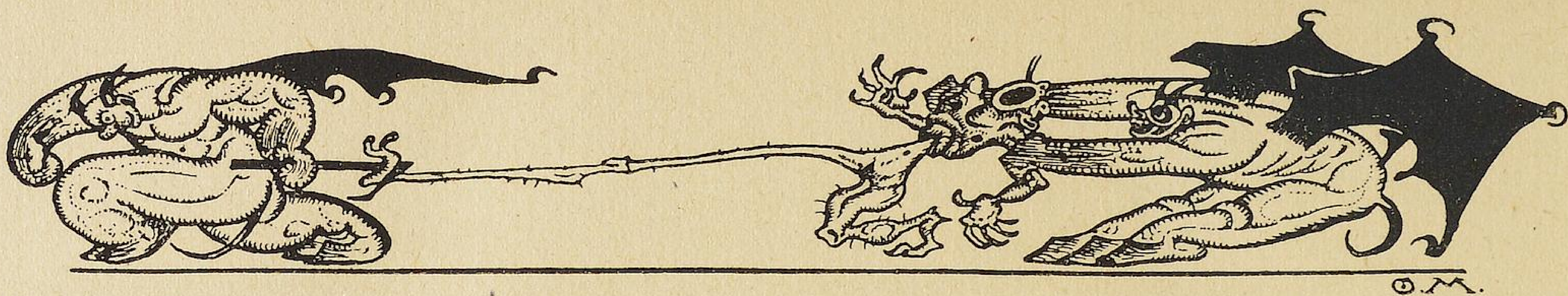
Ein trüber Blick durchbohrte mein Gesicht
Und hielt mein Auge fest mit kaltem Bann.
Da wandelte die tiefste Pein mich an,
Doch meine Stimme war gelöst noch nicht.

Ich rang um einen Laut verengter Brust,
Um das Gefühl, nicht ganz verdammt zu sein.
So wurde mir das Herz beinah zu Stein
Und selber ich des Lebens unbewußt.

Das hockte klammernd an dem scharfen Rand
Des Höllentals — und jener winkte schon.
Da brach aus meinem Mund ein greller Ton,
Und um mich brauste es — das Unbild schwand.



H. H. Bummerstedt — Der Gefangene



DAS TREIBHAUS

WUNDERLICHES UND ABSONDERLICHES

Dieser Teil des „Orchideengarten" wird von Dr. Max Kemmerich bestellt.

Der Diebsscherge und Freimann war ein von der Gemeinde ausgestoßenes Glied. Niemand wollte selbst Wohnungsgemeinschaft in einem Hause mit ihm haben, keinem Henker durfte das Sakrament des Altars gespendet werden. „Zuechtiger, Nachrichter vnd Feldmaister oder Abdekher" mußten stets ihre besondere Kleidung, den üblichen roten Wams tragen, damit sie vor andern erkannt werden konnten, allein die bloße Berührung eines Freimannes scheint entehrend gewesen zu sein. Eine weitere Folge des verachteten Standes war für den Scharfrichter und seine Knechte die Schwierigkeit, wenn nicht Unmöglichkeit, zu heiraten. Ein Mittel, sich zu beweiben, stand ihnen jedoch allenthalben nach altem Herkommen frei, nämlich mit der Verbrecherin selbst, der sie den Kopf abschlagen oder die sie ins Wasser stürzen sollten; wenn der Freimann sich verbindlich machte, sie zu heiraten, war ihr das Leben geschenkt. Auch umgekehrt trat das Verhältnis ein, daß Verbrecher durch die Fürbitte von Weibspersonen, mit dem Versprechen, sie zu ehelichen, ihr Leben gewannen. Noch vom Jahre 1650 erzählt Matthias Abele in seiner „Künstlichen Unordnung" von der im Juli wegen Raubes vor dem Kärntnertor vollzogenen Hinrichtung zweier Soldaten in Wien, von denen der eine in der ersten Blüte seiner Jugend, von Gesicht schön und von hellem Kraushaar war. Auf der Galgenleiter schrie er: „Ist denn niemand da, der sich meines jungen Lebens erbarmet?" Da lief eine Dienstmagd her, rief hinauf: „O mein Kind, ich will dich heiraten!" Und er: „Mein Schatz, es ist mir schon recht." Sie fiel zu Füßen und bat mit aufgereckten Händen um Aufschub des Erwürgens, sie wolle gleich zu Seiner Majestät dem Römischen Kaiser laufen — allein der Umstand, daß der Kaiser schon frühmorgens nach Schloß Laxenburg gefahren war, verschuldete, daß mit der Exekution nicht eingehalten werden konnte . . . M.

*

In den achtziger Jahren bewohnte mein Onkel in der Plesser Gegend das alte Stammschloß eines oberschlesischen Fürstengeschlechtes. Mein elfjähriger Vetter und seine beiden zehn- und achtjährigen Schwestern hatten dort ein gemeinsames, nach dem Park hinausgehendes Schlafzimmer, in dem man auch mein Gastbett aufgeschlagen hatte. Eines Nachts — der Vollmond draußen gab dem Zimmer ein eigenartiges ungewisses Helldunkel — wachte ich plötzlich auf und sah, daß die drei anderen Kinder sich im Bett aufgerichtet hatten und mit weit aufgerissenen erschreckten Augen lautlos zum Fenster hinschauten. Ihren Blicken folgend, gewahrte ich eine hochgewachsene, schemenhafte Frauengestalt, in einem weichfallenden, wie aus Mondschein und Tauperlen gewebten Faltengewand. Ernst schaute sie uns der Reihe nach an und wandelte dann unhörbaren Schrittes quer durchs Zimmer, um im Nebenraume, dem Schlafzimmer meines Onkels, zu verschwinden. Die geschlossene Tür hatte sie bei ihrer Wanderung nicht gestört, sie ging hindurch, als ob die schwere eichene Türfüllung gar nicht vorhanden wäre. Erst nach längeren Minuten tief erschreckten Schweigens wagten wir Kinder das seltsame Erlebnis zu besprechen, und es zeigte sich dabei, daß wir vier durchaus den gleichen Eindruck bekommen hatten. Als wir am nächsten Morgen beim Kaffeetisch erregt von der Erscheinung be-

richteten, machten Onkel und Tante recht ernste Gesichter, denn unsere Erzählung deckte sich durchaus mit Erlebnissen, die andere Personen viele Jahre früher in dem gleichen Zimmer gehabt hatten. Dieser Schloßteil war deshalb lange Jahre hindurch unbewohnt geblieben, und erst mein Onkel, der als aufgeklärter, real denkender Jurist auf derartige Erzählungen nichts gab, hatte den verrufenen Flügel wieder in Benutzung genommen. Einer alten Sage nach soll die Erscheinung der weißen Frau stets besondere Begebenheiten in der fürstlichen Familie angezeigt haben. -n.

*

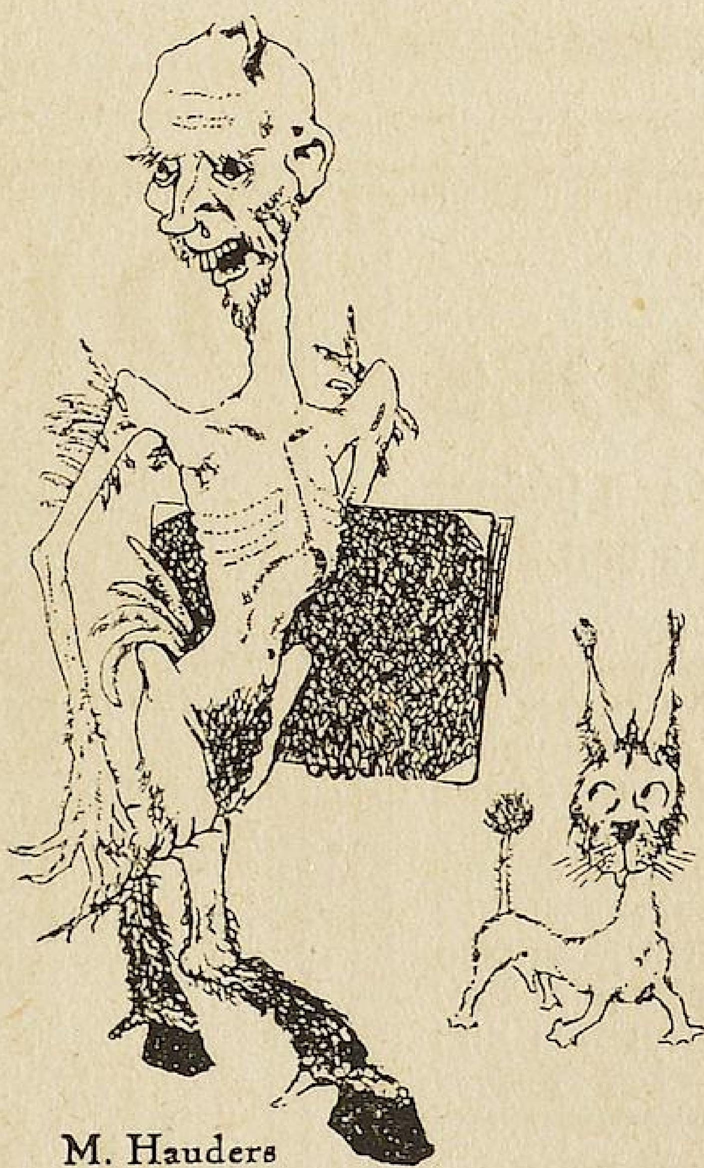
Das Wegzaubern durch Besprechen der Krankheiten findet man im Aberglauben und der Kurpfuscherei aller Völker. Mit der Hypnose und zuletzt der Psycho-Analyse hat die Heilkunst unserer Tage altem Aberglauben immerhin ein wenig zur Wahrheit verholfen. Sonderbarer aber ist es, daß der Glaube viel verbreitet ist, daß man Krankheiten heilen könne, indem man sie kurz entschlossen auffrißt. Die Technik dieser seltsamen Therapie ist die, daß man den Namen der Krankheit auf ein Blatt Papier schreibt, dieses in Obst oder Brot steckt und so verspeist. Cz.

*

PHANTASTISCHE BÜCHER

An dieser Stelle zeigen wir an und besprechen neuere und ältere phantastische Literatur, graphische Blätter, Werke unserer Mitarbeiter usw.

Leo Perutz und Paul Frank: „Das Mangobaumwunder." Eine unglaubwürdige Geschichte. Verlag von Albert Langen, München. 8. und 9. Tausend. Die jenseits europäischer Erlebnismöglichkeiten stehenden magischen Kräfte gewisser indischer Priester bauen diese phantastische Novelle auf. Von einer seiner Weltreisen hat der als Sportmann bekannte Baron Vog einen indischen Gärtner mitgebracht, der die Fähigkeit besitzt, durch „Insichselbstversenken" alle Lebensvorgänge so zu beschleunigen, daß die sonst auf viele Jahrzehnte verteilte Entwicklung auf wenige Minuten zusammengedrängt wird. Das erste Experiment des Inders wandelt die junge tropische Gewächshausanlage des Vogschen Gartens in ein charakteristisches indisches Urwalddickicht, dessen Hauptzier ein uralter Mangobaum darstellt, der eben noch ein unscheinbares kümmerliches Stämmchen war. Angeregt durch diesen gelungenen Versuch läßt Vog das Experiment an sich selbst und seiner kinderjungen Tochter vornehmen. Ehe aber der Inder noch die Rückverwandlung des plötzlich arteriosklerotischen alten Mannes und der bereits Spuren des Verblühens zeigenden Tochter wieder vornehmen kann, wird er von einer im Gewächshaus entstandenen Schlange tödlich gebissen. Die eigenartigen Erlebnisse des nun zu Rate gezogenen Toxikologen, dem es übrigens gelingt, den Inder wenigstens auf kurze Zeit wieder handlungsfähig zu machen, so daß er die Rückverwandlung seines Brotherrn und dessen Tochter ausführen kann, bilden den eigentlichen Inhalt des Buches. „Eine unglaubwürdige Geschichte" nennen die Verfasser ihre Novelle, aber sie hält den Leser in Spannung, und damit ist der Zweck des Buches erreicht. E. S.


M. Hauders

Dr. Max Pollaczek: „Wunderliche Wahrheiten." Verlag von Dr. P. Langenscheidt, Berlin. Mit anerkennenswertem Geschick in der Auswahl hat Dr. Pollaczek aus ernsten Werken aller möglichen Wissensgebiete das Amüsante und Kuriose gesammelt und so ein Kompendium der Miszellen zusammengestellt, das zweifellos geeignet ist, manche müßige Stunden vertreiben zu helfen. Der dezente Humor des verbindenden Textes verleiht dem Buche eine liebenswürdige Note und wird sicher mit dazu beitragen, diesen „Kuriositäten von Einst und Jetzt" Freunde zu gewinnen. E. Sc.

Herbert Moos: „Der Bürger." Zwei Erzählungen. Verlag von Huber & Co. Frauenfeld und Leipzig. Von den hier vorliegenden zwei Erzählungen hat die erste die von kleinlichen Eitelkeiten erfüllte, im übrigen aber recht harmlose Lebensgeschichte eines kleinbürgerlichen Spießers zum Gegenstand. Die zweite Erzählung könnte — in die Sprache exakter Wissenschaft übersetzt — auch in Krafft-Ebings Psychopathia sexualis Aufnahme finden. In den Themen selbst liegt zwar kein Grund zu tieferem Interesse, doch verrät die Art der Darstellung immerhin ein nicht alltägliches Talent, wenn auch den oft gewaltsam herangezogenen und vielleicht etwas überreichlichen Beiworten noch das Bemühen des jungen Genfer Autors anzumerken ist, originell zu schreiben. -n.

Bemerkungen der Schriftleitung

Das Titelblatt zeichnete R. v. Hoerschelmann, die Leiste zum Treibhaus Otto Muck.

Verantwortlich: Für die Schriftleitung *Alf von Czibulka*, München. Für den Anzeigenteil *Hans Eberlein*, München.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur für Österreich: *Hans Hofmann-Montanus*, Wien IV, Viktorgasse 18.
Druck: *Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn*.

DER ORCHIDEEN-GARTEN

HEFT 9



DREILÄNDERVERLAG
MÜNCHEN - WIEN - ZÜRICH.

DER ORCHIDEENGARTEN

PHANTASTISCHE BLÄTTER

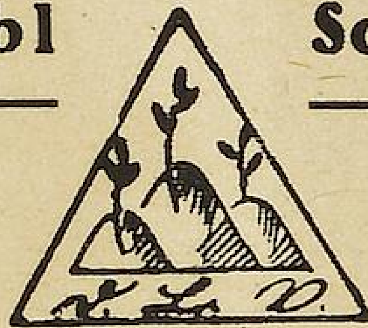
HERAUSGEBER: KARL HANS STROBL / SCHRIFTLEITER: ALF VON CZIBULKA

Jährlich erscheinen 26 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft 80 Pf. / für das Vierteljahr 5 M. / durch jede Buchhandlung und durch alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die viergespaltene Millimeterzeile 80 Pf. / NACHDRUCK auch mit Quellenangabe untersagt / VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich / SCHRIFTLEITUNG: München, Leopoldstraße 3 / ÖSTERREICHISCHE VERLAGS- UND REDAKTIONSSTELLE: Wien IV, Viktorgasse 18 / Zuschriften und Einsendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte und Zeichnungen werden nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt.

Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl — **Schriftleiter Alf von Czibulka**



Erster Jahrgang — **Neuntes Heft**

DAS TAGEBUCH DES DR. HEDDERSON

Von Horst H. Wehner (mit 4 Zeichnungen von M. Schenke)



Es war gerade vier Uhr morgens, als aus dem Hause des gestern neuvermählten Dr. Hedderson ein Schrei gellte, ein furchtbarer schriller Todesschrei aus Frauenmund, ein Schrei, der die lichte Stille des sommerlichen Sonntagsmorgens zerriß, der grell um die Giebel der Nachbarhäuser flatterte und dann jäh gurgelnd abbrach. — —

Die Nachbarn erwachten, stürzten schreckensbleich in Nachtgewändern auf die Straße, verzerrte Angst in den Mienen, sich anschauend, hastend, fragend. Sie wußten nicht, woher der Schrei gekommen, den sie alle gehört hatten, dieser entsetzliche Schrei eines Weibes in höchster Marterqual. — Sämtliche Fenster waren geöffnet, die Straße stand voller Menschen, nur das Haus des neuvermählten Dr. Hedderson lag geschlossen und schweigend in blühendem Ginster. — So verging eine halbe Stunde. —

Da tönte aus dem Hause Dr. Heddersons plötzlich ein schrilles, wahnwitziges Lachen, ein Lachen, das die Nerven zerriß, das Seele und Leib schaudern machte. — Und dann öffnete sich ein Fenster bei Dr. Hedderson, eine Gestalt zeigte sich im Fensterrahmen, ein Mensch, der einen weiten, grellbunten, indischen Schlafrock trug. Das Gesicht dieses Menschen war wildverzerrt, heller Wahnsinn grellte aus jeder Miene. Und dann lachte der Mensch wieder auf, schrill und anhaltend. Es klang wie tierisches Wiehern, wie Stöhnen höchster Brunst. — Der Mann war Dr. Hedderson. —

Er beugte sich aus dem Fenster, blickte mit seinem schrecklichen Lachen über die Menschenmenge und zerrte hinter sich an einem Bündel, das er auf das Fensterbrett legte. Und in seiner Rechten blitzte ein gebogener, fremdartiger Dolch, mit dem er auf das leblose Bündel einstach. — Lange goldige Frauenhaare flatterten im Morgenwind, — die Augen der Untenstehenden weiteten sich in starrem Entsetzen, — und dann, — dann warf der Doktor das Bündel auf die Straße, daß es krachend auf den Asphalt schmetterte. — Es war der furchtbar verstümmelte Körper eines fast nackten Weibes. Die Arme und Beine fehlten, das Gesicht war eine kaum erkennbare blutige Fleischmasse, der Körper eine einzige grausige Wunde, starrend von geronnenem Blut. Nur die linke Brust stand weiß und unversehrt,





schneeigrund aus dem Grauen, die rechte fehlte, an ihrer Stelle war eine handgroße fürchterliche Wunde, aus der immer noch in schweren Tropfen das rote Blut sickerte. —

Und Dr. Hedderson stand oben im Fenster, — lachte, — lachte, — ein unmenschliches tierisches Wahnsinnslachen. Er verschwand, den furchtbaren Dolch schwingend, im Inneren, kehrte wieder und warf aus dem Fenster blutige Gliedmaßen, die Arme, die Hände, die Beine und Füße des verstümmelten Weibes, seiner jungen Frau, die ihm gestern glückstrahlend angetraut worden war. — —

Er tanzte im Fensterrahmen wie ein Harlekin, der grelle, indische Schlafrock flatterte um seinen hageren Körper. Und sein Lachen grellte über die Hausdächer, fraß sich ins Hirn der Untenstehenden. Einige Frauen sanken zuckend in Ohnmacht. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Kriminalkommissar Bauer saß über den Papieren des Dr. Hedderson, den man gestern ins Irrenhaus gebracht hatte. Außer einem Tagebuch hatte man bei der Untersuchung nichts Bemerkenswertes gefunden. Der Kommissar schlug das Tagebuch auf. Es war ein flaches, in bleiches, geschmeidiges Leder gebundenes Buch in Goldschnitt. Das Papier war hauchdünn, das ganze Buch wies eine seltsame Machart auf. Der Kriminalkommissar prüfte das bleiche Leder des Einbandes sorgfältig mit der Lupe, zog mehrere dicke Lexika zu Rate und kam zu der festen Vermutung, daß das Tagebuch des Dr. Hedderson in Menschenhaut gebunden sei. —

Die Seiten des Buches waren mit winzigen Buchstaben bedeckt; es war unverkennbar die Handschrift des Doktors, wenn auch alle anderen Schriftstücke normale, große Buchstaben aufwiesen. — Das Buch war begonnen auf einer Reise nach den Fidschi-Inseln. Es waren kurze, prägnante Aufzeichnungen, Erlebnisse, Eindrücke, Studien über Länder und Eingeborene. — Nichts Anormales und Fremdartiges. Eine fesselnde Darstellungsweise. —

Der Kommissar blätterte und las Seite für Seite. Die Dienststunden waren längst vorüber, auf dem Schreibtisch brannte die weiße Lampe mit dem mattgrünen Schirm. — Und der Beamte las. —

— — — — — — — — — — — — — — —

Tahiti, den 23. 2. Es ist doch wahr, was ich über die furchtbare Wirkung des Opiums gelesen und gehört habe. Ich fühle es an mir selbst. Meine Nerven sind zerrüttet. Wenn ich morgens erwache, bin ich nicht mehr frisch, wie früher. Ein dumpfer Druck liegt in meinen Schläfen, ein Druck, der mein Denken hemmt, der mir alle Freude nehmen will. Ich glaube, ich muß heim, ich vertrage das Reisen nicht mehr. Ob ich einmal nach Hause schreibe? — Meine Rückkehr anmelde? — Ob Irene noch auf mich wartet, die kleine Irene? Ich glaube, ich liebe sie . . . .

Singapore, den 6. 4. So fahre ich also in die Heimat. Ich bin das Wanderleben satt. Ich schlafe nicht mehr, ich esse nicht mehr, ich rauche nur sehr viel und manchmal, — wenn der Druck in den Schläfen zu stark wird, nehme ich noch Opium. In Deutschland werde ich das sein lassen. — Irene hat geschrieben, Sie liebt mich noch immer.

Suezkanal, den 3. 5. Heute nacht hatte ich wieder jenen entsetzlichen Traum. Es war wieder da, jenes ekle Nachtgespenst, das mir das Blut absaugt, das seine spitzen Finger in

mein Hirn bohrt, meine Nerven zerpflückt. — Es ist entsetzlich.

5. 5. Es war wieder da, das dunkle Etwas, das über meinem Haupte schwebt. Es besuchte mich wieder in dieser Nacht, saß auf meiner Brust wie eine große, feuchte Spinne. Wird dieser Nachtspuk nie von mir weichen? Mein Opium geht zur Neige. Dann wird das Entsetzliche ganz und gar Gewalt über mich haben.

6. 5. O Grauen, o entsetzliches Grauen! — Nun weiß ich, warum dieses ekle Gespenst, das mir das Blut absaugt, so grausig, so höllisch grausig ist. Es kriecht auf mein Lager, Nacht für Nacht, eine ekle, große Spinne, bunt getupft, jeder Tupfen hat die Form eines grinsenden Totenschädels. Ich weiß noch, wo ich eine solche Zauberspinne zuerst sah. Es war in Benares, damals, als die indischen Fakire mit der Zauberin Ranha am Ganges saßen. Das braune Weib kroch in eine große Kiste. Die Kiste wurde zugenagelt, mit Steinen beschwert. — Einer der Männer nahm einen langen Säbel und stach durch die Brettspalten in die Kiste. Das Blut des jungen, braunen Weibes floß in entsetzlichen Lachen aus der Kiste, ihr Stöhnen, ihr Todesröcheln klang durch das Gelärm der Zimbeln und Hörner. Dann warfen sie die Kiste in die Wellen des Ganges. Sie versank gurgelnd und gleich darauf tauchte aus dem Wasser eine riesige Spinne mit einem Menschenkopf. Die Spinne trug das Antlitz der Zauberin Ranha. — Und meine Spinne, der Nachtmahr, der mir Nacht für Nacht das Blut absaugt, hat auch einen Menschenkopf, hat das Antlitz eines Weibes, — hat, — ich habe geschrien im Schlafe, — die Spinne hat das Antlitz, — das bekannte Antlitz eines jungen, schönen Weibes. — Was ist das für ein Weib? —



Adolf Vogel / Holzschnitt

8. 5. Es war wieder da, — o Entsetzen! — Und nun weiß ich, wessen Antlitz das Gespenst hat. — Irene, — Irene! — Der wesenlose Nachtmahr hat das Antlitz meiner Braut!!! —

15. 5. . . . Und es kommt Nacht für Nacht, es sitzt auf meiner Brust, krallt die weißen Frauenfinger in mein Fleisch, saugt mein Blut. — Mein Opium ist verbraucht, der Schiffarzt wollte mir kein neues geben, aber ich habe seinen Burschen bestochen, der brachte mir ein gehöriges Quantum.

— — — — — — — —

Kriminalkommissar Bauer blätterte weiter und weiter. Er las, las gespannt. Draußen lag schon schwarz die Regennacht, aber die Lampe auf seinem Arbeitstisch brannte weiß und hell. Das Zimmer war voll grauen, dichten Rauchs aus den Zigarren, die der Beamte nacheinander rauchte. Er hatte seine Frau angerufen, daß er nicht nach Hause käme. Er habe wichtige Dienstsachen. Im Tagebuch des Dr. Hedderson folgten nun mehrere Seiten voll Schilderungen, die seine Ankunft in der Heimat betrafen, den Empfang, die ersten Eindrücke.

— — — — — — — — — — — — — —

17. 8. Ich bin der glücklichste Mensch unter dem Himmel. Heute ist Irene meine Braut geworden, meine kleine, süße Braut. Ich fühle Ruhe in mir, köstliche Ruhe . . . .

19. 8. Meine Schläfen hämmern und brennen, ich weiß nicht, wie das noch enden soll. Welch ein Mensch bin ich!? Liegt es daran, daß meine Mutter ein indischer Mischling war? — Ist es das Opium? Ich habe heute

zum ersten Male wieder Opium genommen, denn es war wieder da, mein Verhängnis, die ekle, feuchte Spinne, die das Antlitz Irenens trägt, das geliebte Antlitz. Und ich fühle, wie meine Ruhe schwindet, wie das Nachtwesen meinen Geist zerfrißt ....

21. 8. Tod und Verdammnis! — Ich bin nicht abergläubisch, aber was bei anderen harmlos und nichtssagend ist, ist bei mir dumpfes Ansagen des Schicksals. Ich saß mit Irene auf der Veranda und las ihr vor. Da nahm sie bei neckischem Liebesgeplauder heimlich eine goldene Nadel und pickte mich in den Arm. Es war nichts, aber ich fuhr auf, muß lächerlich blaß geworden sein, denn meine Braut lachte hell auf. Sie neckte mich, den starken, vielgereisten Mann, der vor einem Nadelstich Angst habe. Und meinte, nun wisse sie, wie ich zu meistern sei. Wenn ich später den Haustyrannen spielen wolle, würde sie eine Nadel nehmen und mich picken. Ich habe krampfhaft gelacht, aber in meinem Nacken saß eine kalte Faust, die mich würgte, eine kalte, feuchte Spinnenhand. — Und nun kommt das Gespenst wieder Nacht für Nacht, es liegt auf mir, saugt mein Blut, neigt sein Gesicht, das geliebte, schöne Antlitz Irenens über mich, lächelt. Es ist das liebe Lächeln meiner schönen Braut in gräßlicher Verzerrung ....

23. 8. Es weicht nicht von mir. Die Spinne kommt Nacht für Nacht, ich bin krank und elend, kann tagelang mein Zimmer nicht verlassen. Mach ein Ende, furchtbares Gespenst! — Sei verflucht, du wesenloses, kriechendes Gewürm! — Oh, — ich werde dich zähmen, blutsaugendes Wesen, denn ich kenne dich, du trägst das Antlitz eines Weibes! Alles Böse kommt vom Weibe! — Hüte dich vor mir, schönes Spinnenweib, — hüte dich, — hüte dich, schöne Irene!

1. 9. .... Nun weiß ich, daß ich recht habe. Irene treibt ihren Spuk auch schon bei Tage. Sie lächelt dabei, harmlos, neckisch, wie ein Kind, wenn sie in scheinbarem Spiel die goldene Nadel nimmt und mich pickt. Sie tut es, wenn Vater und Mutter dabei sind. Und alle lachen über meine Angst. Sie nennen mich nervös. Ich aber weiß, daß Irene heuchelt, daß sie ein Vampir ist, dessen Wesen nun auch schon bei Tage an die Oberfläche kommt. Nimm dich in acht, schöne Irene, ich habe dich erkannt und werde mich von deinem furchtbaren Spuk zu befreien wissen!

4. 9. Und meine Nächte werden wüster und wüster, je näher die Hochzeit rückt. Das ekle Gespenst hockt auf meiner Brust die ganze Nacht, es lächelt grausam und triumphierend, denn bald, bald hat es mich ganz. Dann wird es mein Blut saugen, mein rotes Blut. — Aber ich bin bereit!

7. 9. Entsetzliche Tiefe des Schicksals, grauenvolles Spiel der Überwelt! Das Gespenst liebt mich, es liebt mich mit der Liebe einer reinen Frau und dennoch lechzt es nach meinem Blut, hockt lauernd auf mir in schwarzen Nächten. Und lächelt bei Tage, liebt mich, kost mich in stiller, verträumter Hingabe. Irene, süße, kleine Irene, ich liebe dich, du furchtbares Gespenst, du mein Mädchen, mein kleines! — Ich werde dich befreien, dich und mich! — Morgen ist die Hochzeit. Ich werde Brautnacht feiern, Befreiungsnacht. Ich werde dich töten, dich zerfleischen, du grauenvolles Gespenst! Meine indischen Dolche sind blank und scharf. Nur das Herz, das kleine, reine Frauenherz werde ich dir lassen. Das Gespenst aber will ich töten, zerschneiden! — Brautnacht, — Brautnacht! — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

Hier brach das Tagebuch ab, es folgten einige leere, blutbefleckte Seiten. Dann kamen die letzten Aufzeichnungen. Sie mußten unmittelbar nach der furchtbaren Tat eingetragen sein.

8. 9. Frei, — frei! — Ich bin frei! — O Wonne! — Das Blut rollt frisch und rot durch meine Adern, denn ich habe mein Gespenst getötet, ich habe es geschlachtet mit diesen meinen Händen. — Brautnacht, juchhei! — Nun liegst du dort, Irene, du Gespenst, du meine Braut, meine Geliebte! — Schön warst du, als du schleierlos lagst in meinen Armen. Deine Glieder waren wie Alabaster, deine jungen Brüste hoben sich wie Lilienhügel meinen Lippen entgegen, mit rosigen Knospen, Kelche der Liebe. — Im Garten sang verträumt die Nachtigall und des blühenden Ginsters heißer Duft wob berauschend ins Brautgemach. Und als wir auf das Lager sanken, als die rote Flut der Brautnacht über uns zusammenrauschte, als dein weißer Leib fiebernd sich dehnte unter meiner Glut, da traf dich mein treuer, indischer Dolch in die weiße Kehle, daß deine schönen



Walter Wellenstein — Stürzende Häuser

Glieder in dumpfem Röcheln schlaff wurden, daß dein Todesschrei durch den erwachenden Morgen grellte. Er klang mir wie Musik in den Ohren, dein gellender Todesschrei. — Aber du warst noch nicht tot, Gespenster sterben nicht so leicht. Da zerschnitt ich deinen schönen, weißen Leib, deinen eklen Spinnenleib, trennte mit scharfem Schnitt deine Glieder ab, deine süßen, weißen Mädchenglieder, deine eklen, feuchten, kriechenden Spinnenglieder. Und nun bin ich frei, frei! — —



Was sammeln sich unten auf der Straße die Menschen? — Sie mögen mich zufrieden lassen! — Ich bin ein freier Mensch! — Ich tanze, jubele, ich lache! — Lache! — Ich bin berauscht vom Dunst deines roten Blutes, Irene, der durch das Zimmer geistert, der deinem zerfleischten Leibe rauchend entsickert. Und nur die linke Brust steht weiß und rund, süß und schneeig aus dem roten Fleisch. — Dort schlug dein Herz, Irene, dein kleines, reines Mädchenherz, das mich geliebt hat. — Das andere aber ist tot, alles tot, alles, — alles, — ich, — ich — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

So ging das Tagebuch des wahnsinnigen Dr. Hedderson zu Ende. Der Kriminalkommissar schüttelte sich vor Grauen, er fühlte, wie seine Glieder steif waren vor Nachtkälte. — Draußen schlug die Turmuhr eins. Und der Beamte wiederholte fiebernd einige Seiten, las immer und immer wieder die engbeschriebenen Seiten. — Schüttelte sich in fast wohligem Entsetzen. Seine rechte Hand spielte mit einem beinernen Gefäß. Darin war das Opium des Dr. Hedderson.

Der Beamte untersuchte mit fieberndem Interesse das fremde Gift. — Schüttelte nachdenklich den Kopf, versank in Grübeln. Draußen geisterte die Nacht, die Turmuhr schlug die Viertelstunden dumpf und dröhnend. —

Da kostete der Kriminalkommissar Bauer das Opium des Dr. Hedderson und versank in tiefen Schlaf.

Der Bureaudiener fand ihn am Morgen. Er lag auf dem Fußteppich und stammelte, als er geweckt wurde, dumpfe, unzusammenhängende Worte. — Raffte das Tagebuch des Dr. Hedderson und das Opiumkästchen auf, barg beides in der Rocktasche und ging nach Hause. —

Seit diesem Tage war der Kriminalkommissar Bauer wie umgewandelt. Er ging einher, bleich und hohlwangig, interesselos, apathisch. Seit diesem Tage datierte Bauers Ehetragödie. —

In seinem Hause brannte Nacht für Nacht Licht. Der Beamte saß grübelnd über dem Tagebuche des Dr. Hedderson. —

Von Zeit zu Zeit bekam Bauer kleine Päckchen. Die kamen aus China. Er holte sie stets selbst von der Post ab, barg sie scheu in der Brusttasche.

— — — — — — — — — — — — — —

Am Jahrestage der furchtbaren Mordtat des wahnsinnigen Dr. Hedderson fand man die Frau des Kriminalkommissars Bauer in grauenvoller Weise ermordet in ihrem Zimmer. Der entkleidete Körper war ohne Arme und Beine, wies dieselben Wunden auf, wie die junge Frau des Doktors. Eine zerfleischte, rohe Masse, nur die linke Brust ragte unversehrt aus dem blutigen, formlosen Kadaver.

— — — — — — — — — — — — — —

Der Mörder benahm sich völlig normal. Auf dem Transport zum Gerichtsgefängnis wollte ihn die erregte Menge lynchen. Als der

Schließer die schwere Zellentür hinter dem Kommissar schloß, sah er, wie der Gefangene zusammenbrach. Ein dumpfes Röcheln kam von seinen verzerrten Lippen:

„Ich habe sie getötet, — sie ist tot, die entsetzliche Spinne!" — — Am folgenden Morgen fand man den Kommissar erhängt in seiner Zelle. — — — — — — — — — — — — — — —



R. v. Hoerschelmann

DER SÄULENHEILIGE

Von S. v. Vegesack

Dem Leben mich gewaltsam zu entwinden
Zog ich hinaus in menschenleere Lande,
Barhäuptig und im härenen Gewande,
Den müden Leib vom Dasein zu entbinden.

Und aller Weisheit Letztes zu ergründen,
Stellt' ich mich hin im gelben Wüstensande,
Dem Mondenfroste und dem Sonnenbrande
Und allen Lebensgeistern Hohn zu künden.

Und also stehend, regungslos verharrend,
Der Welt entrückt und auf zum Himmel starrend,
Geschah an meinem Leib das Wunderbare:

Das Morgenlicht in Ehrfurcht zu begrüßen
Erblühten Pilze meinen morschen Füßen, —
Und Vögel nisteten in meinem Haare.

VOM MANNE KRAPP

Von Emil Lucka

DIE Geschichte fing folgendermaßen an: „Es war einmal ein Mann, der hieß —". Bevor er sagen konnte, wie der Mann hieß, wurde der Erzähler vom Tode betroffen und mit allen Ehren, die seinem Range zukamen, bestattet. Zwar noch auf der Bahre galvanisierte man seine Stimmbänder, aber der Name war für immer dahin. Auch im Gehirn war er nicht zu finden, nicht einmal mit dem Ultramikroskop. Niemals kam zutage, wie der Mann eigentlich geheißen hatte.

Nun wurde eine Aktiengesellschaft gegründet und ein ansehnliches Palais gebaut. Der Sohn des Toten aß, was sein Vater gegessen hatte, er wurde ihm ähnlich in allem. Und wirklich sprach er an einem Tage: „Der hieß Krapp." — Raketen stiegen vor Lust bis an den Morgen. Das Zimmer des Jünglings wurde auf 30 Grad R erwärmt, aber das übrige wollte nicht herauskommen. Man baute eine Heizanlage ins Haus ein und tapezierte die Wände mit Asbest — es half nichts. Bei 60 Grad errötete der Jüngling über und über, bei 70 starb er. Die Geschichte war dahin.

Verzweiflung griff im Lande um sich. Gerüchte wollten wissen, daß Vater und Sohn mutwillig gestorben wären, um sich nicht im Schlaf zu verraten. Ein Gesetz gegen voreiliges und boshaftes Sterben wurde in erster Lesung angenommen. Zu spät! Die Menschen verzehrten sich elend und wußten doch nichts.

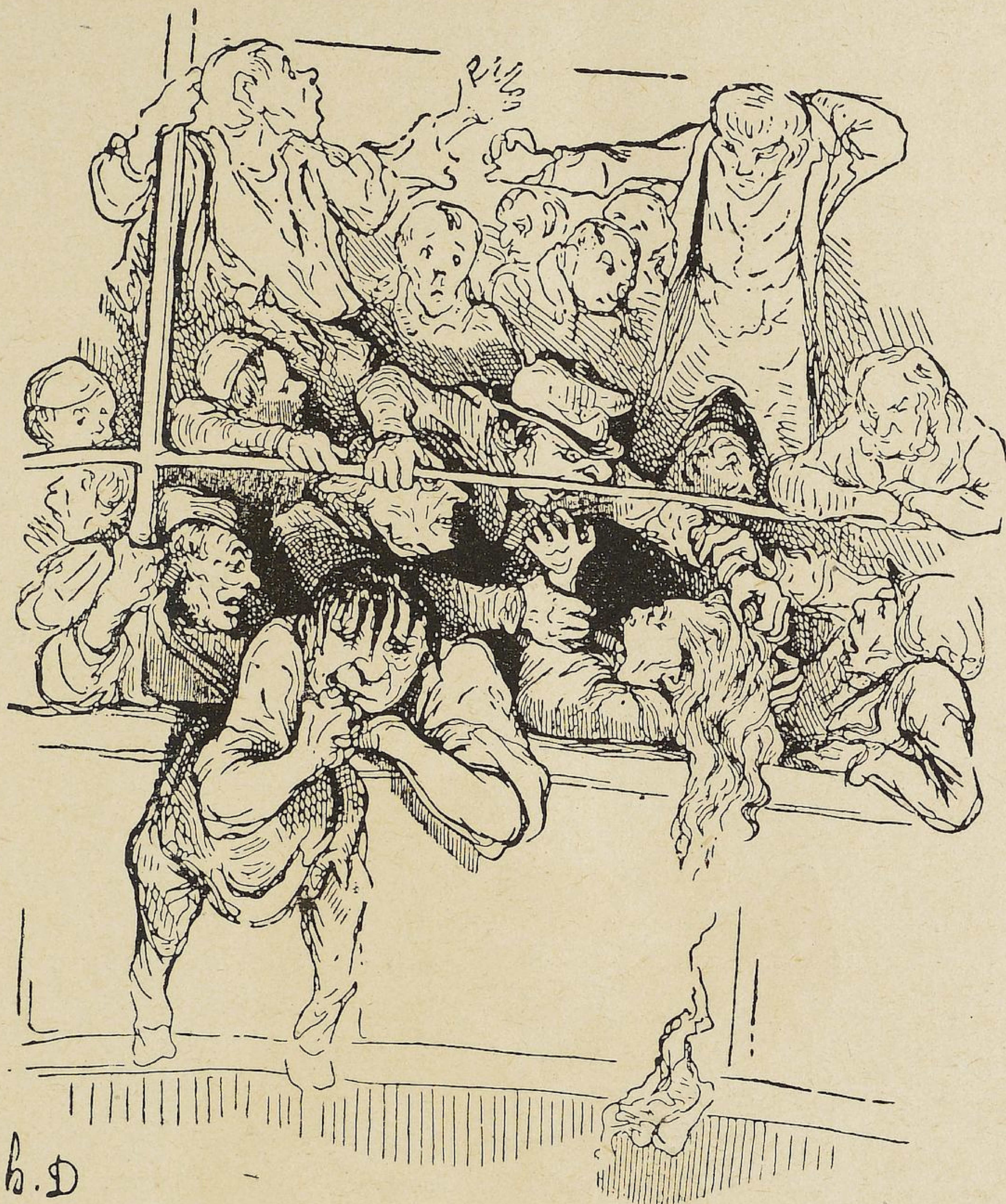
Ich aber weiß alles. Und ich verhehle es nicht länger.

Der Mann Krapp lag herrlich in seiner Hängematte zwischen den beiden höchsten Gipfeln des Waldes. Jeder Windhauch bog die Gipfel und teilte der Hängematte ein liebliches Schaukeln mit. Ihm war nicht anders zumut als einst Adam, da er sich auf einem mächtigen Eocän-Farrenkraut gewiegt hatte. Es war eine schöne Zeit.

Der schwarze Eichkater sprang ihm auf den Bauch und lief schnurstracks über die aufgeknöpfte Weste bis zur Nase. Er glaubte, die Spitze sei ein vegetabilisches Gewächs und nahm sie hurtig mit. Jeder Toreador hätte ihn um den Schwung beneiden können, so flog er auf den nächsten Tannenast. Der Mann Krapp besah den Eichkater. Und er konnte sich nicht verhehlen, daß der ihm gehörige Gegenstand in fremde Pfoten geraten war. Er empfand wahrhaften Seelenschmerz — mit unzulänglicher Nase durchs Leben zu wandeln! Wo werde ich mir Taschentücher kaufen? Wer wird mir Vertrauen schenken? Wer mir seine unbescholtene Tochter zur zweiten Frau geben, wenn meine erste stirbt? — Tränen fielen auf die verwaiste Stelle. Ein alter Mann würde er werden und am Stocke humpeln! Und wenn ihm selbst der Besitzer eines Panoptikums eine Wachstscherkessennasenspitze verkaufte! Wußte er denn nicht, daß Wachstscherkessen dicke knollige Nasen haben, rot von Wein und jedem Feinde trotzend? Er seufzte. Nein, er wollte die Tscherkessennase nicht! Und er beäugte mühsam die Stelle, die ein gieriger Eichkater kahl gefressen.

Der Eichkater seinerseits besah den Gewinn, und Verachtung drückte sich merklich auf seiner Miene aus. Das aber ertrug der Mann Krapp nicht! Wenig lieb war es ihm, daß das Ende seiner Nase von einem Eichkater scheel angesehen werden sollte! Er schluckte neuen Seelenschmerz und löste eine herrliche südfranzösische Walnuß aus dem Zipfel seines Taschentuches. Fragend wies er sie dem unrechtmäßigen Inhaber. Der besann sich eine Weile und nickte dann. Krapp hielt seine Hand hin und mit der anderen — wenn auch schwerenHerzens! — die südfranzösische Walnuß reichend, nahm er in gerechtem Handel den ihm seit jeher gebührenden Gegenstand, der sich als ungenießbar herausgestellt hatte, in Empfang. Aufmerksam betrachtete er ihn, den er schon oft, aber noch nie in solcher Perspektive wahrgenommen hatte. Dies also! dachte er lange Zeit. Der Eichkater hatte ihm großmütig ein wenig Tannenharz mit in den Kauf gegeben und die Sache blieb haften, wo sie so lang ohne viel Lärm geweilt hatte.

Der Eichkater zehrte schmunzelnd die erhandelte südfranzösische Walnuß auf; nun bequemte er sich, den Strick der Hängematte durchzunagen. Langsam senkte sich der Kopf des geschaukelten Genußmenschen — die Nasenspitze schwankte nicht! Mit verhältnis-



Honoré Daumier / Theater der Seiltänzer

mäßiger Geschwindigkeit schlang er die losgebissene Hängematte um seine Taille und hing nun, die Füße nach oben und den Hals von einem Zweige leicht gekitzelt, so daß er niesen mußte — der mit Harz befestigte Nasengipfel war mächtig genug, auch dies zu ertragen! Die Freude nahm überhand. Als aber gar der starke Duft der oberen Tannenzapfen bemerklich wurde, da ahnte ihm, daß seine Taschentücher nicht vergeblich beim Waschen gewesen waren. Er wußte nicht, was ihm noch zum Glück fehlen sollte.

Aber der Eichkater, der sich benachteiligt erachtete, fraß schon am anderen Strick. Seltsam! dachte der Mann Krapp. Ich will an Brehms Tierleben einen Brief schreiben, daß es sein Augenmerk ganz den Eichkatern zuwende. Fürwahr, sie sind Lieblinge des Schicksals! Während dieser Gedanken fiel er innerhalb seiner Hängematte ein Stücklein tiefer. Aber er mußte selbst lachen — das Netz fing sich an einem Ast und nun baumelte er fast komfortabel. Der gefährdete Körperteil hatte standgehalten! Ihr Himmel über mir, dachte der Mann Krapp und schloß behaglich die Augen.

Jedoch der übelwollende Eichkater nagte am Netzwerk. Welch edles Tier! erwog der Mann Krapp. So hat es sein Leben ganz in meinen Dienst gestellt! Und alles dies um einer südfranzösischen Walnuß willen! Tiefe Freude befiel ihn ob der Hilfe, die sich alle Geschöpfe leihen, und er beschloß, in seiner Villa eine Abteilung für alte und kränkelnde Eichkater zu erbauen. Sein Herz war voller Liebe zur Kreatur.

Er fiel wieder — und es dauerte nicht lang, da kam er ohne die geringste Mühsal — nur Atem holen mußte er und sich freuen — zur Erde. Schmunzelnd lag er im getürmten gelben Laub und wartete noch eine Weile; denn es war erst ¼1 Uhr und vor halb wurde auf keinen Fall gegessen.

Unbegreiflich war ihm, daß jungen und wohlgeratenen Eichhörnern keine Hörner wachsen sollten. Er salbte ihnen die Stirne mit Vaselin und harrte des Kommenden. Er saß mitten unter ihnen, blies schwermütig die Mundharmonika und sang dazu:

Aber morgen in der Fruh
Ist auch noch Zeit g'nu,
Da hast einen Taler
Und laß mich in Ruh'!

Die Eichhörner kauerten schweigend um ihn her und sannen des unerbittlichen Schicksals. Aber sie hatten keine Hörner, nur Ohren. In Verzweiflung grub er sein Blasinstrument in die Erde, die voller Regenwürmer stak, und weinte tagelang. Mit ihm die hornlosen Hörner. Tief empfanden sie ihre Schmach.

Er aber wartete das nächste Gewitter ab, um wieder guter Dinge zu werden, und freute sich so sehr, daß er Scheidewasser trank — denn er war ein Feind von Alkohol und Quellwasser —; die Plomben lösten sich in seinem Mund, das ganze Geld war hinausgeworfen. Dr. Doldenfuß richtete alles wieder und riet, die Hornlosen mit Elfenbeintinktur zu nähren, damit ihnen Hörner aus Elfenbein wüchsen. Sie tranken willig, denn sie waren ihrer Hornlosigkeit nicht froh. Dem Jüngsten begann das Horn zu sprießen. Da grub der Mann Krapp seine Mundharmonika aus der Erde, zog die Regenwürmer heraus, die sich in allen Durtonarten festgesetzt hatten, und legte sie in reinen Äther, so daß die Hörner in die Luft kletterten vor Trunkenheit. Hernach blies er ein stattliches Fugenthema hinein. Die Hörner wuchsen bei Tag und Nacht und bald konnten Frösche damit gespießt werden. Im Schlafe schlitzten sie sich selber den Bauch auf, weil sie das Hörnertragen noch nicht so gewohnt waren wie Nashörner und Ochsen. Es war ein mühseliges Leben. Als das längste Horn einen Meter sechzig maß, trank er selbst von der Elfenbeintinktur und ihm wuchsen zwei Hörner in einer Nacht. Seit der Zeit lebte Hrdlicka im Haus. Krapp kaufte sich noch ein drittes und blies die Mondscheinsonate. Er tat ein Gewölbe auf und exportierte Elfenbein nach Indien. Der Dalai-Lama sandte eine Schnur Perlen, jede so groß wie eine reife Zwetschge. Meyers in London boten ihm vier Millionen Pfund, aber er gab die Perlen den Hörnern, damit sie nicht immer Nüsse knacken müßten. Und sie wurden schön und glänzend wie exotische Regenbogen. Was er anfaßte, gelang. Die Seidenwürmer lieferten fertige Unterröcke in vier Größen und mit sechs Druckknöpfen.

Er blies auf dem dritten Horn und war so glücklich, wie ein Mensch glücklich sein kann. Seine Frau gebar einen Sohn und nannte ihn Wenzeslaus Amönobald Winnigel. Es war eine schöne Zeit. Er fing die kleinen Kinder auf der Straße, hängte sie der Reihe nach an eine Schnur, stand darunter und weinte bitterlich. Als sie kalt geworden waren, schnitt er sie ab und trug sie in seinen Armen nach Haus. Er bat die Eltern, man möchte sie wohl begraben. Weinend ging er hinter dem Sarg.


Ernst Petzold

In des Mannes Krapp Rattensammlung lebte ein junges Krokodil. Niemand hätte es für möglich gehalten, aber man konnte es deutlich sehen und als es sich an einem Hundsknochen den rechten oberen Eckzahn ausgebissen hatte, wurde ihm mit viel Mühe ein falscher Zahn — aber niemand durfte wissen, daß er falsch sei! — aus Gold mit einer Emailwand eingesetzt. Dr. Doldenfuß machte alles mit gewohnter Umsicht. Die Ratten hockten umher und staunten. Fortan liebten sie ihr Krokodil noch mehr.

Aber was hilft alles — für ein mannbares Krokodil sind Ratten keine passende Gesellschaft! Und Krapp setzte in die Kleinen Anzeigen, daß er eine Krokodilin suchte. Jeder Delikatessenhändler trachtete, ihn zu betrügen und bot ihm Jägerheringe, Aal, ja ostindische Bananen für die Ersehnte. Eine Schildkröte wurde ihm ins Haus gebracht. Sie sollte sich im Herbst einpuppen und im Frühling eine ansehnliche Krokodilin werden. Aber Krapp

lächelte wehmütig. Er kannte die Welt. — Das Krokodil begann schlecht auszusehen. Die Wangen fielen ihm ein, manchmal hatte es Alpdrücken. Die Ratten drehten sich auf den Vorderbeinen vor Gram. Krapp beging Selbstmord. Und in der Leichenrede kam alles dies vor. Es war feierlich und voll wahrer Trauer, jeder durfte seine Kerze nach Hause nehmen.

DIE WEISSE FLÖTE

Von Erich Mosse (mit 3 Zeichnungen von Hans Schelle)

ALS wir die letzte Pyramide des Jungfrau-Gipfels hinaufklommen, Schritt um Schritt Stufen schlagend in das silbrige Splittereis, und nun die Welt weit liegt — die weiße Erde — vereist und schweigend, aufgegipfelt und wieder gebrochen in riesigen Seracs —: ist bei aller Freude des hämmernden Herzens doch eine Angst, anders als nur jene, hier ausgleiten zu können jeden Augenblick und tot zu liegen, zerschmettert, begraben —: irgendeine Angst, ein schnürendes Gefühl wie ein weißer Ring, als vereise auch das Herz, werde hart und beschlagen in dampfender Kälte, während das Pulsen immer langsamer wird und übergeht in ein kaltes Flimmern, bis auch das starr und — endlich — — erlischt.

Dann möchte irgend etwas schreien. Aber die Luft ist so dünn, daß sie den Ruf nicht trägt, weicht aus unmittelbar vor dem Mund, bis ein ganz feiner Schwindel kommt und die Knie zu zittern beginnen und — die Flöte ertönt, ein ganz heller, silberfeiner, erfrorener Ton, mitten heraus aus der Ewigkeit, ganz einsam und klein, wie eine irre Seele — suchend, suchend — was denn? Das Nichts?



„Es ist jemand verunglückt," sagen dann die Führer, „eine Seele findet nicht —"

„Was nicht?"

Aber statt aller Antwort nehmen sie die Eishacken und hauen ein schmales Loch in das Eis, immer tiefer und tiefer:

„— — damit sie unter das Eis kann — darunter", ziehen den Hut und sprechen ein Gebet. —

Am Nachmittag sind wir in Konkordia. Und der Weg dahin über das Ewigschneefeld, ist wie der Gang über ein großes, weißes Leichentuch. Und man geht in diesem Traum, irgendwie und irgendwer — ganz von selber — Schritt um Schritt, ganz fern von allen Dingen, bis plötzlich, kurz vor der Hütte, die Spalten kommen, und man sich erinnert: ich bin doch ein Mensch, ja, — und nun muß man hier aufpassen, daß man nicht hineinsinkt in solche Spalten, hinein in die Erde, „darunter" — ganz endlos — liegen bleibt und erfriert. Und der Verstand beginnt krampfhaft zu arbeiten, sucht mit aller Gewalt diesen Bannebel zu durchbrechen — so lange wenigstens, bis man oben ist in der Hütte und hinsinken kann in das Stroh — alles liegen, irgendwo: Hände und Füße — endlich ins Dunkle — und die überblendeten Augen zur Ruhe kommen — endlich, endlich. Da tanzen nun die bunten Funken, wirren im Kopf herum, hinter der Stirn, bis alles sich dreht, dumpf wird und unkenntlich — und nun der Rücken zu schmerzen beginnt, ziehend und immer heißer wie eine große, brandige Wunde mitten im Knochen, daß man sich umherwälzt rechts und links. Aber es wird schlimmer nur, und nun auch in den Waden — bittere Krämpfe. Bis endlich ein Schlaf

kommt, hinabfahrend in die letzten Tiefen, alles verlöschend in einem einzigen großen Dunkel.

Wie lange das so geht, ist unklar. Plötzlich fühlt der Körper heftige Stöße. Aber es ist noch alles wie unter einer ganz schweren Schicht, bis das Bewußtsein ganz langsam sich gereinigt und klarer wird und nun auch Stimmen hindurchdringen — laut und abgerissen — und ein Laufen und wehende Unruhe von groben, klappernden Stiefeln und einzelnen, gelb huschenden Flämmchen.

„'s is wer verunglückt. Machen S' Platz!"

Taumelnd und wie betrunken stehe ich auf und taste mich im Halbdunkeln zur Bank hinüber. Was ist denn das alles? Ein Frösteln geht mir den Rücken hinunter, und dieZähne klappern in heftigem Krampf. Erst allmählich wird mir klar, daß die Tür weit offen steht und eine kalte, schneefeuchte Nachtluft von draußen hereinschlägt.



Und da bringen sie den Körper, schwankend und schwer, zwei an den Armen und zwei an den Beinen, während zwei vorangehn mit Pechfackel und Laterne, die sie nun an die Wand hängen, daß alles gespensterhaft flackert, unruhig, hin und her und der beizende Dampf sich mischt mit den weißen Nebeln des Salmiaks.

Sie haben ihm die Stiefel aufschneiden müssen, so hart waren sie gefroren, verwachsen mit dem Fleisch, und während er nun da liegt auf dem Stroh, nackt und bläulich der dürre Leib, reiben sie ihm mit Schnee und Branntwein die erfrorenen Glieder, recken die Arme hoch hinauf und zurück, langsam, im Takt — eins zwei, eins zwei. Und pochen gegen das Herz, pressen die Brust zusammen, zwei riesige Hände, daß die Rippe fast bricht, lassen los und wieder zusammen — wie Automaten: Pflicht, Ruhe, Exaktheit, irgendwie tot und gelernt, gelernte Marionetten — eins zwei, eins zwei.

Plötzlich kommt ein Lebendiges, etwas wie eine ganz selbständige Bewegung in sie alle hinein: Vorbeugen, blitzende Augen und fast wie ein Schreien; denn er hat sich b e w e g t: der Tote kommt zurück, wacht von neuem auf, klopft in der Brust — atmet, atmet. Und auch das Blau weicht langsam, und durch die wächserne Blässe der Haut dringt ein pulsendes Rot, schwach noch, aber deutlich, stärker und stärker. Da reißen sie Tücher zusammen — von überall: Decken, Laken, Stoffe, was immer sie finden. Und stürzen sich damit auf ihn mit verdoppelter Kraft, daß er nicht wieder zurückgleite in die finstere Nacht. Und da bewegt er die Lippen. Und schon kocht das Wasser, und sie flößen ihm den heißen Tee ein. Und nun schluckt er selbst, voll Inbrunst und Heftigkeit, als wäre das das Leben.

Sie haben ihn in den Spalten gefunden, vor einer Stunde. Wie lange muß ich geschlafen haben?!

Den ganzen Nachmittag schon hat es geschneit: dicker, feuchter Nebel, dicke, schwere Flocken, Und dazu ein pfeifender Sturm, daß man sich kaum halten konnte draußen und die Bergung fast unmöglich und nur mit größter Gefahr. —

Endlich ist er so weit, daß er sprechen kann; aber es ist nur erst ein Wimmern — wenige Worte und immer das gleiche: „Die Flöte! Nehmt mir doch den weißen Schrei von den Ohren — die — — die Flöte!!"

Die Führer bekreuzigen sich, hüllen ihn nun ganz in warme Decken und lassen ihn so liegen, daß er erst einmal schläft „den lebendigen Schlaf"; denn der andere war ja nicht das, war doch schon eigentlich — der Tod.

Schweigend sitzen nun die Männer in dem halbdunklen Raum, jeder für sich — mit seinem Tabak und seinen Gedanken. Ein dichter, blauer Rauch steht in dem Raum, und diese plötzliche Stille nach all dem wirren Lärm ist erschreckend, legt sich einem auf die Brust und wird so quälend, daß ich schließlich ein Ge-



Max Schenke Der Mörder

spräch losbreche, irgendwelche Worte, Wetter und Morgen und „solche Rettungen". Aber jene bleiben wortkarg, und bald gebe ich es auf und verstumme wieder. Und nun lastet es desto schwerer, unbehindert, drückend und dumpf, daß man nicht zu atmen wagt und nicht zu leben.

Plötzlich schrillt ein Pfiff durch die Luft, ganz hoch, als werde mit feinster Säge Glas gesägt. Und in dem Augenblick wird die Flamme ganz klein und sinkt zusammen, und zwei Schatten zeichnen sich zitternd an der Wand, während ein kaltes Wehen durch den Raum geht. All das nur einen Augenblick. Doch kaum haben wir uns gesammelt, steht plötzlich der Erfrorene vor uns, aufrecht, mitten in unserem Kreis und, als wenn nichts geschehen wäre:

„Ich habe Hunger. Wenn ich recht bitte, geben Sie mir etwas zu essen?" —

Da bricht einer in ein kräftiges Lachen aus, schlägt ihm auf die Schulter und sagt:

„Gut hast's gemacht!"

Da ist es nun eine Erlösung, und der Atem wird wieder leicht. Und sie holen das Brot — breite Stücke — und Speck. Und beißen hinein — herzhaft und lachend. Und der Spuk ist fort, irgendwohin. Versunken. Nie gewesen. —

Und so erzählt er:

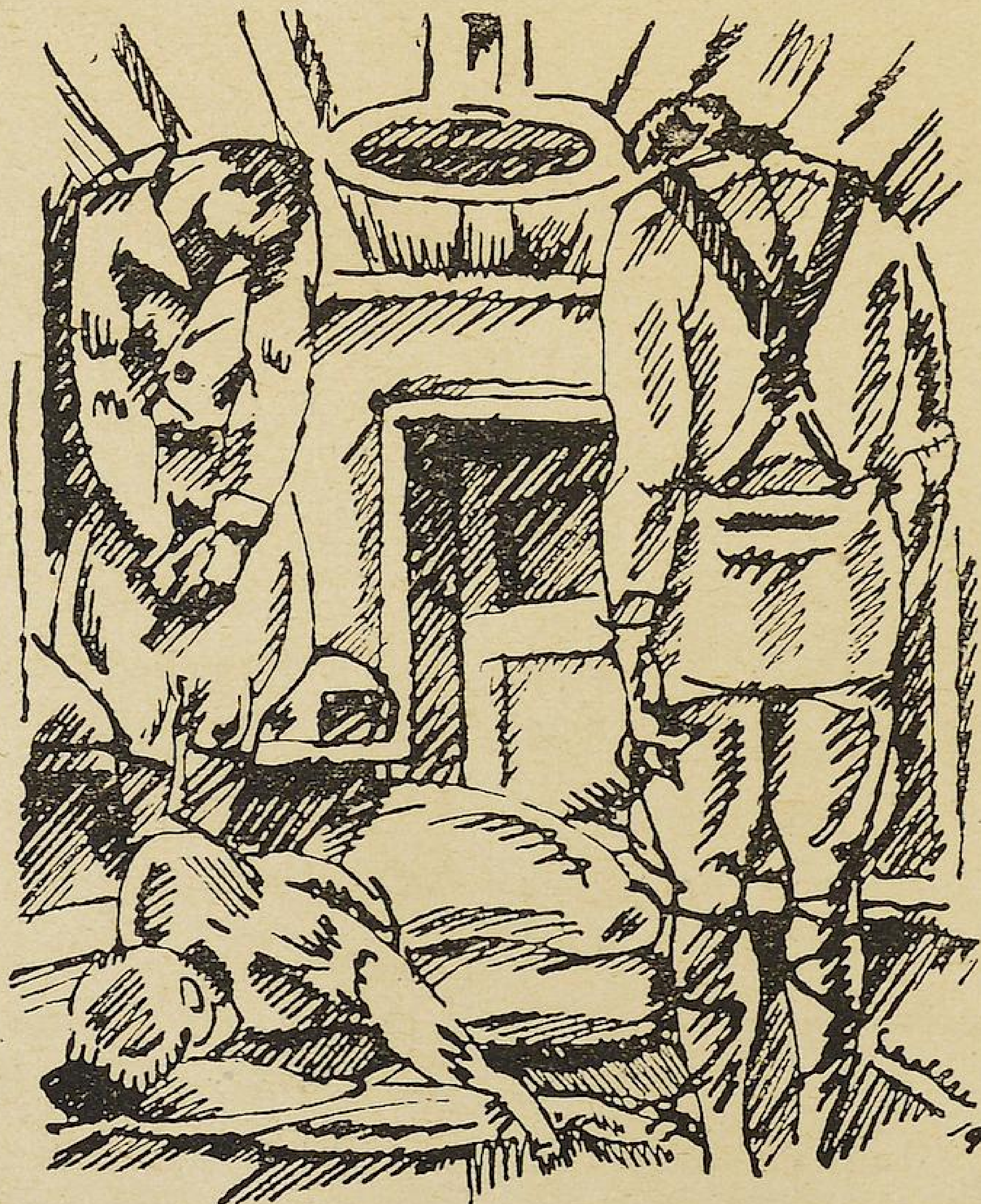
„Heut nacht um zwei bin ich aufgebrochen. Wollte zum Silberhorn —"

„Allein?!"

„Freilich. Erst wollte ich noch den Tauber-Johann als Führer nehmen —"

„Den Alten von Grindelwald?"

„Den. Aber er wollte nicht. Er sei voriges Jahr gewesen. Da hätte es so eine Sache gehabt. Und nun: er gehe nicht. Fertig. Was soll man machen? Ich bin nicht fürs Warten. Also los, allein. Alles geht auch ganz gut. Wie aber so der Mittag vorbei ist, kommt dieser verfluchte Nebel. Ich bin gerade im Rottalsattel und denke mir: jetzt schnell nach Konkordia, ehe der Schneesturm dich packt. Ich nehme also meine letzte Kraft zusammen und marschiere hierher. Aber schon auf halbem Wege setzt der Sturm ein — wahnsinnig und atemlos — und peitscht die prickelnden Flocken und Körner mitten in die Augen, daß man nichts sehen kann. Ich ging nur immer geradeaus, bis ich plötzlich merkte, ich habe die Richtung verloren. Wie lange ich so gegangen bin, weiß ich nicht. Ich habe gar nichts denken können, bin nur immer gegangen — gegangen, bewußtlos, irgendwie. Plötzlich fühlte ich etwas Schwarzes vor den Augen: es war ein furchtbarer Schmerz. Wie ich endlich zu mir kam, sah ich, daß ich mit der Stirn gegen eine Tür gerannt war, die Tür von — Konkordia." „Sie waren schon hier?" staunt da eine Stimme.



„Ich verstehe die Frage nicht. Früher: nein. Aber doch heute! Die ganze Zeit! — Und wo sind übrigens die beiden Herren — die beiden Engländer, die so schön spielten. Ich will doch —"

Da packt ihn der Schwarzbärtige scharf am Arm, blickt ihn an stieren Blicks und gurgelt hervor:

„Wann waren Sie hier? Und welche Engländer? Hier ist doch niemand außer uns. Und auch Sie sind doch erst hier seit einer Stunde!"

Da geht ein Lächeln über jenes Gesicht, und er sagt:

„Sie brauchen mich doch nicht so wie ein Kind zu behandeln. Ich bin schon ganz gesund. Nur noch ein bißchen Schmerzen an der Stirn — wo ich da gegen die Tür gefallen bin, die schwarze — aber auch das wird bald gut sein."

„Sie waren hier und sind gar nicht fortgegangen?!

„Aber was wollen Sie denn? Allerdings war ich hier. Und die Zeit ist verflogen — man weiß gar nicht wie — so schön haben sie gespielt. Sie schrieben sich dort ins Fremdenbuch, die Herren — —"

„Was, was haben sie gespielt?!"

„Auf einer Flöte. Einer weißen Flöte, die — —. Und so waren die Namen, jetzt fällt es mir ein: Mister Corway und Illingworth."

Da geht jener hinüber, mit ganz schweren, zitternden Knien — hinüber zum Tisch. Und da liegt das Fremdenbuch offen. Und er liest:

„Dritten Juli 1913 — das ist heute vor einem Jahr — verunglückten Mister Corway und Illingworth bei Traversierung des Aletschgletschers in einem Schneesturm und fanden hierbei den Tod. Ihre Leichen — —"

Da hört man einen dumpfen Schlag. Und wie sie aufspringen alle, liegt jener lang auf der Erde — steif und

grad ausgestreckt — Schaum vor dem Mund. Sie beugen sich hinab: er ist tot. Ein paar dunkle Tropfen Bluts sickern langsam aus dem linken Ohr; er hatte sich beim Fall in das Eis den Schädel gebrochen.

In diesem Augenblick sprengt der Sturm die Tür auf. Und abermals ertönt der feine, singende Ton, aber nicht mehr schrill wie vorher, sondern weich und glänzend, wie das Schlagen einer kleinen Glocke aus Kristall, hell und jubelnd. Wir treten hinaus: ein scharfer Wind springt uns entgegen. Aber der Himmel ist klar. Nadelscharfe, blitzende Sterne und ein eisiger Mond über silbrig-grünendem Schnee.

Und wir nehmen unsere Laternen, nehmen das Seil und schreiten hinauf durch das schweigende Tal — durch Schnee und Kristall — hinauf zu dem dunklen König: zum letzten Felsen des Finsteraarhorns.

G R E N Z E

Von Heide Exner

Was bist du?
Nichts.
Und Hemmnis dennoch überall und immer.

Wie ich mich wende, drehe,
verfluchtes Spinngewebe, fühl ich dich!

Der Sinne bunt verwirrtes Spiel,
du ordnest es zum Bild, zum trügerischen,
das mir der Dinge wahres Sein verdeckt.

Und wenn die blinde Seele tastend sucht
voll Sehnsucht zitternd nach dem Quell des Lichts,
drin sie ihr Auge badet
und sehend wird — —
da greift sie in dein Dorngestrüpp,
du herzlos Ungeheuer!

Steh! die Maske lüpfe
und weise, was du bist!

Zum Kampfe ruf' ich dich.
Und sei ich töricht selbst gleich jenem Ritter,
der gegen Mühlenflügel focht,
— wir fechten.
Zieh!

So: Schlag auf Schlag.
Ha, das befreit!

Und sieh: nicht länger bist du „Nichts" — —
ich fühl's mit Lust, wie Schwertes scharfe Spitze
in Körper zischend dringt.

Durch rote Meere reißt süßer Taumel mich — — —
Blitze zucken — — — — — —

Hast du nun genug?

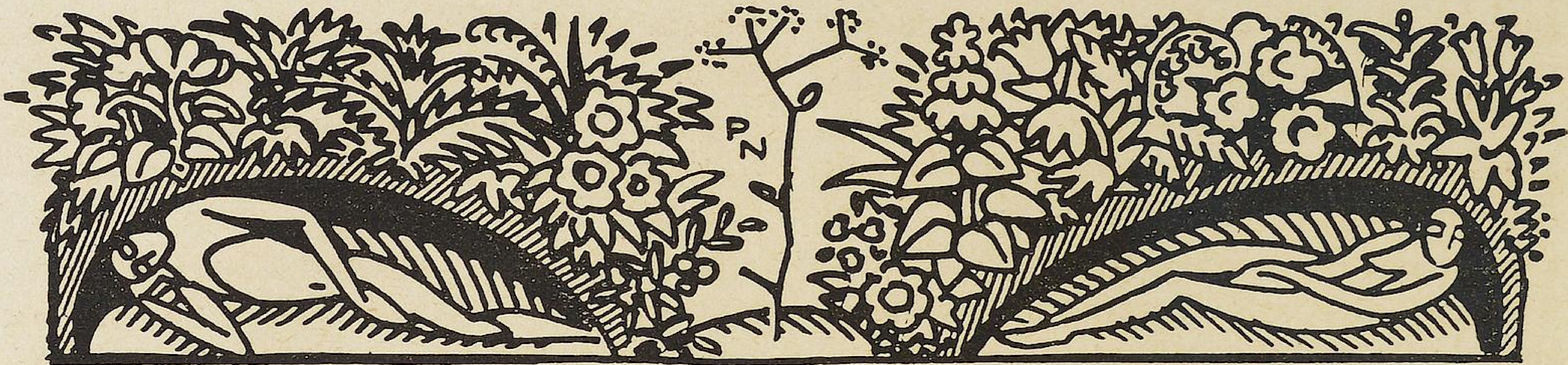
Hast du nun genug?
Dein Arm erlahmt, ich fühl' es.
— — oder ist's der meine?

Aus hundert Wunden fließt mein rotes Blut.
— — — — — — — — nur meins!
— — — — — — — — — — — — —
Weh mir, ich schlug mich selbst.

Ich selber bin der Feind?

Du lachst, du grinsend Nichts,
und höhnst wie vorher überall und immer.

Ja, du bist Ich.
Ich selber narrte mich
und werde weiter quälend Narr mir sein,
der Narr des Ich —
und werde weiter meines Schattens Grenze werfen —
immer und überall.



DAS TREIBHAUS

WUNDERLICHES UND ABSONDERLICHES

Dieser Teil des Orchideengarten wird von Dr. Max Kemmerich bestellt.

„Die eigentliche Beschaffenheit des höllischen Feuers und den Ort, da die Hölle gelegen", untersucht mit dem ganzen Rüstzeug geistlicher Gelahrtheit ein Mister Swinden, Prediger an der Kirche zu Cuxton in Kent, und ein J. J. Liebers, Mitglied der Deutschen Gesellschaft in Leipzig, hat Anno 1728 di: Ergebnisse dieser theologischen Geistesarbeit in deutscher Übersetzung herausgegeben. Erstlich stellt der Verfasser einmal fest, daß das künftige Leben den Guten Belohnung, den Übeltätern aber Strafe bringen müsse, wenn anders ein gerechter Gott sei, und daß der den Sündern zugedachte Höllenbrand nicht etwa ein Feuer „im verblümten Verstande", sondern ein wirkliches, allerechtestes Feuer aus Pech und Schwefel sei und überdies ewig, weil Gottes Haß gegen das Böse unauslöschlich sei. Zum zweiten rechtfertigt Swinden die Kühnheit seines Unterfangens, der Frage nach dem Ort der Hölle nachzusinnen. Man dürfe ihm solche Gedanken nicht etwa als Ketzerei auslegen, denn über die Einrichtung und Lage der Hölle sei ja in der Heiligen Schrift überhaupt nichts gesagt, worüber aber in der Schrift nichts Ausdrückliches gesagt sei, dürfe der Mensch seinen Verstand gebrauchen, der ihm von Gott dazu gegeben sei, die ewigen Wahrheiten zu erforschen. Zum dritten erledigt der fromme Forscher etliche irrige Meinungen des heidnischen Altertums und einiger christlichen Autoren, die sämtlich darin übereinstimmen, daß die Hölle im Innern der Erde gelegen sei. Dort aber kann sie nicht gelegen sein, weil „das Feuer ein dünner und subtiler Cörper ist, dessen Theilgen in einer geschwinden und heftigen Bewegung stehen. Wenn die Materie, so die Eigenschaft dieses Cörpers ausmachet, verzehret oder weggenommen wird, so muß es nothwendig nach und nach immer langsamer und schwächer werden" und zuletzt gänzlich erlöschen. Auch bedarf es zu seiner Bewegung eines Zuganges der Luft. Nun soll aber das Feuer im Innern der Erde schon seit dem Sturz Luzifers und der abtrünnigen Engel brennen und müßte ihm also wohl schon seine Materie ausgegangen, seine Bewegung in der Vermengung mit „spatlichten" Körpern erstickt sein, abgesehen davon, daß „nicht zu begreiffen, wie die Lufft einen freyen Gang dahin haben könne, also, daß hinlänglich und so viel Lufft allda seyn möge, als erfordert wird, die Geschwindigkeit und Hefftigkeit der höllischen Flammen zu erhalten". Überdies ist das Feuer in der Erde mit Wasser und Erde untermengt und gleichsam nur ganz gegen seine Neigung und Natur darin gefangen und eingeschlossen, zumal es vor den anderen Elementen die Eigenschaft in sich hat, „daß es steiget und sich wieder in die Höhe erhebet", während das Wasser und die Erde, „davon alle Theilgen grob und schwehr sind", natürlicherweise herabzusinken pflegen. Demnach es der Vernunft weit angemessener wäre, im Innern der Erde eher Wasser als Feuer anzunehmen. Zu diesen naturgesetzlichen Gründen (aristotelischer Herkunft) kommen aber noch theologische Argumente. War nicht die Zahl der mit Luzifer gestürzten Engel über alle Vorstellung groß? Die Offenbarung Johannis spricht von den Heiligen, die vor dem Stuhl des Lammes stehen, angetan mit weißen Kleidern und Palmen in den Händen, als von einer großen Schar, die niemand zählen kann, und

an anderem Orte steht, „ihre Zahl war viel tausend mal tausend". Wenn nun schon der Heiligen so unabsehbar viele sind, da doch die Pforte enge und der Weg schmal ist, der zum Leben führt, um wieviel mehr muß es der aufrührerischen Engel geben, da die Pforte weit und der Weg breit ist, der zur Verdammnis führt. „Ich muß bekennen," sagt Mister Swinden, der Prediger an der Kirche zu Cuxton, „die Sache ist an und vor sich selbst etwas trauriges und betrübtes, aber es ist solche auch so beschaffen, daß ihr im geringsten nicht kann widersprochen werden." Zu den aufrührerischen Engeln aber kommen jetzt noch die Verdammten, und zwar nicht nur die bereits in den Höllenpfuhl Gestürzten, deren Zahl man sich allenfalls noch ungefähr vorstellen könnte, da man doch weiß, wie lange die Welt bisher bestanden, sondern auch noch diejenigen, die bis ans Ende der Welt noch in die Verdammnis gestürzt werden, und von deren Menge ist es ganz unmöglich, sich einen Begriff zu machen. Aus alledem erhellt unzweifelhaft, daß die Erde der Ort der Hölle unter keinen Umständen sein kann, da sie viel zu klein ist, um diesem Andrang zur Verdammnis Platz zu bieten. Und man versteht das geringschätzige Lächeln des Misters Swinden für den guten Drexelius, der in seinem Buch über die Hölle zwar die Zahl der Verdammten auf hunderttausend Millionen schätzt, den Raum der Hölle jedoch bloß auf eine deutsche Meile nach allen drei Dimensionen.

Demnach kommt der Verfasser im sechsten Kapitel mit seiner eigentlichen und kuriosen Meinung ans Licht, dahingehend, daß die Sonne der wahre Ort der Hölle sei. Mister Swinden erhebt die Hand zur Abwehr, eine gepflegte, schlankfingerige Predigerhand: „Ich ersuche den Geneigten Leser hierüber nicht sogleich unwillig zu werden, noch wider den Vortrag dieses neuerlichen Schlusses zu eyfern. Man findet unterschiedliche Dinge, die anfänglich leichtsinnig und nur im Schertze abgefasset zu seyn scheinen, aber wenn sie reifflich erwogen worden, die schärffeste Prüfung aushalten." Und fürwahr, die Gründe des Misters Swinden sind gut und halten der „schärffesten Prüfung" stand. Ist in der Sonne nicht eine so starke Flammenglut vorhanden, daß die irdischen Berge „Ätna und Vesuvius nur wie Würmchen dagegen sind", und man billig erstaunt, „wieviel Pyrenäische Schwefel-Gebirge, wieviel Meere von Pech und Hartz erfordert werden, also mächtige und fressende Flammen zu erhalten?" Wohlan: die Zweifler an einem Höllenfeuer im eigentlichen Verstande, sie brauchen ihre Augen nur auf die Sonne zu richten, um zu wissen, wo und wie man ein „materialisches Feuer" finden könne, genügend zur Unterbringung sämtlicher Höllenbraten seit dem Sturz Luzifers! Denn ist zum andern nach Cassini und Flammstand die Sonne nicht elfhunderttausendmal größer als die Erde, bietet sie demnach nicht genügend Raum, die unendliche Menge der Teufel und der Leichname der verdammten Menschen zu fassen? Den dritten Grund bietet Kopernikus selbst dar in seinem kosmisehen System, wonach die Sonne im Mittelpunkt der Welt steht, um den sich die Kreise der Planeten bewegen, und Aristoteles, der jenseits der Region der Fixsterne noch den höchsten Himmel ansetzt, das Empyräum, so daß die beiden Teile, die am weitesten auseinanderstehen, eben dieses Empyräum und die Sonne sind. Wenn nun das Empyräum nach Meinung aller Gottesgelehrten der Aufenthalt der Engel und der Seligen ist, so kann der ihm entgegengesetzte und entlegenste Ort, nämlich die Sonne, nichts anderes als der Wohnort der Teufel und Verdammten sein, während die Erde, als in der Mitte gelegen, sowohl Gelegenheit zum Aufstieg als zum Absturz biete.

Freilich: im Vergleich zur Weiträumigkeit des Empyräums ist auch die Sonne immerhin noch ein etwas enger Aufenthaltsort, aber es geschieht dem Luzifer schon recht, wenn er sich mit seiner Sippschaft etwas zusammendrängen muß, denn „so scheinet es der Gerechtigkeit am gemäßesten zu sein, daß derjenige, der also sehr aus seinem Zirkel wich, und sich nicht genügen ließ, die weiten und fast unendlichen Gräntzen des Lichts zu genießen, in das enge Gefängniß der Hölle geworffen und gesperret ward". Ein weiterer unmittelbarer Beweis, daß der Teufel in der Sonne seinen Sitz habe, ist die Anbetung, die ihr von den Heiden erwiesen wird. Was für eine Freude muß nicht der Satan haben, wenn es ihm gelungen ist, die Menschheit zur abgöttischen Verehrung der Hölle selbst zu bringen, in der sie für ihre

ketzerische Verblendung dereinst gestraft werden soll.

Auf den Einwand, daß die Sonne doch die Spenderin des Lichtes und Lebens auf Erden sei und also unmöglich diese so wohltätige Wirkung mit ihrer sonstigen infernalischen Berufung zusammengereimt werden könne, ist zu entgegnen, daß es mit ihr eben nicht anders sei als mit anderen Naturkräften und Elementen, die gute Mägde, aber schlimme Frauen abgeben. Wie das Wasser befruchtend und verheerend, die Erde fruchtbar und stiefmütterlich, die Luft belebend und stürmisch, so sei auch die Sonne wohltätig und zerstörerisch. Der andere Einwand, daß die Hölle doch auch gelegentlich als ein Ort der Finsternis geschildert wird und die Sonne mit solcher nicht dienen könne, ist durch die Wissenschaft der Astronomie selbst widerlegt, die uns auf dem Sonnenkörper auch dunkle Flecken zeigt, welche wie „Höhlen oder Löcher aussehen, und so man vor den Sitz der Dunckelheit hält". Bedenklich erscheint auch die übergroße Entfernung der Sonne von der Erde im Zusammenhalt mit der Tatsache, daß die ganze Luft der Erde voll böser Geister und Dämonen steckt. Aber sind denn nicht auch jeweils Gottes gute Engel zur Hand, obwohl sie im Himmel ihre Wohnstatt haben, der von der Erde ungleich weiter entfernt ist? Ebenso die Teufel, „obgleich die Erde und die Lufft die Örter sind, wo sie uns angreiffen und wider uns streiten, so ist doch die Hölle ihr eigentlicher Auffenthalt . ." Wenn nun gar einer kommt und dem Mister Swinden dawider hält, daß der Psalmist sagt: „Gott der Herr sey Sonne und Schild" und daß er auch an anderen Stellen gar oft der Sonne verglichen ward und daß es sich wenig schicke, den Herrn mit dem Ort zu vergleichen, der das Gefängnis der unreinen Geister sei, so ist zu entgegnen: der Vergleich geschehe nicht, sofern die Sonne der Ort der Hölle sei, sondern eben mit Hinsicht auf ihre Eigenschaft als das „allerprächtigste und am schönsten scheinende Geschöpffe der gantzen Welt" ist; und wenn sie auch zum Ort der Plagen bestimmt sei, so sei doch auch sie ein Geschöpf Gottes, auf seinen ausdrücklichen Befehl „der Ort, wo seine Gerechtigkeit soll ausgeübet, folglich aber auch seine Macht und Herrlichkeit kund gethan werden."

Es ist demnach durchaus den Naturgesetzen, der göttlichen Offenbarung und der menschlichen Vernunft gemäß und als erwiesen anzunehmen, daß die Sonne der Ort der Hölle sei. Sagt Mister Swinden, Prediger an der Kirche zu Cuxton in Kent. K. H. S.

PHANTASTISCHE BÜCHER

An dieser Stelle zeigen wir an und besprechen neuere und ältere phantastische Literatur, graphische Blätter, Werke unserer Mitarbeiter usw.

Karl Ludwig Schleich: „Von der Seele", Essays. S. Fischer Verlag, Berlin 1919. Der durch seine immer aktuellen und spannend prägnanten Essays längst bekannte Berliner Arzt und Schriftsteller faßt in diesem Buche zum ersten Male Gedanken, die er schon in der „Werkstatt des Asklepios" angedeutet hat, zu einem fest in sich geschlossenen System zusammen. Dieses Buch enthält das Bekenntnis Schleichs und ist als solches, wenn auch nicht durchgängig, so doch im wesentlichen das Bekenntnis des modernen Neurologen, Psychiaters und Psychologen. Wer so wie Schleich Seelisches und Körperliches gleicherweise unter dem Gesichtspunkte der Biologie sieht, der kann nicht anders als immer wieder lebensgläubig und lebensdemütig bekennen: ob selbstverständlich, ob unverständlich, im Grunde sind alle Tatsachen gleichermaßen Wunder und Rätsel. Als Psychologe wird man dem einen oder anderen in diesen Ausführungen vielleicht schon anders gegenüberstehen als die doch vornehmlich praktisch orientierte Psychiatrie, aber man darf aus diesem Grunde Ausführungen wie die in „Unterbewußtsein" nicht ohne weiteres verwerfen. Jedenfalls gibt es wenig Bücher, die es verstehen, so durchwegs fesselnd in die fernsten, dunkelsten, rätselvollsten Gebiete des Seelenlebens in einem oft geradezu faszinierenden Stil einzuführen. Und bei all dem etwas, was ich an Schleich besonders hoch schätze: neben dem plaudernden Psychologen steht immer und überall der stündlich helfenwollende Arzt. Während sonst die Lektüre medizinischer oder psycho-



logischer Werke beim Laien leicht eine hypochondrische Angsteinstellung hervorrufen, legt man Schleich aus der Hand mit dem Bewußtsein, daß der psycho-physische Gesamtorganismus dennoch trostsam zuverlässig arbeitet. Dr. W.

Oskar Kokoschka: Vier Dramen, Verlag Paul Cassierer, Berlin 1919. Kokoschka setzt sich in diesen vier Dramen mit dem erotischen Problem des Weibes auseinander. „Orpheus und Euridike", das jüngste Werk des Dichters, versucht — ähnlich wie Werfel — das Grundproblem in antikem Vorwurf zu gestalten, ohne aber in den Fehler des klassischen Antikisierens zu verfallen. Die Gestalten sind durchaus modern, und es mag als eine bereits in der Gesamtanlage des Werkes liegende Disharmonie anmuten, daß wir griechische Welt in modernem Seelenchaos und in moderner Daseinsdämmerung sehen. Wieder anders ist die Verschiebung im „Hiob". Hier der Versuch, das Tragische zu gestalten, sofern es sich einstellen muß, wenn die Mannheit durch bloßen Intellekt ersetzt wird. „Der brennende Dornbusch" bleibt auch im Material durchaus modern. Am bei weitem konkretesten und prägnantesten zwingt Kokoschka das Problem in „Mörder, Hoffnung der Frauen", dem ältesten und kürzesten Drama, zu Dichtung und Gestalt. Nicht nur die Zeitlosigkeit des Geschehens, auch die urtümliche Einfachheit des Problems gibt dieser Dichtung eine Festigkeit, fast von der Form eines Gedichtes. Der Mörder, die Frau mit Feuer brandmarkend, um des Schmerzes willen erst mit letzter Leidenschaft und Wollust geliebt. Dieses Stück hat auch den Vorzug vor den anderen, daß es durchaus auf das Wesentliche konzentriert ist und der Komplizierung durch ein Barock von Nebengestalten entbehrt. — Man möchte vielleicht den Vorwurf erheben, daß das Buch stellenweise an sich Selbstverständliches, vielleicht sogar Belangloses, durch Unverständlichkeiten und Verschleierungen einer bizarren, den spezifisch deutschen Sprachbau und -rhythmus preisgebenden (expressionistischen!) Ausdrucksweise zum problematischen „Fall" machen will. Im ganzen ist das Buch — wie viele andere — (ausgenommen „Mörder, Hoffnung der Frauen") kaum mehr als ein Versuch. Dr. W.

Seltsamia. Sieben seltsame Geschichten diesseits und jenseits des Gefühls. Von Hans Georg Wegener, Freiburg. Druck- und Verlags-Gesellschaft, Freiburg i. B. 1919. Diese sieben gruselig-nachdenklichen Geschichten sind im Feldzug gegen Rußland entstanden, aber nur eine Groteske nimmt ihr Thema aus dem kriegerischen Erleben. Unter fast demonstrativen Verzicht auf eine — viel mißbrauchte — Wortkünstelei sind die Novelletten in Form und Inhalt durchaus ansprechend geschrieben und wissen ein spannungsvolles Interesse zu wecken. -n

Eingesandte Bücher.

Bram Stocker: Dracula, Roman, Leipzig bei Max Altmann, 1908.

Bemerkungen der Schriftleitung

Das Titelblatt zeichnete Flora Pàlyi, die Leiste zum Treibhaus Paul Neu. Berichtigung: Im vorigen Heft unterliefen zwei unliebsame Druckfehler. Die Namen der Künstler heißen auf Seite 13 nicht Godel, sondern Godal, auf Seite 19 Kauders statt Hauders.

Verantwortlich: Für die Schriftleitung *Alf von Czibulka*, München. Für den Anzeigenteil *Hans Eberlein*, München. Herausgeber und verantwortlicher Redakteur für Österreich: *Hans Hofmann-Montanus*, Wien IV. Viktorgasse 18.
Druck: *Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn.*

KARL·SCHÜSSEL'S PORZELLAN·MAGAZIN

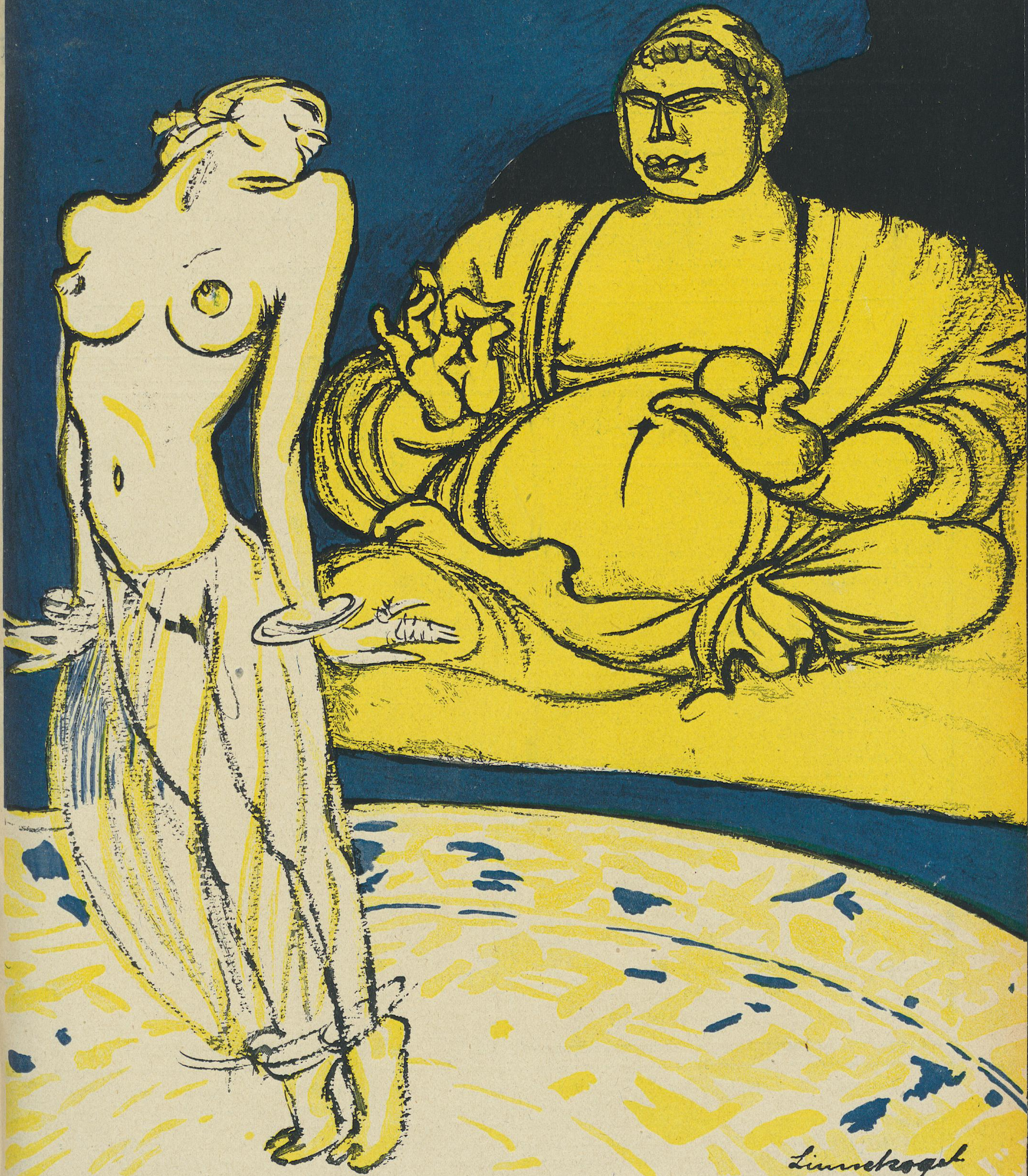
E.P.C. 19.

MÜNCHEN
KAUFINGERSTR. 9
„PASSAGE·SCHÜSSEL"
SPEZIALHAUS·FÜR·HAUSHALT·UND
LUXUSPORZELLANE





DER ORCHIDEENGARTEN



DREILÄNDERVERLAG=MÜNCHEN HEFT 10

DER ORCHIDEENGARTEN

PHANTASTISCHE BLÄTTER

HERAUSGEBER: KARL HANS STROBL / SCHRIFTLEITER: ALF VON CZIBULKA

INHALT Edgar Allan Poe: Froschhüpfer / A. M. Frey: Versammlung / Max Krell: Café Lazarus / Alexander v. Bernus: Seuche / Das Treibhaus / Phantastische Bücher.

Jährlich erscheinen 26 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft 80 Pf. / für das Vierteljahr 5 M. / durch jede Buchhandlung und durch alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die viergespaltene Millimeterzeile 80 Pf. / NACHDRUCK auch mit Quellenangabe untersagt / VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich / SCHRIFTLEITUNG: München, Leopoldstraße 3 / ÖSTERREICHISCHE VERLAGS- UND REDAKTIONSSTELLE: Wien IV, Viktorgasse 18 / Zuschriften und Einsendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte und Zeichnungen werden nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt.

1919

Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl — Schriftleiter Alf von Czibulka



Erster Jahrgang — Zehntes Heft

FROSCHHÜPFER

Von Edgar Allan Poe

übertragen von Gertrud Scupin (mit 2 Zeichnungen von Max Schenke)

M ganzen Reiche lachte kein Mensch so gerne wie der König. Ein guter Witz war ihm die Würze des Lebens. Wer sich in des Königs Gunst sonnen wollte, hatte nur heitere Geschichten zu erzählen — freilich gut zu erzählen. So kam es, daß alle seine sieben Minister durch ihre Spaßmachertalente zu ihrer hohen Würde emporgestiegen waren. Sie wurden allmählich wie der König: fett und von behaglicher Leibesfülle und unübertrefflich in ihren Späßen. Ob wohl das Volk davon satt wird? — Ob wohl das Fett die Gabe des Spaßmachens verleiht? — Ich habe das nie so recht entscheiden können. Dieses aber erscheint mir sicher: ein magerer Spaßvogel ist ein seltenes Federvieh auf Erden.

Über die Veredelung, oder wie er es nannte, den Geist des Witzes machte der König sich wenig Gedanken. Er liebte die behagliche Breite, alle Spitzfindigkeiten langweilten ihn.

Damals blühte noch die Zunft der berufsmäßigen Spaßmacher. All die großen Fürstenhöfe hielten sich ihre Hofnarren: buntscheckiges Volk mit Narrenkappe und Schellen. Für die Brosamen, die vom königlichen Tische fielen, hatten sie allezeit mit schlagendem Witz zu danken. Auch unser König hatte seinen Narren. Wohl als Gegengewicht zum tiefgründigen Witz seiner sieben Herren Minister. Sein Hofnarr war aber nicht bloß Narr, sondern ein dreifaches Kleinod, denn er war auch Zwerg und Krüppel zugleich. Zwerge waren damals bei den Höfen so gerne gesehen wie Narren. Mancher Monarch würde nur schwer über die langen Tage (sie dehnen sich bei Hofe noch länger aus als anderswo) hinweggekommen sein, wenn ihm nicht der Narr zur Seite gewesen wäre, mit dem er lachen, und der Zwerg, über den er lachen konnte. Aber in neunundneunzig von hundert Fällen waren, wie gesagt, die Spaßmacher fette plumpe Gesellen. Kein Wunder, daß der König sich beglückwünschte, an „Froschhüpfer" einen dreifachen Schatz in einer Person zu haben.

Der Namen Froschhüpfer war dem Zwerge nicht bei der Taufe verliehen worden, sondern durch Beschluß der sie-



Pentzold / Susanna im Bade

ben Minister auf Grund seiner Unfähigkeit, wie ein vernünftiger Mensch zu gehen. Froschhüpfer konnte nur durch eine eigentümliche Bewegung, durch ein Mittelding zwischen Springen und Schlängeln vorwärts kommen. So war er ein Anlaß zu unbegrenztem Vergnügen und zugleich ein Trost für den König, der trotz seines vortretenden Bauches und seines gedunsenen Kopfes bei Hofe als Prachtfigur galt. Konnte sich nun Froschhüpfer auf seinen Beinen nur mühsam fortbewegen, so erlaubte ihm dennoch die erstaunliche Muskelkraft seiner Arme manches Kletterkunststück. Er glich dann mehr einem Eichhörnchen oder Affen als einem Frosch.

Woher Froschhüpfer stammte, war nie zu erfahren. Sicherlich aus einer wilden, unbekannten Gegend, fern dem Hofe des Königs. Mit ihm war zugleich ein junges Mädchen, eine allerliebste zwergenkleine Tänzerin, aus der Heimat entführt worden. Einer der sieggekrönten Feldherren brachte die beiden dem Könige zum Geschenk. Zwischen den beiden kleinen Gefangenen erblühte eine zarte Freundschaft. Froschhüpfer war trotz seiner Späße nicht beliebt. Aber um so mehr wurde Tripetta wegen ihrer Anmut und Lieblichkeit verhätschelt. All ihren Einfluß wußte sie klug zu Froschhüpfers Gunsten zu nutzen.

Eines Tages beschloß der König, ein Maskenfest zu geben. Es war die rechte Gelegenheit für die beiden, ihre Talente zu entfalten. Froschhüpfer erwies sich als unentbehrlich. Er ersann Prachtaufzüge, dichtete Rollen, erfand Trachten.

Der Festabend war gekommen. Unter Tripettas Leitung wurde der Tanzsaal prächtig geschmückt. Erlesener Geschmack und Erfindergeist mühten sich um die Wette, das Maskenfest zu einem glänzenden Ereignis zu gestalten. Der ganze Hof brannte im Fieber der Erwartung. Fast ein jeder war sich über seine Maske und über seine Rolle im klaren. Manche schon seit Wochen, einige sogar seit Monaten. Nur der König und seine sieben Minister waren noch unentschieden. Ob aus Scherz, oder weil es ihnen bei ihrer Leibesfülle zu schwierig schien, sich zu verkleiden, wußte niemand. Aber sicher war eins: die Zeit drängte, und es blieb ihnen nur noch die letzte Hilfsquelle: Tripetta und Froschhüpfer.

Die beiden kleinen Freunde kamen eiligst der Aufforderung des Königs nach. Der saß mit seinen sieben Weisen beim Weine und schien übelster Laune. Obgleich er wußte, daß Froschhüpfer durch Genuß von Wein stets in einen Zustand der Raserei gerate, machte es ihm Spaß, ihn zum Trinken zu zwingen, oder „fidel" zu sein, wie er es nannte. „Komm, Froschhüpfer, sauf diesen Humpen auf das Wohl deiner fernen Freunde" (hier seufzte Froschhüpfer leise), „und dann laß deinen Geist leuchten. Wir brauchen Rollen, Rollen, Mensch, aber neue, — etwas ganz Besonderes. Der Teufel hole das ewige Einerlei. Also sauf, der Wein wird deinen Witz schärfen".

Froschhüpfer bemühte sich, die Aufforderung des Königs wie gewöhnlich mit einem Witzwort zu quittieren. Aber es ging über seine Kraft. Denn an diesem Tage war der Geburtstag des armen Teufels. Der Befehl, auf das Wohl der fernen Freunde zu trinken, drängte ihm Tränen in die Augen. Schwere bittere Tropfen fielen in den Becher, als er ihn demütig aus der Hand des Tyrannen entgegennahm.

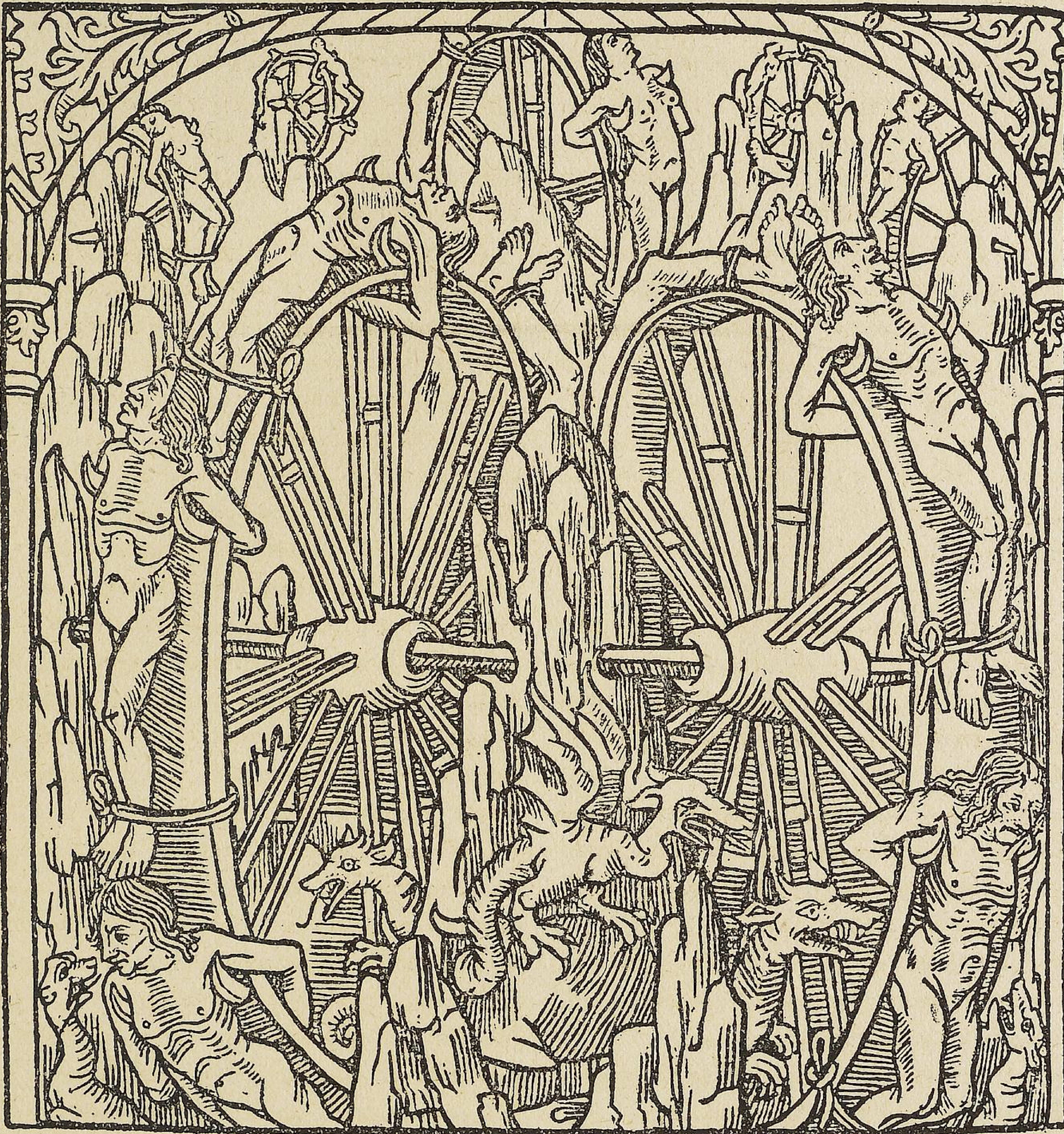
„Hoho", brüllte der König los, als der Zwerg den Becher mit einem Zeichen des Widerstrebens leerte. „Seht doch, was ein Glas guten Weines alles machen kann. Seine Augen glänzen von Tränen. Hoho, hoho."

Der arme Kerl! Seine Augen funkelten, denn die Wirkung des Weines auf sein Hirn war ebenso stark wie unerwartet. Er warf den Becher auf den Tisch und blickte halb wahnsinnig um sich. Aber die anderen waren höchlichst belustigt über des Königs Scherz.

„Aber nun zur Arbeit", sagte der erste Minister, der dickste von allen. „Freilich", rief der König, „hilf jetzt, Froschhüpfer! Mein Kerlchen, wir brauchen Charaktere, wir brauchen so nötig welche. Wir alle, haha, hahaha!" Da das wohl ein Witz sein sollte, beeilten sich die sieben, in das Gelächter einzustimmen. Froschhüpfer lachte wie traumverloren mit, der König wurde ungeduldig. „Los, los, fällt dir noch immer nichts ein?"

„Ich sinne schon über etwas Neuem", stammelte der Zwerg verwirrt.

„Du sinnst noch," zürnte der König, „ah, du willst noch mehr Wein. Hier, trink!" und er



Aus dem „Kalendar of Stephends" / London 1506

schenkte einen anderen Becher voll und reichte ihn dem Krüppel, der ihn keuchend, nach Atem ringend, anstierte.

„Trink," brüllte das Ungeheuer, „oder beim Teufel — — — —" Der Zwerg wich entsetzt zurück, die Zornadern des Königs füllten sich. Die Minister greinten. Tripetta, blaß wie eine Leiche, stürzte auf die Knie und flehte, ihren Freund zu schonen. Der Tyrann betrachtete sie erstaunt ob dieser Kühnheit. Er schien darüber in Verlegenheit, wie er am wirksamsten seineEntrüstung ausdrücken sollte. In stummer Wut stieß er sie von sich, dann schleuderte er ihr den Inhalt des vollen Bechers ins Gesicht. Das arme Ding wankte leise ächzend nach rückwärts. Für Sekunden war tiefstes Schweigen. Man hätte ein Blatt oder eine Feder fallen hören können — — da unterbrach ein leiser, aber harter Knirschlaut die Stille. Er schien gleichsam aus jeder Ecke des Raumes zu kommen. Vor Zorn zitternd musterte der König den Zwerg. „He, was machst du da?" — Aber der schien von seinem Rausch völlig erwacht. Er blickte dem Tyrannen fest ins Auge. „Ich, wie kann ich das gewesen sein?"

„Der Laut schien von draußen zu kommen", bemerkte einer der Höflinge. „Ich glaube, es war der Papagei draußen am Fenster, der den Schnabel am Käfiggitter wetzte."

„Wahrhaftig", rief der König, wie befreit durch diese Lösung. „Aber bei meiner Ritterehre, ich hätte geschworen, dieser Halunke

habe mit den Zähnen geknirscht." Der Zwerg lachte (der König war sich seiner Sache zu gewiß, daß ein Spaßmacher nur ein Ding ist, worüber man lacht) und zeigte eine Reihe mächtiger, abstoßender Zähne. Dann zeigte er sich bereit, soviel Wein zu trinken, als man nur wünschte. Der Fürst war befriedigt.

Nachdem Froschhüpfer noch einen Becher mit kaum merklicher Wirkung geleert hatte, war er mit einem Male Feuer und Flamme für den Plan der Maskierung. „Ich kann nicht sagen, was für eine Gedankenverbindung mir kam," bemerkte er ruhig, „aber gleich, nachdem Eure Majestät dem Mädchen den Wein ins Gesicht gossen, und während der Papagei das wunderliche Geräusch draußen vor dem Fenster hervorrief — fast im gleichen Augenblicke fiel mir ein Hauptspaß ein, eine Posse aus meiner Heimat. Wir spielten sie oft bei unseren Maskenfesten, aber hier wird sie sicherlich neu sein. Leider erfordert sie aber eine Gesellschaft von acht Personen und — —"

„Wir sind ja gerade acht", rief der König triumphierend über den Scharfsinn seiner Entdeckung. „Ich und meine sieben Minister. Also los, was ist das für eine Posse?"

„Wir nennen sie die acht Orang-Utans in Ketten — und wenn sie gut dargestellt wird, gibt es einen famosen Spaß."

„Wir werden sie gut darstellen", antwortete der König und erhob sich schwerfällig.

Froschhüpfer fuhr fort: „Die Schönheit des Spieles liegt vor allem in der Furcht, die es unter den Weibern verursacht."

„Großartig", brüllten der König und seine Minister im Chor.

„Ich will euch als Orang-Utans verkleiden," erklärte Froschhüpfer, „überlaßt alles mir. Die Ähnlichkeit soll so verblüffend sein, daß alle Masken euch für wirkliche Tiere halten — natürlich werden sie vor Schrecken außer sich geraten —"

„Ah, vorzüglich," rief der König aus, „Froschhüpfer, mit dir habe ich noch Großes vor."

Der Zwerg sprach weiter: „Die Ketten haben den Zweck, durch ihr Klirren die Bestürzung noch zu steigern. Man wird denken, ihr seid eueren Wärtern ausgerissen. Eure Majestät können sich unmöglich die Wirkung der acht Orang-Utans auf die Gesellschaft vorstellen. Wenn sie sich dann gar mit wildem Kreischen in das Gewimmel der kostbar aufgeputzten Männlein und Weiblein stürzen — — ach, der Kontrast ist unbeschreiblich."

Der König war begeistert: „Das machen wir."

Die Räte erhoben sich eilig — denn es war spät geworden — um Froschhüpfers Idee zu verwirklichen.

Seine Art, die Teilnehmer als Orang-Utans zu verkleiden, war sehr einfach, aber dennoch wirkungsvoll. Jene Tiergattung war damals in der zivilisierten Welt noch kaum bekannt. Und da die Nachahmung so recht tierisch und möglichst abschreckend war, schien ihre Naturtreue sicher. Der König und die Minister wurden zuerst in enganliegende baumwollene Hemden und Hosen gepfercht, dann wurden diese mit Teer getränkt. Darauf, so schlug man vor, sollten Federn geklebt werden. Aber der Zwerg wußte zu überzeugen, daß die Behaarung durch Flachs weit wirksamer vorgetäuscht werden könne. Eine dicke Flachsschicht wurde auf den Teer geklebt. Eine lange Kette wurde herbeigeschafft. Froschhüpfer schlang sie zuerst um des Königs Leib und zog sie fest. Dann der Reihe nach um alle übrigen in derselben Weise. Hierauf bildeten die Teilnehmer, indem sie sich so weit als möglich voneinander entfernten, einen Kreis. Froschhüpfer schlang das Ende der Kette zweimal durch den Kreis, so daß sie zum Kreuze wurde. So fesselt man noch heutigentags in Borneo Schimpansen und andere große Affen.

Der große Festsaal war ein kreisförmiger Raum, der das Tageslicht nur durch ein einziges Fenster, das an der Decke angebracht war, empfing. Am Abend wurde er von einem riesenhaften Armleuchter erhellt, der an einer Kette vom Mittelpunkt des Kuppelfensters herabgelassen und hochgezogen werden konnte. Des besseren Anblickes wegen wurde das Zuggewicht außerhalb der Kuppel über das Dach herabgeführt.

Tripetta, der die Ausschmückung des Saales überlassen worden war, hatte nach der Weisung ihres Freundes, des Zwerges, gehandelt. Auf seine Veranlassung war auch der Kronleuchter entfernt worden. Denn die Wachstropfen hätten ja die reichen Kleider der Gäste beschädigen können, die sich gerade in der Saalmitte aufhielten. Statt dessen waren Wandleuchter angebracht worden. Fackeln, die be-



rauschenden Duft ausströmten, leuchteten zur Rechten eines jeden der fünfzig oder sechzig Stützpfeiler.

Die acht Orang-Utans warteten auf Froschhüpfers Rat geduldig bis Mitternacht. Der Saal war mit Masken gefüllt. Kaum holte die Glocke zum zwölften Schlage aus, stürzten und stolperten die acht herein. Die Ketten behinderten sie, und einige wälzten sich am Boden. Die Erregung unter den Masken war unbeschreiblich. Die wild aussehenden Ungetüme wurden für wirkliche Bestien gehalten, wenn auch nicht gerade für Orang-Utans. Viele Frauen wurden vor Schreck ohnmächtig. Hätte der König nicht vorsichtigerweise alle Waffen aus dem Festsaale entfernen lassen, so hätte die Posse wohl ein blutiges Ende genommen. Die Ausgangstüren wurden von den Gästen gestürmt, der König hatte sie auf des Zwerges Rat schließen lassen und ihm die Schlüssel eingehändigt. Der Tumult wurde ungeheuerlich. Jeder suchte sich zu retten, und durch das Gedränge entstand eine wirkliche Gefahr. Da senkte sich allmählich die Kette, an der sonst der Kronleuchter hing. Ihr gekrümmtes Ende schwebte drei Fuß über dem Boden. Der König hatte mit seinen sieben Freunden den ganzen Saal durchtaumelt, schließlich kamen sie an den Mittelpunkt und näherten sich der Kette. Der Zwerg folgte ihnen auf den Fersen. Plötzlich hielt er die Kette am Kreuzungspunkt fest und hakte sie mit Blitzesschnelle in die Kette des Kronleuchters ein. Im nächsten Augenblicke wurde durch eine unsichtbare Kraft die Kette hochgezogen. Die Orang-Utans baumelten daran, Gesicht an Gesicht. Die Masken hatten sich vom Schrecken ein wenig erholt und begannen an einen wohldurchdachten Scherz zu glauben. Angesichts der Lage der Affen brach alles in schallendes Gelächter aus.

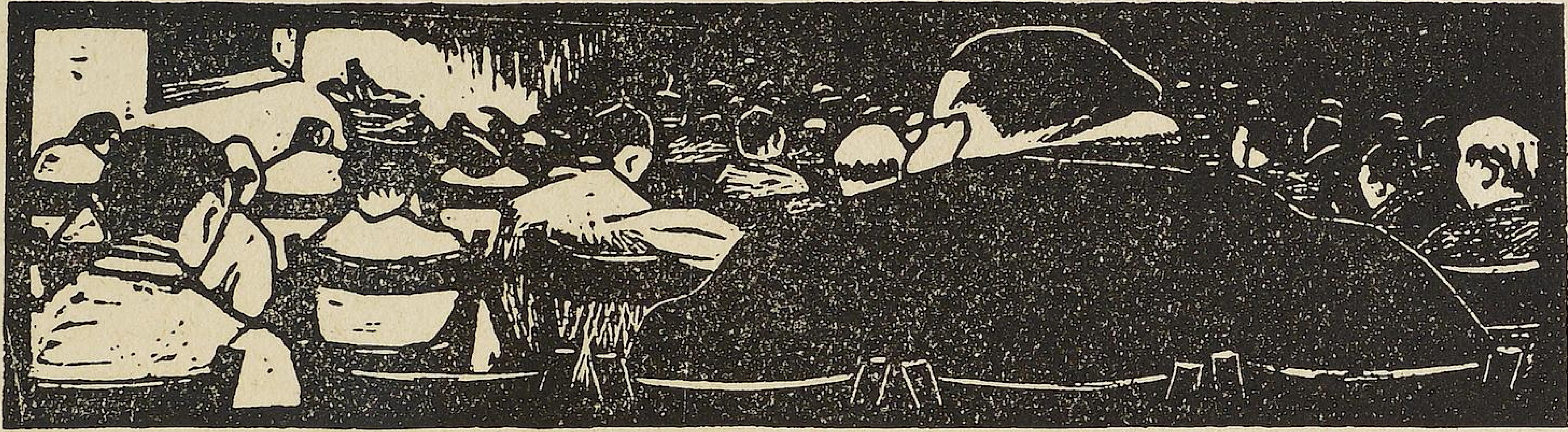
Da kreischte Froschhüpfer: „Überlaßt sie mir!" Seine schrille Stimme durchgellte das Getöse. „Laßt sie mir, ich glaube, ich kenne sie — wenn ich nur einen besseren Ausblick hätte!"

Jetzt, da der Saal vom allgemeinen Gelächter (auch dem der Affen) erfüllt wurde, stieß der Narr plötzlich einen schrillen Pfiff aus, die Kette ging hoch und riß die erschreckten und sich sträubenden Orang-Utans mit. Dreißig Fuß über dem Boden bildeten sie einen baumelnden Klumpen. Froschhüpfer hatte sich an die hochgehende Kette festgeklammert. Er hing hoch über den acht Masken und leuchtete mit der Fackel herab als suchte er die Gesichter zu erkennen. Verblüfftes Schweigen herrschte im Saal. Plötzlich wurde das Schweigen von einem leisen, scharfen, knirschenden Geräusch unterbrochen — dasselbe Geräusch, das den König und die Räte schon einmal befremdet hatte. Aber diesmal war kein Zweifel, woher das Geräusch kam. Der Laut rang sich zwischen den hauerartigen Zähnen des Zwerges, der geifernd mit ihnen knirschte. Mit einem Ausdruck rasender Wut stierte er in die nach oben gewandten Gesichter des Königs und seiner sieben Gefährten. „Ah," rief der Rasende, „ich fange an zu erkennen, wer diese da sind!" Als wollte er das Gesicht des Königs näher prüfen, hielt er die Fackel an die flachsene Umhüllung. Es war das Werk eines Augenblicks, daß sie in hellen Flammen aufging. In weniger als einer halben Minute brannten alle Orang-Utans lichterloh.

Entsetzensschreie gellten von unten. Die Menge stierte, von Schrecken gelähmt, aufwärts, unfähig zu helfen. — — Jetzt zwangen die immer wilder aufzüngelnden Flammen den Zwerg, an der Kette emporzuklettern. Die Bewegung ließ alle verstummen. Und scharf durchschnitten die Worte des Narren die Stille: ‚Ha, ich sehe jetzt, wer sie sind, diese Masken. Der König und seine sieben Ratgeber. Der große König, der sorglos ein wehrloses Mädchen mißhandelte, und seine sieben Räte, die diesen Schimpf bejubelten. Ich aber bin Froschhüpfer, der Spaßmacher, und dies hier ist mein letzter Scherz!"

Inzwischen hatte die leichte Entzündbarkeit von Teer und Flachs das Rachewerk vollendet. Die acht Körper baumelten an den Ketten als eine stinkende, geschwärzte, abscheuliche, unförmige Masse. Der Zwerg schleuderte die Fackel danach, kletterte gemächlich bis zur Decke empor und verschwand durch das Kuppelfenster.

Es ist wohl anzunehmen, daß Tripetta, auf dem Dache hockend, der Helfershelfer des Freundes bei seiner grausigen Rache war. Und daß sie dann vereint in ihre Heimat flohen. —
— — — — — — — — — — — — — — —
— — Denn sie wurden nie wieder gesehen.



VERSAMMLUNG

Von A. M. Frey (mit 2 Holzschnitten von Otto Nückel)

ALS Konrad den Saal betrat, tauchte der Redner, mit seiner Sache zu Ende, im Klatschregen des Beifalls auf und nieder — auf und nieder, wie der Hampelmann an der Schnur. Da durch solchen Dank die, welche zischten, sich befeuert fühlten, zischten sie stärker. Ein Strahl mißgünstigen Atems fegte durch gefletschte Zähne über Stuhlreihen. Konrad sah mit Entsetzen die zierliche Perücke eines harmlosen Herrn im Stoßwind auf und gegen die Brust des Redners flattern, wo sie haften blieb. Ganz nackt saß die Glatze auf erstem Platz, und es war, als sei geheimster Körperteil peinlichst entblößt. Aller Augen tasteten lüstern vor und rutschten schamhaft aus auf diesem spiegelnden Rund. Man vergaß den Redner über dem bedauernswerten alten Herrn, der aufzustehen, zu gehen oder das Verlorene zurückzufordern außerstande war — nur mit zittrigen Händchen aus graugrünem Schnupftuch ein Häubchen zu formen wußte, ein beschwichtigendes Mützchen, das er mit irrsinniger Bewegung emporfingerte, und das schließlich droben klebte, wie Hühnerdreck auf einem Kürbis. Der vergessene Redner aber — vom Klatschen wie vom Zischen gleicherweise im Stich gelassen — barg die Perücke, ein verflogenes Vögelchen, in beide Hohlhände und entzog sich weiteren Pflichten, indem er wandwärts ging und sich zum Ausschuß setzte.

Konrad hatte gleich beim Eintritt und durch alle Pein des Glatzköpfigen hindurch bemerkt, daß an anderer Stelle des Saales etwas weitaus Bedenklicheres irgendwie reifte. Diese Atmosphäre des Drohenden umgab einen ungeheuren Herrn, der — als hätt' er's abgezirkelt — genau in der Mitte des zum Bersten gefüllten Saales auf drei Stühlen saß. Konrad sah mit Bekümmernis, die zum Grauen wuchs daß zur Linken dieses schwarz angezogenen Kolosses ein Stuhl unbesetzt geblieben war, der einzige im ganzen Raum. Hätte der Berg auf seinen drei Stühlen auch nicht den Flußpferdschädel gegen Konrad entsetzlich langsam und ruckweise gedreht, um ihn durch hornumränderte Brille wiederkäuerhaft schwermütig herbeizuwinken — Konrad wäre dennoch gegangen und hätte dies Kreuz auf sich genommen — wie hingeweht, wie angesogen vom Abgrund der linken Rocktasche des Ungeheuren. Als er sich, um hinzukommen, wo er hinbefohlen war, durch die Stuhlreihe quirlte, Zehen, auf die er trat, wie harte Kiesel schmerzhaft durch die Schuhsohle spürte, an Kniescheiben sich wund stieß, sah er, wie um diese schwarze Masse wohlgeordnet Häuflein bei Häuflein die Menschen auf ihren Stühlen hockten, und er mußte sich sagen, daß dieser Riese einem Lurch, einer sammetdunklen Kröte glich, die ihren Laich rund um sich her Häuflein bei Häuflein abgesetzt hat.

Angelangt machte Konrad eine kleine Verbeugung und ließ sich nieder. Der Riese ruckte den Kopf nach links und ließ ihn zur Begrüßung gegen Konrad sinken, der befürchtete, gleich werde ein Felsblock auf ihn herabstürzen. Er sah dies massige Haupt kantig, dumpf erstaunt, verhalten beunruhigt — Lauern in der Hornbrille, nicht tückisch, aber bereit zu plumpem Sprung. Wie sich das Haupt langsam schwingend gleich einem Kran von Konrad wieder abdrehte, wimmerten die drei

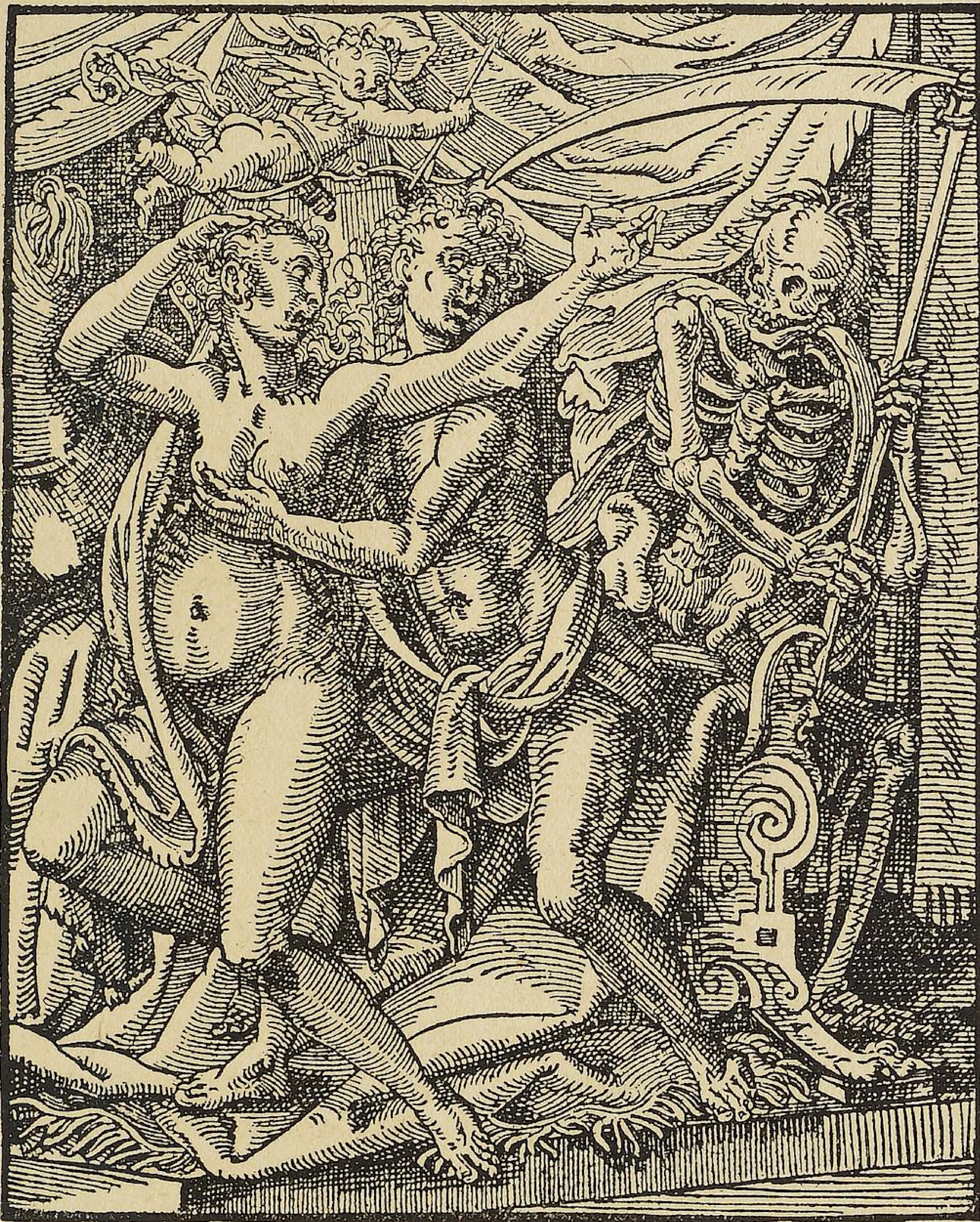
Stühle auf, die, bei jeder kleinsten Bewegung des Riesen zum Äußersten gebracht, Laute des Schmerzes, Signale einer drohenden Katastrophe von sich gaben. Wenn sie nicht durchhalten —, überlegte Konrad, es ist nicht auszudenken, was dann geschieht. Solchen Erschütterungen wäre dieser Saal im zweiten Stock — wäre kein Saal und kein Haus der Welt gewachsen! Wir sind verloren. — Und er sann auf Rettung und beschielte die Stuhlbeine, die schon wie Faßreifen gebogen waren. Aber der Ungeheure legte den Blick falsch aus. Er dirigierte das Haupt wieder nach links und blies zu Konrad hinunter: „Die drei Stühle sind bezahlt." Er begann mit Keulenfingern in der Westentasche nach den Eintrittskarten zu suchen und fand sie nicht, weil sie sich, wie Konrad entdeckte, unter den Daumennagel geschoben hatten, ohne daß dieser menschliche Berg es bemerkte. „Selbstverständlich haben Sie bezahlt," sagte Konrad sehr ängstlich, „aber bitte, bleiben Sie ruhig sitzen, sehen Sie gerade aus, verschieben Sie kein Gewicht, Ihre Stühle knarren so entsetzlich."

Mittlerweile hatte die Aussprache begonnen. — Worum handelt es sich eigentlich? fragte sich Konrad. Ich gehe in eine Versammlung, versäume den Redner des Abends und kann mich auch des Themas nicht mehr entsinnen, das mich doch gereizt hat, überhaupt hier zu erscheinen. Ich möchte mich besinnen, aber der Berg neben mir deckt alles zu. — Immer hörte er (wie im Röhrensystem eines Badeofens, der mehr und mehr erhitzt wird) neben sich ein feuchtes Glucksen und Glupschen, ein aufundabsteigendes Kollern, ein leichtes Platzen von Dampfblasen, die zischend durch die Nasenlöcher entwichen. — Wenn er niesen muß, ist alles aus, und sollten die Stühle auch Überirdisches leisten! erkannte Konrad. Um seine steigenden Besorgnisse zu zügeln, zwang er sich endlich zur Aufmerksamkeit.

Eine außerordentlich dürftige Dame stand auf dem Podium und sprach. Sie lispelte und sandte haardünn ein Stimmchen aus. Konrad verstand kein Wort. Weil ich das Thema dieses ganzen Abends nicht weiß! schalt er sich. Weshalb bin ich Rindvieh denn hier? — neben einem kochenden Berg? — gegenüber einer lispelnden Frau, die mich zum Narren hält mit ihrem zerspellten Glashaarstimmchen? Was sagt sie jetzt? Was erkühnt sie sich? Sie will uns ein Gedicht versetzen? Ich hör's am Rhythmus, der Rhythmus genügt! — Konrad sprang auf. „Gehört nicht zum Thema!" schrie er. „Bei der Sache bleiben!" schrie er. Aber das Gedicht auf dem Podium rieselte weiter, und ein Eisengewicht, auf seine Schulter geschoben, zwang ihn zum Sitzen. „Lassen Sie doch das Fräulein dichten," schnaufte der Berg, „Sie ist sehr nett — so zierlich . . ." und seine zärtliche Pranke versuchte federleichte Ware in die Luft zu malen. Konrad schwindelte es bei dem Zwangsgedanken, diesen Bullen neben ihm und jene Lilie dort oben könnte je die böse Lust ankommen, einer durch den andern ihre Art fortzupflanzen. — Indessen schien die Saalmenge genug zu haben. „Aufhören! Vorhang! Eiserner Vorhang!" ward rüpelhaft geschrien. In einem gellenden Zirpen schwang das Fräulein weiter ihr Gedicht, und sie rastete nicht eher, als bis hohnvoller Beifall tosend sie überschwemmte — eine Kaskade, aus der sie kyanotischen Gesichtes jappend nach ungeklatschter Luft mit Spindelarmen und Beinen auf ihren Platz zurückruderte.

Ein neuer Diskussionsredner hing schon über dem Volke. „Nur ein paar Worte zum Thema des Abends!" sagte er mit einer Zunge, die rosenweich in die vollendete Stille des Saales glitt. Wüßte ich nur das Thema, dachte Konrad verbissen. — „Die heutige Zeit, diese Zeit folgenschwerster Umwälzungen", begann der auf dem Podium tausend Ohren einzuölen —

Umwälzungen?! — und Konrad erschrak heftig, er blinzelte nach dem Berg. Aber der beharrte; nichts wälzte sich. Gerade wollte Konrads Herzmuskel ruhigeren Galopp anschlagen und die Hürden des Lebens, das ihn heute mehr denn je ein Jagdrennen dünkte bis zum letzten Sprung, weniger hastig nehmen — als der mittlere der drei Stühle, auf denen der Koloß montiert war, zusammenbrach. Aus! schluchzte Konrad und schloß die Augen. Aber er mußte sie wieder öffnen; denn nichts geschah. Er wagte nach rechts zu schauen: der Berg ragte noch; er war um einiges tiefer gesackt, aber er blieb. Gott sei gelobt in der Höhe, daß der schwächste Sitz gerade der mittlere war, jubilierte Konrad innerlich. Vorläufig noch gerettet! Aber — und schon wieder war er angstgepeitscht — die beiden



Jost Amman / Der Tod im Frauenhaus (um 1579)

anderen Stühle? sie, die der treue Kamerad in der Mitte hatte verlassen müssen? Sie können's allein nicht schaffen, sie ächzen und stöhnen herzzerreißend, sie können den gewölbten Druck überquellender Fronten für Minuten noch in Schach halten, vielleicht nur noch für Sekunden — nicht länger! — Erschütternd war es für Konrad, entdecken zu müssen, daß der Koloß über seine aufs äußerste gefährdete Lage wie über die des ganzen Saales völlig im unklaren war. Er lebte ahnungslos dahin. Den mit Wirbel- und Beinbrüchen am Boden liegenden Stuhl schien er gar nicht zu vermissen. Freilich fesselte ihn der Redner auf dem Podium außerordentlich.

Auch Konrad horchte hinauf. Der Redner mochte der Ansicht sein, genügend geölt zu haben. Er schoß seine Kugeln in die hinreichend schlüpfrigen Gehörgänge. „Die Bundesstaaten sind ihres krönenden Firlefanzes beraubt! Das große Reinmachen hat begonnen! Ich spreche zum Thema!" schrie er drohend.

Thema? Wüßte ich nur —! gärte es verzweifelt in Konrad.

„Mein Fräulein Vorrednerin hat den Herrn Vorvorredner mißverstanden!" schrie das Podium. „Nicht das Jahrhundert des Unrates ist kurzerhand hinweg zu fegen, wir bedürfen seiner, denn wir leben in ihm; aber der Dreck der Jahrhunderte ist zu beseitigen. Dazu mein bescheidenes Teil beizutragen erlauben Sie mir, verehrte Anwesende. Ich bin der Vertreter des Vakuumreinigers Sisifax! Sisifax wird durch nichts übertroffen. Dieser Reiniger ist —" — Ein ungeheurer Lärm brodelte auf. Der Saal geriet in Zuckungen. „Mißbrauch der Redefreiheit! Fehrzepeller ist besser als Sisifax! Wort entziehen! Geschäftstrick! Lebendes

Inserat!" gellte es durcheinander. „Geschobener Betrüger! Betrügerischer Schieber! Podium verlassen! Zum Thema!"

Thema —? dachte Konrad tückisch. Er fühlte, wie sein Hirn fiebernd zu klaffen begann. Und da gebar sich aus ihm ein ganz großes gelbes Plakat. Auf dem hatte nachmittäglich zu lesen gestanden — an jeder behaglich runden Litfaßsäule (wie fern lag diese unsagbar schöne Stunde einer Nachmittagsstadt mit Litfaß und gelbem Plakat, da man noch Mensch und eingeordnet jeder gutmütigen Straße war) — hatte zu lesen gestanden; etwa Menschenliebe? — oder Bruderruf? — oder etwa Weltgewissen? Und jetzt — jetzt war das Thema Vakuumreiniger?!

Konrad mußte — er mußte sinnlos hinausbrüllen! Er überheulte alle. „Thema!" schrie er, „Aufsatzthema! Schulaufsatz! Steißtrommler!"

Der Steißtrommlerschrei brachte eine unerwartete Wirkung. Der Podiumredner, der mit beschwörenden Armen die Menge umfing, um eine Lage herbeizuführen, in der er wieder frisch ölen konnte, horchte auf. Er betastete sich rückenabwärts. Er schien plötzlich irgendwelchen Schulerinnerungen ausgeliefert zu sein, schien zu befürchten, es könne sich wiederholen, was damals an ihm auf Lehrerpodien sich vollzog — und er lief knabenhaft mit hohlem Kreuz davon. Die Menge verschlang ihn.



Da aber geschah etwas Entsetzliches — neben Konrad. O nein, die Stühle brachen nicht. Wären sie doch! Sie brachen nicht, sondern der Berg erhob sich. Er wuchs gegen die Decke. Seine Arme taten Kolbenstöße durch den Raum, zischend entfuhr den Gelenken der Dampf. „Ich will auch reden!" dröhnte es aus feurigen Kinnbacken. Und er stapfte vorwärts quer durch die Stuhlreihen. Die Menschen flohen. Er trieb die Stühle mit Fußtritten vor sich her wie Spielbälle. Eine ausbiegende Matrone fiel neben ihm glatt auf den Bauch. Er gab ihrem Gesäß mit zwei Fingern einen Stüber, wodurch der elastische Leib, kurz komprimiert, vom Boden sich wegschnellte — hinein in die Fanghand, die die Grünbekleidete auf ein weißes Fensterbrett setzte, wo sie verblieb. Sie vergaß den hysterischen Schrei.

Konrad stellte fest, mit einem Grauen, das nicht mehr wachsen konnte und in das kalte Fieber ingrimmigster Beobachtung umschlug, wie der Berg noch wuchs — irgendwie anschwoll. Was sich ihm durch die Adern pumpte — Blut oder was es war — kreiste als Schaumgekräusel in zu engen Behältnissen — unheilvoll erhitzt durch die Vorgänge dieses Abends. Wo waren Ventile, die genug dieses kochenden Feuers hätten entweichen lassen? Konrad sah, wie die Oberarme aufgetrieben ragten, wie der Nacken zum Hügel wurde, wie die Schenkel ihre Hose auf die letzte Probe stellten. Zuerst zerknallte der Kragen, gesprengt von der Halsschlagader, die, dick wie ein Schiffstau, hervortrat und deutlich hämmerte. Dann zerfiel der schwarze Anzug; er platzte sorgsam in den Nähten. — Welch schlechter Zwirn, dachte Konrad, schlimm sind die Zeiten.

Teil um Teil löste sich von dem Berg, rollte ab und glitt seltsam anmutig zu Boden. Nur die Weste riß rückenlang mitten entzwei und prallte nach vorn hinweg in den Saal. Vorhang im Tempel riß mitten entzwei.. mußte Konrad denken, auch hier Katastrophen... Zweierlei Zwirn, keine einheitliche Arbeit des Schneiders. —

Die Hose hatte sich abwärts nur bis zu den Knien in ihre Bahnen zerlegt — der Berg stieg aus den Schläuchen und stapfte im schweißnassen Unterzeug gegen das Podium. Der Saal erzitterte, die Decke bebte, die Kronleuchter leuteten das Ave. Das Podium bewuchtete er, stapfte Löcher krachend in dies unselige Gerüst, stak bis zu den Waden im Holz. „Ich will auch reden!" dröhnte er. „Zum Thema!" posaunte er. Fortwährend zischten Dampfwölkchen aus Hemd und Unterhose — ein Maschinenhaus, dem Überhitztes rhythmisch und weißlich entpufft. Der Podiumtisch samt Tintenfaß und Schreibpapier schlug um und hinab. Drei Berichterstatter in vorderster Stuhlreihe, kaum sahen sie Tinte über den Parkettboden fließen, konnten nicht widerstehen. Dies edle Naß, heiliger als Blut, nötigte sie zu knien und sofort federhalterkauend ihre Berichte über den Verlauf des Abends zu beginnen.

„Hier ist vom großen Reinmachen gesprochen worden," begann der Berg, „vom Hinwegfegen alles Lügenhaften! Ich will Ihnen grundlegend eine Berichtigung geben, verehrte Anwesende! Ich rede zum Thema, wenn ich Lügen aufdecke. Was ist die Urlüge? Das Märchen von der Entstehung des Weibes ist die Urlüge. Meine Herren —" er stockte, irgend etwas schien ihm in den Gang geraten, doch es gelang ihm, schleppend weiter zu schwingen: „— und auch, wenn es sein muß: meine Damen! Hier gebe ich Ihnen die Wahrheit über die Erschaffung der Eva. Hier! Der Teufel war betrunken, war betrunken, Sie wissen: im Weinberg des Herrn . . ."

Konrad sah den Koloß torkeln; der Koloß schnaufte — er blies sich auf und stand wieder fester. „Da sah der Teufel Adam, den Einsamen. Und weil er betrunken war, sah der Teufel den Adam doppelt."

Auf ihren Stühlen klebte die Versammlung, atemlos, fluchtgewillt, unfähig zur Flucht. Noch läuteten die Kronleuchter leise, in ihr Ausklingen posaunte der Berg: „Da griff der Teufel den einen Adam im Zorn seines Rausches und entriß ihm gewaltigen Ruckes, was männlich war an ihm. Er knetete hinten und formte vorn, er zerrte die Hüften auseinander, er biß mit giftigem Zahn in die Jünglingsbrust, so daß zwei Hügel aufschwollen. Er fuhr mit Spinnenfingern in Adams Haare, zerrte sie länger und schuf Evahaare. Er schillerte Falschheit in Adams Auge, er spie Glätte in Adams Schlund. Sodann, verehrte Anwesende, warf er diesen Adam, der keiner mehr war, dem anderen Adam in den hilflosen Arm!"

Und der Berg packte schnaubend einen Berichterstatter, der zu nahe herbeigekrochen war, und warf ihn dem Fräulein, das sein Gedicht nicht hatte vollenden können, in den hilflosen Arm.

Der Berg orgelte Schlußsätze: „So entstand Eva! Ein Hirngespinst des betrunkenen Teufels, der rauflustig war. Nicht einmal Blendwerk der Hölle, nur Bieridee ist das Weib. Und wir schleppen sie durch die Jahrtausende. Wir! Fort mit der Erblüge, fort mit dem Popanz! Beraubt seines krönenden Firlefanzes stehe frei der Mensch!"

Der Berg sank zusammen. Konrad bemerkte, daß die Ventile matter pufften. Der Fleischberg sank in sich; schlapp werdende Schläuche machten ihn hinschwinden.

Das Fräulein, das sein Gedicht nicht hatte zu Ende bringen können, trippelte herbei, beugte sich wie über einen Sterbenden und sagte unter Tränen, die nicht weniger rätselhaft waren, als ihr Trieb, Verse jählings rieseln zu lassen — sagte schluchzend: „Ihn hätt' ich lieben können", — worüber Konrad, als er's hörte, heftig erschrak, denn er hatte vorhin an diese Ungeheuerlichkeit zaghaft schon gerührt. Auch der Vakuumreiniger trat hinzu und bemängelte: „Zu wenig Geschäftssinn! Wahrheit ist gut, aber Klugheit ist besser. Was ist uns heute Ulk und Urlüge? Stimmzettel und Staubsauger sind wichtiger." — Jener alte Herr aber, der so rührend immer noch den Hühnerdreck auf dem Kürbis trug, wankte zitternd aus seiner Stuhlreihe heran und betete, vor zersplittertem Podium die Hände faltend: „So ist denn meine Perücke gleichwohl wahrlich nicht umsonst in die Freiheit geflogen. Ins Feld, in die Freiheit gezogen. Lieber Herr Vorredner, für alles, was du mir vorgeredet hast, danke ich dir mit Bruderdruck." Konrad sagte sich, der Alte meine wahrscheinlich Bruderkuß oder Händedruck; aber es blieb sich gleich; was er gesagt hatte, barg noch mehr Dunkelheiten. Er war das Bild geordneter Verwirrung, wie er da zu seinem Stuhl zurück-

wallfahrte, mit zittrigem Griff nach dem Schädel graugrünes Tüchlein als Mütze vortäuschend unterstrich, Gehrockaufschläge unfruchtbar streichelte und gläubig auf seinen Sitz niederrasselte, vorgebeugt in schlottriger Erwartung vieler Klänge, gemischt aus Worten, Ausrufen und Patschhänden, ahnungslos — oh, Konrad erkannte: herzbeklemmend ahnungslos, was alles dieser helle Saal schon hinter sich gebracht, was alles diese düstere Nacht schon überschritten hatte, wieweit diese trübe Nacht schon vorgeschritten war.

Denn der Koloß gab Grund zu schwersten Bedenken. Konrad sah sich im Saal um. Wie ist er eigentlich hereingekommen? fragte er sich. Obwohl er zusehends verfällt, wäre er doch zu keiner der Saaltüren hinauszuschaffen. Einzig durch die großen Bogenfenster!

Übrigens redeten Redner. Ein leiernder Schwall, der Konrad längst ins Ohr geflossen war, kam ihm jetzt erst zum Bewußtsein. Und nun sah er auch, daß man die Front gewechselt hatte. Das zerbrochene Podium samt dem mild Entgasenden war vergessen. Horcher und Gehörte nahmen das andere Saalende mit einem umgestürzten Bücherschrank als Rednerbühne. Nur der alte Herr im graugrünen Mützchenersatz blieb bei der alten Richtung. Willfährig hielt er Schallhände an gelbe Ohren und hörte taub auf die gurgelnden Versunkenheiten des Podiums. Konrad berührte mit der Hand, was da hinschrumpfte — und bei leisestem Finger lief welliges Zittern über den ganzen Berg. — Als Kind habe ich auf Handwägen Säcke gesehen, klang es in Konrad, die mir Rätsel blieben: Sie glänzten triefend, sie waren gespannt und dennoch schlaff, sie schauderten unaufhörlich vor sich selbst, sie bargen Quallig-schlappriges.

Näher zusehend entdeckte Konrad, daß die Masse schon sehr breiig wurde. Eine Hand, über Podiumreste in den Saal hängend, zerfloß bereits; ihr Daumen — schmelzendes Himbeereis — vermischte sich mit der Tintenlache, vor der die Berichterstatter bäuchlings immer noch heftig schrieben. Aber der Grundstock des schwabbelnden Massivs revolutionierte sich noch einmal. — Von Urstößen gepackt wogte der Berg und wollte auf die Beine; doch trugen sie nicht, sie waren wie matter Gummi und schnellten weg unter jeder Belastungsprobe. Immer wilder und aussichtsloser wurden diese Versuche, diese Umlagerungen gallertartiger Körperteile. Herzzerreißend für Konrad war dieser Kampf wachsenden Dranges mit schwindender Fähigkeit. Der einst kantige Schädel mit schon verwischten Konturen war ganz nach hinten gedreht und hing aufs Gesäß hinab. Wegtropfende Augen liefen staunend den eigenen Rücken hinunter und begriffen nicht, wieso Knöpfe und Knopflöcher verschwunden waren.

Da hatte Konrad genug. Er schlich zur Türe — wobei ihm wieder bewußt wurde, daß Redner redeten. Er vernahm zwei Stimmen, die gleichzeitig nebeneinander hersprachen. Aber es war kinderleicht, beide zu erfassen. Wenn der eine „Wille" rief, sagte der andere „zur Tat". Wenn der eine „sich durchsetzen" rief, beschloß der andere „bis zum vollen Erfolg." Und wenn einer mal nur „Es möge mir vergönnt sein" sagte, und der andere stockend an einer wohltuenden Pause schuld war, wußte Konrad, daß gemeint sei: „Ihnen noch ein paar Worte zu sagen." Deshalb versäumte er sich nicht länger und entfloh.

Auf mitternächtiger Straße raste ein wildgewordener Wagen der Ringlinie vorbei, der zuviel Elektrizität gefressen hatte und seit Stunden nicht in den Stall zu bringen war. Konrad, harmlos und freudig, besprang ihn. Kein Schaffner da — das Wageninnere leer —, er ging hindurch zum Wagenführer. Der ließ die Arme hängen und sah mit Spannung, mehr noch mit Kummer, mehr noch mit irrem Verzicht gerade aus. „Ich muß bezahlen," sagte Konrad wohlerzogen, „wo ist der Schaffner?" Nach einer Weile — die Lage war kritisch: zwei Hunde überquerten knapp die Schienen — sprach der Führer: „Mein Schaffner? In der Versammlung."

Konrad fühlte kalte Wut heraufkriechen. „Nächste Haltestelle aussteigen!" schrie er, weil man in die Nähe seiner Wohnung kam. Der Führer zuckte die Achseln. „Die Bremse —?" fragte Konrad. — „Wirkt nicht," — „Der Hebel da?" — „Wirkt nicht."

„Wielang denn, Unmensch, wollen Sie mich durch die Stadt hetzen?"

„Bis die Kontaktstange ausspringt; sonst tut sie's alle fünf Minuten."

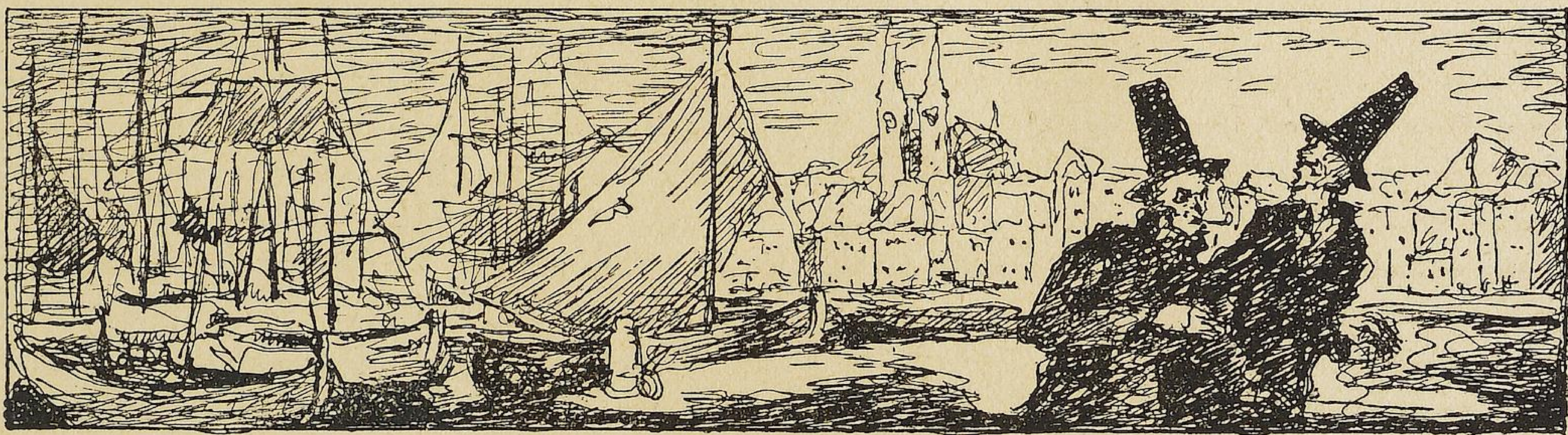
Längst war man an Konrads Wohnung vor-

bei; hier fror ihn. Ach, ein verglimmender Ofen, ein milder Divan, ein lächelndes Glas Tee hatten sich freundlich genähert und winkten ihm nun traurig nach. — Konrad bemerkte, daß man wieder an die Stelle kam, wo er aufgesprungen war. Er spähte nach den Häusern — nach dem einen Haus. Nur spärliches Licht sickerte aus den Fenstern des Saales. Eines war geöffnet. Flüchtig sah Konrad viel amtierende Menschenhände einen Strick herablassen, an dem Faltig-Verquollenes in trägem Schwung riesengroß pendelte und langsam über bleiche Häuserwand abwärts rutschte .... Vorbei und weiter.

„Liebe Kontaktstange, spring aus!" betete Konrad. Sie tat es nicht, aber der Wagen sprang aus, an einer Kurve, und fuhr mitten durch ein Haustor. Da ins krachende Splittern erschrockene Nachthäubchen aus allen Fenstern der Nachbarschaft fuhren, musterte Konrad sie und stellte wehmütig fest, es sei kein einziges graugrünes Mützchen darunter.

Der Wagen stand ächzend im Hofraum der Staatsbank, und seine Kontaktstange tastete immer noch wie ein nervöser Fühler durch die Nacht.

Konrad verbrachte den Rest der dunklen Stunden in einem Raum der Bank, immerhin schlafend, auf mäßig weichem Lager aus Papiergeld.



CAFÉ LAZARUS

Von Max Krell, mit 4 Zeichnungen von M. Schenke.

„Blaß?" sagen Sie. Ich bitte Sie, warum sollte ich blaß aussehen? Mir ist vollkommen wohl. Es geht mir ausgezeichnet. Meine Verdauung ist nicht behindert... Vielleicht das Licht — die Lampe scheint etwas fahl. Nein wirklich, durchaus nichts! Ganz vorzüglich!

Woher ich komme? Ich war eine kleine Stunde im Café Lazarus. Sie kennen es nicht? Sie sollten es aufsuchen. Es hat eine recht angenehme Lage: dicht am Herdentor, Blick gegen die beiden Schnepfentürme mit den rotgläsernen Uhren, Sie wissen, die am Abend aufleuchten wie Augen. Also — und dann die Aussicht auf den Gemüsemarkt. Ich gehe auch morgens gelegentlich hinauf, um die Wagen mit Körben, mit Blumen, Kohl und Kraut anrollen zu sehen. Ein ganz prachtvoller Markt; und das Gewühl der bunten Landfrauen. Sie sollten einmal vormittags dort Ihre Bouillon trinken. Eine treffliche Bouillon aus Schinkenknochen und mit frischen Hühnereiern abgerührt; dazu Weizenhörnchen mit Rahmbutter. Ich empfehle es Ihnen.

Wer sonst noch dort verkehrt? Es ist ein Café der Pensionäre, und man liebt den Lärm nicht. Hauptsächlich alte Herren, die nicht gestört sein wollen. Sie spielen Tarock, auch einige Schach, und andere lesen Zeitungen. Es gibt bei Lazarus alle wichtigen Zeitungen der Welt. Und alle werden gelesen. Sie bezweifeln —? Warum sollen nicht alle größeren Zeitungen der Welt hier gelesen werden! Es gibt Menschen, die diese Sprachen verstehen. Ich selber spreche vier, fünf Sprachen ziemlich geläufig, und das ist nicht viel für einen leidlich gebildeten Mann. Aber es kommen andere hin, die weit mehr Sprachen verstehen. Nein, bitte, lächeln Sie nicht. Ich phantasiere nicht.

Sie meinen, in einer Stadt von beiläufig fünfundzwanzigtausend Einwohnern gibt es keine Polyglotten? Es gibt aber welche, Es gibt hier eine ganze Menge. Vergessen Sie nicht, daß wir früher einen Seehafen hatten. Sie haben recht, das ist achtzig Jahre her. Vor achtzig Jahren fing er an zu versanden. Kein Schiff kommt mehr herauf. Und die Schiffer und Händler, die allenfalls fremde Sprachen verstehen, interessieren sich auch nicht mehr für uns. Und die Dampfschiffe — — — nein, mein Herr, aber alle wichtigen Zeitungen der Welt kommen herein. Und sie werden gelesen!



Was der Hafen mit den Pensionären zu schaffen hat? Und wer die alten Herren sind? Ganz genau weiß ich es nicht. Einige sind ausgezeichnete Kapitäne, andere verschollene Auswanderer. Herr Lazarus weiß vielleicht, was alles sie hinter sich haben. Aber es ist besser, ihn nicht zu fragen. Sie benehmen sich nicht immer zivilisiert. Ungehörig sind sie keineswegs. Das kann man ihnen nicht nachsagen. Sie haben vielmehr eine gewisse Bescheidenheit, wie alle Toten.

Worüber entsetzen Sie sich? Weil ich unter den Toten war? Ja, wissen Sie denn, ob wir noch leben, Sie und ich und wer hier gerade in unserer Nähe ist? Ah nein — sehen Sie, das wissen Sie nicht! Wir reden, wir gehen, wir lesen, wir trinken Kaffee, wir spielen. Das tun die Toten auch. Ich bitte sehr um Vergebung, mein Herr: das tun sie ganz bestimmt. Ich habe es vor zwanzig Minuten noch beobachtet. Ich habe es oft beobachtet, aber zuletzt noch vor zwanzig Minuten. Alle Gäste des Herrn Lazarus sind Tote: die Billardspieler, die Zeitungsleser, die Schachmeister. Auch die Kellner sind Tote. Nein, widersprechen Sie mir doch nicht. Es ist Unrecht von Ihnen, einer ernsthaften Beobachtung so zu widersprechen.

Ich sei verrückt? Ich nehme an, Sie haben dieses Wort nicht gebraucht. Trinken Sie bei Lazarus eine Schinkenbrühe mit frischen Hühnereiern — und passen Sie sehr genau auf.

Es kommen etwa achtzehn alte Herren; ja, Männer sind auch unter ihnen. Aber wenn man von ihrem Alter ist, hat man schon ein Anrecht, als Herr bezeichnet zu werden. Sie setzen die Füße etwas einwärts, wie das die Toten zu tun pflegen, Warum? Ich weiß es nicht. Es muß ihnen wohl „einige Sicherheit geben . . . Wie? Woher sie kommen? Aus der ganzen Stadt. Einen sah ich durch das Herdentor kommen, über den „lichten Anger" manche. Sie grüßen nach rechts und links. Doch die Menschen sind furchtbar unhöflich geworden und erwidern nicht. Auch über die Kellertreppe des Herrn Lazarus kommt einer. Aber das ist wohl gleichgültig.

Im Parterre, in den Lauben — Sie erinnern sich: Herr Lazarus ließ die zugemauerten Lauben wieder aufreißen, das Haus sieht seither viel behäbiger aus; Sie erinnern sich nicht? Nun, das tut nichts zur Sache — im Parterre geben sie ihre Kränze ab — — Ja doch, die Kränze. Warum wollen Sie das nun wieder nicht glauben? Sie müssen doch verstehen, daß das die natürlichste Legitimation ist, die ein Toter hat. Allerdings sind es Blechkränze. Früher sollten es täglich frische Blumenkränze gewesen sein. Und Herr Lazarus spricht mit großer Ehrerbietung von jener Zeit. Sogar selbstgepflückte Feldblumenkränze. Es war ihnen wohl zu teuer oder zu mühsam. Schließlich sind Blechkränze durchaus anständig; Sie

können gewiß nichts dagegen einwenden — der Glanz ist apart, die Form dauerhaft, und außerdem riechen sie nicht. Wenn achtzehn Kränze nebeneinander hängen, gibt es schon einen ziemlich penetranten Geruch, der an Sterbezimmer erinnert. Das kann man einem Toten, der ins Caféhaus geht, nicht gut zumuten.

Die alten Herren steigen dann in den ersten Stock. Sie sind etwas echauffiert, begreiflicherweise, doch hindert das nicht, daß sie mit einer Art von verschmitzter Fröhlichkeit eintreten. Der Raum allerdings macht sich ein wenig düster, aber das mögen sie nicht ungern. Sie freuen sich, ihre Nischenplätze frei zu finden. Denn sie wünschen nicht sehr bei Licht besehen zu werden. Es ist ihnen peinlich, daß ihre Röcke blank und abgeschabt sind. Sie haben keine Möglichkeit, sich neue zu kaufen. Wenn sie in ein Geschäft eintreten, weigern sich die Verkäuferinnen, sie zu bedienen. Nun, die meisten haben auch gar nicht die Mittel dazu. Immerhin scheinen sie zu Hause recht sorgfältig mit ihren Sachen umzugehen. Ja, ganz so wie alte Herren, etwas kleinlich und ängstlich; sie pflegen die Bügelfalte. Ich glaube bestimmt, daß sie sich nachts auf die Beinkleider legen, denn an jedem Tag haben sie die gepflegte, aber nicht übertriebene Bügelfalte.



Ob sie reden? Gewiß reden sie. Manche deutsch, englisch, spanisch — da sie alle größeren Zeitungen der Welt lesen, werden sie wohl auch alle Sprachen der Welt reden. Ich weiß es aber nicht so genau. Ich sehe sie nur reden, etwa wie Taubstumme. Sie fingern unglaublich rasch. Manchmal knirscht ein Handgelenk von ihrem schnellen Sprechen. Im übrigen geht es doch recht manierlich zu.

Sie dürfen sich nicht genieren, wenn einer einmal den Kopf abnimmt. Niemand läßt sich dadurch genieren. Die alten Herren putzen ihre Köpfe gern wie alte Kater. Sie zeichnen sich durch einige Eitelkeit aus, das ist freilich wahr, aber sie lieben die Sauberkeit. Sie bürsten sorgsam die langen Haare zurück, die ihnen mitunter über die Stirne fallen. Sie nehmen die Köpfe ab, wie wir die Zylinderhüte. Sie streicheln ihre Köpfe, ganz wie Sie Ihren Zylinderhut, wenn etliche Härchen sich gegen den Strich gesträubt haben. Einem der alten Kapitäne rutscht gelegentlich ein Stück der linken Backe herab. Ich habe ihn stets bedauert, weil er ein besonders schlaffes Gesicht hat. Man hat mir gesagt, daß er in einer Schlägerei umgekommen sei. Das kann wohl sein; die Wunde hatte keine Zeit mehr zuzuheilen. Es geschieht sehr oft, daß er seinen Kopf abnimmt, die herunterfallende Backe sorgfältig heraufklappt, die Schnittränder mit etwas Wasser befeuchtet und dann sorgfältig poliert. Es ist eine alltägliche Gewohnheit der Herren: ihre Glatzen, ihre Wangen zu polieren. Sie tun es mit den schon etwas speckigen Ärmeln. Es fällt ihnen gar nicht ein, zuvor die weißen Tonpfeifen aus den Lippen zu nehmen. Und dann lieben sie es überhaupt, in Augenblicken des Schweigens, Verharrens, der Ermüdung den Kopf abzuheben. Sie stellen ihn vor sich hin auf den Tisch, lassen sich von ihm anblinzeln, während die Pfeifen ruhig weiterdampfen. Oder sie stellen ihn auf die Fensterbank und lassen ihre Au-

gen eine Weile über den Blumen- und Kohlmarkt streifen, bis die Lider müde werden und zufallen.

Und was weiter? Ach, eigentlich nichts. Nein, gar nichts. Sie trinken langsam eine Schale heißen Kaffee. Bouillon meinen Sie? Schinkenbrühe mit frischen Hühnereiern? Nein, das wäre wohl zu kräftig. Sie dürfen nicht fett ernährt werden. Außerdem käme das zu teuer für Herrn Lazarus, der sie ja umsonst bewirtet. Doch der billige Zichorienkaffee ist ihnen lieb. Nur sehr heiß muß er sein. Und an regnerischen Tagen, namentlich im November, genehmigen sie sogar einen Arrakpunsch. Aber das ist eine Sache, die nicht eben gut ausläuft. Und wir wollen besser nicht davon sprechen.



Ob ich nähere Beziehungen mit den alten Herren angeknüpft habe? Nein, das heißt — da ist mir heute etwas passiert. Ich möchte es eigentlich nicht erzählen. Es ist mir peinlich, weil ich mich anscheinend nicht gerade gut benommen habe.

Da ist ein Kapitän, der immer recht witzige Geschichten erzählt. Von den Palau-Negern, glaube ich. Alles konnte ich nicht verstehen, denn manche Bewegungen, mit denen er sprach, blieben mir verborgen. Aber er erzählt jeden Tag eine Geschichte. Ich kenne langsam alle Inhalte. Ich weiß sogar den Turnus, in dem er sie wiederholt. Und obwohl die Zuhörer stets dieselben sind, ist doch die Inbrunst des Zuhörens stets die gleiche. Es ginge mich ja eigentlich nichts an. Aber ich war heute etwas verärgert. Ich muß es zugeben. Ich hatte eine üble Nachricht von meinem Bruder bekommen. Er spekuliert, sehen Sie, und fast immer hat er Pech. Ich aber bin es dann, der ihm wieder heraushelfen muß. Ja, ich war sehr verärgert über ihn. Ich hätte mich mehr in acht nehmen sollen. Der Kapitän erzählte in seiner taubstummen Ruhe jede Pointe. Er pausierte wie nach einer Vorschrift und wartete auf das Lächeln der Toten, das pflichtgemäß die Pause ausfüllen mußte. Aber — wie gesagt, mein Herr, ich war etwas verärgert, Sie verstehen das — ich trat in diese rhetorische Pause hinein. Ich sagte:

„Mein lieber Herr Kapitän, es ist nicht recht von Ihnen, einem alten Herrn, jedesmal dieselbe eitle Komödie aufzuführen. Sie sollten sich schämen, verzeihen Sie, schämen, so wenig Art und soviel überflüssige — —"

Gewiß, ja, ich gebe zu, es war nicht eben nett von mir. Es war unhöflich oder sogar unziemlich. Ich hätte den braven Mann wohl nicht so erschrecken sollen mit meinem lauten, aufdringlichen Einwurf. Ich wollte es wieder gutmachen und griff nach seiner Hand. Ich schüttelte sie herzlich. Er sollte doch merken, daß ich um Verzeihung bäte. Er verzog keine Miene, er ignorierte mich vollständig. Ich verspürte keinen Gegendruck. „Mein Herr —", sagte ich. Aber er wandte sich weg. Ich hatte immer noch seine Hand in der meinen. Er stand auf, drückte energisch das Kinn in den Kragen. Und ich hielt die Hand fest. Nichts weiter als die Hand. Wie meinen Sie? Nein, ganz lose, nur die Hand. Ich sagte, und natürlich stammelte ich: „Aber mein Herr, nehmen Sie doch Ihre Hand zurück!" Er öffnete die Türe, beachtete meine Aufforderung nicht, er schritt gravitätisch — vielleicht auch war es einige Verlegenheit.

„Mein Herr, Ihre Hand — !"

Er stieg die Treppe hinunter. Ich überholte ihn, hielt ihm die Hand entgegen wie der Händler den angepriesenen Fisch.

„Ihre Hand — !"

Er suchte mit der Linken die Emailmarke aus der Tasche, mit der er seinen Blechkranz einlöste.

„Vergessen Sie doch Ihre Hand nicht!"

Er trat aus dem Haus und ging langsam über den Gemüsemarkt. Ich lief, ich verfolgte ihn. Aber es war wie in einem Traum: es gelang mir nicht, ihn einzuholen.

„Zum Teufel, hören Sie doch — Ihre Hand!"

Ich verlor ihn aus dem Auge.

Wollen Sie die Hand sehen? Warum sind Sie blaß geworden, mein Herr? Ist Ihnen nicht wohl? Ist Ihre Verdauung gestört? Das Licht? Sie haben recht, es könnte von der Lampe sein . . ."

S E U C H E

Von Alexander v. Bernus

Der Abend hat den höchsten Berg erstiegen
Und hebt mit Drohen seine dunkle Hand.
Da nachten schwarze Schatten in das Land,
Wo Dörfer weit zerstreut und Städte liegen.

Gedunsne Nebel kriechen drüber her;
Es ist, als wollten sie die Welt erdrücken.
Und hinter ihnen schleppt sich morsch, an Krücken,
Jahrtausendalt der Tod und atmet schwer.

Und jedes Haus, das seine Nähe spürt,
Durchschüttert tief im Grund geheimes Beben,
Und trostlos bang verröchelt drin ein Leben,
Wenn es sein Hauch von ungefähr berührt.



R. v. Hoerschelmann / Strafe muß sein!



DAS TREIBHAUS

WUNDERLICHES UND ABSONDERLICHES

Fernsehen. Ich war bei sizilianischen Freunden zu Besuch und wohnte bei ihnen im Hause. Eines Morgens saß ich mit meinem Gastfreunde beim Frühstück, als plötzlich — es war 6½ Uhr — die Dame des Hauses in Tränen aufgelöst erschien und in größter Aufregung auf ihren Mann in einem mir unverständlichen Dialekt einsprach. Mein Freund schien zunächst durch die ihm gewordene Mitteilung peinlich überrascht, dann aber wendete er sich lächelnd an mich und sagte: „Was Frauen sich doch alles einbilden! Giovanna sagt mir eben, sie habe ihren in Lyon lebenden Bruder gesehen, es müsse ihm ein schwerer Unfall zugestoßen sein." Mit dem Hinweis auf das Unwahrscheinliche ihrer Vision suchten wir die Dame zu trösten, mußten aber schließlich doch ihr Erlebnis mit anderen Augen ansehen, als gegen Mittag ein Telegramm aus Lyon eintraf, das die Mitteilung von einem lebensgefährlichen Unfall des Bruders enthielt. Er war beim Verlassen seines Hauses von einem Automobil überfahren und an beiden Beinen schwer verletzt worden. Der Unglücksfall hatte sich kurz nach 6 Uhr morgens ereignet, fiel also zeitlich genau mit der Vision unserer Hausfrau zusammen. Dr. K-r.

*

Eine Magd hatte jahrelang einen unsichtbaren Hausgeist bei sich am Herde sitzen, wo sie ihm ein eigenes Stättchen eingeräumt und wo sie sich die langen Winterabende hindurch mit ihm unterhielt. Nun bat einmal die Magd das Heinzchen, denn also hieß sie den Geist, er solle sich doch einmal sehen lassen, wie er von Natur gestaltet sei. Aber das Heinzlein weigerte sich dessen. Endlich aber willigte es ein und sagte, sie möchte in den Keller hinabgehen, dort solle sie ihn sehen. Da nimmt die Magd ein Licht, steigt hinab in den Keller, und dort in einem offenen Fasse sieht sie ein totes Kindlein in seinem Blute schwimmen. Die Magd aber hatte vor vielen Jahren ein uneheliches Kind geboren und es heimlich ermordet und in ein Faß gesteckt.

(Heinrich Heine: „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland.")

*

Ein Mann, der eine untreue Frau hatte, sagte einst, als er verreisen wollte, im Scherze zu dem Hüdeken: „Guter Freund, ich empfehle dir meine Frau, hüte sie sorgfältig!" Sobald der Mann entfernt war, ließ das ehebrecherische Weib einen Liebhaber nach dem andern kommen. Allein Hüdeken ließ keinen zu ihr, sondern warf sie alle aus dem Bette auf den Boden hin. Als der Mann von seiner Reise zurückkam, da ging ihm der Geist weit entgegen und sagte zu dem Wiederkehrenden: „Ich freue mich sehr über deine Ankunft, damit ich von dem schweren Dienst frei werde, den du mir auferlegt hast. Ich habe deine Frau mit unsäglicher Mühe vor wirklicher Untreue gehütet, ich bitte dich aber, daß du mir sie nie wieder anvertrauen mögest. Lieber will ich alle Schweine in ganz Sachsenland hüten, als ein Weib, das durch Ränke in die Arme ihrer Buhlen zu kommen sucht." -n.

PHANTASTISCHE BÜCHER

An dieser Stelle zeigen wir an und besprechen neuere und ältere phantastische Literatur, graphische Blätter, Werke unserer Mitarbeiter usw.

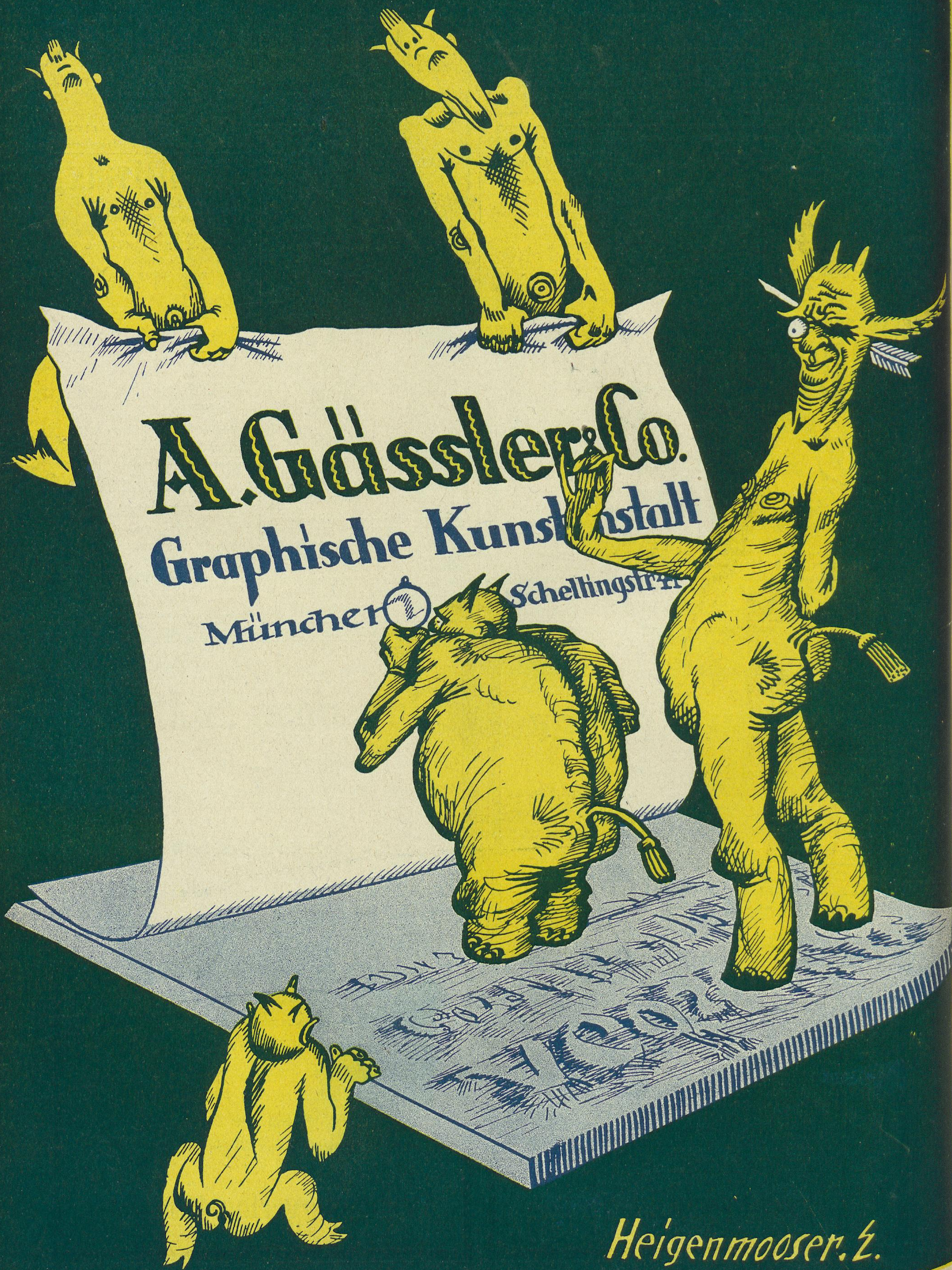
Die lebenden Vierzehn. Roman von Franz Xaver Kappus. Verlag Ullstein & Co., Berlin. Ein Roman vom Weltuntergang, den nur vierzehn Menschen überleben, vierzehn absichtslos gewählte und daher willkürlich zusammengeworfene Menschen, vierzehn Namen, die in einer bestimmten Stunde über die Lippen des Bankiers Jacques Weizner kamen. Wie diese Menschen die Katastrophe überleben, wie sie sich in ihre neue Lebenslage hineindenken, das bildet den Inhalt des Buches. Nicht durch ein kosmisches Ereignis, den Konflikt zweier Fixsterne oder das Erblassen der Sonne ging die Welt zugrunde. Ihr Untergang geschah metaphysisch, auf Tag und Minute berechnet: plötzlich waren alle Lebewesen, Menschen und Tiere, vom Erdball verschwunden. Als sich die menschlichen Instinkte von jedem Zwang befreit fühlten, begann ihr Toben. Exaltiert wurde ihr Betragen, zügellos ihr Rausch. Der eine, Titus Harke, der Künstler, wollte mittels Flugzeug den Himmel stürmen, andere betranken sich in Wein, andere frönten ihrer Geschlechtlichkeit. Aus diesem Kessel entfesselter Triebe, aus diesem Walpurgisspuk in Frackhosen und gepuderten Beinen, aus diesem phantastischen Sodom schrien die Urinstinkte der Menschen heraus. Zwei von den vierzehn trugen ethische Kraft in sich: Lorenz Klamm, ein politischer Verbrecher nach mitversunkenem Urteil, und Elise, die Blinde, die, das reale Leben durchtappend, ihr Innenleben nicht zu verändern brauchte. In dieser banalen Mahnung findet sich leider der Schluß. Aber was Kappus vorher erzählt hat, gehört zu dem wenig Guten der Romanrichtung, die im Utopischen schwelgt. Erik Krünes.

Leo Perutz: Die dritte Kugel, Roman. Verlag Albert Langen, München. Eine Landsknechtsgeschichte aus der Zeit Karls V. und des spanischen Eroberers Ferdinand Cortez. Es ist der Kriegszug geschildert, dessen glücklicher Ausgang das gewaltige Reich Montezumas unter die Herrschaft der Spanier brachte. Die Eigenart dieses köstlichen Buches aber liegt in der tiefen Versonnenheit der Schilderung, im mystischen Verwebtsein innerlichster Beziehungen. Nicht als ob das Unfaßbare als bequemer Knotenlöser, als der alte Deus ex machina aufträte, im Gegenteil, die Logik des Geschehens, die Psychologie der handelnden Personen ist von einwandfreiester, durchsichtigster Klarheit. Cortez steht vor uns, schärfer und eindrucksvoller umrissen, als es ein pedantisch getreues Geschichtswerk je fertig brächte. Die meisterhafteste Plastik aber ist auf die Hauptfigur des Romans, den Hauptmann Glasäpflein, verwendet, Urtypus eines Mannes von unbeugsamer Energie, von verachtungsvoller Überlegenheit dem geringeren Gegner gegenüber und — von einer schamhaften Gefühlstiefe und Herzensweichheit. Aufbau der Handlung und feinfühliges Stilgefühl stellen die „Dritte Kugel“ an die Spitze der längst ihr festes Publikum besitzenden Werke des bekannten Autors. -n.

Bemerkungen der Schriftleitung

Das Titelblatt zeichnete Otto Linnekogel, die Leiste zum Treibhaus Rolf von Hoerschelmann.

Verantwortlich: Für die Schriftleitung *Alf von Czibulka*, München. Für den Anzeigenteil *Hans Eberlein*, München. Herausgeber und verantwortlicher Redakteur für Österreich: *Hans Hofmann-Montanus*, Wien IV, Viktorgasse 18.
Druck: *Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn.*


A. Gässler & Co.
Graphische Kunstanstalt
München
Schellingstr.
Heigenmooser. E.

Der Orchideengarten

Heft 11



DER ORCHIDEENGARTEN

PHANTASTISCHE BLÄTTER

HERAUSGEBER: KARL HANS STROBL / SCHRIFTLEITER: ALF VON CZIBULKA

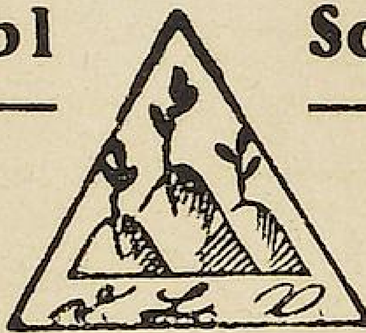
INHALT

Jährlich erscheinen 26 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft 80 Pf. / für das Vierteljahr 5 M. / durch jede Buchhandlung und durch alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die viergespaltene Millimeterzeile 80 Pf. / NACHDRUCK auch mit Quellenangabe untersagt / VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich / SCHRIFTLEITUNG: München, Leopoldstraße 3 / ÖSTERREICHISCHE VERLAGS- UND REDAKTIONSSTELLE: Wien IV, Viktorgasse 18 / Zuschriften und Einsendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte und Zeichnungen werden nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt.

1919

Der Orchideengarten
Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl — Schriftleiter Alf von Czibulka



Erster Jahrgang — Elftes Heft

DER TOD DURCH DIE ANNONCE

Von Fjodor Ssologub. Erste Übertragung von Alexander Eliasberg
Mit 3 Illustrationen von E. Plaichinger-Coltelli

RESANOW fühlte sich auf einmal so schwach, müde und welk. Seine Gedanken beschäftigten sich immer öfter mit dem Tode. Es war ihm, als gäbe es keine süßere Ruhestätte als zwischen den Tannenbrettern des Sarges.

Plötzlich überkam ihn der Wunsch, sich irgendein nicht alltägliches Vergnügen zu verschaffen.

Er saß allein in seinem stillen Zimmer und studierte eingehend die Annoncen in der „Nowoje Wremja". Er suchte etwas. Er verglich die Angebote und wählte.

Sein blasses Gesicht, das schon zu welken begonnen hatte, drückte Verlegenheit und Unentschlossenheit aus. In seiner Zerstreutheit griff er nach einem Bleistift und setzte ihn mit der Spitze auf den Lampenschirm.

Seine Hand zitterte. Die Bleistiftspitze klapperte gegen das Glas. Er lächelte. Er sagte sich: „Ich werde alt."

Er senkte wieder die Augen, die einst immer lustig gewesen und jetzt so müde und gleichgültig waren, und richtete den aufmerksamen und ruhigen Blick auf das Zeitungsblatt.

Endlich fiel seine Wahl auf eine Annonce.

Eine gebildete, intelligente Dame von hübschem Äußern, die sich in äußerster Not befand, bat eine edle Persönlichkeit um ein Darlehen von fünfzig Rubeln. Sie erklärte sich mit jeder Bedingung einverstanden. Die Adresse lautete: Postfiliale Nr. 17, postlagernd der Vorzeigerin der Quittung Nr. 205824.

Resanow holte aus dem Karton einen gelblichen, rauhen Briefbogen mit Büttenrand und dem Wasserzeichen „Margaret Mill".

Mit traurigem Lächeln auf den Lippen schrieb er ihr:

„Verehrte Gnädige!

Ich will Ihnen den Betrag, um den Sie bitten, weder leihweise noch als Geschenk, sondern für eine Leistung geben, die ich in diesem Briefe nur kurz andeuten kann: brieflich läßt sich ja nicht viel sagen. Da Sie aber, wie Sie selbst behaupten, intelligent sind, so werden Sie vielleicht verstehen, was ich von Ihnen verlange. Sie sollen mir in Gestalt meines Todes erscheinen, — je anziehender diese Gestalt ist, um so besser, — und sich dementsprechend benehmen. Wenn Sie es verstehen werden, dieses lustige Spiel abwechslungsvoll zu gestalten, so soll das Honorar so reichlich sein, daß Sie davon leben können werden. Sind Sie einverstanden? Schrecken Sie nicht zurück? Verstehen Sie auch, was ich von Ihnen will? Wenn Sie einverstanden sind und keine Angst haben und mich richtig verstehen, so schreiben Sie mir, wo ich Sie zum erstenmal treffen kann. 5 Uhr nachmittags wäre für mich die passendste Zeit. Schreiben Sie hauptpostlagernd dem Vorzeiger des Dreirubelscheines mit der Nr. 384384. Ich will den Brief am Donnerstag abholen."

Der neue Dreirubelschein in der hübschen, banalen Ausführung der Emission von 1905 knisterte unangenehm, wie das gestärkte Kleid einer Erstkommunikantin. Die Zahl 384 wieder-



Max Schenke | Amputation

holte sich in der Nummer zweimal. Dies erschien ihm seltsam und bedeutungsvoll.

Er dachte sich:

„Und wenn? ..."

Er lächelte matt.

„Nun, und wenn auch ..."

Er unterschrieb den Brief nicht. Er versiegelte ihn und trug ihn selbst zum Briefkasten: das Dienstmädchen könnte ihn ja bis morgen liegen lassen.

Als er wieder in seinem Zimmer war, versuchte er, sich das Äußere der Unbekannten vorzustellen.

Ist es eine Magere, Häßliche, mit vor Armut und Kummer braun angelaufenem Gesicht, mit gelben Zähnen und dünnen Strähnen rötlichen Haares unter einem von Wind und Regen ramponierten Hut mit einer komisch wippenden Feder und einer Bandschleife?

Oder eine Junge, Schüchterne, Sanfte, mit den feinen, von der Nadel zerstochenen Fingern einer Näherin, einem wachsbleichen Gesichtchen und einem großen, rührenden Mund?

Oder eine angetrunkene, geschminkte, freche Straßendirne mit kreischender Stimme und rohen Manieren?

Oder eine pöbelhafte Provinzdame in unmöglicher Kleidung, mit unmöglichen Manieren, mit ungewaschenem Hals, eine, die der Mann soeben hat sitzen lassen und die noch keinen Liebhaber gefunden?

„Wie wird sie, wie wird mein Tod aussehen? Mein Tod?"

„Vielleicht wird sie mir in einem finstern Korridor entgegentreten, so daß ich, wenn ich mein elendes Gold in die kalte Hand lege, ihr Gesicht gar nicht sehen werde?"

Am Donnerstag ging er aufs Hauptpostamt. Der Sommertag in der Hauptstadt war staubig, heiß und laut. Hier und da besserte man das Pflaster aus und tünchte die Häuser, und das verbreitete einen unangenehmen Geruch. Und

doch war es ihm lustig zumute, und die Schilder der ihm bekannten Restaurants sahen ihn festlich an.

Er beeilte sich nicht. Er ging zu Leiner und trank ein Glas Bier. Er traf niemand von seinen Bekannten. Wen könnte er jetzt auch treffen? Das müßte schon ein ungewöhnlicher Zufall sein.

Gegen vier Uhr trat er durch die schmale, offene Pforte in den glasüberdachten Saal des neuen Hauptpostamts. Er mußte an das alte, schmutzige Loch denken, wo einst die postlagernden Briefe ausgegeben wurden. Heutzutage kümmern sich selbst die Beamten um eine elegante Aufmachung.

Vor dem Kiosk mit dem Briefpapierverkauf blieb er stehen. Ein Drehständer zeigte ihm alle Abarten süßlicher Banalität, die es auf dem Gebiete der Ansichtskarten nur gibt.

„Werden die Karten gekauft?" fragte er die Verkäuferin.

Das niedliche Mädchen mit gelangweiltem Gesichtsausdruck zuckte beleidigt die rundlichen Schultern.

„Was ist gefällig?" fragte sie ihn in feindseligem Ton. „Briefpapier, Umschläge, Ansichtskarten?"

Er blickte sie aufmerksam an. Er sah die kleinen Locken auf ihrer Stirne, den porzellanweißen Teint und die blauen Pupillen und sagte:

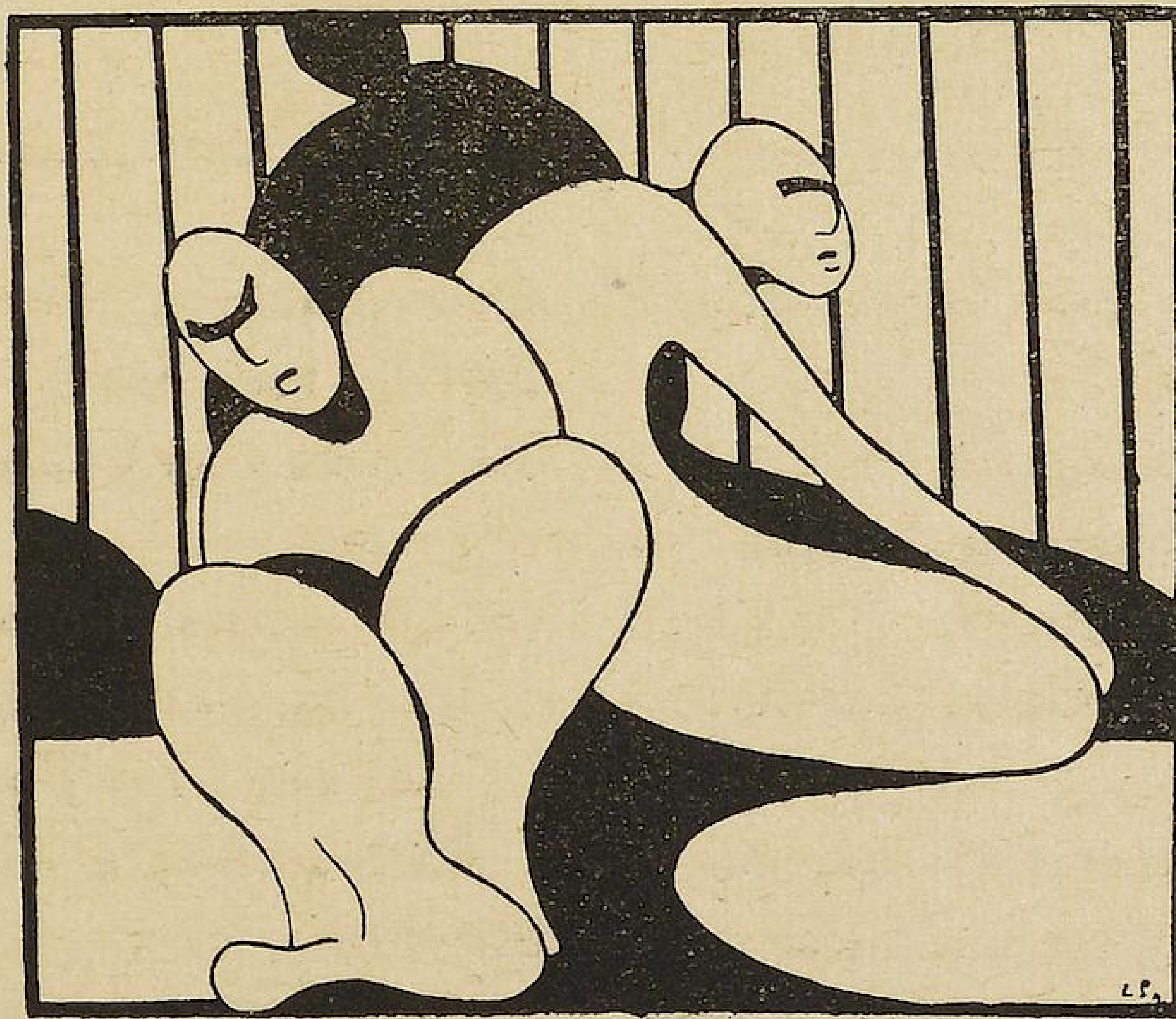
„Ich brauche nichts."

Und er ging weiter.

Dem Haupteingang gegenüber saßen hinter dem Doppelschalter eines großen, viereckigen Verschlags drei junge Mädchen, die die Briefe ausgaben. Draußen stand das Publikum. Eine dicke Dame mit einer Warze auf der Nase fragte nach einem Brief auf den Namen Ruslan-Swonarjowa.

„Wie ist Ihr Name? Swonarjowa?" fragte das Postfräulein, dessen Gesichtsfarbe an eine Semmel erinnerte, und ging zum Schrank mit den Briefen.

„Ruslan-Swonarjowa!" rief die Dame mit der Warze, erschrokken flüsternd.



Lessie Sachs / Gefangene

Und als das Postfräulein mit dem Semmelgesicht, einen Pack Briefe in der Hand, wieder vor den Schalter trat, sagte die Dame mit der Warze:

„Ich habe einen Doppelnamen: Ruslan-Swonarjowa."

Neben der Dame stand ein rothaariger Herr mit einem steifen Hut in der Hand, und verfolgte mit unruhigen Blicken die Bewegungen des zweiten Postfräuleins, des hübschesten von den dreien, das einen Pack Briefe durchsah und über diese Tätigkeit sehr stolz schien. Der Herr erwartete offenbar einen „empfindsamen und frivolen" Brief. Er war sehr aufgeregt und machte einen unangenehmen und jämmerlichen Eindruck.

Das dritte Postfräulein, das rundlich und rotbackig war und ein breites Gesicht und eine tief in die Stirne gekämmte Mähne kastanienbraunen Haares hatte, lachte lustig über irgendeine Privatangelegenheit. Sie wandte sich jeden Augenblick an die beiden anderen, die gleichfalls lächelten, erzählte ihnen etwas wohl sehr Komisches und lachte.

Resanow reichte ihr stumm seinen Dreirubelschein. Er musterte die drei Mädchen und stellte fest, daß sie jung, gesund und hübsch waren. Die Postverwaltung legte ja neuerdings Wert auf das elegante Aussehen ihrer Institutionen.

Er mußte an die Zeitungspolemik zwischen einem Postdirektor und einer Bittstellerin denken, die er neulich irgendwo gelesen hatte. Die Bittstellerin konnte bei der Post keine Stellung bekommen, weil sie mager, häßlich, vor Hunger und Armut welk, und schon über zweiunddreißig Jahre alt war. Er schloß die Augen, und vor ihm tauchte sofort ein ausgemergeltes, blasses, erschrockenes Gesicht mit weitaufgerissenen Augen und nervös zuckenden Lippen auf. Jemand flüsterte leise, doch deutlich:

„Ich habe nichts, wovon zu leben."

Jemand anderer antwortete ebenso ruhig:

„Lebe also nicht!"

Resanow schlug die Augen auf. Er blickte gehässig auf das rundliche Postfräulein, das, mit dem Heraussuchen seiner Chiffre beschäftigt, viele Briefe und Postkarten eine nach der anderen auf den Tisch warf. So widerlich und zudringlich lachte sie dabei.

Schließlich reichte sie ihm einen Brief in einem schmalen Umschlag und legte alle anderen Briefe weg.

„Sonst habe ich nichts da."

„Ich brauche auch nichts mehr", sagte Resanow geärgert.

Er ging zur Seite, setzte sich auf eine Bank vor einer Säule und öffnete den Brief. Er tat es mit ziemlicher Eile, war aber sonst ruhig. Große, schmale Buchstaben, feine Striche, eine gleichmäßige, ruhige, unerwartet schöne Handschrift.



„Sehr geehrter Herr!

Ich bin einverstanden. Ich fürchte nichts. Ich verstehe alles. Am Donnerstag um sechs Uhr. Michaelspark, die Allee rechts vom Eingang. Weißes Kleid. Ihr Brief in der rechten Hand.

Ihr Tod."

Der Postamtsdiener schwang die Glocke. Der Saal leerte sich. Resanow fuhr ins Wiener Restaurant. Er aß schnell zu Mittag und trank Wein.

Um halb sechs war er schon im Park.

Sie stand unter einem Baum am Anfang der Allee in der Nähe des Eingangs. Ihr Kleid hob sich weiß vom dunklen Grün des stillen Parks ab.

Schlank war sie, blaß, sehr still und ruhig. Während er auf sie zuging, sah sie ihn aufmerksam an. Sie hatte graue, ruhige Augen, die nichts verrieten. Aber der Blick war gespannt und aufmerksam. Der Ausdruck des durchaus nicht schönen Gesichts war heiter und demütig. Lieb und traurig war das Lächeln des großen Mundes.

„Mein lieber Tod!" sagte er leise.

Er blieb vor ihr stehen und streckte ihr, von einer seltsamen Unruhe ergriffen, die Hand entgegen.

Sie schwieg. Sie nahm seinen Brief aus der Rechten in die Linke und drückte seine Hand mit der ihrigen, die auffallend schmal, kühl und sanft war.

Er fragte:

„Hast du lange auf mich gewartet?"

Sie antwortete, jedes Wort langsam artikulierend, mit leblos eintöniger und tödlich ruhiger Stimme:

„Du hast mich nicht erwartet. Du dachtest, daß du eine andere und nicht mich treffen würdest."

Es schien ihm, daß ihr ein seltsam kalter Hauch entströme. So still und unbeweglich waren die Falten ihres weißen Kleides. Der einfache Strohhut mit dem weißen Band, der hoch auf der Frisur saß, warf einen gelben Schatten auf ihr ruhiges Gesicht. Als sie so vor Resanow stand, beugte sie sich ein wenig vor und zog mit der Spitze ihres leichten Sonnenschirms einen feinen Strich im Sande von links nach rechts zwischen ihm und sich.

Er fragte:

„Du willst also mein Tod sein?"

So ruhig klang ihre Antwort:

„Ich bin dein Tod."

Und er fragte wieder, während es ihn kalt überlief:

„Fürchtest du denn nicht, eine so unheimliche Rolle zu spielen?"

Sie antwortete:

„Der Tod fürchtet die Lebenden und zeigt sich ihnen niemals unverschleiert. Du bist wohl der erste, der mein Gesicht, das irdische, menschliche Antlitz seines Todes geschaut hat."

Er sagte:

„Du spielst deine Rolle zu schnell und zu gewissenhaft. Sage mir, wie du heißt!"

Sie erwiderte mit traurigem, mildem Lächeln:

„Ich bin dein Tod, dein weißer, stiller, sturmloser Tod. Beeile dich, die irdische Luft zu atmen, — deine Stunden sind gezählt."

Er runzelte die Stirne und sagte:

„Du bist eine gebildete Frau, du leidest Not und bittest um Geld. Was hat dich so weit gebracht, daß du auf alle meine Bedingungen eingegangen bist und dich bereit erklärst, eine so unheimliche Rolle zu spielen?"

Sie antwortete:

„Ich bin hungrig, krank, müde und traurig."

Er lachte und sagte:

„Ruhe dich vor allen Dingen aus. Warum stehst du? Setz dich doch auf eine Bank."

Sie gingen einige Schritte weiter und setzten sich. Sie zeichnete mit der Spitze ihres Schirmes ein verwickeltes Muster in den Sand.

Er sagte:

„Du hast Hunger. Wenn du willst, fahren wir in ein Restaurant, und ich gebe dir zu essen. Ich will dir auch das Geld geben, um das du gebeten hast. Sage mir, willst du noch etwas von mir?"

Sie antwortete:

„Ich will dir alles nehmen, was du zu geben vermagst: dein Gold und deine Seele."

Er fuhr zusammen. Dann sagte er lachend:

„Du spielst deine Rolle ausgezeichnet!"

Sie antwortete:

„Ich bin gekommen. Meine Stunde wird bald schlagen. Ich warte."

Er holte seinen Geldbeutel aus der Tasche. Im kleinen mittleren, von einer Stahlklammer geschlossenen Fach lagen die fünf Goldstücke, die er für sie vorbereitet hatte. Er holte sie heraus.

Sie streckte stumm ihre schmale, blasse, sanfte und ruhige Hand aus. Feine Linien durchkreuzten die weiße Handfläche als klares, einfaches Netz.

Die fünf Goldstücke legten sich mit hellem Klirren eines nach dem andern auf ihre kalte, regungslose Hand. Die feinen, langen, weißen Finger schlossen sich langsam, und die Hand



Hans Weiditz (um 1532) — Holzschnitt

glitt ruhig in den Schlitz an der Seite ihres weißen Rockes.

Er dachte sich:

„Mein armes Gold, — meine letzte Gabe, — der armselige Verdienst eines Taglöhners, — der elende Lohn für eine übermenschliche Arbeit, — das gebe ich dir, Geliebte!"

Hatte er diese Worte nur gedacht oder auch laut ausgesprochen? So deutlich klangen sie in seinen Ohren. Eine so tiefe Trauer preßte ihm das Herz zusammen!

Sie sah ihn mit ihren grauen Augen traurig an und lächelte. Dann beugte sie sich vor, und die Spitze ihres Sonnenschirms fuhr raschelnd durch den Sand.

Sie flüsterte:

„Ich habe dein Gold genommen und werde auch deine Seele nehmen. Du hast mir dein Gold gegeben und wirst mir auch deine Seele geben."

Er sagte leise:

„Du hast mein Gold genommen, weil ich es dir gegeben habe. Wie wirst du aber meine Seele nehmen? Wie willst du sie holen?"

Sie antwortete:

„Wenn meine Stunde schlägt, werde ich zu dir kommen und deine Seele holen. Und du wirst sie mir geben. Du wirst sie mir geben, weil ich dein Tod bin, und du mir nicht entrinnen kannst."

Es war ihm unerträglich schwer zumute, und er sagte mit schneidender Stimme, um den Schmerz und die Angst zu übertönen:

„Du wohnst in einem möblierten Zimmer. Du suchst eine Stellung oder Arbeit. Du heißt Marie oder Anna. Wie heißt du eigentlich?"

Und er schrie, von plötzlichem Haß ergriffen:

„Sag', wie du heißt!"

Und sie wiederholte leidenschaftslos:

„Ich bin dein Tod."

So hoffnungslos und erbarmungslos klangen ihre Worte. Er fuhr zusammen und ließ den Kopf hängen. Mutlos fragte er sie:

„Du brauchst mein Gold, weil du hungrig und müde bist, aber meine Seele, — was brauchst du meine Seele?"

ie antwortete:

„Für dein Gold werde ich mir Brot und Wein kaufen. Ich werde essen und trinken, und auch meiner Todesbrut zu essen geben· Dann werde ich deine Seele holen. Ich werde sie behutsam aus deinem Leibe nehmen, werde sie mir auf den Rücken laden, werde mit ihr in das dunkle Gemach, wo dein und mein unsichtbarer Gebieter wohnt, hinabfahren und ihm deine Seele übergeben. Er wird sie auspressen und ihren Saft in eine tiefe Schale auffangen, in die auch meine stillen Tränen fallen werden, — und er wird den mit meinen stillen Tränen vermengten Saft deiner Seele gegen die mitternächtlichen Sterne sprengen."

So still und langsam klangen die seltsamen Worte wie eine unheimliche Beschwörungsformel.

Menschen gingen vorüber, Stimmen klangen ringsumher, Equipagen rollten draußen über das Straßenpflaster, leichtfüßige Kinder liefen lachend vorbei, — alles war hinter dem magischen Schleier ihrer langsamen Worte verborgen. Der bunte, dem Abend freudig entgegeneilende Tag verschwand wie in einer Weihrauchwolke.

Er war traurig, müde und gleichgültig. Er sagte leise:

„Wenn das Zittern meiner Seele bis zu den Sternen dringt und in den fernsten Welten einen unstillbaren Durst nach Wollust und Leben entzündet, — was habe ich davon? Ich werde hier im finsteren Grabe, in das mich gleichgültige Menschen einscharren werden, vermodern. Was habe ich von deinen hochtönenden Versprechungen, was? Sag'!"

Sie antwortete mit mildem Lächeln:

„Im seligen Schlafe ist ewige Ruhe."

Er sagte:

„Ewige Ruhe! Ist das dein Trost?"

„Ich tröste, wie ich kann", erwiderte sie mit dem gleichen starren, milden Lächeln.

Er erhob sich und ging dem Parkausgang zu. Hinter sich hörte er ihre leichten Schritte.

Lange ging er durch die Straßen der Stadt, und sie folgte ihm immer nach. Manchmal beschleunigte er seine Schritte, um ihr zu entrinnen, — dann ging auch sie schneller; sie raffte den Saum des weißen Kleides mit ihren feinen Fingern und lief ihm nach. Wenn er stehen blieb und zurückblickte, sah er sie in einiger Entfernung vor einem Schaufenster stehen und die ausgestellten Gegenstände betrachten, Manchmal wandte er sich geärgert um und ging auf sie zu: dann lief sie schnell auf die andere Straßenseite hinüber oder ver-



steckte sich in einem Hauseingang oder einer Einfahrt.

Und sie verfolgte ihn mit ihren grauen, ruhigen, aufmerksamen Augen. Unablässig verfolgte sie ihn.

„Ich will mir eine Droschke nehmen", sagte er sich.

Er wunderte sich, daß dieser einfache Gedanke ihm nicht schon früher gekommen war.

Als er aber einen Droschkenkutscher ansprach, kam sie näher. Sie stand dicht neben ihm und hauchte ihn mit Trauer und Kälte an. Und sie lächelte.

Er sagte sich geärgert:

„Sie wird sich zu mir in die Droschke setzen. Weder zu Fuß noch zu Wagen kann ich ihr entrinnen."

Der Kutscher verlangte sechzig Kopeken.

„Dreißig", sagte Resanow und ging schnell weiter.

Der Kutscher fluchte.

Resanow stieg zum dritten Stock hinauf und blieb vor seiner Wohnungstür stehen. Er läutete. Indessen stiegen leichte Schritte die Treppe hinauf. Er läutete zum zweiten Male, schon recht ungeduldig. Es überlief ihn kalt vor Angst. Er wollte in seiner Wohnung sein, bevor sie hinaufkommen würde, bevor sie sehen könnte, in welche Türe er eingetreten sei: in jedem Stock waren ja vier Wohnungen.

Sie kam aber immer näher. Im Halbdunkel des Treppenhauses schimmerte schon ihr weißes Kleid. Und ihre grauen Augen blickten aus nächster Nähe aufmerksam in seine erschrockenen Augen, als er, in seine Wohnung eintretend, zum letzten Male zurückblickte.

Er schlug die Türe hinter sich zu und drehte den Schlüssel um. Im halbfinstern Korridor blieb er stehen und blickte mit traurigen Augen auf die Türe. Er fühlte, — als ob die Türe plötzlich durchsichtig geworden wäre, — daß sie still, mit mildem Lächeln auf den lieben Lippen draußen stand und das blasse Gesicht hob, um die Nummer der Wohnung zu lesen und sich zu merken.

Dann hörte er, wie sich ihre Schritte langsam entfernten.

Resanow trat in sein Arbeitszimmer.

„Sie ist fort", sagte eine deutliche Stimme.

Eine andere hoffnungslose, ruhige Stimme erwiderte:

„Sie kommt wieder."

Er wartete. Es wurde immer dunkler. Sein Herz krampfte sich zusammen. Seine Gedanken waren unklar und verworren. Es schwindelte ihm und überlief ihn kalt und heiß.

Er dachte:

„Was mag sie jetzt tun? Sie hat sich wohl etwas zu essen gekauft, ist nach Hause gegangen und füttert nun ihre hungrige Todesbrut. So hat sie ja selbst ihre Kinder genannt. Wieviel Kinder mag sie wohl haben? Wie schauen sie aus? Sind sie ebenso still, wie sie, mein lieber Tod? Ausgehungert, mager, weiß, scheu? Unschön, mit den gleichen aufmerksamen Augen, ebenso lieb, wie sie, mein weißer Tod?"

„Sie füttert ihre Todesbrut. Dann legt sie sich schlafen. Dann kommt sie her. Wozu?"

Plötzlich bemächtigte sich seiner eine brennende Neugier.

Natürlich kommt sie wieder. Wozu hat sie ihn denn sonst bis zu seiner Wohnungstür verfolgt? Wozu wird sie aber kommen? Wie faßt sie ihre Aufgabe auf, diese sonderbare Dame, die für Geld zu allem bereit ist und selbst sein Tod sein will?

Vielleicht ist sie gar keine Frau, sondern der leibhaftige Tod? Vielleicht kommt sie her und holt seine Seele aus diesem sündigen, schwachen Leibe?

Er legte sich aufs Sofa und hüllte sich in einen Plaid. Ein grausam-süßes Fieber durchschüttelte alle seine Glieder.

Was für seltsame Gedanken ihm doch in den Sinn kommen! Sie ist wohl bloß klug und gewissenhaft. Sie will das Geld, das er ihr gegeben hat, redlich verdienen und bemüht sich, die Rolle, die er ihr zugewiesen, gut zu spielen.

Warum ist sie aber so kalt?

Nun, weil sie arm, hungrig, müde und krank ist.

Sie ist von Arbeit müde. So viel hat sie zu tun:

> Hab gemäht den ganzen Tag,
> Ich bin müde. Ich bin krank . . .

Krank und hungrig irrt sie umher und sucht. Ihre arme Todesbrut wartet, mit weitaufgerissenen hungrigen Mündern.

Und er erinnerte sich an ihr Gesicht, an das irdische, menschliche Antlitz seines Todes.

So vertraut war ihm das Gesicht, so bekannt ihre Züge.

Immer deutlicher tauchte das Gesicht in seiner Erinnerung auf, das bekannte, vertraute, liebe Gesicht.

„Wer ist sie, mein weißer Tod? Meine Schwester?

Schwer ist mir, denn ich bin krank.

Lieber Bruder, steh mir bei!

Und wenn sie meine ewige Schwester, mein weißer Tod ist, — was kümmert's mich, daß sie mir hier in dieser Fleischwerdung als eine Frau erschienen ist, die durch eine Annonce Stellung sucht und in einem gewöhnlichen Mietszimmer haust?

Ich habe mein armes, klirrendes Gold, meine armselige Gabe in ihre erkaltende Hand gelegt. Sie hat das Gold mit der erstarrenden Hand genommen und wird auch meine Seele nehmen. Sie wird mich ins dunkle Gemach tragen, und vor mir wird das Antlitz des Gebieters erscheinen. — Mein eigenes ewiges Antlitz, denn ich bin der Gebieter. Ich habe meine Seele ins Leben gerufen und habe selbst meinem Tode geboten, zu mir zu kommen und mich zu holen."

Und er wartete. Es war Nacht. Leise tönte die Türglocke. Niemand hörte es. Resanow warf den Plaid von sich und schlich sich leise ins Vorzimmer. Viel zu laut kreischte der Schlüssel im Schloß. Die Tür ging auf, an der Schwelle stand sie.

Er taumelte zurück in die Dunkelheit des Vorzimmers. Er fragte, als wäre er erstaunt:

„Bist du es?"

Sie sagte:



„Ich bin gekommen. Meine Stunde hat geschlagen. Es ist Zeit."

Er schloß die Türe und ging durch die finstern Räume in sein Arbeitszimmer zurück. Er hörte hinter sich ihre leichten Schritte.

In der Dunkelheit seines Zimmers schmiegte sie sich an ihn und küßte ihn mit einem zarten und sündlosen Kusse.

„Wer bist du?" fragte er.

Sie antwortete:

„Du hast mich gerufen, und ich bin gekommen. Ich fürchte nicht, auch du sollst nicht fürchten. Ich werde dir die letzte Süße des Lebens geben — den Kuß des Todes. Und dein Tod soll leicht und süßer denn Gift sein."

Er fragte:

„Und du?"

Sie antwortete:

„Ich sagte dir schon, daß ich mit deiner Seele den einzigen Weg hinabsteigen werde, der uns offen steht."

„Und deine Brut?"

„Die habe ich vorausgeschickt, damit sie uns vorangeht und die Türen aufmacht."

„Wann holst du denn meine Seele?" fragte er wieder.

Und sie schmiegte sich zärtlich an ihn und flüsterte: „Der Dolch ist scharf, sein Stich gibt Wonne."

Und sie schmiegte sich wieder an ihn und küßte ihn. Wie ein Schlangenstachel traf der vergiftete Dolch seinen Nakken. Süßes Feuer durchfuhr wie der Blitz alle seine Adern, und er lag tot in ihren Armen.

Mit einem zweiten Stich des vergifteten Dolches tötete sie sich selbst und fiel tot auf seine Leiche nieder.

O M!

Von Max Rohrer

SCHAH DSCHIHAN, allein, starrte still in die dämmer-dunkle Halle. Da tat sich die große Türe geräuschlos auf vor einem unübersehbaren Raum.

Weihrauch schwelte und qualmte auf von vielen hohen Stelen nach einer Höhe, die ohne Ende schien und allen Dunst in weiches Gold auflöste weit über jedem Haupt. Und Beterscharen, klein, in breiten Kutten, knieten, halb ausgewischt vom Rauch — wie Menschen in den heißen Bädern scheinen — und Kerzenflammen glommen hoch und tief wie goldene Herzen, und Feuerbecken lohten wie Flammenherde in einem Mantel von Wohlgeruch. Und dem fremden Gast gegenüber, in weiter Ferne, war ein Blitzen und Gleißen im Dunste — ein Heer von Flämmlein und Flammen vor einem Meer von Licht,

Und eine Stimme ging, gleich einem großen Adler, der still sich aufhebt und schwebt mit einem Schlage seiner goldenen Flügel und der durch Sonnenlicht zu einem Felsen taucht:

Om!

Und in dem Dunste schlugen die Beter empor und wellten zurück mit der einen heiligen Silbe, die alles und nichts, alles, weil nichts ausdrückte:

Om!

Und all diese aberhundert gleichen Worte wallten empor in die goldene Höhe und wandelten an den fernen Wänden und reichten sich die Hände und schritten groß daher gleich wie ein Zymbelschlag in einem leeren Himmel und sanken langsam um die Beter hin.

Und auf schwebte wieder die große, goldene Stimme und sprach durch den hehren Raum:

Om! . . Euch sind Augen gegeben, zu sehen, und ein Mund, zu fragen — darum sollt ihr gehen, ohne zu zagen. Denn wer sieht, der fragt — und wer fragt, dem wird die Antwort werden . . Om!

Und es schlugen die Gestalten der Beter sich auf in dem duftigen Dunste und wallten zurück mit der heiligen Silbe:

Om!

Und der Gesang jener goldenen Stimme durchbrach die Stille mit festem Flügelschlagen:

Es geht ein gewaltiges Rad in goldenem Dunste und ist von einem Golde, das im Kreisen Wirbel von Flammen erzeugt. Und die Flammen durchlohen alles. Und langsam dreht sich das stetige Rad . . . Und das Rad heißt Om. Und die Gestalten durchlief es wie eine Welle und die Kerzen zischten: Om!

Schah Dschihan war es, als winde eine Kraft sich von ihm, und eine Stütze, die er suche, sei nicht da.

Und die Stimme, die aus keinem Körper zu kommen schien, machte ihn zittern mit ihrem ewigen Worte:

Om! . . . Es ist ein Baum in der Leere ohne Ende — der wurzelt in sich selber und schlägt seine Wurzeln zu einem Wipfel auf und schlingt sie in sich und treibt sie allenthalben aus seinem Stamme als Äste und Zweige, die vom Stamme in die Wurzeln gehn. Und der Baum ist das Rad, und das Rad heißt Om! Om! sprachen die Wesen in den Kutten, und das Wort ward tausendfach in dem Raum.

Und das Wort wuchs zu einem Tönen und Singen, wie ein Instrument von vielen erzenen Flöten und rann — ewig neugeformt und sich mehrend wie ein Ring von tönenden Gluten, zur singenden Sonne sich webend, groß und unsterblich im Dunst und Glanz dahin.

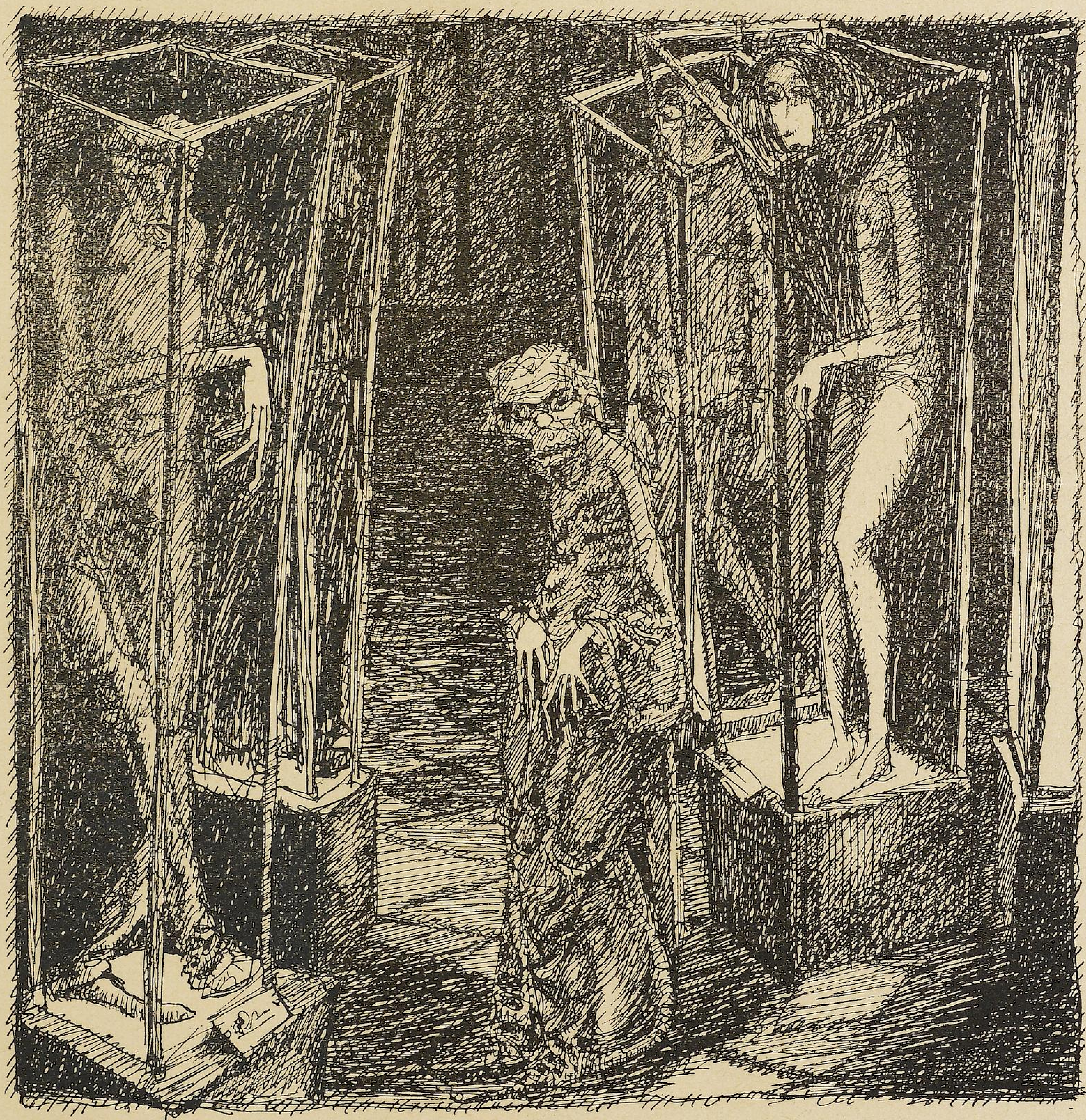
Und Schah Dschihan stand ausgegossen und hilflos und schrie auf den Knien: Was ist das, was mit mir geschieht??

Und die große herrliche Stimme sprach durch all das unendliche Singen ihre Silbe, und da die Beter sie wiederholten, ertrank sie in des fremden, gewaltigen Instrumentes Klang.

Seidene Gewebe gehen von Blatt zu Blättern, von Zweig zu Zweigen, von Ast zu Ast, gehen goldflimmernd von Wurzel zu Stamm. Ein Regenbogen ist jedes Stäubchen, Perlmutterglanz umglitzert das Gold. Die sprühenden Flammen durchlohen alles und langsam dreht sich das stetige Rad.

Das sprach über das Klingen, aber plötzlich wie stürzende Sonne, Sterne und Sonne, brach darüber brausend und stäubend die Musik.

Da drückten die Kuttenmänner sich tief auf den Boden, und ihr Om blieb ohne Klang.



Koro Otei — Der Leichensammler

Denn die Töne türmten sich wie Wolken auf Wolken und bauten eine große, klingende Welt ... und rannen aus wie das Blut aus einem geöffneten Herzen. Und die einzige Stimme sprach: Und das Rad dreht sich und durchflammt und durchglitzert alles, und das All ist das Rad, und das Rad heißt Om.

Om! sangen die Gestalten, Om! klang der Saal.

Und Schah Dschihans Hirn taumelte auf und fragte: Was ist das, was mit mir geschieht?? und wirbelte um sich selber und brach wieder hin.

Und die Stimme sprach:

Es ist eine Schlange mit hundert herrlichen Häuten, die sich durchschimmern und durchflimmern hundertfach. Und die Schlange ist voll der Weisheit und der Listen und giert nach Wollust — von Wollust träge — und harrt nach der Wollust des Sterbens in Ewigkeit. Und ihr Leib ist geschlungen und geschlungen und geschlungen um den Baum, um Stamm und Ast und Wurzel und Zweig. Und der Baum ist das Rad, und das Rad dreht sich und weht von Flammen, und in jeder Flamme sitzt ein Schlangenaug'. Denn alles ist eins, und der Baum ist die Schlange, und die Schlange ist das Rad, und das Rad heißt Om!

Und wie ein wirbelndes Flammenrad kreiste im Raume die mächtige Musik. Es ist alles ein Bild, es ist alles nur Gleichnis, denn in allem ist das All — und nichts, was da ist, ist das All. Alles und nichts ist Om!

Und dies Om kam aus allen Munden und aus allen Flammen und aus dem großen Instrument zugleich und stürzte hin.

Da verlöschten alle Kerzen und alle Feuer, und der Glanz war tot.

Und Schah Dschihan fühlte eine fremde Hand an seinem Arme und ward hinausgeführt vor schließende Tore und stand allein in grellem Taglicht über dem Treiben eines Tempelhofs. Aber das spielte vor ihm wie eine Welt, die entleert war, aus der ein heiliger Glanz entschwunden und deren Leben nur ein plumper Schein.

Und wie eine ferne Erinnerung wachte in seinen Ohren, kreisend gleich einem Rad, das voll von Augen flammte, verschwimmend, verschwindend die heilige Silbe:

Om!

— — — — — — — — — — — — — —

UNTERGANG

Von Will Scheller

Das Rad der Mühle knirrt in gellem Tone
Und mischt den Winden seinen düstern Sang,
Ein arges Wetter fliegt mit böser Krone
Das Tal hernieder und den Berg entlang.

Die starken Bäume bücken sich im Schauer,
Ein hohles Ächzen flackt im niedern Kraut,
Geschöpfe suchen Schutz an einer Mauer,
Und Donner schüttern mit geborstnem Laut.

Verjagte Vögel flüchten zu den Höhlen
Mit schwerem Flattern und verirrtem Schrei'n.
Der schrille Sturm erhebt ein tolles Gröhlen,
Sein wildes Pfeifen splittert am Gestein.

Zerrissne Blumen schwanken im Getreibe,
In fahler Bäche tosendem Verlauf,
Des bösen Mondes schwefelfarbne Scheibe,
Noch kaum versunken, taucht von neuem auf.



M A S K E N B A L L

Von Hans Reiser. Mit 3 Zeichnungen von Franz J. Huber.

„ICH bin überzeugt," sagte der junge Santo, „nicht Sie wollen mein Kostüm haben, sondern die Gräfin möchte Sie darin sehen!"

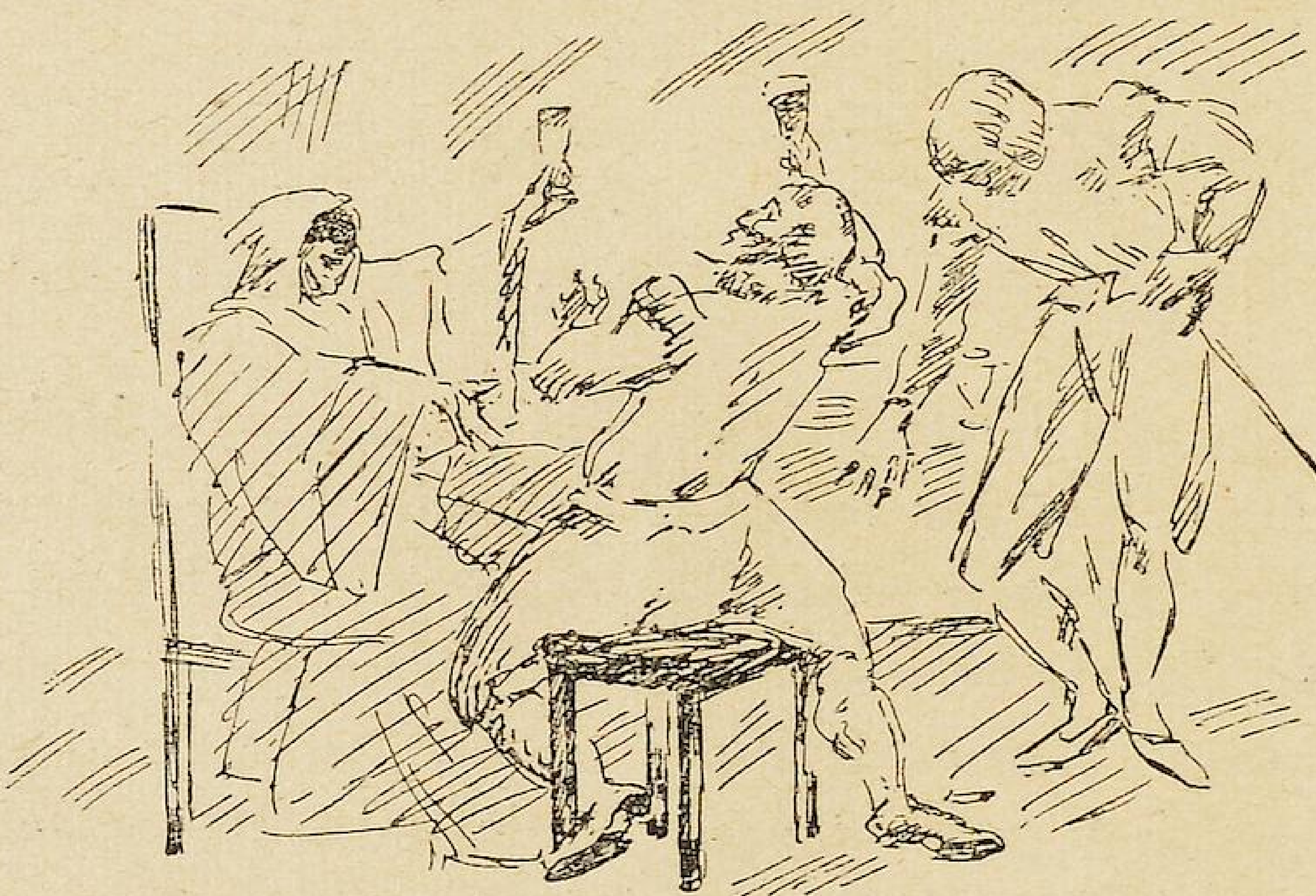
„Nein", log der Fremde. Er errötete leicht.

„Das könnte Ihnen passen!" lachte Santo. Er gefiel sich in den blau- und gelbseidenen Lappen, vergaß darüber ganz seine Rolle als Melancholiker. Mit Grauen stellte er sich vor, wie sein schöner, abgehärmter Totenkopf in einer Mönchskapuze aussehen würde.

Das Fest war in einer Villa des Grafen Cazalis. Sie legten mit ihrer Gondel in dem Augenblick an, als der Graf mit seiner Gemahlin ausstieg. Sie trug ein brokatnes Kleid und sah, das Visier ausgenommen, eigentlich nicht wie eine Maske aus. Ein Windstoß, der ein Gewitter ankündigte, schwemmte die Wellen über die Stufen in den Eingang hinein. Der Graf stand schon oben und schalt einen Bedienten, warum er für keine ordentlichen Laternen sorge, die am Auslöschen waren, als die Gräfin auf dem nassen Teppich ausglitt und Santo grade noch hinspringen und sie halten konnte. Der Graf dankte ihm, dem ewigen Anbeter, der zu jeder Sekunde wie aus dem Boden gestampft da war, wenn sie ein Taschentuch fallen ließ oder eine Haarnadel verlor, mit einem etwas höhnischen Lächeln. Santo hätte den Vorfall gerne als ein gutes Vorzeichen ausgelegt, aber der Gefühlsüberschwang, der ihn zu solchen Gedanken bewegte, erschien ihm lächerlich im Vergleich zu seiner Hoffnungslosigkeit. „Vielleicht veranstaltet er das Fest aus Eifersucht auf mich Unglücklichen?" dachte er. Es überkam ihn kein Hauch der schönen, dröhnenden Belustigung. Er war ein Kranker, ein Ausgestoßener in einer Versammlung geschwätzig glücklicher Papageien. Jede der Schönen, angezogen von seinem Prachtkleid, wich zurück vor seiner Unbeweglichkeit.

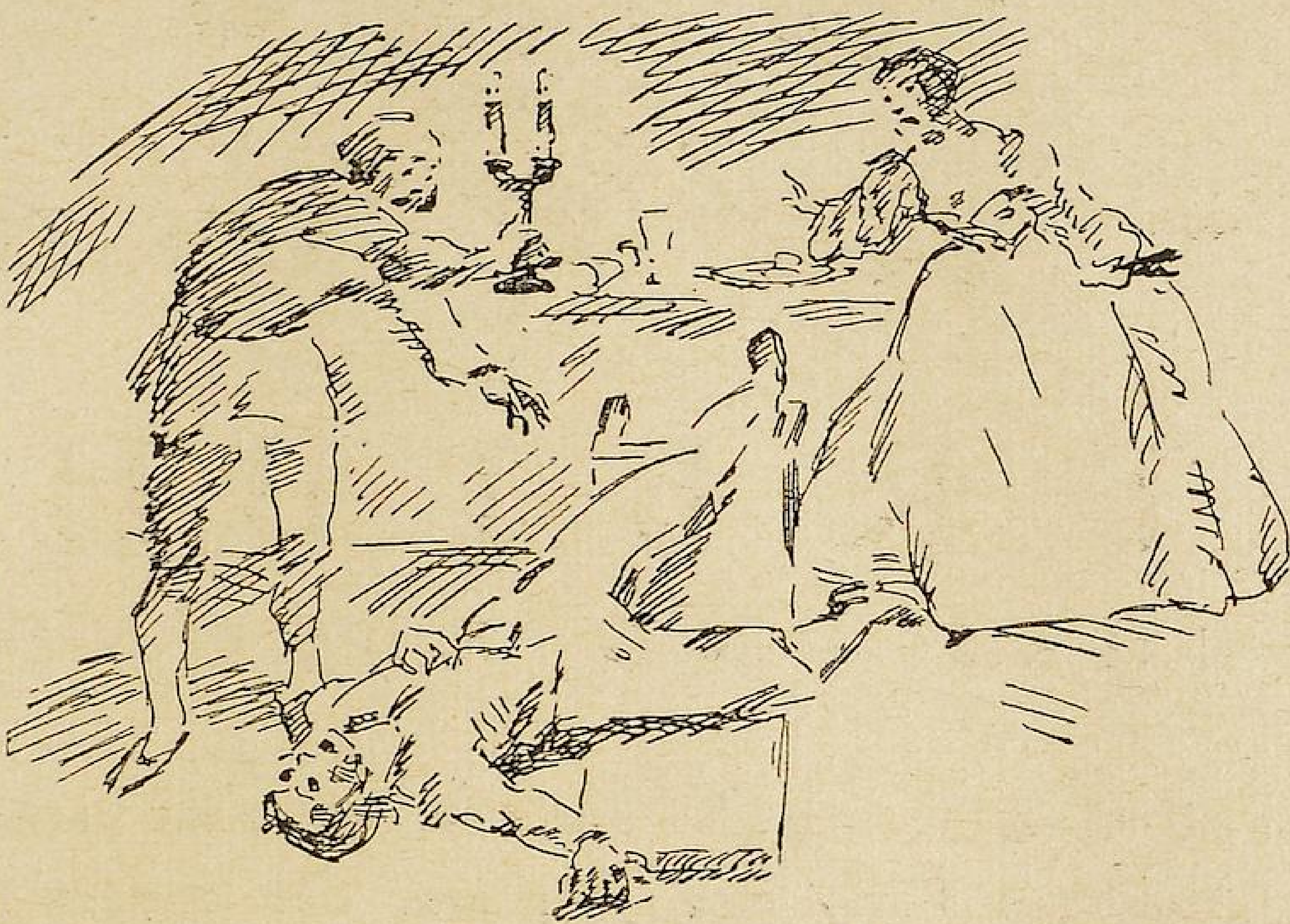
Gegen Mitternacht prasselte das Gewitter nieder, jagte die tolle Gesellschaft aus dem Garten ins Haus wie einen Schwarm Schmetterlinge, die um ihre Seidenflitter fürchten. Vor einer Saaltür ins Gedränge geraten, sah Santo seinen Freund, den Fremden, der als ein richtiger Mönch an jedem Arm eine Dame führte, keine davon freigeben wollte und den Eingang versperrte, bis das Gedränge sie hineinwirbelte. Santo wurde mit hineingeschoben, aber der schwüle Sommernachmittag, in den Saal gesperrt und mit Parfümwolken geschwängert, trieb ihn wieder hinaus, dem frischen Geruch von Laub und Regen entgegen. Überhitzt, gefühllos, gleichgültig, ließ er sich naßregnen bis auf die Haut, schlich zähneklappernd wieder hinein. Verwundert sah man ihm nach und seinen nassen Fußspuren. — Was ist das? Er traute seinen Augen nicht: die Gräfin hielt sich mit Aufmerksamkeit in seiner

Nähe, sie folgte ihm. Auf einmal riß sie ihn heftig am Arm herum. Er stellte sich, als nehme er es für einen Irrtum, einen Maskenscherz. „Sie sind durchnäßt, mein Lieber", sagte sie, legte die feucht gewordene Hand an ihre Stirn, „kommen Sie! Sie erkälten sich!" Santo lag schon ein Witz auf der Zunge, mit dem er sich für ihre Sorge, die ihm ein wenig verspätet vorkam, bitter bedanken wollte. Aber er nahm sich vor, nichts zu sagen, was auch kommen sollte, folgte ihr in ein Zimmer, breitete den Rock über den Stuhl am Kamin und warf sein Visier ins Feuer. Die Gräfin ließ ihre Überraschung nicht im geringsten merken, als sie sein Gesicht sah, statt das des Fremden. Sie leistete dem Schweigsamen mit herzhaftem Lachen Gesellschaft, half ihm das getrocknete Kleid wieder anziehen, den Degen gürten und zog ihn am Arm in den Saal zurück in einem Augenblick, als der Graf eben unter der Tür stand und die Szene mit ansah. Er tauschte einen Blick mit ihr, sie ahnte seinen Verdacht, war froh, ihren trübseligen Freund loszuwerden und ließ ihn stehen. Der Graf mißdeutete den Vorgang abermals und ließ sich in eine Unterhaltung mit Santo ein. „Wo haben Sie sich so lange versteckt?" Er erzählte, daß er durchnäßt war und sich mit der Gräfin ans Feuer gesetzt habe. Darauf drehte der Graf sich auf dem Absatz um und ging weg ohne ein Wort zu sagen.



Bald darauf sah man ihn Arm in Arm mit einem betrunkenen Mönch an einem Tisch. Sie tranken unmäßig, spielten, sangen ebenso tolle als unpassende Lieder, vollbrachten ein wüstes Geschrei. Der Graf schrie: „Ich will mein Vermögen verspielen! Brauche den Dreck nicht mehr!" Wer ihn kannte, wunderte sich nicht wenig über dieses unerhörte Betragen. Viele verließen unauffällig den Saal. Die Gräfin enthielt sich dem Getriebe, saß teilnahmslos an einem dunklen Platz. Ihre geheime Aufmerksamkeit galt dem Tisch, an dem der Graf schrie und so tolle Kindereien anstellte, daß sie sich schämte. Der Fremde, dessen Trunkenheit nichts war als der falsche Ausweg seiner Gefühle, tat als hätte er für jeden Unsinn mehr Liebe, Zeit und Aufmerksamkeit übrig, als für das, was ihm auf diesem Fest allein wert war, eine Hand zu rühren. Er nahm die Kreide, als Cazalis sich nach einer Karte bückte, und schrieb auf seinen Rücken „Narr", zum Gelächter der meisten, aber auch zum Schrecken einiger der Zuschauer. Dabei entfiel ihm die Kreide. Santo, der seine Ausgelassenheit bewunderte, hob sie auf, da einer darauftreten wollte, und warf sie auf den Tisch, traf aber in das Glas des Grafen, der eben danach langte. Er sah sich um und frug ihn mit unangenehmem Lachen, ob die Kreide vergiftet sei. „Dann würde i c h das Glas austrinken" sagte Santo. Dann sah man den Grafen nicht mehr. Kaum war aber von ihm die Rede gewesen, da stand er schon wieder da. Er mußte gehört haben, wie einer sagte: „Er bürstet sich den Rücken ab; hilft aber nichts mehr", denn er lachte so fürchterlich, daß es gegen das Lachen am Tisch klang wie Donner unter Vogelzwitschern. Man wunderte sich über nichts mehr, nahm alles für Scherz und Trunkenheit, obgleich er nüchtern war wie ein Bergquell. Er lief jetzt mehr als er ging durch den Saal, trat seiner Gemahlin, die ihm entgegenhuschte, die Schleppe ab, ohne es zu bemerken und sprang auf einen vollbesetzten Tisch in der Mitte. Die Musik brach auf sein Zeichen ab und man hörte ihn sagen: „Meine Damen und Herren! Ich lasse, wenn es ihnen recht ist, die Fenster und Türen öffnen und ein wenig frische Luft herein. Es ist mir zu schwül hier." Er schlug sich mit der Faust auf die Brust. „Zugleich lasse ich die Kerzen löschen, mag dann jeder machen, was er will und für gut hält. Ich mache es auch so." Die hohen Fenster sprangen auf, ein Windstoß fuhr in den Saal, stäubte Regen herein und schlug einen der Flügel an die Wand, daß die Scherben herabklirrten. Die Kerzen waren ausgelöscht, ehe man noch sah, durch wen und wie, und auf den unsinnigen Jubel, der den Worten des Grafen gefolgt war, blieb es eine

Sekundelang still, bis ein fürchterlicher Katzenschrei jeden zusammenfahren ließ. Darauf hörte man ein Seufzen und einen Stuhl umfallen. Ein Diener sprang ins Treppenhaus, riß einen Leuchter von der Wand. Auf dem Rückweg wäre er fast mit Cazalis zusammengeprallt, der langsam, nachdenklich über den Flur ging, mit dem Taschentuch an seinem Rock wischte. Um den ermordeten Santo drängten sich mehr Frauen, als Fliegen auf einem Zuckerbrot sitzen. Er lag unter Teppichen,



Tüchern, Fächern und Blumen wie begraben. Ein Glück, daß er schon tot war, er wäre erstickt, hätte sich zu Tode geärgert über so viel Huldigung, denn die, um die allein er sich gekümmert, sie allein kümmerte sich nicht um ihn. Sie lief, das abgerissene Kleid in den Arm gepreßt, lautlos wie eine Maus über den Korridor und verschwand in einem schwarz gähnenden Loch. Ein Arm griff aus dem Dunkel, zog leise, behutsam die Tür zu.

RUMPELBUMM

Von Richard Euringer

Rumpelbumm ... Rumpelbumm ...
Der Tod stolziert im Land herum.
Der Küster schreit: „Frau Margaret,
Herr Gott, wer da spazieren geht!“

Die Kinder fangen heulen an,
Hat ihnen jemand was getan?
„Annemarie! schau, Lehrers Haus,
Was kommt da für ein Kerl heraus!“
Die Hunde jaulen, es fällt ein Rind,
Frau Lisbeth kriegt ein totes Kind.
Der Pfarrer vergißt auf die Motette;
Der Müller ist erstickt im Bette.
Was ist das plötzlich für Gesumm? ...
Im Glockenturme geht es um.
Die Glocken wollen läuten,
Was hat das zu bedeuten!?

„Lauf Plazidus, lauf Knall und Fall,
Beim Schulzen brennt der ganze Stall!“

Da tragen sie den jungen Dick.
Der stieg auf eine Leiter
Zu seinem Schatz
Und brach sich das Genick.

„Komm, Mutter, geht doch weiter,
Am Friedhof sitzt die schwarze Katz!“

„Herr Jesus Christ, Frau Sekretär,
Hängt da nicht wer am Mühlenwehr?“

Die Brücke bricht mit Ach und Krach,
Die Jungfer treibt im Mühlenbach.
Auf einmal schaut sich alles um:

Rumpelbumm ... Rumpelbumm ...
Der Tod stolziert im Land herum.



DAS TREIBHAUS

WUNDERLICHES UND ABSONDERLICHES

Die Warnung durch den Doppelgänger. Eines aufschlußreichen Falls von Doppelgängervision war einer meiner Freunde Zeuge. Da Dr. S. ein durchaus nicht phantastischer Mensch ist, habe ich keinen Grund, an der Wahrheit seiner Erzählung zu zweifeln, zumal da ja Erlebnisse wie das seine nicht vereinzelt dastehen.

In einer Winternacht ging mein Freund mit einem jüngeren Herrn durch die beschneite Münchner Theresienstraße. Sie unterhielten sich über ästhetische Dinge, da blieb der Begleiter des Dr. S. plötzlich stehen. Mit allen Zeichen des Schreckens streckte er die Arme vor sich, war aber nicht dazu zu bringen, dem Freunde über sein sonderbares Tun eine Erklärung zu geben. Der gleiche Vorfall ereignete sich einige Minuten später. Der junge Herr schwieg, nahm aber, verstört, eine Hand voll Schnee und rieb sich die Augen, wie um einen Bann zu verscheuchen. Bald darauf trennten sich die Herren, und Dr. S. begab sich in sein Atelier, um schlafen zu gehen. Er war noch nicht zu Bette, da wurde er durch wahnsinniges Klingeln erschreckt. Wenige Augenblicke später trat sein Begleiter von vorhin ins Zimmer, kreidebleich und mit Augen, in denen das Entsetzen stand. „Ich muß Sie bitten, mir für heute Nacht Gastfreundschaft zu gewähren", sagte er. „Ich bin am Ende meiner Kraft und nicht imstande, diese Nacht allein zu verbringen. Hören Sie: daß ich vorhin, auf der Theresienstraße, so plötzlich stehen blieb, geschah, weil, seit geraumer Zeit schon, immer zwei bis drei Schritte vor mir, eine Gestalt gegangen war, die der meinen völlig glich. Ich glaubte an Halluzinationen und wischte mir die Augen mit Schnee — die Erscheinung blieb. Immer hübsch vor mir, zwei bis drei Schritte. Als wir uns getrennt hatten, begann ich zu rennen. Da war der andere plötzlich verschwunden. Wie ich dann aber durch den Hauskorridor ins Stiegenhaus trete, steht er wieder vor mir. Ich rufe — meine Stimme hallt dumpf in dem leeren Hausaufgang. Noch immer gestand ich mir nicht ein, daß ich die Erscheinung für etwas anderes hielt als für die Ausgeburt der Weingeister, die nach unserem vortrefflichen Nachtmahle in mir rumorten. Ich ging hinauf in mein Zimmer, ich trete an meinen Alkoven, da ... da liegt der andere bereits in meinem Bette, wendet sich nun mir zu und ... nun sehe ich, wie er, wie ich — denn er glich mir aufs Haar ... er war ich .... sehe ich, wie er sich mir zuwendet, die Arme erhebt, gleichsam wehrend meiner Absicht, ins Bett zu steigen. Nein, Herr Doktor, da hielt ich's nicht länger aus und kam zu Ihnen."

Dr. S. nahm — der Skeptiker lächelte — den Heimgesuchten bei sich auf und versprach ihm für den anderen Morgen eine lustige, taghelle Erklärung der sonderbaren „Geistererscheinung." Er war aber betroffen und in seiner Weltanschauung aufs tiefste erschüttert, als, anderntags, die Hausfrau des Nachtgastes meldete — der Alkoven sei in den Morgenstunden über dem Bette des Freundes zusammengebrochen. Hätte er darinnen gelegen — nie wäre er mehr erwacht ..... R. R.

*

Prätorius berichtet in seinem Anthropodemus (nach Dobeneck zitiert):

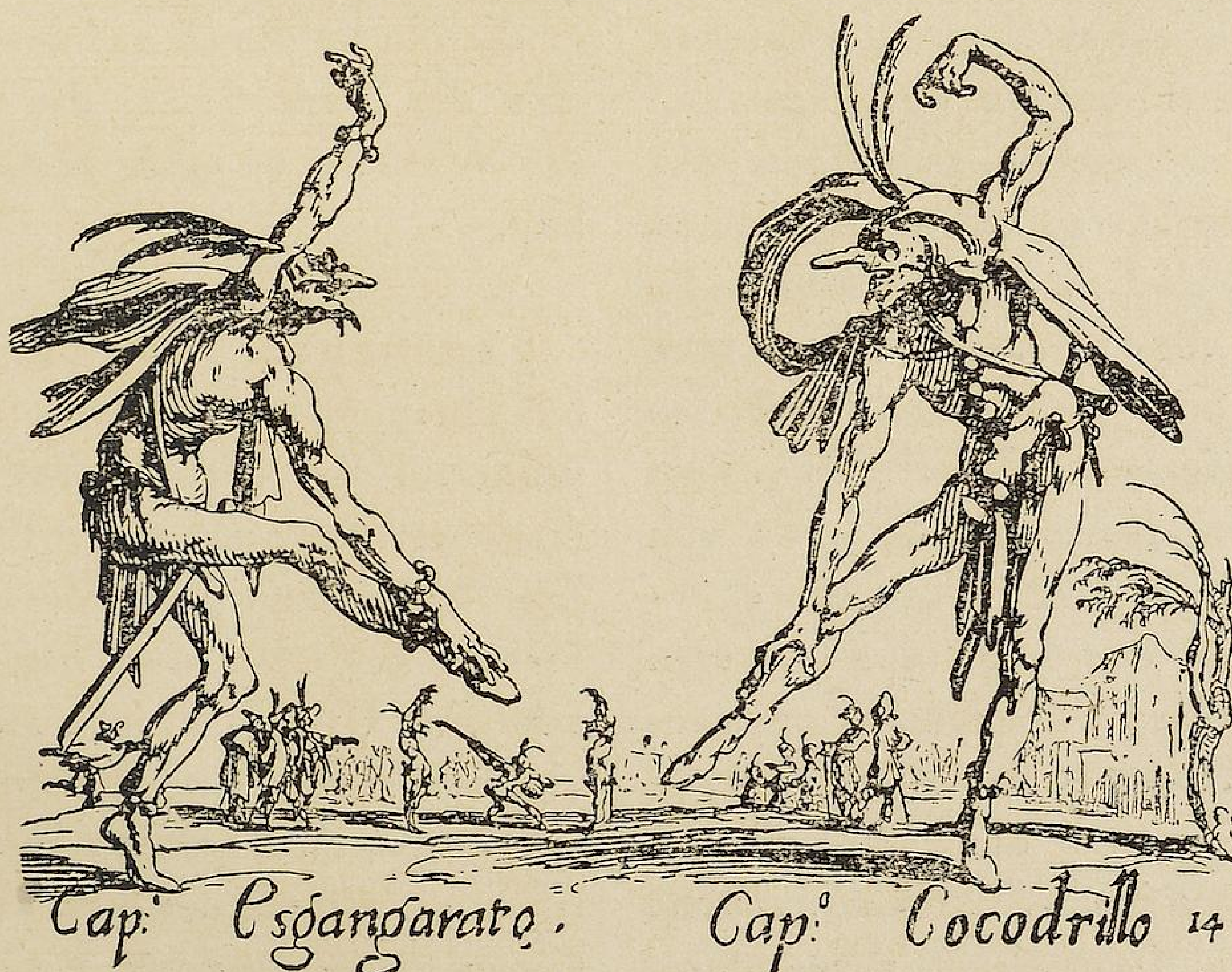
Die Alten haben nichts anderes von den Poltergeistern halten können, als daß es rechte Menschen sein müssen, in der Gestalt wie kleine Kinder, mit einem bunten Röcklein oder Kleidchen. Etliche setzen dazu, daß sie teils Messer in den Rücken haben sollen, teils noch

anderes und gar gre staltet wären, nachdem sie so und so, mit diesem oder jenem Instrument, vor Zeiten umgebracht seien. Denn die Abergläubigen halten dafür, daß es derer vorweilen im Haus ermordeten Leute Seelen sein sollen. Und schwatzen sie von vielen Historien, daß, wenn die Kobolde denen Mägden und Köchinnen eine Weile im Hause gute Dienste getan und sich ihnen beliebt gemacht haben, daß manches Mensch daher gegen die Kobolde eine solche Affektion bekommen, daß sie solche Knechtchen auch zu sehen inbrünstig gewünscht und von ihnen begehrt haben; worin aber die Poltergeister niemals gerne willigen wollen, mit der Ausrede, daß man sie nicht sehen könne, ohne sich darüber zu entsetzen. Doch wenn dennoch die lüsternen Mägde nicht haben nachlassen können, so sollen die Kobolde jenen einen Ort im Hause benannt haben, wo sie sich leibhaft präsentieren wollen; aber man müsse zugleich einen Eimer kaltes Wasser mitbringen. Da habe es sich denn begeben, daß ein solcher Kobold etwa auf dem Boden in einem Kissen nackt gelegen und ein großes Schlachtmesser im Rücken stecken gehabt habe. Hierüber manche Magd so sehr erschrocken war, daß sie eine Ohnmacht bekommen hat. Darauf das Ding alsbald aufs gesprungen ist, das Wasser genommen, und da-Mensch damit über und über begossen hat, damit sie wieder zu sich selbst kommen könne. Worauf die Mägde hernach ihre Lust verloren und lieb Chimchen niemals weiter zu schauen begehrt haben.

Die Kobolde sollen nämlich auch alle besondere Namen führen, insgemein aber Chim heißen. So sollen sie auch für die Knechte und Mägde, welche sie sich etwa ergeben, alle Hausarbeit tun: die Pferde striegeln, füttern, den Stall ausmisten, alles aufscheuern, die Küche sauber halten und, was sonst im Hause zu tun ist, sehr wohl in acht nehmen, und das Vieh soll auch von ihnen zunehmen und gedeihen. Dafür müssen die Kobolde auch von dem Gesinde karessiert werden, daß sie ihnen nur im geringsten nichts zuleide tun, weder mit Auslachen oder Versäumung im Speisen. Hat nämlich eine Köchin das Ding zu ihrem heimlichen Gehilfen einmal im Hause angenommen, so muß sie täglich um eine gewisse Zeit und an einem bestimmten Ort im Hause sein bereitetes Schüsselchen voll gutes Essen hinsetzen und ihren Weg wieder gehen; sie kann hernach immer faulenzen, auf den Abend zeitig schlafen gehen, sie wird dennoch früh morgens ihre Arbeit beschickt finden. Vergißt sie aber ihre Pflicht einmal, etwa die Speise unterlassend, so bleibt ihr wieder ihre Arbeit allein zu verrichten, und sie hat allerhand Mißgeschick: daß sie sich in heißem Wasser verbrennt, die Töpfe und das Geschirr zerbricht, das Essen umgeschüttet oder gefallen ist usw., daß sie also notwendig von der Hausfrau oder dem Herrn zur Strafe ausgescholten wird, worüber man auch zum öfteren den Kobold soll kichern oder lachen gehört haben. Und so ein Kobold soll stets in seinem Hause verblieben sein, wenngleich sich das Gesinde verändert hat. Ja, es hat eine abziehende Magd ihrer Nachfolgerin den Kobold rekommandieren und aufs beste anbefehlen müssen, daß jene seiner auch also wartete. Hat diese nun nicht gewollt, so hat es ihr auch an kontinuierlichem Unglück nicht gemangelt und sie hat zeitig genug das Haus wieder räumen müssen. Sc.

*

Doktor Martin Luther erzählte, daß einmal gute Gesellen beieinander in einer Zeche gesessen waren. Nun war ein wild Wüstekind unter ihnen, das hatte gesagt: Wenn einer wäre, der ihm eine gute Zeche Weins schenkte, wollte



Jacques Callot

es ihm dafür seine Seele verkaufen. Nicht lange darauf kommt einer in die Stuben zu ihm, setzet sich bei ihm nieder und zecht mit ihm und spricht unter anderem zu dem, der sich also viel vermessen gehabt: „Höre, du sagst zuvor, wenn einer dir eine Zeche Weins gebe, so wolltest du ihm dafür deine Seele verkaufen?" Da sprach er nochmals: „Ja, ich will's tun, laß mich heute recht schlemmen, demmen und guter Dinge sein." Der Mann, welcher der Teufel war, sagte „Ja" und bald danach verschlich er sich wieder von ihm. Als nun derselbige Schlemmer den ganzen Tag fröhlich war und zuletzt auch trunken wurde, da kommt der vorige Mann, der Teufel, wieder und setzt sich zu ihm nieder und fragt die anderen Zechbrüder und spricht: „Lieben Herren, was dünket euch, wenn einer ein Pferd kauft, gehört ihm der Sattel und Zaum nicht auch dazu?" Dieselbigen erschraken alle. Aber letzlich sprach der Mann: „Nun sagt's flugs." Da bekannten sie und sagten: „Ja, der Sattel und Zaum gehört ihm auch dazu." Da nimmt der Teufel denselbigen wilden, rohen Gesellen und führet ihn durch die Decke hindurch, daß niemand gewußt, wo er war hinkommen.

(Aus Martin Luthers Tischreden.)

*

In einer alten Chronik ist zu lesen:

Um das Jahr 1132 erschien ein böser Geist eine lange Zeit hindurch vielen Menschen im Bistum Hildesheim in der Gestalt eines Bauern mit einem Hut auf dem Kopfe, weshalb die Bauern ihn in sächsischer Sprache Hüdeken nannten. Dieser Geist fand ein Vergnügen daran, mit Menschen umzugehen, sich ihnen bald sichtbar, bald unsichtbar zu offenbaren, ihnen Fragen vorzulegen und zu beantworten. Er beleidigte niemand ohne Ursache. Wenn man ihn aber auslachte oder sonst beschimpfte, so vergalt er das empfangene Unrecht in vollem Maße. Da der Graf Burchard de Luka von dem Grafen Hermann von Wiesenburg erschlagen wurde und das Land des letzteren in Gefahr kam, eine Beute der Rächer zu werden, so weckte der Hüdeken den Bischof Bernhard von Hildesheim aus dem Schlafe und redete ihn mit folgenden Worten an: „Stehe auf, Kahlkopf! Die Grafschaft Wiesenburg ist durch Mord verlassen und erledigt und wird also leicht von dir besetzt werden können." Der Bischof versammelte schnell seine Krieger, fiel in das Land des schuldigen Grafen und vereinigte es, mit Bewilligung des Kaisers, mit seinem Stift. Der Geist warnte den genannten Bischof häufig ungebeten vor nahen Gefahren und zeigte sich besonders oft in der Hofküche, wo er mit den Köchen redete und ihnen allerlei Dienste erwies. Da man allmählich mit dem Hüdeken vertraut geworden war, so wagte es ein Küchenjunge, ihn, so oft er erschien, zu necken und ihn sogar mit unreinem Wasser zu begießen. Der Geist bat den Hauptkoch oder den Küchenmeister, daß er dem unartigen Knaben seinen Mutwillen untersagen möchte. Der Meisterkoch antwortete: „Du bist ein Geist und fürchtest dich vor einem Buben!" Worauf Hüdeken drohend erwiderte: „Weil du den Knaben nicht strafen willst, so werde ich dir in wenigen Tagen zeigen, wie sehr ich mich vor ihm fürchte." Bald nachher saß der Bube, der den Geist beleidigt hatte, ganz allein schlafend in der Küche. In diesem Zustande ergriff ihn der Geist, erdrosselte ihn, zerriß ihn in Stücke und setzte diese in Töpfen ans Feuer. Da der Koch diesen Streich entdeckte, da fluchte er dem Geist, und nun verdarb Hüdeken am folgenden Tage alle Braten, die am Spieße gesteckt waren, durch das Gift und Blut von Kröten, welches er darüber ausschüttete. Die Rache veranlaßte den Koch zu neuen Beschimpfungen, nach welchen der Geist ihn endlich über eine falsche vorgezauberte Brücke in einen tiefen Graben stürzte. Zugleich machte er die Nacht durch auf den Mauern und Türmen der Stadt fleißig die Runde und zwang die Wächter zu einer beständigen Wachsamkeit.

-n.

*

Fernsehen. Vor einigen Wochen holte ich einen meiner Freunde aus Italien ab, der während der Kriegsdauer dort als Zivilgefangener interniert war. Da er fast die ganze Zeit über ohne jede Verbindung mit seiner Heimat geblieben war, hatte ich ihm naturgemäß eine Unzahl Fragen zu beantworten und viel von seinen Angehörigen und gemeinsamen Bekannten zu erzählen. Plötzlich — das Auto rollte gerade auf der Strecke von Mailand nach Como — verstummte mein Freund für eine Weile, schaute mit nach innen gekehrtem

Blick vor sich hin und sprach dann langsam und nachdenklich: „Deutlich sehe ich meine Frau vor mir. Sie befindet sich augenblicklich in Zürich im Café H., trägt ein weißes Kostüm, blauen Hut und blaue Schuhe. Sie ist in Gesellschaft eines Herrn aus der Ukraine." Ich lachte herzlich über das „Gesicht" meines Freundes, das mir um so unwahrscheinlicher erschien, als ich bei dem sehr häufigen Zusammentreffen mit seiner Frau weder ein weißes Kostüm noch einen blauen Hut oder blaue Schuhe an ihr bemerkt hatte. Auch befand sich meines Wissens kein Angehöriger des ukrainischen Staates in ihrem Bekanntenkreis. — Nach etwa drei Tagen konnten wir in Zürich Frau X. begrüßen, sie trat uns entgegen im — weißen Kostüm, blauen Hut und blauen Schuhen! Erstaunt über unsere lebhaften Fragen erzählte die Dame, daß sie diese Kleidungsstücke vor etwa einer Woche gekauft und zum ersten Male vor drei Tagen getragen habe, als sie mit Baron Y., einem Geschäftsträger des ukrainischen Staates, im Café H. zusammengetroffen sei. Dr. K-r.

PHANTASTISCHE BÜCHER

An dieser Stelle zeigen wir an und besprechen neuere und ältere phantastische Literatur, graphische Blätter, Werke unserer Mitarbeiter usw.

Hans Benzmann: Ausgewählte Gedichte. Verlag von Fischer & Schmidt, Stettin. In dieser anläßlich des 50. Geburtstages des bekannten pommerschen Heimatdichters und Balladenforschers herausgegebenen Sammlung finden sich Balladen, deren Phantastik und Gegenständlichkeit an die Ausdruckskraft frühmittelalterlicher Tafelbilder erinnert. Durch Benzmanns Lyrik geht Atem und Salzgeruch des Meeres. Gedichte wie „Vision", „Leichenzug", „Das Gespenst" gemahnen an die bizarre Wucht Holbeinscher Totentänze. Schwerblütig ist die Bewegung dieser Verse, karg und verschlossen, und nur selten gewinnt sie das silbrige Klingen wie in der wundervollen phantastischen „Chinesischen Mondlegende". Neben diesem erlesen ausgestatteten Bändchen gibt derselbe Verlag auch ein zweites liebevolles und gründliches Werk „Hans Benzmann, Eine Einführung in sein Leben und sein Werk" von E. Lemke heraus. Dr. W.

Selma Lagerlöf: Das heilige Leben. A. Langen Verlag, München. Es geht einem wie oft bei der Lagerlöf. Man fühlt sich mit diesen Menschen in einen weiten, wunderlichen Kreis geführt durch eine unsichtbar lenkende Hand; geht wie mit geschlossenen Augen durch rauschende Ströme des Leides, graue Einöden der Sehnsucht und Verlassenheit, Dickichte der Seelenwirrnis; und steht endlich mit hellerschlossenem Blick am Ende und Anfang dieses Kreises, am Ende und Anfang aller Weisheit überhaupt, und das ist: Heiligkeit des Lebens, Heiligkeit der Liebe! In diesem Buch, in dem die Wolke des Krieges zwar nicht unmittelbar blitzt und donnert, aber schwer schattend am Horizont lagert, klingt das Hohelied von der Heiligkeit des Lebens in ein flammendes Weh über diese Zeit aus, die einst „die dunkle" genannt werden wird, und aus der nur ein Weg in die Morgenröte des tausendjährigen Reiches führt: dem Leben durch Liebe dienen! W.

Eingesandte Bücher.

Paul Baumann: „Von neuer Kunst". Verlag Die Wende, Berlin 1919.

Erich Anzelewsky: „Die Nachtmahr", Novellen. Forscheverlag Georg Grote, Hannover.

Edward Bulwer-Litton: „Der Roman des schwarzen Magiers Margrawe". Eine seltsame Geschichte. Verlag Max Altmann, Leipzig 1919.

Jones Barton Stay: „Der Seelen-Telegraph". Verlag Max Altmann, Leipzig 1915.

Bemerkungen der Schriftleitung

Das Titelblatt zeichnete Otto Linnekogel, die Leiste zum Treibhaus Otto Muck. „Om" von Max Rohrer auf Seite 10 ist ein Bruchstück aus einem unvollendeten Roman „Dschihan".

Verantwortlich: Für die Schriftleitung *Alf von Czibulka*, München. Für den Anzeigenteil *Hans Eberlein*, München. Herausgeber und verantwortlicher Redakteur für Österreich: *Hans Hofmann-Montanus*, Wien IV. Viktorgasse 18. Druck: *Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn.*



DER ORCHIDEENGARTEN

·DREILÄNDERVERLAG·
·MÜNCHEN·WIEN·ZÜRICH·
HEFT·12

P. ERKENS

DER ORCHIDEENGARTEN

PHANTASTISCHE BLÄTTER

HERAUSGEBER: KARL HANS STROBL / SCHRIFTLEITER: ALF VON CZIBULKA

INHALT

Jährlich erscheinen 26 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft 80 Pf. / für das Vierteljahr 5 M. / durch jede Buchhandlung und durch alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die viergespaltene Millimeterzeile 80 Pf. / NACHDRUCK auch mit Quellenangabe untersagt / VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich / SCHRIFTLEITUNG: München, Leopoldstraße 3 / ÖSTERREICHISCHE VERLAGS- UND REDAKTIONSSTELLE: Wien IV, Viktorgasse 18 / Zuschriften und Einsendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte und Zeichnungen werden nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt.

1919

Der Orchideengarten
Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl **Schriftleiter Alf von Czibulka**



Erster Jahrgang **Zwölftes Heft**

DIE FÖHRE DES DON LORENZO

Von Paul Rohrer. Mit 3 Zeichnungen von Otto Linnekogel

„WIR ritten damals mit Schmugglerware über das Gebirge herüber", schrie Michael. Er war trunken und lag mit aufgeknöpftem Rock in der steinernen Parkbank. Seine Hand mit den zehn Ringen unserer gefährlichsten Raubfahrten, mit dem Ring des Grafen Corzan, mit dem Smaragd des Bischofs von Valona, mit dem Rubin der Herzogin von Acra, mit allem diesen kaltglühenden Schmuck gepanzert, krallte sich um den Steinkopf am Ende der Armlehne. „Wir wußten, daß uns Don Lorenzo mit den venezianischen Sbirren durch die Schluchten nachgezogen war. Da rückten wir bei einem Vollmond wie heute aus und töteten ihn mitten in seinem Maskenfest."

Wir anderen kauerten und streckten uns im Grase und fluchten, daß der alte Kastellan uns und Michael das Zechgelage vergällt hatte. Was Teufel hatte er von dem Geist des Don Lorenzo zu erzählen? Wir hatten die einsame Bucht mit allem Erfolg angelaufen, unbemerkt die lombardische Seide, den Skutariner Samt und den Schmuck und die Gewürzkisten zu unseren Abnehmern in die Stadt geschoben. Wir wollten vor dem halbverfallenen Schlosse das Glück ausschlafen.



Aber der Alte hockte unentwegt auf seinem Säulenstumpf, im zahnlosen Munde die holländische Tonpfeife. Das Geständnis unseres Kapitäns war ihm gleichgültig. „Don Lorenzo lebt hier in den Blumen und Bäumen, die er gepflanzt hat", wiederholte er. Und er beschrieb mit der schlottrigen Hand einen weiten Halbkreis durch die Luft und über den nächtlichen Park. „Keine Pflanze, die nicht er ist. Die verwilderten Rosen seine Lüste, das Dorngestrüpp sein Haß, die verschlungenen Föhren seine von Rachsucht verkrümmten Hände."

„Dann will ich bei ihm schlafen", brüllte Michael plötzlich auf, daß es uns von seiner Gier kalt um das Rückgrat lief. „Ich will in dem Zimmer schlafen, wohin er mein Weib geschleppt hat. Sein böses Gewissen gegen das meine! Leuchte mir hinauf!"

Entsetzen ergriff uns. Das Mahl im Grünen, das so froh begonnen hatte, daß uns an Lebenslust bald nichts als ein paar dralle Dirnen abgegangen waren, drohte zu einem Kampf gegen das Unsichtbare zu werden. Keiner unter den Burschen hatte nicht schon im Gefecht um eine brennende türkische Galeere oder bei der Plünderung eines Küstendorfes erfahren, wozu ein Alraun oder

eine Johannestatze nutz ist, und daß nicht alles Wesen von dieser Welt ist. „Er ist rasend", schrie einer. Mehrere wollten Michael fassen und mit Gewalt zum Strand hinab und auf das Schiff schleppen. Er aber zog den Degen aus dem Gehenk. Mit flachen, wütigen Hieben trieb der Kapitän sich seine Leute vom Leib, bis er ganz allein neben der Steinbank stand. Wir aber, die wir uns vor seinem Zorn in den Schatten der nächsten Bäume flüchteten, erstaunten fast mehr über seine Wut als über die Selbstverständlichkeit, mit der der Kastellan die Laterne aufgenommen hatte und auf Michael wartete. Nun ihm dieser mit kurzer Handbewegung zu gehen befahl, schritt er humpelnd voraus, als führe er, um jemand ein seltsames Gemälde zu zeigen, und nicht einen Menschen in eine Gelegenheit, die um das Seelenheil ging.

„Ein Schuft," keuchte ich, „wer ihn bei seiner Torheit läßt." Aber ein Knurren in der Runde bewies, daß keiner Lust hatte, sich von den Flaschen zu trennen und dafür sein Schicksal aufs Spiel zu setzen. Inzwischen schlängelte sich schon der gelbe Schein der Lampe durch das hohe Gras, das jahraus, jahrein nicht mehr gemäht wurde, zu dem Spitzbogen der Pforte hin. Wenn Michael durch ihn in der ungeheuren schwarzen Masse verschwand, mit der das Schloß mit seinen weitläufigen Flügeln den Park umarmte, verlor ich seine Spur. In dem Maße, als er sich entfernte und es mir immer mehr so schien, als ob er eher einem überirdischen Triebe, als seinem Willen folgte — seine Bewegungen, die etwas Puppenhaftes annahmen, drängten mir diese Meinung auf — steigerte sich meine unerklärliche Angst ins Grenzenlose.

Fest entschlossen, ihn nicht im Stich zu lassen, löste ich mich von den andern los und eilte auf das Gebäude zu. Das Gemurmel des Nachtwinds flüsterte um dessen Fassade und bog die Wipfel der Bäume, die neben dem sumpfigen Graben aufstiegen.

Schon ließ die Laterne, die in die Torhalle geschlüpft war, die Umrisse des Fallgatters auf einen Augenblick sichtbar werden, schwankte gleich darauf über das Gewölbe und huschte gegen den Hof. Im Laufe biß ich eine der Patronen auf, die ich stets am Bandelier zu tragen pflegte, und schüttete mit zitternden Fingern das Kraut in den Pistolenlauf. So folgte die gespannte Waffe dem krausen Weg, den die beiden da vorne durch ausgestorbene Säle und hallende Gänge zogen. Kein noch so leises Wort flog zwischen ihnen auf. Man hörte nur das Trippeln des Alten und die eintönigen, wuchtigen Schritte Michaels. Ich hielt mich auf dem Kopfe ihrer langen Schatten und trat bald auf die borstige Silhouette des Kastellans, bald auf den Riß der Zöpfe, die sich wie Schlangen um den Schädel des Kapitäns schüttelten.

Erblindete Spiegel warfen an den Wänden aus gebrochenem Auge die Fenster zurück, bunte Seidendrapierungen schlangen sich um Estraden. In einer Kammer lag ein Haufen Musikinstrumente, wie sie einst die Flucht aus dem gestörten Maskenfeste von sich geschleudert hatte. Seit jener Mordnacht, da wir mit Fackeln und Dolchen unter die prassende Gesellschaft gestürmt waren und Michaels Ehre gerächt hatten, war das Leben von dem Schlosse so abgefallen wie die geflickten Fetzen von einer Bettlerleiche. Niemand hatte gewagt, auch nur eine Allongeperücke fortzuschleppen. Und seither hatte häufig die Bucht unserer Galeone, der verwilderte Park unseren wilden Freuden und der dürre Oleander den Feuern gedient, mit denen wir Kauffahrer abseits und in die gefährlichen Kalkriffe lockten. Das Schloß selber aber hatten auch die Kühnsten unter uns nicht mehr betreten.

Ich weiß nicht, ob es nötig oder Bosheit des Kastellans war, daß wir durch alle diesen toten Gemächer, durch Gänge und Keller, selbst durch eine Kapelle wandern mußten, in der es noch wie von vermodertem Weihrauch roch. Ein Zimmer, in dessen Alkoven ein Himmelbett stand, nahm schließlich die beiden auf. Nun hörte ich sie, indes ich, von einem Kasten gedeckt, durch die Türe schielte, leise sprechen. Der Lichtkegel der hochgehobenen Laterne spielte über eben jenes Bett, über die goldenen Verzierungen, über die Fresken der Wände, von denen der Kalk blätterte, und über die dicken Spinnweben auf den Fensterscheiben. „Don Lorenzos Schlafstube", hörte ich den Alten sagen. Michael war auf einen Sessel gesunken. Er grub die Finger in seine Augenhöhlen und stöhnte in der Erinnerung auf. Man hätte ihn nicht erst kennen brauchen, um



Anna May Erscheinung



zu wissen, daß er selbst noch Lorenzos Leiche hätte aus dem Grab zerren und zerreißen mögen.

„Michael," rief ich und sprang hervor, „komm zurück!"

Der Kapitän fuhr empor und brach in ein tolles Gelächter aus. „Wohin?" fragte er. „Ich muß ihn nochmals suchen. Er soll nicht glauben, daß ich feig war!" Aber etwas, das mich viel mehr als seine Raserei anpackte, war, daß plötzlich der alte Kastellan fehlte.

„Wo ist dein Führer?" entgegnete ich erschrocken. Michael sah mich ohne Verstehen an. Welcher Führer? Und ob ich so trunken von dem erbeuteten Malvasier sei, in meiner Phantasie Spukgestalten zu sehen? „Herr des Himmels", schrie ich in aufglimmendem Grauen und warf mich gegen die Türe, die ich eben durchschritten hatte. Sie war versperrt. Trotzdem sie nur aus leichtem Holz gefügt schien, wich sie selbst dann nicht, als ich versuchte, sie mit Michaels Degen zu sprengen. „Ein verrostetes Schloß", höhnte er. Aber nun sprang ich schon, wahnwitzig wie eine Ratte in der Falle, gegen das Fenster, um zu prüfen, ob dort ein Entkommen möglich sei. Mit dem Ärmel des goldgestickten Rockes, den ich dem Ratsherrn von Ragusa abgejagt hatte, wischte ich die Spinnennetze von den Scheiben. Man sah geradewegs auf die Bucht hinunter, in deren Mitte unsere Raubgaleone vor Anker lag. Der volle Mond hatte die kahlen Berge wie beschneit, und das Meer floß als geschmolzenes Silber. Tief am Horizont standen einige schmale, übersinnlich weiße Wolkenbänke. Als ich jedoch die Höhe von dem Fenster hinab zum Park abschätzte, war es nicht die Unmöglichkeit, aus diesem verhexten Raum einen Sprung zu wagen, sondern etwas ganz anderes, das mir das Blut gerinnen ließ.

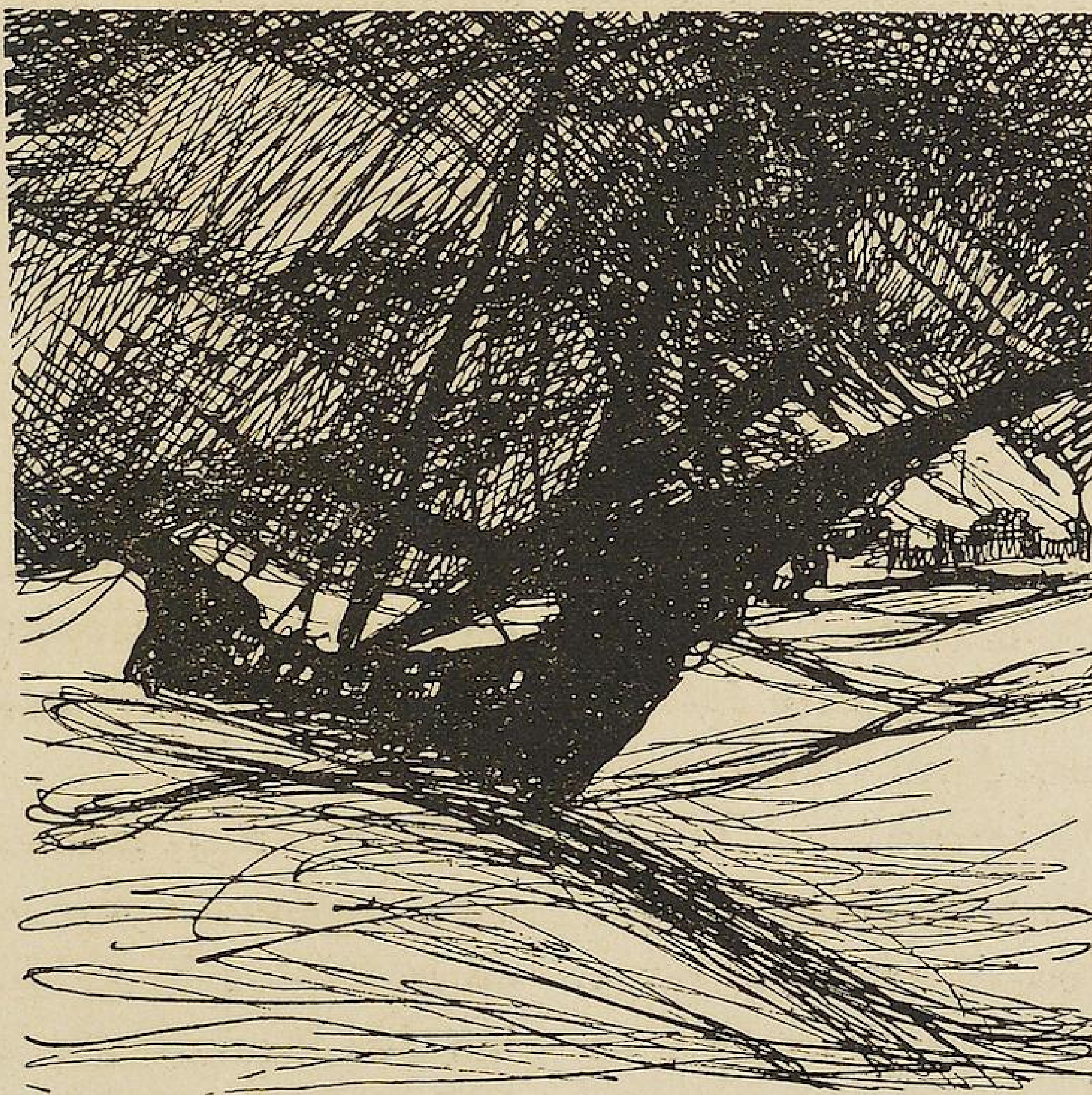
Die größte der Föhren, die einst Don Lorenzo unten am Wiesenrande gepflanzt hatte und unter der wir noch am Abend vergnügt gewesen waren, hatte ihren Platz verlassen. Sie stand jetzt düster und mächtig auf dem freien Raume und halbwegs zwischen dem Schlosse und unserem früheren Lager. „Du lügst," zischte Michael, den ich mit verdorrter Kehle heranrief, die Erscheinung zu betrachten, „was sollte er in seinen Bäumen herumwandern?" Atemlos maßen wir an den zahllosen Blüten der wilden Narzissen, mit denen die Wiese gefleckt war, ob sich der Stamm tatsächlich bewege. Man hatte Mühe, dies abzuschätzen. Aber doch war es bald unzweifelhaft, daß die Föhre mit gräßlicher Langsamkeit sich den Hang heraufschleppte und dabei ihre Krone starr, wie eine Schnecke ihr Haus, vorwärts schob.

Jetzt war es Michael, der plötzlich, sich aus seiner Erstarrung reißend, aufheulend vom Fenster weg und gegen die Türe stürzte. Ich selber trat zurück. Lahm vor Grauen lehnte ich an der Wand und betrachtete die Bemühungen des Kapitäns. Mit seiner Stierkraft schmetterte er die schwere Platte eines Tisches gegen die Füllung. Das Holz splitterte unter dem furchtbaren Anprall ab, doch die Pforte wich so wenig, als wenn sie mit der Mauer

eins gewesen wäre. Die schrecklichen Erzählungen des Kastellans gewannen Gestalt. Don Lorenzos Geist erfüllte unsichtbar die Dinge um uns mit der grausamen Rachsucht, die ihm im Leben zu eigen gewesen war. Ich fühlte, wie seine und Michaels Leidenschaft zum letzten Ringen ansetzten, und ohne körperlich etwas zu hören, vernahm doch mein Hirn, das in Flammen stand, wie durch Wände und Decke, durch Mörtel und Stein ein tiefes Atemholen des Ermordeten rieselte, indes der Mond sein hohles Licht mit dem der Lampe mengte. Ich wäre lieber in aussichtslosem Gefecht neben unserer riesengroßen Decklaterne gestanden.

Während so der Kapitän gegen die Wand ankämpfte, sah ich, wie im lichten Viereck des Fensters langsam eine dunkle Masse emporstieg. Es war der Wipfel der Föhre, die als anschwellendes Gebilde in meinem Blick wuchs. „Michael", stöhnte ich. Jetzt sah er's auch und entriß mir mit einem Fluch das Pistol. Ehe ich ihn hindern konnte, hatte er es im Anschlag und feuerte gegen das seltsame Wesen. Der neue Granatstein, den ich tags zuvor in den Hahn gefügt hatte, tat seine Schuldigkeit.

Furchtbar in dem engen Raum zurückgeworfen, donnerte Michaels Schuß. Der Feuerstrahl fuhr gegen die Scheibe. Sie klirrte, wie das Geschoß sie durchschlug, und mächtiger Pulverqualm füllte die Stube.



Aber als sei durch diese Tat der Mond verlöscht worden, standen wir sprunghaft vor einem ganz verfinsterten Fenster. „Was ist das?" schrie ich und hob die Laterne auf. Die Dampfschwaden rollten hin und wieder. Durch sie hindurch aber bemerkte ich nun, daß die Föhre schon ihre Äste an das Glas preßte. Sie waren nicht mehr ruhig, wie sie vorher geschienen hatten. Schlangenhaft krümmte und rollte sich das lichtbraune Holz vor und zurück, und selbst in den lichten, langen Nadeln war ein Zittern, als hätten sie als Finger dieses entsetzlichen Baumes Leben. Sie lehnten sich an die Scheiben. Sie versuchten diese überall zu durchstoßen. Und das geschah, indem das Glas wie eine zähflüssige Masse ihrem Drängen nachgab und sich nach innen beulte. Durch das runde Loch aber, das die Pistolenkugel geschlagen hatte, war schon ein dünner Zweig geschlüpft und senkte sich immer weiter in das Zimmer herein.

Der Kapitän stand am Bettende, in der einen Hand das rauchende Pistol, die andere in das Holz gekratzt, so daß alles Blut, das ihm aus dem Gesicht gewichen war, aus diesen Fingern hervorzutropfen schien. Schon verkündete ein feines, dünnes Knistern, daß die Fensterscheiben dem Drucke nicht mehr standhielten und bersten wollten. Mit schweren Knien taumelte ich nochmals gegen die Türe. Ich weiß nicht, ob sie sich geöffnet hat oder irgendein Spuk mich durch das öde Schloß hetzte, bis ich im Hof beim Springbrunnen zusammenbrach.

Dort fanden mich am andern Morgen die Gefährten. Man mußte mit Pulver sich den Weg zu Michaels Zimmer sprengen. Er lag tot auf dem Himmelbett. Keine noch so geringe Spur hätte auf das Geschehnis der Nacht gedeutet, wo nicht eine zarte Föhrennadel, die in der Gegend des Herzens in seiner Brust stak. Wir verlosten mit Würfeln die zehn kostbaren Ringe, die als Andenken an die zehn abenteuerlichsten Raubfahrten an seiner Hand staken, den Smaragd des Bischofs von Valona, den Rubin der Herzogin von Acra und all die andern. Dann begruben wir unsern Kapitän und warfen ihm als Leichenfeier die Brandfackel in das verfluchte Gebäude.

Da eben damals Windstille war, lag unsere Galeone noch drei Tage in dem Glutschein, den das Feuer weithin über das Meer malte.



Tony Johannot / Aus „Voyage où il vous plaira“ / Paris 1843

DAS BAUMGESPENST*

Von Leopold Plaichinger

EIN müde welkender Herbstabend. Feierstunde letzten Abendglühens, Trauerstunde müden Tagverblühens. Ein letztes Lichtaufatmen des Abends, dann rieselt weiches Dämmern über die Wiesenhänge. Tiefer werden die Schattenlöcher in den Haselbüschen. Trockenes Goldlaub raschelt mein Fuß auf. So einsam ist das Land umher, so dämmertief und wortentlegen.

Einer alten Linde gegenüber setzte ich mich ins kurzhalmige, herbstborstige Gras. Ich sehe den Baum an, Wie man sonst blickhuschend die Dinge betrachtet. (Hätte damals mich jemand gefragt, wie der Baum aussähe, ich hätte es mit verschlossenen Augen nicht zu sagen vermocht.)

Suchte nur mein Auge einen Haltepunkt, oder versetzte mir eine unbekannte Gewalt einen Stoß, ich weiß es nicht; plötzlich mußte ich den Baum festhaltend ansehen. Mein Blick lief im Traggestänge seiner Laubkuppel kreuz und quer und suchte gleichsam den Herzpunkt, von dem aus des Baumes Leben treibt. Unruhe stürzte in mein Inneres, wie in einen plötzlich aufgerissenen Hohlraum. Mich schauerte es bis in die Knochen. Ich blickte zu Boden und

* Aus „Dämonen des Schweigens“. Novellen von Leopold Plaichinger. Dreiländerverlag, München.

wagte es nicht, wieder den Blick zu erheben. Und als würde ich es träumen und nicht wirklich erleben, betrachtete ich die Grashalme, die steil und hart in die Luft spießten. Ein Wald von Spießen stand da, der mir die Welt unerbittlich abschrankte.

Da war es mir, als würde da mir gegenüber ein lebendes Wesen stehen, das mich mit griffiger Faust niederdrückte. Ich spürte, wie es mich fester an die Erde preßte, daß mir der Mut zerrann, dagegen aufzumucken. Ich hörte seinen Atem, spürte seine Körperwärme, empfand seine umhüllende, druckhauchpressende Gewalt.

Wie ein vom Schlangenblick gebannter Vogel mußte ich den Baum anstarren.

Und da lebte der Baum, wie ich es nie gewußt, daß Pflanzen leben. Es war nicht mehr ein Baum oder der Baum, dem ich gegenüberstand, es war ein Wesen, das ich vorher nie gesehen, ein Wesen, das zu mir stumm eindringlich sprach, dessen Sprache ich fühlte, aber nicht hörte und nicht verstand. Angst geißelte meinen Rücken, und ich wollte sprechen, dem Baume etwas sagen, doch kein Wort wollte sich formen. In meinem Grauen war es mir überklar, daß ein Wort — fände ich es — meine Angst zerlösen würde. Ein Wort, das mich sprengen müßte, das zu einem Schrei zusammengeballt wie eine Faust diesem Wesen ins Herz keilen müßte.

Wie ein Erlösungsstrom kam es über mich: das Namenlose, das Wortlose ist das Furchtbare. Baum ist die Beschwörungsformel meiner Angst. Vorhin hatte ich nicht an den Namen, an das bezeichnende Wort dieses Wesens gedacht, und da war sein Gespenst in meine Seele gekrochen.

Nun tätschelte und klopfte ich seine glatte, feinrissige Rinde. — — Leise knisternd fiel ein Blatt im Drehwirbel und legte sich leichthin auf den Boden.

Langsam ging ich den Weg zurück — dann etwas rascher — sah mich noch einmal um — und lief dann, so rasch ich konnte, davon.

DER ALP

Von Edgar Steiger

Ich taste mich am Deckbett auf und nieder,
Als such ich wen, mit ausgespreizter Hand
Und blinzle durch die halbgeschlossnen Lider
Hinüber nach der kalkgetünchten Wand

Dort hängt windschief mit ausgerenkten Armen
Ein Kruzifixus, der nach Wasser schreit
Wie ich — doch keiner, keiner hat Erbarmen,
Und Gott wohnt drüben in der Ewigkeit.

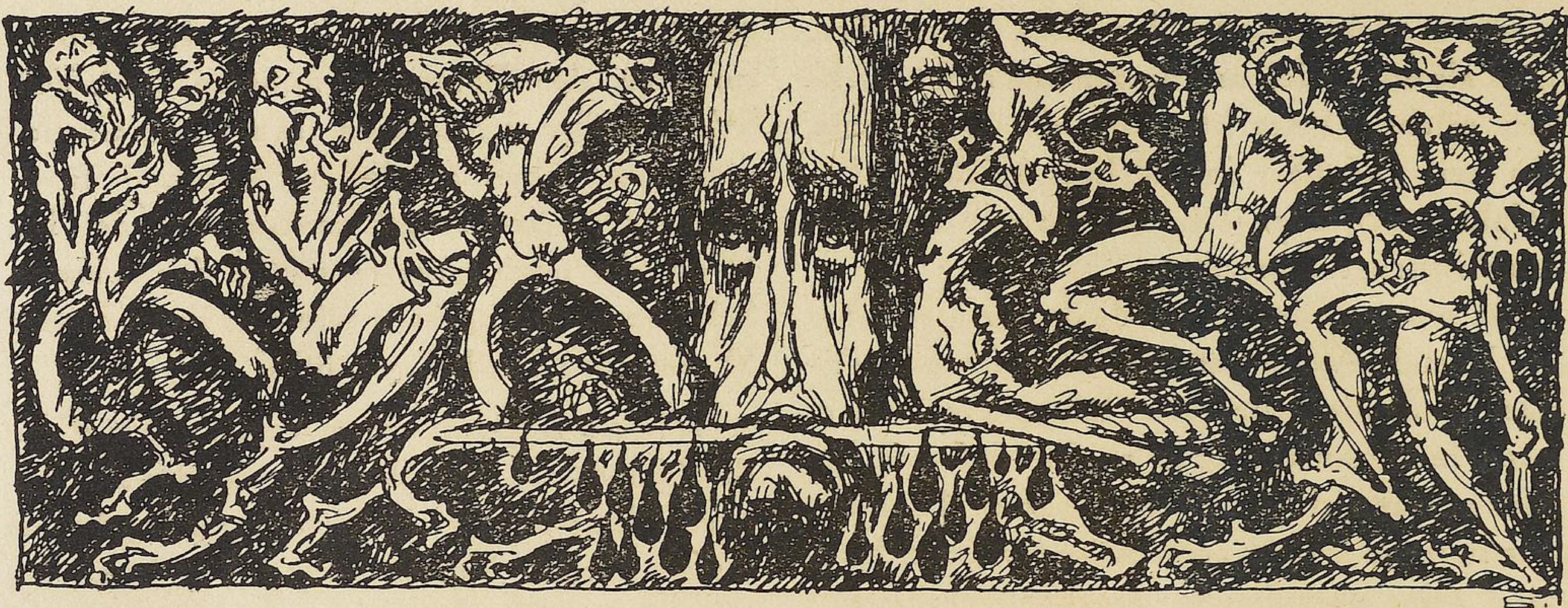
Was ächzt im Gartenhaus? Das ist der Schreiner.
Er hobelt Bretter — o wie weh das tut!
Am Fenster steht im schwarzen Mantel einer
Und nickt mit seinem weißen Federhut.

Aus seinen ausgestreckten Ärmeln fingern
Zwei dicke Spinnen nach dem Dämmerlicht
Und zieh'n den grauen Faden nach und schlingern,
Ihn langsam drehend, über mein Gesicht.

Jetzt kriecht's zum Mund — ich atme noch — wie lange?
Jetzt fühl ich, wie die Lippe sich beschuppt —
Und dann — dann rieselt's über mich — ich hange,
In etwas, das ich selbst bin, eingepuppt.

Verzweifelt hasch ich nach der Riesenspinne.
Sie ist unsichtbar wie der Dinge Grund —
Wie Gott — Unsterblichkeit — ich sinn und sinne —
Jetzt hab ich sie — es ist der Völkerbund!

Wir bringen dieses Gedicht des vor kurzem gestorbenen Dichters, das für seine Schaffensweise besonders charakteristisch ist.
Die Schriftleitung.



EIN SONDERBARER BRIEF

Von Georg P. M. Roose. Berechtigte Übersetzung aus dem Flämischen von Georg Gärtner
Mit 3 Zeichnungen von Karl Rabus

WIE die meisten Schriftsteller lege ich nicht viel Wert mehr auf mein Werk, wenn es geschrieben und erschienen ist. Ich dachte also gar nicht mehr daran, daß ich einige Tage vorher eine Skizze „Die Rosenblättchen" geschrieben hatte, als die Morgenpost mir den folgenden sonderbaren Brief brachte:

„„Sehr geehrter Herr,

Ich kenne Sie nicht, und Sie kennen mich nicht. Mein Name tut nichts zur Sache. Wenn ich ihn nenne, wird er Ihnen ja doch nichts weiteres über mich offenbaren. Ich glaube auch, daß ich mit Ihnen nicht weiter in Beziehung komme als durch diesen Brief.... Weiß man es? ... Es mag Sie weiter nicht verwundern, daß ich Ihnen auf Niederländisch schreibe; ich bin Holländer ...

(Die Briefmarke, die ich nach dieser komischen Einleitung nachsah, trug den Stempel eines Postamts in München.)

Sie sprechen in einer Erzählung, betitelt „Die Rosenblättchen", von Toren, die geöffnet waren und durch die man in eine geheimnisvolle Welt schauen konnte. Sie sagten, daß das Hineinschauen uns Menschen mit Angst erfülle ... Sie haben recht.

Aber was mögen Sie wohl denken, was der empfindet, der nicht nur in diese geheimnisvolle und sehr reale Welt blicken darf, sondern der auch von sich bezeugen kann, daß er in dieser geheimnisvollen und beängstigenden Welt gelebt hat? ... Ich bin dieser Mann ...

Während der wunderlichen und traurigen Tage der seltsamen, schier unbegreiflichen „Verflüchtigung" des bewundernswertesten Heeres, das jemals die Welt gesehen hatte, machte ich einen Besuch bei meinem Freunde Dr. Bendorff zu Osnabrück. Seit diesem Besuch habe ich keine Ruhe mehr gekannt ...

Dr. Bendorff ist, was Sie vielleicht wissen, Besitzer einer der schönsten Altertümersammlungen, zusammengebracht durch den wundersamsten Geschmack und den zähesten Eifer, den man sich vorstellen kann. Mit den Jahren ist diese Sammlung so umfangreich geworden, daß alle Zimmer seiner schönen und verhältnismäßig großen Villa köstliche und unglaubliche Gegenstände aus jeder Art Altertum bergen....

Nach dem Abendessen und nach dem fröhlichen Erguß unsrer Freude über unser Wiederfinden nach so langer Abwesenheit (mein Freund war während des ganzen Krieges in Galizien, Polen und der Ukraine gewesen) hatten wir uns auf dem Balkon seiner Villa niedergelassen und rauchten allerduftigsten Tabak aus echten holländischen Pfeifen, ... „Goedewaagen, Gouda".

Und wir sprachen von den neuen Anwerbungen für seine schon so reiche Sammlung. Ich meinte, daß sie während des Krieges und während des Zuges durch diese fremden Länder auf bedeutsame Weise zugenommen habe. Dies war indessen nicht der Fall.

„Das schönste, was ich fand," sprach er, „fand ich in Deutschland selbst und nicht weit von hier. . . ."

„So . . . Und was?" sagte ich.

„Komm," antwortete er, „ich will es dir zeigen. Es liegt in dem Zimmer, das ich dir für diese Nacht herrichten ließ."

Wir gingen zusammen ins Haus. Er ging voran, und ich folgte, seinen Schatten an der Wand betrachtend. Wir gingen eine Treppe hinauf, dann durch einen verhältnismäßig langen Gang, und an dessen Ende stieß er eine Türe auf. Wir standen in einem schönen, luftigen Zimmer, wo neben dem, was nötig war, um es bewohnbar zu machen, auf einer schweren, schwarzhölzernen Tafel ein wunderschöner und wie ein Spiegel glänzender Glasschrein stand, der sofort die Aufmerksamkeit fesselte. Mein Freund hatte es gar nicht nötig, ihn mir zu zeigen. Durch, ich weiß nicht was, getrieben . . . etwas, das hundertmal stärker war als Neugierde, rannte ich nach diesem Tische und betrachtete die Gegenstände in dem Glasschrein. Ich konnte einen Schrei der Überraschung und Bewunderung nicht unterdrükken. Nach diesem Schrei blickte ich sprachlos hin, und mein Freund störte mich nicht. In dieser ganzen Zeit waren meine Blicke ... durch etwas, das stärker war als Neugierde ... großer Gott, was war es doch! ... etwas Namenloses ... aber doch so Tatsächliches . . . auf die Gegenstände gerichtet, die dort vor mir lagen: ein Schwert von blinkendem Stahl und mit wunderschönem goldnen Knauf, eine feingoldne Krone und ein goldner Pfennig, der das Bildnis eines schönen, jungen Mannes trug. . . . Endlich, aber immer gleichermaßen sprachlos, blickte ich zu Dr. Bendorff auf, der einen Schlüssel in der Hand hielt und damit auf vorsichtige Weise den Schrein, der die unschätzbaren Gegenstände enthielt, öffnete. Und wiederum, getrieben durch etwas sehr Mächtiges, aber Namenloses . . . wenigstens konnte ich ihm keinen Namen geben . . . streckte ich sofort die Hand aus, um die Gegenstände, die solchen Eindruck auf mich machten, zu betasten . . . zu berühren . . . näher zu betrachten. . . . Ich fühlte, daß Dr. Bendorff mich mit Verwunderung betrachtete, und wagte nicht mehr zu ihm aufzublicken. . . . Ich wußte, daß ich etwas Unmögliches beging, und trotzdem war keine Macht auf der ganzen Welt imstande, mich daran zu hindern, zu tun, was ich tat. . . .

Ich hatte das wunderschöne Schwert in der Hand. Ich eilte damit unter das Licht. Zitternd vor Verwunderung, rief ich ein einziges Wort: „Echt?" — „O ja," antwortete mein Freund, „daran ist kein Zweifel." . . . Und auf dem Schwerte las ich, in meiner eigenen Muttersprache: „GOTTES MACHT IS MIJN CRACHT" . . . den frömmsten und den stolzesten aller Sprüche . . . die Glaubensäußerung eines Heiligen oder den Machtspruch eines Empörers . . . das Bekenntnis eines Berufenen oder das Zeugnis eines Mannes, der die Kirche verurteilt als sündigend wider den Heiligen Geist. . . .

Ich schielte von der Seite nach meinem Freunde. Da wurde ich gewahr, daß er mir scharf nachsah. Ich glaubte, auf seinen dünnen Lippen ein Lächeln zu entdecken. Nun, nichts bringt mich so sehr auf, als wenn jemand über meine Handlungen lächelt. . . . Dann fühle ich es jedesmal aus den Tiefen meines Seins gleich einer unerträglichen Hitze aufsteigen, und mit einem Male empfinde ich die Lust, den Spötter zu vernichten. . . . Aber obwohl ich an jenem Abend diese Hitze und diese Lust in mir empfand, war jenes andere Gefühl, das mich unwiderstehlich zu den Gegenständen im Glasschrein zog, viel stärker. Ich legte das wunderschöne Schwert zurück und nahm die Krone zur Hand. Nun konnte ich nicht mehr schweigen. „Das ist eine wahrhaftige Königskrone!" rief ich aus, und ich hörte meinen Freund, der sagte: „Der sie getragen hat, war einige Monate König; er nannte sich den universalsten aller Könige, und keine Königsgeschichte ist so seltsam wie die seine . . ." — „Ein deutscher König?" fragte ich noch. Und ich hörte meinen Freund antworten: „Er lebte in Deutschland . . . im Westfalenland . . ." Ich betrachtete die herrliche Krone immer schärfer, eilte damit unter das Licht und las: „DEN KONINCK VAN DEN NEUEN TEMPEL" auf der einen Seite und auf der andern Seite: „VOR EEN EXEMPEL." Während ich sprachlos und mit einem befremdenden Gefühl der Angst die Krone in der Hand hielt und sie nun mit starrem Blick, ohne zu sehen, betrachtete, fühlte ich, daß mein Freund mir die Krone

abnahm und mir den Goldpfennig in die Hand legte.

Oh, der schöne, junge Mann ... Oh, das herrliche Menschenantlitz ... Ich schauderte ... vielleicht gar vor Genuß ... oder war es etwas anderes? ... großer Gott, ich weiß es nicht! ... als ich das Bildnis immer genauer betrachtete ..., das Bildnis meines merkwürdigen Landsmannes, des seltsamen, geistreichen, wagemutigen, unglücklichen Königs der Wiedertäufer, des Gründers des „Neuen Jerusalem", des Nachfolgers des Königs David, der wie seine biblischen Vorfahren der Meinung war, daß jeder Mann einen Harem unterhalten müsse ..."

„Jan van Leyden", sagte mein Freund.

„Ja", nickte ich ... „ja ..." Und ich las die Inschrift: „JOHAN VAN LEYDEN, KONINCK DER WEDERDOPER THO MÜNSTER."

„König von 1534 bis 1535", fuhr ich fort ...

„... und im Jahre 1536 Märtyrer für seinen Glauben", setzte mein Freund hinzu ...

Ich sah zu ihm auf und bemerkte abermals jenes mich so wunderlich herausfordernde Lächeln ... Ich hätte in diesem Augenblick meinen Freund vernichten können ... Er ließ sich in einem Polsterstuhl nieder und ruhte ... Es folgte eine Stille, die mir unglaublich viel wohltat. Es schien, als ob sich das Fieber, das mich verzehrte, seit ich die Gegenstände in dem Glasschrein berührt hatte, verminderte. Ich atmete freier, und während noch immer meine Finger Schwert, Krone und Münze betasteten, dachte ich an Jan van Leyden — den holländischen Schneidergesellen Bockold, der in Münster Hauptprophet und König ward ... Ich dachte daran, wie er selbst durch seinen so bewundernswürdigen Witz gespielt hatte mit dem schrecklichen Bibelwort: „Der sich erhöht, wird erniedrigt; der sich erniedrigt, wird erhöht werden" ... wie er, zu Münster selbst, wo er so oft mit großem Pomp auf dem Marktplatz erschien, im Verlaufe einer Stunde mit glühenden Zangen gefoltert und dann getötet ward; wie sein armer, geschändeter Leichnam in einen eisernen Kasten eingeschlossen und aufgehängt ward ... großer Gott ... VOR EEN EXEMPEL ... wie können Worte nur so wiederkehren? am Turme der St. Lambertuskirche, dem höchsten zu Münster, nachdem man den unglücklichen König wie ein fremdes Tier von Burg zu Burg und von Schloß zu Schloß geführt hatte, bloßen Hauptes und mit nackten Füßen, gehend zwischen zwei reisigen Kriegsknechten zur Verlustierung und Zerstreuung der sehr christlichen Herren Grafen, Barone und Bischöfe ...

„Am 23. Januar des Jahres 1536", sagte ich, und mein Freund antwortete:

„An diesem Tage wurde Jan van Leyden hingerichtet zu Münster ..."

Wie seltsam doch ... Woher hatte ich dieses Datum? ... Ich weiß bestimmt, daß ich von der Geschichte des unglücklichen Königs der Wiedertäufer nur die allgemeinen Tatsachen kannte, daß ich keine Einzelheiten erzählen konnte ... daß ich ganz gewiß keine Daten ... auf den Tag genau ... anzuführen wußte ...

„Er zählte damals achtundzwanzig Jahre", fuhr mein Freund fort, der, flüchtig lächelnd, während ich vor Grauen zitterte bei dem Gedanken an diesen frühen und entsetzlichen Tod und vor mir nochmals das Bild dieses jungen, schönen Mannes mit dem so geistreichen Gesicht aufsteigen sah ... aufstand, auf eine kleine Büchersammlung zuging und daraus ein altes und in Kalbleder gebundenes Büchlein nahm, das er mir zeigte: „Wahrhafftige historie, wie das Evangelium zu Münster angefangen, und darnach durch die Widdertäuffer verstöret und wider auffgehört hat. Darzu die gantze handelung derselbigen buben, vom anfang bis zum ende, bei des inn geistlichen und weltlichen stücken, vleissig beschrieben, Durch Henricum Dorpium Monasterienses. Matth. XV. Alle plantzung die mein himlischer Vater nicht gepflanzt hat, sol ausgerottet werden. M.D.XXXVI."

„Hast du irgendwelches Interesse daran," fragte mein Freund, „die Namen derer zu kennen, die neben dem König Königinnen und die Frauen des schönen Königs waren, die, gefesselt und fortgeschleppt, auf den Vorwurf, daß er Frauen nahm, zu antworten wußten: „Nein, nicht Frauen, Mädchen ..."

„Lies", sagte ich. Und mein Freund antwortete, während immerfort dasselbe Lächeln um seinen Mund spielte ... immer dasselbe herausfordernde Lächeln ... Ach, warum, warum war doch dieses Lächeln so unbeschreiblich herausfordernd? ... Wer kann



darauf eine Antwort geben? Jetzt noch, während ich diesen Brief schreibe, fühle ich, wie herausfordernd das Lächeln des allerbesten der Freunde war, des teilnahmsvollsten Menschen, den ich je gekannt habe, und noch ebenso schrecklich wie damals empfinde ich die Angst um das Rätsel dieses Herausfordernden in diesem freundlichen Lächeln . . .

„Die erste und am meisten geliebte war vielleicht das schönste Weib, das damals in Münster lebte, die Tochter eines Brauers aus Haarlem, die Witwe Jan Matthiesens, Hauptpropheten der Wiedertäufer und gefallen vor dem Feinde . . . die andern sind Maria Heckers, Anna Laurenz, Anna und Katharina Ueberweges, Elisabeth Gewandscherers, Klara und Anna Knipperdöllings, die Töchter von des Königs Scharfrichter und Herzog Bernhard Knipperdollings, Elisabeth Tregers, Margareta Morsonne, Christine Röde, Katharina Milinges, Engele Kirckeringk, Anna Kippenbrogs, Margareta Grolle und weiter noch eine, nur unter dem Namen Elisabeth bekannt . . ." Dann schlug Dr. Bendorff das Büchlein an einer anderen Stelle auf und las das Ende und die unmenschlichen Folterqualen Jans van Leyden . . .

Ich hörte diese Vorlesung mit sehr wunderlichen Gefühlen an, die ich nicht weiter beschreiben kann. Ich kenne sie nicht, kann sie mit nichts vergleichen und habe nirgends bei jemanden von diesen Gefühlen etwas gelesen. Vielleicht bin ich der einzige Mensch, der solches gefühlt hat . . . Ich weiß es nicht . . . Ich weiß nur das, daß es gut war, großer Gott, für ihn und für mich . . . für mich . . . daß der beste der Menschen, mein lieber, herzensguter Freund Dr. Bendorff während der ganzen Zeit der Vorlesung . . . wie scharf beobachtete ich doch alle Bewegungen seines Gesichts . . . nicht einmal lächelte.

Inzwischen war es sehr spät geworden. Mein Freund stand auf, wünschte mir gute Nacht und verließ das Zimmer, ohne den Glasschrein zu verschließen, der ebenso seltsame wie kostbare Gegenstände enthielt, und auch ohne, Gott sei Dank, zu begreifen, wie nahe er seinem Tode und ich . . . o unbegreifliches Verhängnis . . . einem namenlosen Verbrechen und riesengroßer Schande gewesen war . . .

Ich fühlte gar keine Lust, in mein Bett zu gehen. Ich war ja so wunderlich. Ich erinnere mich nicht, jemals vorher so gewesen zu sein. Ich nahm das Büchlein an mich, das Dr. Bendorff auf dem Tische hatte liegen lassen, und mich in einem Sessel niederlassend, fing ich an zu lesen über den Ursprung der Wiedertäufer, in die ich plötzlich ein erstaunliches Interesse setzte. Ich weiß nicht, ob ich lange gelesen habe. Ich weiß nur, daß ich aus etwas geweckt wurde . . . etwas, das kein Schlaf war . . . kein Schlaf . . . geweckt von Dr. Bendorff, der mich mit besorgtem Gesicht betrachtete und der, ein unerklärliches Geräusch vernehmend, auf mein Zimmer gekommen war, wo er mich gefunden hatte, aufgerichtet und tanzend, das Schwert Jans von Leyden in der Hand . . .

Schlaf war es nicht, sage ich Ihnen, aus dem ich geweckt worden war . . . und daher war er auch kein Traum, was ich gesehen hatte . . . Kein Traum . . . sondern eine Vision . . . Ich war in einer fremden Welt gewesen . . . Und jetzt noch . . . jetzt noch . . . ärger als damals . . . verfolgt mich die Vision . . . Ich habe keine Ruhe mehr . . . Wer erklärt mir die Bedeutung meiner Vision und meiner Entdeckung? Wer? . . .

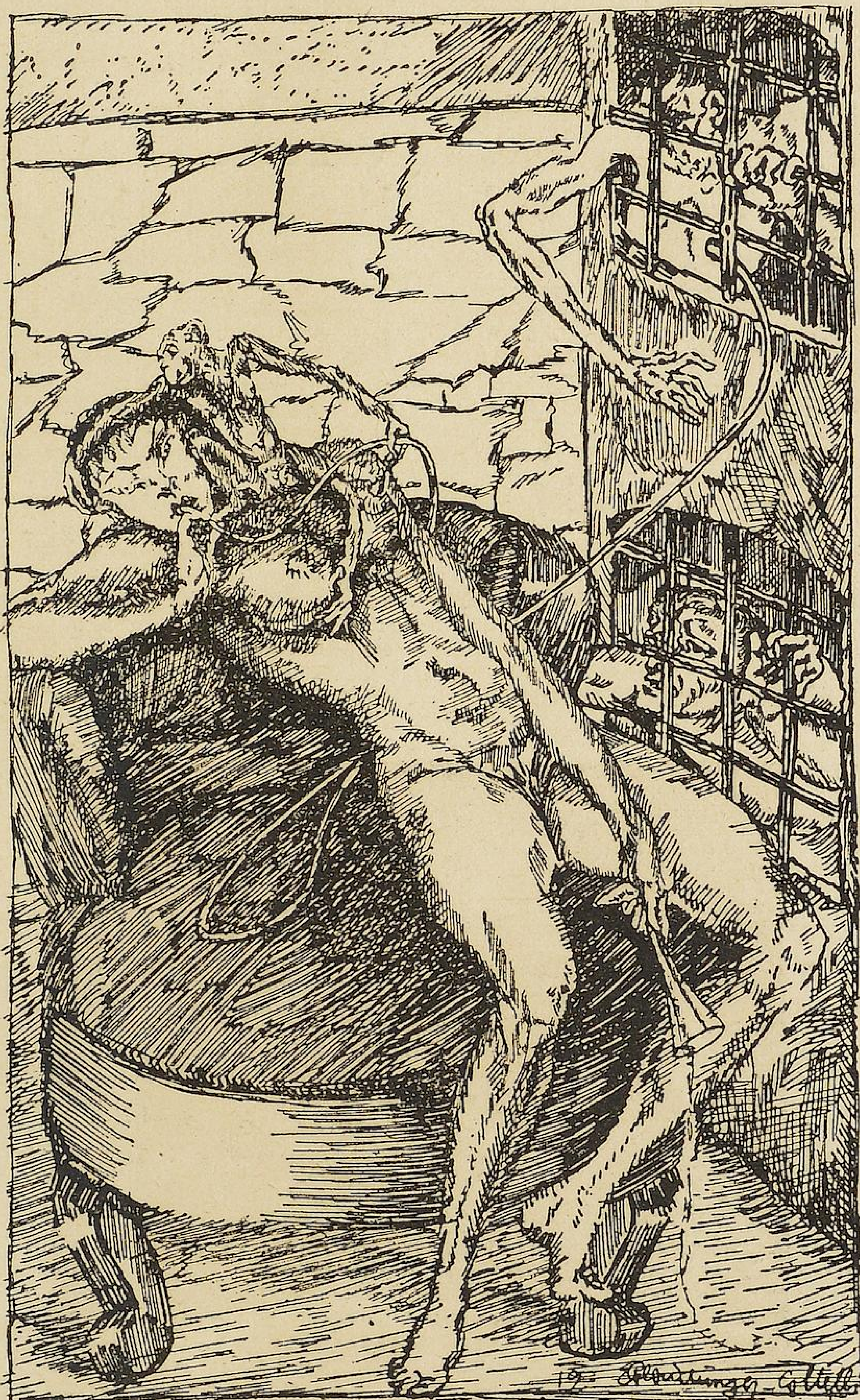
„Wie bleich du bist . . . Wie bleich du doch bist", hörte ich den besten und den besorgtesten aller Menschen sagen . . . während sein gütiges und schönes Gesicht unruhevoll über das meinige gebeugt war . . . — Wie ist es nur möglich gewesen, daß ich diesen Mann ermorden wollte, noch kurz vorher? . . . — „Du bist ja totenbleich . . . Soll ich dir etwas zu trinken holen?"

„Nein", sagte ich . . . Oh, vergessen tue ich nichts von allem, was in jener seltsamen Nacht vorgefallen ist . . . Jede der Tatsachen von damals nehme ich in meiner Erinnerung mit bis vor den Richterstuhl des Allerhöchsten, trage ich durch alle Ewigkeiten. . . . — „Höre . . . Höre . . ."

Und vor Angst und Entsetzen flüsternd fing ich an zu erzählen:

„Ein großer freier Platz . . . Bis dahin hatte ich den Marktplatz von Münster nicht gesehen, seitdem habe ich Münster besucht, und ich muß gestehen, daß ich den Marktplatz von Münster, den ich damals nicht kannte, in meiner Vision gesehen habe . . . Er war nicht mehr, wie er jetzt ist, oder vielmehr er war noch nicht, was er jetzt ist. Er war ganz genau, was er zur

Zeit der Belagerung von Münster gewesen war unter der Königschaft Jans van Leyden ... Auf diesem freien Platze Tausende von Menschen, die tanzten ... die ganz begeistert tanzten ... Dann kam ein wunderschöner Zug ... Ein junger, wunderseltsam herrlicher Mann mit bewundernswürdigem Gesicht, gekleidet in ein zierliches Königsgewand und gefolgt von andern Herren, erschien auf diesem freien Platze, und mit den Zeichen der tiefsten Ehrfurcht und untertänigsten Anhänglichkeit machte das tanzende Volk vor dem schönen Mann und seinem Gefolge Platz, jedoch ohne einen Augenblick das Tanzen zu unterbrechen... Der schöne Mann lächelte ... Nach den Herren kamen sechzehn junge Frauen ... die schönsten, die je ein Menschenauge zu sehen und zu bewundern bekam ... Herrliche Bilder lebender Jugend und lebender Liebe ... Auf dem freien Platze nahmen die unbeschreiblich schönen Frauen Platz um den schönen jungen Mann, und das tanzende Volk winkte mit den Händen. Ich sah auch, daß die tanzenden Menschen etwas riefen, wahrscheinlich einen Willkommgruß, denn der schöne junge Mann lächelte noch heiterer und schien noch glücklicher. Aber ich konnte nicht hören, was sie riefen ... Ich bemerkte nur, daß die Tanzenden noch heftiger ins Tanzen kamen, gleichsam angefeuert zu wildem Tanz durch die Anwesenheit des schönen jungen Mannes und der herrlich schönen Frauen ... Dann wendete der schöne junge Mann sich zu einer der Frauen seines Gefolges. Sie war die Schönste nicht, aber ihre Schönheit war noch so groß, und so blühend war ihre Jugend, daß wer sie einmal gesehen hatte, sie nimmermehr vergessen konnte ... Auf ihrer Stirne waren die unverkennbaren Zeichen des edelsten Charakters zu finden. ... Sie antwortete ... aber ich konnte nicht hören, was sie sagte ... Aber was sie sagte, muß sehr wichtig gewesen sein, denn wie auf einen Zauberschlag standen alle Tänzer still und hörten zu, und die Überraschung über das, was sie hörten, war so groß, daß sie regungslos stehen blieben in der Haltung, die sie hatten, als sie die Worte hörten, die sie mit solchem Erstaunen erfüllten. Dann kehrte der junge schöne Mann sein Gesicht den Tänzern zu, und plötzlich, wie durch ein Wunder, fing der Tanz von neuem an und noch wilder als zuvor ... Es war deutlich, daß viele Münder etwas riefen ... Aber ich konnte nicht hören, was sie riefen ... Der junge schöne Mann war aufgesprungen, hatte die Frau am Arm gefaßt und riß sie in die Mitte der Tänzer, die voller Ehrfurcht zur Seite wichen. Den andern Frauen gab er Zeichen, daß sie folgen sollten ... was sie sogleich taten. Nur durch die Kraft seiner Hand zwang er die junge Frau, niederzuknien, und alle andern knieten in weitem Kreise um sie, während immer wilder der Tanz fortgesetzt wurde durch eine Menge, die alle Besinnung verloren zu haben schien ... Dann zog der junge schöne Mann sein kostbares Schwert aus der Scheide ... es funkelte im wunderschönen und klaren



E. Plaichinger-Coltelli / Vampyr

Sonnenlichte ... — und es ausstreckend, gebot er Stille ... Das Tanzen hörte auf ... und wieder blieben die Menschen in den Haltungen stehen, die sie hatten, als das Wort des jungen Mannes ihre Ohren traf ... Ich vernahm kein Wort ... Ich sah nur, wie er sein Schwert erhob, wie das Sonnenlicht blitzte in der Spitze der schrecklichen Klinge, als leuchtete dort ein Edelstein ... und wie es dann niederfuhr auf die junge Frau, deren herrliches Haupt mit einem Schlag von dem vollkommen schönen Rumpfe getrennt ward ... Die Tänzer blieben regungslos, und bleich vor Schrecken sah ich alle Gesichter, die der schönen Frauen, die um die herrliche Tote knieten, und die der Tänzer, die einen Augenblick zuvor noch rot und heiß von dem wilden Tanz gewesen waren ... Dann begann bei der armen blutenden Leiche der junge schöne Mann zu tanzen, sein Schwert schwingend, und ... und als er auf die Menge schaute, tanzte sie mit ihm ... in immer schneller werdendem Tempo. ...

„Aber ich habe gemeint, du tanztest selbst ...", sagte Dr. Bendorff.

„Nein," sagte ich, ... „so ist es nicht ... Ich habe das Gefühl, daß ich diese arme Frau gegen die Gewalttat des schönen jungen Mannes schützen sollte ... Daß ich ihm sein Schwert nehmen sollte, damit er keine Übeltat begehen könne ..."



„Und du sitzest hier mit dem Schwerte Jans van Leyden in der Hand?" Dann schwieg er einen Augenblick, dachte nach, und zur Büchersammlung gehend, nahm er dort ein sehr kleines Büchlein, er zeigte es mir, und ich las: „Die Wiedertäufer in Münster, Geschichte des Schneider- und Schwärmer-Königs Jan van Leyden, Anno 1535 von August Ludwig von Schlözer, 1784." Er zeigte mir das Büchlein und suchte einen Augenblick. Dann las er zu meinem allergrößten Befremden: „Eine von den Königinnen, die Else Gewandscherers, sagte hierbei einst: sie glaubte nicht, daß das Gottes Wille wäre, daß man das arme Volk so totschmachten ließe; da sie selbst doch noch alles im Überfluß hätten. Der König nahm die arme Else; führte sie samt seinen andern Weibern auf den Markt; hieß sie niederknien, die anderen Weiber um sie herum; holte das Richterschwert und hieb ihr den Kopf ab, bloß weil sie obiges gesprochen und mit dem armen Volke Mitleid gehabt. — Dann, mitten auf dem Markt, hob der König einen Tanz an, und alles Volk tanzte mit schwerem Herzen und leerem Magen, denn es hatte nichts mehr zu essen ..."

Aber wie, mein Herr, würde auch Ihr Befremden sich nicht in keine Ruhe lassendes Entsetzen verwandeln, wenn Sie, getrieben durch Ihr Verhängnis, das sie zur Lösung des Rätsels Ihres Lebens zwingt, bei einer Untersuchung nach dem Ursprung Ihrer Familie, geschrieben schwarz auf weiß von dem gewissenhaftesten und genauesten Forscher, den Beweis erhielten, daß die Mutter eines Ihrer bedeutendsten Vorfahren gewesen ist Elisabeth Gewandscherers, Königin von Münster durch Verehelichung mit dem König Jan van Leyden.

Ich will hier nicht denken an die armen Völker, die, hungernd nach Recht und mit leerem Magen, tanzen müssen nach dem Willen in- und ausländischer demokratischer oder anderer Despoten. Ich drücke hier nur den herzlichen Wunsch aus, daß alle Menschen mit Gottes Hilfe befreit bleiben mögen von dem Schrecklichsten, das es gibt ... einige Augenblicke zu leben in einer Welt, die nicht die unsrige ist ... Despoten jeder Art kann man vertreiben durch Einigkeit und Liebe von Mensch zum Menschen, aber die Unruhe und die Angst, die man von dort mitbringt, bleiben bei dem Menschen bis auf seinen letzten Tag ... und ich meine, bis vor den Richterstuhl des Allerhöchsten ...

Gott sei uns allen gnädig ...""

DAS WACHSENDE BEIN

Von Ernst Grau-Berlin

Es war einmal . . .

Doch so fangen Märchen an. Und diese Geschichte ist ganz gewiß kein Märchen. Spricht sie doch in blutigem Ernst, nicht zum ersten und nicht zum letzten Male davon, wie Dummheit, Mißgunst und Neid sich dem Höhenflug eines genialen Menschen entgegenstemmten, seinen Genius in dem engen Kreise blöden Philistertums zu Fall bringend.

Ein solch trauriges Schicksal war auch dem jungen Mediziner Dr. Siebenhüner beschieden.

Seit Jahrzehnten schon thronten in den geheiligten Hallen der kleinen Alma mater dieselben grauhaarigen, verzopften Professoren, immer und ewig von neuem wieder an ihren von Staub und Spinnweb überzogenen Lehrsätzen herumkauend; jedem Fortschritt abhol d

Der junge Herzog Rüdiger, an die Regierung gekommen, wollte auch hier Wandel schaffen. Und so berief er denn den Jugendfreund, den lebensfrischen, aufstrebenden Studiengenossen Dr. Siebenhüner hierher und setzte ihn auf den Lehrstuhl für Chirurgie.

Zum Entsetzen der andern, die ihm öffentlich wohl freundlich entgegenkamen, innerlich ihn aber in den Hades wünschten, wo er am tiefsten ist. Doch ihn focht das nicht an. Fröhlich gab er sich der selbstgewählten Wissenschaft hin. Kümmerte sich den Teufel um seine zopfwackelnden Kollegen und ihr Gezischel.

Denn die wußten gar wohl, daß Siebenhüner in der Einsamkeit seines Studierzimmers mit geheimnisvollen Experimenten hantierte. Neidgepaarte Neugier lauerte in allen Ecken.

Und dann eines Tages stand die Menschheit vor einer großen Sensation. Vor einer neuen Erfindung, so groß und gigantisch, daß sie das ganze Gebiet der Chirurgie zu einem bedeutungslosen Nichts zu machen drohte.

Dr. Siebenhüner hatte ein Präparat entdeckt, mit der geheimnisvollen Kraft ausgestattet, fehlende Gliedmaßen nachwachsen zu lassen.

Seine Kollegen in all ihrer jämmerlichen Spießbürgerlichkeit sahen nicht den Fortschritt, sahen nur den Erfolg, den ein anderer, ein Jüngerer sich unberechtigterweise erkämpft hatte. Und das durfte nicht sein. Ehre, wem Ehre gebührt. Aber immer hübsch der Reihe nach. So dachte ihr Zopf.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Professor Stümpelfinger zog seinen eisgrauen Vollbart durch Daumen und Zeigefinger, düstere Falten auf der Stirn, seine drei Kollegen mit finsteren Blicken durchbohrend. Er hatte sich zu einem fürchterlichen Entschluß durchgekämpft.

„Meine Herren, Sie können schweigen?"

Die andern beteuerten. Mit Verschwörermienen.

„Und Sie sind auch der Meinung, daß diesem neuen Heilverfahren ein Ende gemacht werden muß?"

Die andern nickten. Wie Femrichter ein „Schuldig" sprechen.

„So hören Sie meinen Plan."

Die andern rückten näher. Sie vernahmen Ruchloses.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Nach einigen Tagen.

„Meine Herren, Ihre Anerkennung freut mich. Meine Erfindung wird der Menschheit ein Segen sein."

„Sind Sie dessen so sicher, Herr Kollege?" Professor Stümpelfinger warf die tückische Angel. Der andere biß an.

„Aber Herr Professor! Mein Experiment bewies doch zur Genüge . . ."

„Mag ja sein. Ob aber das Präparat im menschlichen Körper gleiche Wirkung hat?"

„Unzweifelhaft, Herr Kollege!"

„Beweise, junger Freund. Beweise! Wer gibt heutzutage seinen Körper für solche Experimente her?"

„Ich selbst, wenn es sein muß!" Begeisterung entlohte diesen Worten.

Die Hölle lachte Triumph. Spielte aber Erstaunen.

„Sie selbst wollen der Wissenschaft dieses Opfer bringen? Welcher Ruhm wird sich auf Ihre Schultern senken, junger Freund. Doch ich nehme Sie beim Wort . . ."

Und das Wort ward gehalten.

In seiner eigenen Klinik lag Dr. Siebenhüner, und Professor Stümpelfinger hatte ihm soeben

das rechte Bein am Oberschenkel amputiert. Noch nie hatte er bei einer Operation mit solcher Wollust das Messer geschwungen.

Nun folgte das Experiment. Hochangesehene Kapazitäten der Wissenschaft, ehrwürdige Köpfe mit weltberühmten Namen aus aller Herren Ländern umstanden das Bett des Entdeckers. Alle in fieberhafter Erregung. Jeder fühlte, daß er eine historische Stunde erlebte.

Dr. Siebenhüner, aus der Narkose erwacht, nahm die Spritze, die Injektion selbst auszuführen. Selbstsicher, wie ein Mann, der sich seines Erfolges unbedingt gewiß ist. Die Blicke der andern umklammerten seinen Beinstumpf, starr, atemlos. Ihre brillenbewehrten Augen schienen sich zu weiten, denn jetzt konnte man ganz deutlich wahrnehmen, wie sich der Beinstumpf mit der Langsamkeit eines Uhrzeigers verlängerte. — Nach Verlauf einer Stunde war er um fünf Zentimeter gewachsen.

Freudig nahm Dr. Siebenhüner die Glückwünsche der Zuschauer entgegen. Das Wachsen verursachte keinerlei Schmerzen, versicherte er ihren vielen Fragen. Nur eine seltsame Müdigkeit mache sich bemerkbar. Er bat deshalb die Herren, ihn allein zu lassen, am andern Morgen würde er sie mit zwei gesunden Beinen im Hotel aufsuchen. Die vier Verschwörer tauschten einen Blick. Finsterglühend wie tükkische Krater.

Professor Stümpelfinger hatte eine schlaflose Nacht. Ein schwerer Traum lastete auf ihm. Er hatte ein Elixier erfunden, mit dem er sich unsichtbar machen konnte. An sich selbst hatte er es erprobt. Und dann hatte ihm ein neidischer Kollege das Gegenmittel entwendet, so daß er verurteilt war, zeitlebens unsichtbar durchs Leben zu gehen. Da fuhr er auf. Die Türglocke schrillte gellend durchs Haus. Sicher bedeutete das nichts Gutes. Dann öffnete er. Die Schwester aus Dr. Siebenhüners Klinik stand vor ihm.

„Um Gotteswillen, Herr Professor, Sie müssen sofort mit mir kommen. Das Bein des Doktors wächst seit einigen Stunden wie rasend. Wir haben schon ein zweites Bett anbauen müssen."

Vor Aufregung versagte ihr die Stimme. Der Professor zog sich an. Beide gingen. Auf der Straße dämmerte schon der Morgen.

Ein seltsames Bild bot sich in der Klinik. Das Bein des im Bett Liegenden war inzwischen weiter gewachsen. Längst hatte es im Zimmer keinen Platz. Man hatte es schon auf die Fensterbank gelegt. Da wuchs es nun ins Weite.

Der Doktor war verzweifelt.

„Sie müssen mir helfen, Kollege. Ich werde sonst wahnsinnig. Man hat mir das Gegenpräparat gestohlen, und nun wächst das Bein ins Endlose. Laufen Sie in mein Laboratorium. Dort finden Sie die Formel, nach der Sie das Präparat zusammenstellen können. Aber gehen Sie, jede Minute ist kostbar!"

Der Professor erholte sich langsam aus seiner Bestürzung. So entsetzlich hatte er sich die Folgen seiner unheilvollen Tat nicht vorgestellt. Ihm schwindelte. Doch es galt zu handeln. Zu retten, was sich noch retten ließ. Also gab er atemlos Anweisung, den Patienten aus seiner unbequemen Lage zu befreien und draußen im Garten aufzustellen. Dann stürzte er ins Laboratorium. Hier stieß er auf Professor Krakenberger, seinen Mitverschworenen.

Sie sahen sich in die Augen. Mit einem



Schmidtbauer / Die Beschwörung

Blick, der fürchterliches Geschehen kündete. „Du hast die Formel . . .“ Stümpelfinger schrie, brüllte es. Wahnsinn tobte aus ihm.

„Verbrannt!“ sagte der andere dumpf. Er hatte ganze Arbeit gemacht.

„Das . . . das . . .“, der Anstifter würgte an einer Entgegnung. Doch die Kehle war ihm wie ausgebrannt. Kein Wort kam heraus. So sehr er auch zerrte, um sich Luft zu machen. Wie leblos fiel er zu Boden.

Wieder zu sich gekommen, wankte er zu dem Patienten hinaus. Doch dieser war schon so hoch gewachsen, daß man seine Stimme nicht mehr hören konnte. Er warf deshalb Zettel aus seinem Notizbuch hinunter, auf denen er versuchte, die Formel aus dem Gedächtnis zusammenzustellen.

Doch es gelang ihm nicht mehr. Eine solche Stunde der Erleuchtung ist dem Menschen nur einmal gegeben.

Inzwischen wuchs das Bein weiter. Das Haupt des unglücklichen Doktors war längst in den Wolken verschwunden. Um das am Boden stehende Bein hatte man einen Zaun gezogen. Der Hunde wegen.

Stümpelfinger nahm Gift.

Dr. Siebenhüner brach eines Tages zusammen. Sein Kopf war im luftleeren Raum angelangt . . .



DAS TREIBHAUS

WUNDERLICHES UND ABSONDERLICHES

Der nachmalige Kaiser Karl IV. hörte als 19jähriger Jüngling in seinem durch Feuer und Licht erleuchteten Gemach etwas Unsichtbares hin- und hergehen. Einer der im gleichen Zimmer schlafenden Ritter, Busko, stand auf Geheiß Karls auf, schürte das Feuer heller, steckte mehr Lichter an und leerte einen Humpen. Plötzlich wurde nun dieser, wie Karl und Busko sahen, von unsichtbarer Hand über das Bett des Ritters hinausgeschleudert, von einer Wand zur anderen, wo er heftig abprallte und zu Boden fiel. Karl IV. führt diese Wahrnehmung in seiner Selbstbiographie an.

*

Das unheimliche Bild von Lissa. Im Schlosse von Lissa in Pr.-Schlesien hängt das Bild eines Ritters Horaz von Forno, der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verstorben ist und wegen angeblicher Spukerei später ausgegraben und über der Gemeindemarkung eingescharrt wurde. Dieses Bild kann nicht von seiner Stelle im Schloß entfernt werden, ohne daß der größte nächtliche Spuk beginnt.

*

Der Spuk im Kloster Maulbronn. In den Jahren 1659 bis 1660 spukte es in dem Kloster Maulbronn bei dem evangelischen Prälaten Schlotterbeck gewaltig. Der Spuk fing mit Werfen der verschiedensten Gegenstände vom Dach und durch die Fenster an. Schwere Gegenstände fielen, sobald sie die

Fenster passiert hatten, nicht auf die Erde herab, sondern schwebten langsam auf dieselbe nieder. Es blieb fast nichts an seiner Stelle; mehrere Male brach Feuer aus. Das Haus wurde erschüttert, und der Spuk mischte Unflat in die Speisen. Eine Militärabteilung und eine fürstliche Kommission, die in die Abtei geschickt wurden, konnten nichts entdecken.

*

Das gespenstische Steinwerfen auf Java. Das mysteriöse Steinewerfen fand im Jahre 1831 in der Wohnung des assistierenden Residenten van Kessinger in den Preanger Regentschaften statt. Ein wahrer Steinregen fiel dort während 16 Tagen von morgens 5 Uhr bis abends 11 Uhr, in und bei der Wohnung zu Sumadan. Der Generalmajor A. V. Michiels und zahlreiche andere einwandfreie Personen treten für die Wahrheit ein. Unter anderen versichert der General, daß er sich mit dem im später erwähnten Rapport genannten Kinde allein im Zimmer einschloß, während niemand von außen, selbst in einiger Entfernung vom Haus, zugelassen wurde. Er setzte sich mit dem Mädchen in der Wohnung auf einen Stuhl gegen die Wand und nahm so das Fallen der Steine während verschiedener Stunden wahr. Die Steine kamen in größerer Menge, wenn seine Gedanken auf das Mädchen gerichtet waren; sie fielen senkrecht in ihrer Nähe nieder, doch verletzten und trafen sie es niemals. Das Mädchen zeigte keinerlei Verwunderung oder Furcht. Der General war ein Beobachter, der sich nicht durch bloßen Schein betrügen ließ, und ein bei allen Menschen hochgeschätzter, aufrichtiger Mann. Dies der Rapport:

„An Seine Exzellenz den Generalgouverneur (ad interim) von Nederl. Indien.

Am 4. Februar 1831, dem ersten Tage des javanesischen Monats Pocassá, von einer Inspektion nach Hause kehrend, bemerkte ich auf einige Entfernung von meinem Haus, daß es von einer großen Menge Leuten umringt war. Nicht wissend, was dies bedeuten sollte, erzählte mir meine Frau, als ich heimgekehrt war, daß im innern Zimmer und in der Galerie Steine fielen, ohne daß jemand sehen könnte, von woher sie kamen. Als ich das hörte, wurde ich etwas zornig und sagte, daß ein Mensch mit gesunden Augen doch sehen könnte, durch wen diese Steine geworfen würden. Ich setzte mich nun mitten in die innere Galerie, wo die größte Menge dieser Steine fiel, überzeugte mich jedoch bald, daß dies nicht durch Menschenhände geschehen konnte, weil die Steine bisweilen senkrecht dicht vor meine Füße herniederfielen, ohne sich weiter fortzubewegen und ohne daß jemand in meiner Nähe war. Ich untersuchte die Bretter der Überdachung, eines nach dem andern, und fand, daß sie alle fest ohne die geringste Öffnung nebeneinander lagen. Ich ließ nun alle Leute, die in der Nähe des Hauses wohnten, auf einen freien Platze sich versammeln und durch Polizeidiener bewachen. Nun begab ich mich, nachdem ich alle Türen und Fenster verschlossen hatte, allein mit meiner Frau ins Haus. Allein jetzt war es noch viel schlimmer. Die Steine kamen von allen Seiten angeflogen, so daß ich bald gezwungen war, die Türen und Fenster wieder zu öffnen. So hielt es 16 Tage lang an; auf einen Tag fielen wohl tausend Steine, unter welchen sich 9 Pfund schwere befanden. Das Steinewerfen fing meistens um 5 Uhr morgens an und dauerte bis ungefähr 11 Uhr nachts. Den Umstand, daß die Steine meistens in der Nähe eines eingeborenen elfjährigen Mädchens niederfielen, ja dieses Kind zu verfolgen schienen, übergehe ich mit Stillschweigen, weil es nichts zur Sache tut und dieser Rapport zu groß werden möchte. Zur Bestätigung des oben Beschriebenen lasse ich einige Namen glaubwürdiger Personen folgen, welche dem Fall immer oder periodisch beigewohnt haben und welche bereit sind, ihre Aussagen unter Eid zu bekräftigen.

Michiels, damals Lieutenant-Kolonel, Adjutant,

Ermantinger, Exinspektor der Kaffeekultur,



M. L. Mammen

Dornseiff, Wirt zu Sumadan,
Dorn, Metzgermeister,
Adi Pathé Soerie Laga, Exregent,
Tommagong Soeria di Laga, damals Pathé und gegenwärtig Regent von Sumadan,
Soema di Laga, Hauptdjaksa.
Die beiden Hauptpanghoeloes, wie auch unterschiedene Distriktsobersten und die Direktoren der Passeerbahn.

Batavia, 30. Dezember 1831.

(gez.) van Kessinger,
Assistent-Resident zu Sumadan
in den Preanger Regentschaften.

Für gleichlautende Abschrift:
(gez.) J. van Swieten.

PHANTASTISCHE BÜCHER

An dieser Stelle zeigen wir an und besprechen neuere und ältere phantastische Literatur, graphische Blätter, Werke unserer Mitarbeiter usw.

Oskar Panizza: „Visionen der Dämmerung", bei Georg Müller, München 1914. Selten sind dichterische Werke so absolut reine Destillate aus dem Wesen des Menschen, der sie schrieb, gewesen wie die Panizzas, dessen Lebensgang man aus jeder Zeile fühlt, die er schuf. Nur ein Philosoph, Satiriker von unerbittlichstem Maß, Dichter, Irrenarzt und schließlich selber Irre, konnte diese unerhört genialen Werke schreiben, die einem Sinn und Hirn verwirren, die Gedanken in teuflischem Wirbel jagen und alles Wirkliche verzerren und verschieben, daß einem Gesichte werden, die nur denen vergleichbar sind, die uns in schwersten kranken Träumen oder in beginnender Narkose überfallen. Und dennoch wieder da ein Wort, dort eine Seite oder gar eine ganze Arbeit voll hinreißender Schönheit und — wie in der wahnsinnigen, unerhörten Dichtung „Liebeskonzil" — voll unleugbarer Größe. Daneben aber Schreie wie die einer reißenden Saite, Geschmackloses, Irres, Unkünstlerisches in krausem Durcheinander. Und dennoch ein Genie, freilich von des Satans Gnaden, der dem, der sich ihm mit Haut und Haar verschrieben hatte, zum höllischen Dank Verstand und Seele raubte und das armselige Überbleibsel von Fleisch und Knochen in den großen Topf warf, in dem Genies so häufig landen — verkannte und wirkliche — ins Irrenhaus! Cz.

Eingesandte Bücher.

Adolf Ledwinka: „Unter Sternen". Gedichte. Verlag Leykam, Graz.

H. P. Blavatzky: „Höllen-Träume". Verlag Max Altmann, Leipzig 1908.

Hilde Hagen: „Menschenland". Ein Buch für den Frieden. Verlag Leykam, Graz 1917.

Shelley: „Frankenstein oder der moderne Prometheus". Verlag Max Altmann, Leipzig 1912.

An unsere Leser! *Mit vorliegendem Hefte schließt das II. Quartal ab. Wir bitten unsere Leser, das Abonnement umgehend zu erneuern, damit in der Zustellung keine Verzögerung eintritt. / Gleichzeitig geben wir bekannt, daß in den Monaten November-Dezember die rückständigen Hefte des laufenden Quartals in Zwischenräumen von ca. 8 Tagen aufgeholt werden.*

Dreiländerverlag.

VORANZEIGE

Im Laufe des Novembers
erscheint im Abonnement das erste Sonderheft des „Orchideengarten" unter dem Titel

„Phantastische Liebesgeschichten".

Dieses Heft erhält einen verstärkten Umfang und wird mit vielen wertvollen literarischen und graphischen Beiträgen Arbeiten von Chevalier Florian, Kasimir Edschmid, Nicolas de Troyes, Leopold Plaichinger, Klabund, Beardsley, Sepp Frank, E. Plaichinger-Coltelli u. a. bringen. Vorbestellungen werden schon jetzt durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag entgegengenommen.

Bemerkungen der Schriftleitung

Das Titelblatt zeichnete Paul Erkens, die Leiste zum Treibhaus Franz Dobias. Berichtigung: Das Titelblatt der letzten Nummer war nicht, wie irrtümlich angegeben, von Otto Linnekogel, sondern von Otto Muck.

Verantwortlich: Für die Schriftleitung *Alf von Czibulka*, München, Für den Anzeigenteil *Hans Eberlein*, München.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur für Österreich: *Hans Hofmann-Montanus*, Wien IV, Viktorgasse 18.
Druck: *Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn.*


RITMÜLLER
GEGR. 1795
FLÜGEL · PIANOS
VON ERSTEN KÜNSTLERN GESPIELT & EMPFOHLEN
W. RITMÜLLER & SOHN G.M.B.H.
GÖTTINGEN
FERNRUF 29
ALLEESTR. 6


Sigurd-Platten
gewöhnlich, ortho u. orthochromatisch lichthoffrei
gleiche Empfindlichkeit
Bezug durch alle bess. Photohandlgn.
RICHARD JAHR
TROCKENPLATTEN-FABRIK
DRESDEN-A. 18

Im 4. Jahrgang erscheint:

DAS REICH

Eine Zweimonatsschrift für
Geisteswissenschaft / Philosophie
Kunst / Politik / Soziologie

Herausgeber:
Alexander von Bernus

Jährlich erscheinen 6 Hefte
Einzelheft: Mark 2.80 / Jahrgang: Mark 15.—

Absicht und Ziel

der Zeitschrift ist, alle Kräfte im Bereich der Geisteswissenschaft wie auf dem Felde des gesamten Kunststrebens zu vereinigen, die eine geistige Zukunft in sich tragen

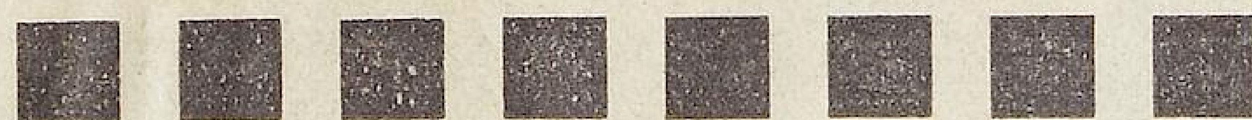
Jedes Heft enthält ein graphisches Kunstblatt

Mitarbeiter:

Alexander von Bernus, Iwan Goll, Hermann Haase, Walter Hasenclever, Jesa d'Ouckh, Klabund, Max Pulver, Rainer Maria Rilke, W. v. Scholz, Hermann Sinsheimer, Rudolf Steiner, Hilde Stieler, Claire Studer, Ernst Uehli, Alfred Wolfenstein u. a.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen
oder vom

Dreiländerverlag / München
/ Leopoldstraße 3 /



WORAN MAN NICHT DENKEN MAG

Ein neuer Roman von

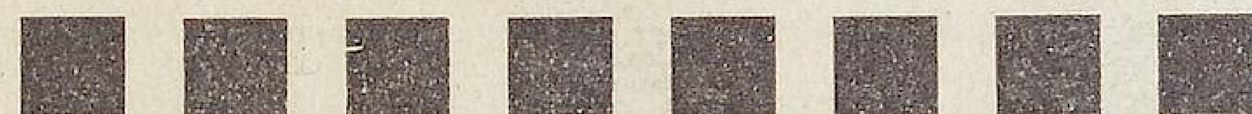
GABRYELA ZAPOLSKA

Preis Mk. 7,— broschiert, Mk. 10.— gebunden.

Ein Anklageroman gegen die moderne Gesellschaft. „Die Darstellung des sittlichen Zornes der anständigen Frau, die als Weib und Mutter schwer gelitten hat, findet Ausdrucksmittel von solcher Kraft, daß eine tiefe Erschütterung des Lesers zurückbleibt.“ Kölnische Zeitung.

Durch jede Buchhandlung erhältlich oder durch
**OESTERHELD & CO / VERLAG
BERLIN W 15**

Gesamt-Prospekt aller Romane unberechnet.



Die Zeitschrift sachlicher und loyaler Politik

Die deutsche Nation
Eine Zeitschrift für Politik

Bezugspreise:
Abonnement: vierteljährlich 3 Hefte M. 4.–
Jahrespreis M. 15.– Einzelpreis des Heftes M. 1.50

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen,
Bahnhofs-Verkaufsstellen und Kioske,
sowie durch den Verlag selbst

Verlag Die deutsche Nation
(Deutsche Verlagsgesellschaft
für Politik und Geschichte m. b. H., Sonder-Konto)
Charlottenburg / Schillerstraße 119

Das Landhaus

Eine literarische Monatsschrift * Herausgeberin Toni Schwabe
Preis vierteljährlich M. 3.50, Jahrespreis M. 12.—

Das Landhaus bedeutet eine Stätte der Ruhe, der Abgeschiedenheit, in der jeder Tageslärm schweigt und statt seiner die Ewigkeitswerte von Kunst und Dichtung herrschen. In diesem Sinn wurde das Landhaus gegründet, mitten im Krieg entstand es, und es hat noch jetzt dieselben Leser und Freunde, die sich dem Namen der Herausgeberin vor vier Jahren angeschlossen. Das Landhaus wird nur nach dem einen Gesichtspunkt geleitet: Wahre Kunst und Dichtung zu bringen, einerlei in welchen Zeiten, oder in den Literaturen welcher Völker sie zu finden sind.

PRESSE-URTEILE

Essener Allgemeine Zeitung: Der Titel dieser Zeitschrift ist ein Symbol, denn es herrschen darin die Stille und die Freude, und was sie bringt, liegt nicht auf lauten Straßen.

Straßburger Neue Zeitung: In feinem Sinn geleitet, knapp, geistvoll und klar . . .

Freiheit: Wir weisen neuerlich auf diese feine, eigenartige Zeitschrift hin, die sich dem Literatenstreit gleich fern hält, wie dem politischen, und ihren Wert darauf legt, nur durchaus wertvolle, selbständige Kunstwerke zu bringen. Diese Zeitschrift ist wirklich aufs wärmste zu empfehlen.

Weimarer Schriftstellerzeitung: Ich fand viel Schönes und Tiefes in diesen Blättern. Was an jüngstem Geist zu Worte kommt, ist geadelt. Toni Schwabe hat eine glückliche Hand.

Augsburger Postzeitung: Vor drei Jahren erschien das erste Heft des Landhaus, nun wächst der vierte Jahrgang heran, breitet sich aus und reift, zusehends fast, wie gesegnete, reife Saat. Schönheit ist Wahrheit, Schönheit ist Ewigkeit. Wer Schönheit pflegt und sucht und weitergibt, wie Toni Schwabe, der mehrt die Kraft und das Licht in der Welt. Ihre künstlerisch feine, literarisch wertvolle und menschlich tiefe Zeitschrift „Das Landhaus“ will und kann jedem, der sie liest, Freude, Erhebung und Bereicherung sein.

Landhausverlag / Jena

DER ORCHIDEENGARTEN

HEFT 13



DREILÄNDERVERLAG · MÜNCHEN · WIEN · ZÜRICH

DER ORCHIDEENGARTEN
PHANTASTISCHE BLÄTTER
HERAUSGEBER: KARL HANS STROBL / SCHRIFTLEITER: ALF VON CZIBULKA

Jährlich erscheinen 26 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft 80 Pf. / für das Vierteljahr 5 M. / durch jede Buchhandlung und durch alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die viergespaltene Millimeterzeile 80 Pf. / NACHDRUCK auch mit Quellenangabe untersagt / VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich / SCHRIFTLEITUNG: München, Leopoldstraße 3 / ÖSTERREICHISCHE VERLAGS- UND REDAKTIONSSTELLE: Wien IV, Viktorgasse 18 / Zuschriften und Einsendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte und Zeichnungen werden nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt.

1919

Der Orchideengarten
Phantastische Blätter
Herausgeber Karl Hans Strobl **Schriftleiter Alf von Czibulka**



Erster Jahrgang **Dreizehntes Heft**

D E R D R E I Z E H N T E

Von Leopold Plaichinger

An den Staatsanwalt
des Bezirksgerichtes Ragusa.

Herr Staatsanwalt!

Schiffsleutnant Hoy ist nicht eines natürlichen Todes gestorben! Ich habe ihn ermordet, ihn unter Umständen ermordet, die Sie mir nicht glauben werden, doch ich finde nicht eher Ruhe, ehe ich nicht mein Schuldbekenntnis abgelegt, ehe ich nicht selbst wider mich Klage erhoben!

Als junger Student lebte ich in Graz, und damals fiel ein Zufall über mich, der Ursache meiner Mordtat wurde. Freunde erzählten mir von einer Wahrsagerin, deren Voraussagungen mit so unheimlicher Bestimmtheit zutrafen, daß bald Hunderte von Menschen ihr zuliefen. Mit der fröhlichen Bosheit eines Zweiflers, in der Absicht, ihr einen Schabernack zu spielen, ging ich eines Tages zu ihr. Zwei Freunde nahm ich mit, um Zeugen zu haben für meinen Triumph. Ausgelassen heiter krochen wir die Holztreppe zur Dachwohnung der Wahrsagerin empor. Ich klopfte an die Türe; die Freunde hinter mir lachten, ehe noch die Posse begonnen, die ich aufzuführen gedachte. Das Klopfen blieb erfolglos, da bemerkte ich eine Klingel, doch als ich an den Knopf drücken wollte, beschlich mich ein merkwürdiges Unbehagen. Ich weiß heute bestimmt, wären damals die beiden Freunde nicht hinter mir gestanden, ich hätte nicht auf die Klingel gedrückt, sondern wäre sofort umgekehrt, ja ich wäre wie ein Kind vor einem eingebildeten Gespenst davongelaufen. So drückte ich auf den Knopf, aber keiner von uns hörte ein Läuten. Ich drückte noch einmal, wieder umsonst. Schon wollten wir zu dritt wieder fortgehen, da öffnete sich die Türe, und eine Frau stand im Türrahmen, die eher einer behäbigen Kleinbürgerin ähnlich sah, als einer Wahrsagerin, wie meine Phantasie sie sich vorgestellt. Ein höflicher Ausdruck des Fragens in ihrem Gesicht, dann hob sie den rechten Arm, deutete mit dem Zeigefinger auf mich und sagte ohne gesteigerte Gebärde und mit gleichmütigem Klang in der Stimme: „Du wirst als Dreizehnter sterben!“

Verblüfft starrten wir die Frau an, ich hatte meinen Schabernack vergessen. Und ehe einer von uns dazu kam, auch nur ein Wort zu sagen, schloß die Frau wieder die Türe, und wir standen da, verlegen wie genasführte Schuljungen.

Mit dieser lächerlichen Begebenheit, Herr Staatsanwalt, beginnt die Geschichte des Mordes.

Einige Wochen später ging ich zum Arzt, denn ich konnte den Zustand, in den ich mit einem Male geraten war, nicht mehr ertragen. Vormittags über konnte ich mich vor Müdigkeit kaum dahinschleppen, am Spätnachmittag und Abend aber kam es wie ein Rausch über mich. Der Arzt untersuchte mich nicht lange, die Krankheitsanzeichen, die ich ihm schilderte, sagten ihm allzu deutlich, daß ich lungenkrank sei. Er beschönigte zwar meinen Zustand, sprach die üblichen Phrasen von Schonung, Vorsicht usw. und stellte es mir frei, in die Schweiz oder nach dem Süden zu gehen. Ich ging hierher nach Ragusa.

Von dem Tage an, da ich es wußte, daß ich lungenkrank sei, war ich von dem Gedanken besessen, niemals mit zwölf Menschen zugleich in einem Raume zu sein. Ich lachte über mich selbst, ich machte mich lustig über den Aberglauben alter Weiber, doch die bohrende Angst in mir war stärker als jede noch so schön zurechtgelegte Verstandeserwägung.

Sie dürfen es mir glauben, Herr Staatsanwalt, ich habe seither Hunderte von Menschen gefragt, ob sie mir einen wahrheitsgetreuen Fall erzählen könnten, daß der Dreizehnte einer Gesellschaft im selben Jahre gestorben sei. Jeder wußte nur Fälle vom Hörensagen, doch kein einziger konnte mir berichten, daß er selbst einmal in einer Gesellschaft von Dreizehn gewesen und einer dieser Dreizehn dann gestorben sei.

Es ist nicht Wahnsinn, was ich Ihnen nun gestehe, es ist Wahrheit und bleibt Wahrheit, trotzdem sie an Wahnsinn grenzt!

Als ich die Einladung zu Maria de Valoris Hochzeit erhielt, wollte ich erst die Einladung ablehnen, denn ein unbehagliches Gefühl sagte mir mit nahezu unbedingter Gewißheit, ich würde bei dieser Hochzeitfeier etwas Entsetzliches erleben. (Glauben Sie nicht, Herr Staatsanwalt, daß ich mir dies nachträglich einbilde.) Mein Gefühl sträubte sich wie ein ängstliches Tier gegen eine Gefahr, doch mein Verstand verhöhnte meine Ängstlichkeit, ja, mein Verstand riß mich in den Schwindel und Trugschluß, ich müsse nun erst recht zu dieser Feier hin, um endlich einmal diese lächerliche Angst, der Dreizehnte einer Gesellschaft zu sein, zu verwinden. Ich machte noch vor mir selbst den Witz, die Hausfrau würde einen Dreizehnten gar nicht einladen, weil ja das nötige Gedeck in gleichem Muster für die Tafel fehlen würde — und hätte sie mehr Gedecke, so würde sie statt zwölf sicher vierundzwanzig Gäste einladen. Auf dem Wege zur Kirche redete ich mir selbst beruhigend zu, ich sprach begütigend mit mir selbst wie ein Vater mit seinem verängstigten Kinde.



FLEISCHFRESSENDE PFLANZE

Daß wir das Hochzeitsmahl in der Loggia des Palazzo Stramare einnahmen, wissen Sie ja, Herr Staatsanwalt, ich brauche also nicht zu beschreiben, wie der „Tatort" aussieht, doch wichtig scheint es mir, Ihnen zu sagen, welcher Lebensrausch plötzlich meine Muskeln straffte, als ich hier in dieser Umgebung an der Tafel saß. Dieser lange, damastüberdeckte Tisch, auf Mosaikboden, zwischen jahrhundertealten Säulen, dieser unbeschreibliche Ausblick aufs offene Meer, die weißschimmernde Steintreppe zwischen dunklen, melancholischen Zypressen, hinunterführend zum nahen Strand, rechts und links von der Loggia der Frühlingspark mit seinen uralten Pinien, den Oleander- und Immergrünbüschen, den Orangen- und Zitronenbäumen, dieser erregend süße Duft südlicher Blüten, ach welch heiße Lebensgier dies Frühlingsfieber der Natur durch meine Adern jagte! Um mich herum diese südlich fröhlichen Menschen mit ihren volltönenden lachenden Stimmen!

Und dann dieser plötzliche Riß in meine Glücksstimmung, als Marchese Pace auf das Meer hinauswies auf ein herandampfendes

Torpedoboot. Ich konnte es ja nicht wissen und dennoch wußte ich es in diesem Augenblick, daß in der nächsten Stunde ein Schicksal sich entscheiden, ein Leben zerbrechen werde!

Die junge Frau sprang auf, lief von der Loggia in den großen Saal und kam mit einem Fernrohr zurück. Mit freiem Auge konnte ich schon sehen, wie das Boot, durchs Wasser schneidend, hohe Bugwellen aufwarf, am dickqualmenden Rauch sah ich, daß es mit Volldampf fuhr. Durch das Fernrohr erkannte Maria das Boot, kannte nicht dessen Nummer, sondern sagte nur, verbindlich und freudig die Gäste anlächelnd: „Schiffsleutnant Hoy kommt!" Mir sagte der Name nichts. — Maria, die neben mir stand, reichte mir das Rohr. Ich blickte durch, sah erst auf der Kommandobrücke einen großen Menschen stehen, sah nur, daß er eine Öljacke über hatte, die Offiziersmütze tief ins Gesicht gezogen, sah vorne auf dem Bug einen Matrosen knien, der die Stahltrosse ....

Und im nächsten Augenblicke wäre mir das Fernglas fast aus der Hand gefallen, — ja, es ist zum Lachen, Herr Staatsanwalt, es grenzt an Blödsinn, — ich sah am Bug in großen Ziffern weiß aufgemalt die Nummer des Bootes, die Zahl 13! Es war blöde und täppisch von mir, in diesem Augenblicke mit der Gebärde eines schlechten Komödianten zu erschrecken, doch blödsinniger vielleicht war dieses possenhafte Getue des Schicksals, den dreizehnten Gast in einem Boote mit der Nummer 13 herankommen zu lassen.

Ich will ehrlich bis ins letzte sein und Ihnen gestehen, daß mich heute, nachdem der Mord begangen, die Mordtat weniger erregt, als diese blödsinnige Tatsache, daß das Schicksal Theater gespielt hat!

Die Gäste liefen die weiße Treppe zwischen der Zypressenallee hinunter an den Strand. Bis knapp heran fuhr das Boot mit Volldampf, drehte scharf bei und schnitt wie ein Messer zwischen den beiden Klippfelsen in den kleinen Bootshafen. Vom noch leicht dahingleitenden Boot sprang der Kommandant ans Land. Ein Sprung, der diese südlichen Menschen zu Beifallsklatschen hinriß, den Atem dieser Frauen beschleunigte und ihre Augen aufleuchten machte! Haben Sie diesen Seeoffizier jemals lebend gesehen? Diesen Menschen, der wie ein prachtvolles Raubtier aussah, ständig sprungbereit, lodernd in seiner Kraft.

Es war ja so selbstverständlich, daß er als Erster die Stufen hinaufschritt, die anderen hinter ihm her!

Von diesem Augenblick an galt ihm das Fest, ihm und nicht dem Hochzeitspaar, von diesem Augenblicke an bestimmte er Tonfall und Inhalt der Gespräche!

Von da an, Herr Staatsanwalt, kann ich Ihnen nimmer mit klarer Deutlichkeit berichten, was geschehen. Im Nu war ich in einen Wirrwarr und Strudel von durcheinanderquirlenden Gefühlen gerissen, ich bewunderte diesen Menschen und haßte ihn zugleich, ich fühlte mich ihm überlegen und duckte mich zugleich vor ihm. Doch all dies war wie unwirklich, wie geträumt, als plötzlich, wie mit einem Ruck abgerissen, dieser Traumnebel von mir abfiel und mit grellem Bewußtsein die Tatsache wie körperhaft vor mir stand. Es sind 13 Menschen in der Gesellschaft! Und wie auf den Schußblitz einer Pistole sofort der Knall, so erfolgte in mir sofort der gedankliche Schluß, ich müsse nun als Dreizehnter sterben! In rasender Eile klappte Gedanke nach Gedanke durch mein Gehirn. Die Prophezeiung der Wahrsagerin — meine Lungenkrankheit — dreizehn Menschen an der Tafel — der Schiffsleutnant, ein Tier an Kraft und Gesundheit — das Frühlingswetter, dieses Todeswetter Lungenkranker, — und zugleich in mir ein Schrei nach Rettung, ein hilfesuchendes Händeemporrecken eines Ertrinkenden!

Und plötzlich ein warmer Strom von Ruhe, der breitausströmend durch meinen Körper zog.

Warum nicht doch der andere? — Der andere soll sterben — und — und wenn ich ihn ermorden müßte! Geschäftig wie ein eilfertiger Diener arbeitete nun mein Gehirn! Der Plan stand fertig da, ohne daß ich ihn erst auszuhecken brauchte. Ein Gedanke fügte sich an den anderen wie aneinander abgepaßte Steine, die für einen Bau bestimmt. Ich muß den anderen ermorden, doch so, daß niemand mir den Mord nachsagen, kein Richter und Anwalt der Welt mir den Mord nachweisen kann. Was wußte ich jemals, daß man so morden könne, wie es kurz darauf geschah!

Der Schiffsleutnant hatte eben mit Maria gesprochen, sein Gesicht von mir abgewendet,

da blickte ich ihn an und dachte zugleich, er müsse den Kopf wenden und sich nach mir umsehen. Er tat es. Früher war ich ängstlich und feige gewesen, jetzt fühlte ich mich überlegen, fühlte eine Kraft, die ich sonst nie gehabt und nie wieder haben werde!

Ich senkte meinen Blick und dachte zugleich, der Leutnant müsse mit der linken Hand das vor ihm stehende Weinglas nehmen, ja, ich gab ihm innerlich den Befehl dazu und einige Sekunden darauf tat er es schon. Doch plötzlich schüttelte es mich wie ein Frieren. Wie, wenn dies nur Zufall gewesen? Wenn umgekehrt er mich gleichsam veranlaßt hätte, gerade dies von ihm zu wollen und zu wünschen, was ich ihm vermeintlich befohlen? Ob nicht er einige Sekunden früher schon die Absicht gehabt, sich nach mir umzusehen — denn ich war in diesem Kreise der einzige für ihn Fremde — und diese seine Absicht mich veranlaßt hatte, ihm gleichsam den Suggestionsbefehl zu geben? Ob nicht er früher von selbst die Absicht gehabt, einen Schluck Wein zu nehmen, und diese Absicht sich in mir zum Befehl verkehrte, weil er als der Stärkere sie mir früher suggeriert?

Ich mußte es auf einen dritten Versuch ankommen lassen, der mir unumstößliche Gewißheit verschaffen sollte. Ich wollte ihn zwingen der jungen Frau seine Hand auf den Nacken zu legen. Dies mußte mir Beweis genug sein, denn sollte er durch eine erotische Erregung früher schon den Wunsch gehabt haben, es zu tun, so hätte er den Wunsch unterdrückt, sobald er in sein Bewußtsein gekommen. Es konnte mir also gleichgültig sein, daß er mir vorher seinen Wunsch suggeriert. Wichtig mußte für mich in diesem Augenblicke sein, ihn zwingen zu können, es tatsächlich zu tun!

Herr Staatsanwalt! In diesem Augenblicke kämpfte ich um mein Leben, und wozu soll ich ein Wort verschwenden, Ihnen zu beschreiben, wie ich alle meine seelische Kraft zusammenballte, den Mann zu zwingen, wozu ich ihn zwingen wollte! Ich habe nie vorher suggeriert, aber in diesem Augenblicke ging ich schlau wie der gerissenste Verbrecher vor, schlau wie ein Einbrecher und Dieb! Erst ließ ich ihn mit den Fingern leise und leicht auf den Tisch trommeln, ließ ihn ein wenig die Fäuste ballen, die Hand vom Tisch abrutschen auf sein Knie, — dann stützte er die Hand auf die Stuhllehne seiner Nachbarin, und jetzt wußte ich, daß er tut, was ich will! Im nächsten Augenblick fuhr seine Hand über den Nacken Marias und an ihrem Aufzucken und an seinen hilflosen Bewegungen, wie an dem plötzlichen Erröten in seinem Gesicht konnte ich genau ermessen, daß er vorher nicht gewußt, was er eben getan. Von den Gästen hatte es niemand bemerkt.

Es ist überflüssig, Ihnen zu beschreiben, was ich alles nun weiterhin diesem Menschen suggerierte. Ich tat es, um gleichsam ihn und mich in Übung zu erhalten und ihn durch Übung gefügig bis zum Letzten zu machen!

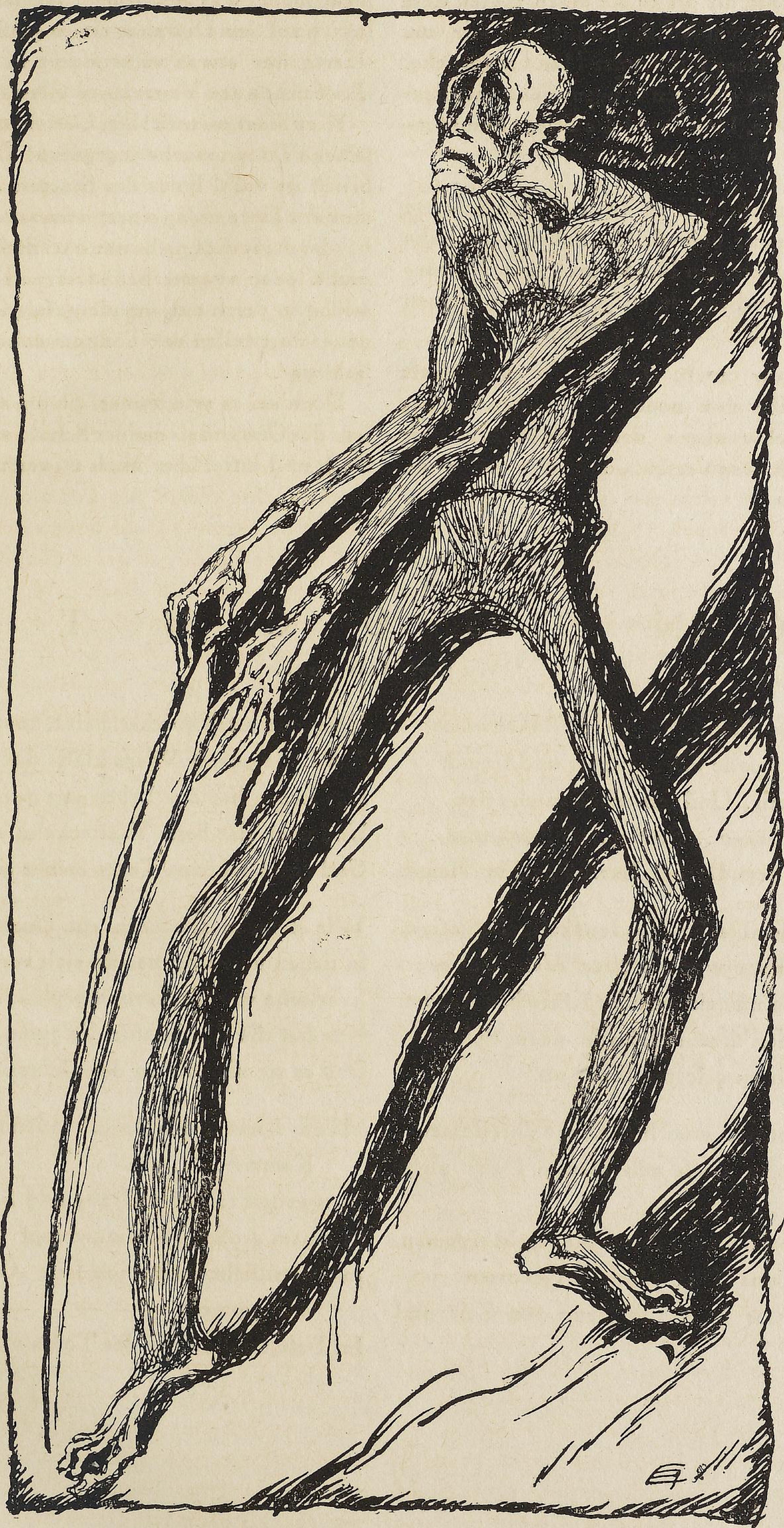
Plötzlich war es dunkel geworden. Da unten im Süden springt der Tag mit einem Sprung in die Nacht. Kein langes Dämmern und langsames Dahinsterben des Tages. Diener brachten Windlichter auf die Loggia heraus, stellten sie auf den Tisch, und um so dunkler wurde die Nacht ringsum im Park. Nur die weißen Schaumstreifen vom Strand her blinkten noch in einem gespenstischen Leuchten.

Ich hatte eben dem Schiffsleutnant befohlen, mit dem kleinen Goldlöffelchen im Kristallsalzfaß herumzustochern, hatte es aber gar nicht gemerkt, daß, ehe die Windlichter herausgetragen wurden, das junge Ehepaar verschwunden war und sah jetzt mit einem leichten Schreck, daß die Gäste sich erhoben. Eine der Damen hatte gebeten, man solle hinunter an den Strand zum Torpedoboot und hinüber auf die Trauminsel Lacroma fahren.

Gina Madrinelli sagte zum Schiffsleutnant hin: „Führen Sie uns, Principe", und machte ihm zugleich eine tiefe, affektierte Verbeugung. Er verbeugte sich ebenfalls, die Hand erst an die Stirne führend und sie dann senkend, daß die Fingerspitzen fast den Boden berührten.

„Theater bis zur letzten Sekunde!" sagte ich zu mir selbst, und dies „letzte Sekunde" zog sofort den Gedanken nach sich, diesen Menschen im Augenblick zu töten.

Er trat voran an die erste Stufe. Gleißend weiß lag die Stiege da im Lichte der von den Dienern erhobenen Windleuchter. Er machte zwei Schritte nach abwärts, blickte sich nach Gina um, lächelte sie an, sagte „Principessa". Ich aber stellte mir sein Herz vor, diesen kleinen, roten, in der Brust hängenden Beutel, stellte es mir vor, als hätte ich diesen kleinen Beutel in der Hand (meine Hand war in diesem Augen-



Karl Rabus — Der Blinde

blicke gehöhlt, als hielte sie einen Apfel) und mit gebundenstem Willen stellte ich mir vor, daß ich sein Herz mit meiner Hand zerdrücke, und daß er im gleichen Augenblicke, mit dem Gesicht voran, klatschend die Stiege hinunterfalle. — — — — — — — — — — — — —

Ich sah noch, wie er zwei leichte Schritte abwärts machte, beim dritten Schritte das linke Knie einknickte, ein Ruck durch seinen Oberkörper lief und er mit aufgeworfenen Armen nach vorne über die Stiege stürzte.

Weiß nur noch, daß einige grauenhaft schrien, habe nur noch den Eindruck eines starken Schwankens der Windlichter mit langem Schattenwerfen, sonst aber weiß ich nicht mehr, was geschehen. Als ich erwachte, lag ich auf dem Diwan in einem großen Saal und starrte nur etwas verwundert in die großen, lichtfunkelnden Venezianer Glaslüster.

Herr Staatsanwalt! Der Gerichtsarzt hat eine falsche Todesursache angegeben! Der Schädelbruch ist wohl Folge des Sturzes, doch früher muß der Herzschlag eingetreten sein! Entweder hat der Arzt die Leiche nur oberflächlich untersucht, oder waren Schädelbruch und Herzschlag so rasch aufeinandergefolgt, daß ein genaues Feststellen der Todesursache nicht möglich war.

Doch sei es wie immer, ich bin schuldig und lege das Geständnis meiner Schuld ab. Ich stelle mich und bitte, über mich zu verfügen.

M O N D S Ü C H T I G

Von Karl Hans Strobl

Da sang der Mond die grüne Glitzerweise
Und alles wurde märchenhaft und fremd.
Es sog an mir. Und ich erhob mich leise . . .
Da waren Türen ... Stufen ... Silberkreise .. —
Stand auf dem Dache. Barfuß und im Hemd.

Stand auf dem Dache. Stand auf kalten Schiefern.
Mein Nachbar war ein alter Wetterhahn.
Der konnte nur ein sprödes Kreischen liefern.
Doch sah ich diesen Hahn in einem tiefern
Symbolisch ausgelegten Sinne an.

Da standen wir vom Mondlicht überflossen
Und konnten doch von diesem Dach nicht
fort.
Denn aller Glanz, der durch die Nacht ergossen,
Beflügelte uns nicht. Und als Genossen
Verband uns zwei der Bann von Zeit und
Ort.

Wie man auch goethet, heint, annette-drostet,
Am Ende unsrer Wege klafft das Grab —
Das Leben hat das Leben uns gekostet.
Und auch der beste Wetterhahn verrostet,
Und eines schönen Tages bricht er ab.

Wir stehn in Schauern von Unendlichkeiten,
In denen unsre Sehnsucht sich verliert.
Wir sehn von Dächern in beglänzte Weiten —
Nur hat die Blechnatur die guten Seiten,
Daß es sie niemals an den Beinen friert.

Mich friert's. Ich kriech zurück in meine
Kammer.
Es wandelt sich der Drang und Seelensturm
In einem großen Mehlwurmtopf voll Jammer.
Ins Mondlicht sprech ich leis: „O Mensch —
o Chammer!" — — — — — — — — —
Im Bettgestelle tickt der Totenwurm.



DER MANTEL DES TEUFELS

Nach der Gogolschen Novelle „Jahrmarkt in Sorotschintzy" bearbeitet von J. Tichy. Mit 5 Zeichnungen von Otto Linnekogel.

MIT verschwenderischem Glanze strahlte einer der Tage des heißen August im Jahre 18.., 18.., nun so dreißig Jahre mag es her sein, als sich auf dem Jahrmarktsplatz in Sorotschintzy eine (unübersehbare, bunte) handelnde und feilschende Menge drängte, über der ein Brausen und Rauschen lag wie von einem entfernten Wasserfall, in dessen brodelndem Gischt jedes gesprochene Wort unrettbar ertrinkt. Bei den endlosen Begrüßungen, die immer wieder Bekannte von einem Ende des Platzes zum andern austauschten, fiel die Hauptrolle den geschwenkten Mützen zu, während die Lippen ihrer Träger sich nur wie im Traum lautlos zu bewegen schienen.

Besonders oft mußte solche Grüße ein Bauer erwidern, der, bedächtig von Wagen zu Wagen schreitend, die Waren prüfte und die Preise verglich, während seine Gedanken unablässig um 10 Säcke Weizen und um eine alte Stute kreisten, die er zum Verkauf hierher gebracht hatte. Dem aufmerksamen Beobachter war es übrigens bald klar, daß die verschiedenen jüngeren und älteren Häupter sich nicht ihm zuliebe so höflich entblößten. Diejenige aber, der die Ehrerbietigkeit eigentlich galt, das braunäugige, rosenlippige Töchterlein des Bauern, nickte nur selten mit ihrem bezaubernden Köpfchen, auf dem die mit Bändern und Blumen durchflochtenen Zöpfe wie eine prächtige Krone ruhten. Sie hatte alles um sich her vergessen, Mehl und Weizen und selbst Ohrgehänge und Messingkreuze, und sich aus der Flut nie gesehener Eindrücke — nach schweren Kämpfen mit der bösen Stiefmutter war es dem Bauer diesmal gelungen, sein achtzehnjähriges Mädchen auf den Jahrmarkt mitzunehmen — auf eine sonnige, einsame Insel gerettet. Ihr Geist weilte auf der Brücke vor der Stadt, und sie sah noch immer den Burschen mit dem weißen Rock und der grauen Lammfellmütze vor sich, der sie beim Vorüberfahren so feurigen Auges angeblickt und so schmeichelhaft begrüßt hatte. Noch klang ihr der Wortwechsel in den Ohren, der sich zwischen ihm und der Stiefmutter entsponnen hatte, und bei dem Gedanken an den Kotklumpen, der als würdiger Schlußpunkt zu der lieblichen Unterhaltung die neue Kattunmütze der Stiefmutter traf, mußte sie herzlich auflachen...

Da spürte sie auf einmal, wie sie jemand am Ärmel zupfte. Sie wandte sich um — und der Bursche im weißen Rock stand vor ihr. Jedes Äderchen erschauerte in ihr, und das Herz begann zu klopfen wie noch nie in ihrem Leben, bei keiner Freude, bei keinem Schmerz. Als er gar ihr Händchen ergriff und feurige Worte zu flüstern begann, da durchströmte irgendeine unbekannte Kraft ihren ganzen Körper, und überzeugt, daß nur der Teufel solche Macht haben könne, hätte sie ihm am liebsten die Hand entzogen, — wenn sie nur gekonnt hätte.

Der Bauer sah sich um und wollte schon etwas sagen, als von der Seite her das Zauberwort „Weizen" ertönte und ihn mit magischer Gewalt in den Bannkreis zweier laut unterhandelnder Kaufleute zog.

„Also, du glaubst, Landsmann, daß wir wenig Glück haben werden mit unserem Weizen?", meinte ein Mann in bunten Pluderhosen zu einem andern in blauem Rock und mit einer riesigen Beule auf der Stirn.

„Da gibt's gar nichts zu glauben! Ich will mir eine Schlinge um den Hals werfen und auf diesem Aste da baumeln wie eine Wurst zur Weihnachtszeit, wenn wir auch nur einen Scheffel verkaufen; denn wo einmal der Teufel die Hand im Spiele hat . . ."

„Was, der Teufel?"

„Ja, hast du denn nicht gehört, was man sich unter den Leuten erzählt?", erwiderte bedeutsam der Mann mit der Beule und sah den Frager mit seinen düsteren Augen von der Seite an. „Du siehst doch dort draußen am Fuße des Berges den alten zerfallenen Schuppen? (Wie die Mücke zum Licht zog es den neugierigen Vater unserer Schönen immer näher heran und er verwandelte sich schier ganz in Aufmerksamkeit.) Dort treibt die Hölle ihren Spuk, und noch kein Jahrmarkt ist auf diesem Platze ohne Unglück abgelaufen. Gestern ging der Stadtschreiber spät abends vorüber, da, husch — schob sich aus dem Dachfenster die Schnauze eines Schweines, und ein Grunzen hob an, daß es ihn am ganzen Körper kalt überlief. Mich soll's nicht wundern, wenn wieder der ‚rote Mantel' zum Vorschein kommt."

Unserem aufmerksamen Zuhörer standen die Haare zu Berge. Vor Entsetzen wandte er sich ab und — erblickte seine Tochter und den Burschen, die friedlich umschlungen ein Liebesliedchen trällerten. Da vergaß er alle Mäntel der Welt und begann gleich in seiner altgewohnten Lustigkeit den Burschen ob seines Eifers zu hecheln. Der war gar nicht böse darüber, die Bekanntschaft des Vaters seiner Schönen zu machen, den er bald herumzukriegen hoffte. Obwohl er von ihm nichts anderes wußte, als daß er Solopij Tscherewik und seine Tochter Paraska hieß, verstand er es, durch geschickte Ausnützung dieser gewiß nicht übermäßigen intimen Familiengeheimnisse den Bauer zu überzeugen, daß er Golopupenko, der Sohn eines alten Bekannten, sei, und hielt bei dieser Gelegenheit gleich um die Hand der Tochter an. Tscherewik war kein Mann langer Überlegungen; wenige Minuten später saßen alle drei in der Jahrmarktsschenke bei der Verlobungsfeier, und bald hatte der Bräutigam durch seine trinkfeste Großzügigkeit die Bewunderung des neuen Schwiegervaters errungen. Nach jeder gemeinsam geleerten Flasche wurde Tscherewik stolzer auf seine Wahl, und als er endlich von „Golopupenko" Abschied nahm und lachend und schwankend davonsegelte, da sah man es ihm von weitem an, daß er schon sehr — stolz war. . . . . .

„Also, was ist's, Gritzko? Gibst du mir die Ochsen für zwanzig Rubel?" Mit diesen Worten klopfte ein hoher, abgebrannter Zigeuner unserem Burschen auf die Schulter.

„Du hast natürlich nichts im Kopf als nur die Ochsen und die Ochsen! Das ist alles, was Ihr könnt, anständige Leute übers Ohr hauen!"

„Pfui Teufel, dich hat's ja ordentlich gepackt! Reut dich vielleicht schon die Geschichte mit der Verlobung?"

„Ach nein, da kennst du mich schlecht! Ich halte mein Wort. Aber der alte Eisbär, der Tscherewik, hat nicht um einen Groschen Gewissen. Zuerst sagt er zu allem ja und amen, und jetzt plötzlich kommt er daher, er kann nicht, er hat sich's überlegt, kurz und gut: Nein! . . . Na, schließlich darf man ihm nicht die Schuld geben; da steckt nur die alte Hexe dahinter, seine Frau; die hat ihn sicher solange beschimpft und bei den Haaren gezaust, bis er davongelaufen ist und mir die Absage gebracht hat."

„Na, und gibst du mir die Ochsen für zwanzig Rubel, wenn wir den Tscherewik dazu kriegen, uns die Paraska zu überlassen?"

Ungläubig sah ihn Gritzko an. Auf den sonngebräunten Zügen des Zigeuners lag etwas Tückisches, Höhnisches, Niedriges und zugleich Hochmütiges; auf den ersten Blick war sich der Freier darüber im klaren, daß in dieser herrlichen Seele große verdienstvolle Pläne loderten, für die es auf Erden nur eine Belohnung gibt — den Galgen.

Schließlich aber schlug er in die dargebotene Hand ein, und in lebhaftem Gespräche ver-

schwanden die beiden Verschwörer im Getümmel des Marktplatzes.

Chawronja Nikoforowna, die ehrenwerte Gemahlin Tscherewiks, saß im Hause des Gevatters Zibulja, bei dem sie mit Mann und Tochter für die Jahrmarktszeit Wohnung genommen hatte. Nach der erregten Auseinandersetzung über das Schicksal Paraskas, die jetzt schon im festen Schlafe in ihrer Kammer drüben lag, war Tscherewik samt den Gevattersleuten davongegangen; sie wollten, sagten sie, die Nacht bei den Wagen verbringen, damit nichts gestohlen werde.

Trotzdem war es der sittsamen Chiwra nicht etwa unheimlich in der verlassenen Stube; denn bei ihr saß Athanasius Iwanowitsch, der Popensohn, und ein unbefangener Beobachter — — Chiwra war dies bestimmt nicht — hätte lehrreiche Betrachtungen darüber anstellen können, ob die Röte seines Gesichts von dem Brennesselbade stamme, mit dem er die Kletterpartie über den Gartenzaun abgeschlossen hatta, oder von der Hast, mit der er die aufgetischten Süßigkeiten verschlang, oder aber von der Liebesleidenschaft, über die er eben eine erbauliche Geschichte aus seiner Seminarszeit erzählen wollte.

Wenige Augenblicke später gab es allerdings nur mehr eine Erklärung für die noch tiefer gewordene Purpurfärbung seiner Wangen: es war die Leichenblässe im Antlitz Chiwras, die, aufgestört durch heftige Schläge gegen das Tor, davongeeilt war und jetzt zitternd zurückkehrte mit der Nachricht, es klopfe ein Haufen Leute an das Tor, darunter nach der Stimme auch die Gevattersleute. Kaum hatte der Popensohn auf Geheiß der zu Tode erschrockenen Chiwra die Bretter erklommen, die unmittelbar unter der Zimmerdecke über zwei Querbalken gelegt waren, und auf denen verschiedener Hauskram aufgeschichtet lag, da mußte jene auch schon zum Tore eilen, um es den mit erneuter Stärke und Ungeduld Pochenden zu öffnen.

„Was ist mit dir, Gevatterin?“ rief Zibulja, als er in die Stube getreten war. „Wie siehst du denn aus? Beutelt dich das Fieber?

„Ja, mir ist nicht recht gut“, antwortete Chiwra mit einem besorgten Blick auf die Bretter unter der Decke. „Aber, warum habt ihr es gar so eilig gehabt, hereinzukommen?“

Aus den durcheinanderfliegenden Bemerkungen der Ankömmlinge konnte sich Chiwra langsam die Antwort auf ihre Frage zusammenreimen. Der Sachverhalt war nämlich folgender:

Auf dem Jahrmarkt hatte sich gegen Abend plötzlich das Gerücht verbreitet, irgendwo zwischen den Wagen habe sich der „rote Mantel“ gezeigt. Der alten Brezelverkäuferin war der Satan in Gestalt eines Schweines erschienen, das sich unaufhörlich bei den Wagen zu schaffen machte, als ob es etwas suche.

Wer (aber) die Möglichkeit hatte, die Nacht hinter festen Mauern zu verbringen, machte sich aus dem Staube. Unter den letzteren befand sich auch Tscherewik mit seinem Gevatter, denen sich einige ungeladene Gäste schutzsuchend anschlossen.

Der ausgestandene Schrecken war bald mit einigen tapferen Zügen aus den rasch gefüllten Weinkrügen weggespült, und die Stimmung wurde immer lustiger. Tscherewik, dem der „rote Mantel“, von dem er gerade wieder gehört hatte, schon lange keine Ruhe ließ, trat auf seinen Gevatter zu.

„Sag' einmal, sei so freundlich, Gevatter, ich frage und frage immerfort und kann es nicht erfragen, was es eigentlich mit dem ‚roten Mantel‘ für eine Bewandtnis hat!“

„Siehst du, Gevatter, so etwas sollte man bei Nacht gar nicht erzählen. Na, aber ich will dir den Gefallen erweisen. Also hör' zu!“

„Einst wurde, ich weiß bei Gott nicht mehr, was er angestellt hatte, ein Teufel aus der Hölle hinausgejagt . . .“

„Ja, wie ist das, Gevatter,“ unterbrach ihn Tscherewik, „wie ist das möglich, daß ein Teufel aus der Hölle hinausgejagt werden kann?“

„Was kann denn ich dafür, Gevatter? Hinausgejagt haben sie ihn halt, hinausgejagt wie der Bauer einen Hund aus seiner Stube jagt. Vielleicht hat er aus lauter Spitzbüberei ein gutes Werk getan: kurz und gut, man wies ihm die Tür. Nun unsern armen Teufel packte derart die Sehnsucht, das Heimweh nach der Hölle, daß er sich beinah aufgehängt hätte. Vor lauter Herzweh begann er zu saufen. Er nistete sich in demselben Schuppen ein, der dort am Fuße des Berges in Trümmern liegt, und an dem jetzt



kein Christenmensch vorübergeht, ohne sich durch das heilige Zeichen des Kreuzes zu feien. Und der Teufel wurde ein Zechbruder, wie du einen solchen unter den Burschen niemals finden wirst. Von früh bis abends hatte er nur eine Beschäftigung, in der Schenke zu sitzen ..."

Hier unterbrach abermals der gestrenge Tscherewik unsern Erzähler:

„Gott weiß, was du zusammenredest, Gevatter! Wie ist denn das möglich, daß jemand den Teufel in die Schenke hineinläßt. Er hat doch, Gott sei Dank, Krallen an den Pfoten und Hörner am Kopfe."

„Na ja, die Sache war aber die, daß er immer in der Mütze und mit Handschuhen herumging. Wie konnte man ihn da erkennen? Er zechte, zechte — schließlich war's so weit, daß er sein ganzes Hab und Gut vertrunken hatte. Der Wirt gab ihm lange auf Borg, aber auch das hörte sich auf. So war er gezwungen, seinen roten Mantel für kaum ein Drittel des Wertes bei dem Juden zu versetzen, der damals auf dem Jahrmarkt in Sorotschintzy Schenkwirt war. Dabei sprach er zu ihm: ‚Paß auf, Jude, ich komme pünktlich über ein Jahr zu dir um meinen Mantel. Heb' mir ihn gut auf!' und versank wie ein Stein im Wasser. Der Jude besah sich den Rock genau. So ein feines Tuch hatte er in seinem Leben noch nie in Händen gehabt. Die rote Farbe brannte wie Feuer, so herrlich, daß er sich gar nicht sattsehen konnte daran! Unser Jude kratzte sich die Schläfenlöckchen, und flugs knöpfte er einem durchreisenden Edelmann ganze fünf Dukaten dafür ab. Auf den Termin aber hatte er ganz vergessen. Da, eines Tages, es ging schon gegen Abend, kommt ein Mann daher: ‚Also, Jude, jetzt gib mir meinen Mantel wieder her!' Anfangs wußte der Jude wirklich nicht, woran er war, dann aber, als er sich zurecht gefunden hatte, tat er so, als habe er den Besucher nie gesehen: ‚Was für einen Mantel? Ich habe keinen Mantel. Keine Ahnung habe ich von deinem Mantel!' Jener blickte ihn an und verschwand. Des Nachts aber, als der Jude seine Hundshütte abgesperrt und sein Geld in die Kisten gezählt hatte und sich eben in ein Bettuch hüllte, um nach jüdischer Sitte zu beten, da hörte er ein Geräusch ... Er springt auf — aus allen Fenstern starren ihm die Schnauzen von Schweinen entgegen ...

Der Jude fiel in Ohnmacht. Die Schweine aber krochen auf ihren wie Stelzen so langen Beinen durch die Fenster und brachten ihn mit ihren geflochtenen Peitschen so gründlich ins

Leben zurück, daß er zu springen begann, höher als hier diese Bretter unter der Decke. Als der Jude wieder auf die Beine gekommen war, gestand er alles . . . Nur den Mantel jetzt zurückzubekommen, war eine böse Sache. Den Edelmann hatte auf der Reise ein Zigeuner bestohlen und den Mantel einer Händlerin verkauft; die brachte ihn aufs neue auf den Jahrmarkt in Sorotschintzy, aber von dem Moment an kaufte niemand mehr um einen Groschen bei ihr ein. Die Händlerin wunderte sich und kam aus dem Wundern nicht heraus, bis sie endlich darauf kam: Wahrhaftig, der ‚rote Mantel' war an allem schuld; nicht umsonst spürte sie, wenn sie ihn umnahm, daß irgend etwas sie würgte und ihr den Atem benahm. Sie sann nicht lange, riet nicht lange und warf ihn ins Feuer — der höllische Mantel brannte nicht! . . . Die Händlerin hatte schließlich einen klugen Einfall und schob den Mantel einem Bauern, der mit Butter zu Markte fuhr, heimlich in den Wagen. Der Dummkopf hatte noch eine große Freude, nur nach seiner Butter wollte keiner mehr fragen. ‚Bei Gott, böse Hände haben mir diesen Mantel gebracht', dachte er zum Schlusse bei sich, packte seine Axt und hieb ihn zu Stücken. Siehe da, — die Stücke krochen eines zum andern zusammen, und im Nu liegt der Mantel wieder ganz da. Er bekreuzigte sich, zerhieb ihn von neuem, verstreute die Stückchen über den ganzen Platz und machte sich davon. Von der Zeit an streicht der Teufel, und zwar gerade immer zur Jahrmarktszeit, in Schweinsgestalt über den ganzen Platz und sammelt die Stückchen seines Mantels. Jetzt fehlt ihm, heißt es, nur mehr der linke Ärmel. Die Leute aber wichen seither, das Kreuzzeichen schlagend, diesem Orte aus, und es wird schon so zehn Jahre her sein, daß hier kein Jahrmarkt abgehalten wurde. Heuer aber ritt der Teufel den Vorsteher, wieder hie..." Die zweite Hälfte des Wortes erstarb auf den Lippen des Erzählers. Das Fenster zerbarst mit lautem Geklirre; die Scheiben flogen heraus; der furchtbar verzerrte Kopf eines Schweines kam zum Vorschein und ließ die Augen hin- und herwandern, als wollte er fragen: „Ja, was macht denn ihr da, gute Leute?"



Entsetzen packte alle, die in der Stube weilten. Einer der Gäste sprang in unbezwingbarer Angst auf den Tisch und stieß mit dem Kopfe gegen den Querbalken unter der Decke. Die Bretter begannen zu rutschen, und der Popensohn flog mit Donnerkrachen zur Erde nieder.

„Au! Au! Au!", jammerte in heller Verzweiflung jemand, warf sich der Länge nach auf eine Bank und strampelte mit Händen und Füßen.

„Hilfe!", schrie aus vollem Halse ein zweiter und vergrub sich in seinen Schafspelz.

Aus der Versteinerung erwachend, kroch der Gevatter, vom Krampf geschüttelt, unter den Rock seiner Ehegemahlin. Tscherewik aber, der wie mit siedendem Wasser übergossen war, stülpte sich statt der Mütze einen Topf ins Gesicht, stürzte zur Tür und rannte wie ein Verrückter durch die Gassen, ohne auch nur den Boden unter sich zu sehen. Schließlich zwang ihn die Ermattung, den Lauf zu hemmen. Sein Herz pochte wie eine Stampfmühle; der Schweiß rann ihm in Strömen herunter. Schon wollte er sich vor Erschöpfung zu Boden sinken lassen, da kam es ihm plötzlich vor, als ob hinter ihm jemand einherjage . . . . Der Atem stockte ihm . . .

„Der Teufel! Der Teufel!", schrie er wie wahnsinnig und begann aus allen Kräften zu laufen; eine Minute später aber lag er schon besinnungslos am Boden.

„Der Teufel! Der Teufel!", schrie es hinter ihm her, und er hörte nur mehr, wie sich irgend etwas krachend auf ihn stürzte. Dann aber verließ ihn das Bewußtsein, und wie der Be-

wohner eines engen Sarges blieb er stumm und regungslos mitten auf der Straße liegen ...



Durch das Geschrei und den Fall aus dem Schlafe geweckt, eilten einige Zigeuner nach der Unglücksstelle, und als sie beim Lichte der ortsüblichen Lampe — einem Tonscherben, der mit Hammelfett vollgegossen wird, — auf der Erde ausgestreckt einen Mann mit einem halbzerbrochenen Topf auf dem Haupte und auf ihm liegend ein altes Weib bemerkten, brachen sie in ein solches Gelächter aus, daß die ganze Straße erwachte.

Immer lauter erhob sich das lärmende Lachen und weckte schließlich auch unsere Toten, Solopij und seine Gemahlin, die, noch ganz befangen von dem ausgestandenen Schrecken, lange voll Entsetzen starren Auges auf die sonngebräunten Gesichter der Zigeuner blickten. Unter dem Geflacker der gespensterhaft unwirklich zitternden Flamme schienen sie ein wilder Haufe von Gnomen, die im Dunkel nie erwachender Nacht, von schweren, unterirdischen Dämpfen umwoben, ihren Spuk trieben . . .

„Vorwärts! Aufstehen!", trompetete die zärtliche Chiwra ihrem Gatten ins Ohr, der im strohgedeckten Schuppen des Gevatters zwischen Ochsen und Mehlsäcken noch ruhig schlummerte, während draußen längst das Treiben des neuen Markttages begonnen hatte. „Auf, wasch dich! Da hast du dein Handtuch!"

Dabei faßte sie ein zum Knäuel zusammengerolltes Etwas und — warf es vor Entsetzen weit von sich: es war der Ärmelaufschlag des „roten Mantels"!

„Vorwärts! Mach dich an die Arbeit!" wiederholte sie, rasch wieder gefaßt, als sie sah, daß ihm vor Angst die Beine den Dienst versagten und die Zähne klappernd aneinanderschlugen.

„Das kann jetzt ein schöner Verkauf werden!" knurrte er immer wieder vor sich hin, während er sich rasch ankleidete, die Stute losband und auf den Marktplatz führte. „Der verdammte Teufel kann auch wirklich keine Ruhe geben! Er könnte doch schon seinen Mantel ohne den einen Ärmel tragen. Aber nein, er muß braven Leuten ihren Frieden stören. Wenn ich zum Beispiel — bewahre mich Gott davor — der Teufel wäre, möchte ich mich etwa darauf einlassen, in der Nacht hinter solchen verfluchten Fetzen herumzulaufen?"

Hier unterbrach den philosophischen Monolog unseres Tscherewik eine fette kreischende Stimme. Vor ihm stand ein baumlanger Zigeuner.

„Was hast du da zu verkaufen, guter Mann?"

Der Verkäufer musterte ihn zunächst schweigend vom Kopf bis zu den Füßen und meinte dann mit ruhiger Miene, ohne stehen zu bleiben oder die Zügel aus der Hand zu lassen:

„Du siehst ja selbst, was ich verkaufe!"

„Riemchen?", fragte der Zigeuner und betrachtete die Zügel, die jener in der Hand führte.

„Ganz richtig, Riemchen, wenn du der Meinung bist, daß meine Stute so wie ein Riemchen aussieht."

„Also, der Teufel soll mich holen, Landsmann, du hast sie sicher nur mit Stroh gefüttert!"

„Was, mit Stroh?"

Tscherewik wollte gleich ein wenig die Zügel anspannen, um seine Stute vorzuführen und den schamlosen Lästerer Lügen zu strafen. Aber die Hand fuhr mit unerwarteter Leichtigkeit in die Luft und stieß gegen das Kinn. Er blickte sie an, — in der Hand lagen die abgeschnittenen Zügel und daran angebunden — o Grausen! das Unheil sträubte ihm die Haare — ein Stück vom Ärmel des „roten Mantels"! . . .

Ausspeiend, sich bekreuzigend und mit den Armen fuchtelnd ergriff er vor dem ungebetenen Geschenk die Flucht und flinker als ein junger Bursche verschwand er in der Menge.

„Was ist denn mit dir?", rief ganz erstaunt Gritzko, als er in die Strohhütte trat, wo Tscherewik und sein Gevatter gefesselt lagen. „Wer hat dich denn gebunden?"

„Ach, Golopupenko, Golopupenko!", empfing ihn Solopij wie einen Erlöser. „Hör nur, was mir der Teufel angetan hat! Zuerst verzaubert er mir meine arme Stute — weg war sie, nicht ein Schwanzhaar mehr zu sehen, nur die Zügel blieben in meiner Hand — und wie ich vor Entsetzen davonlaufe, behext er so ein paar Burschen, mich zu fangen und zu fesseln, weil ich — hast du schon so etwas gehört? — die Stute des ehrenwerten Herrn Tscherewik gestohlen hätte! Und mein Gevatter, der kann auch ein Liedchen erzählen. Der will ganz gemütlich eine Prise nehmen und zieht statt der Schnupftabakdose ein Stück von des Teufels Mantel aus der Tasche! Natürlich fängt er aus lauter Angst auch zu laufen an, aber er kommt nicht weit. Sie packen ihn und schleppen uns beide gebunden hieher. Jetzt sage mir nur Teuerster, was bedeutet das alles?"

„Du hast dich eigentlich recht unschön gegen mich benommen, Solopij", meinte Gritzko mit einem eigentümlichen Lächeln. „Aber Gott hat dich schon gestraft und ich werde es dir also weiter nicht nachtragen. Ich will dir sogar zur Befreiung verhelfen, allerdings unter einer Bedingung: Hochzeit mit Paraska!"

„Abgemacht! Abgemacht!", rief Solopij, auf einen Wink Gritzkos von den draußen stehenden Burschen der Fesseln entledigt. „Heute ist Hochzeit, und wenn sich alles auf den Kopf stellt!"

„Hör' zu, Solopij, in einer Stunde bin ich bei dir, jetzt aber geh' nach Hause. Dort warten auf dich Käufer für deine Stute und deinen Weizen."

„Was, die Stute hat sich gefunden?"

„Jawohl, hat sich gefunden."

Tscherewik konnte sich vor Freude gar nicht rühren und blickte nur stumm dem forteilenden Gritzko nach.

„Nun sag', Gritzko, hab' ich meine Sache schlecht gemacht?" sprach der lange Zigeuner zu dem Burschen, der es schon sehr eilig hatte. „Sind die Ochsen jetzt mein?"

„Ja, in des Teufels Namen, dein!"



DER SELBSTMÖRDER

Von Ferdinand Weinhandl

Er kletterte lautlos im Geröll empor.

Wenige Minuten noch und er mußte die unförmigen Blöcke erreicht haben, die oben am Rande des mächtig ausgebauchten Kessels lagen.

Er blickte noch einmal um; in die Tiefe und in das Rückwärts, aus dem er gekommen war. Die Gegend schien ihm bekannt. Und doch meinte er, nie hier oben gewesen, nie in diesen einsamen Gebirgstälern und Kesseln geirrt zu sein. Zwei Drittel der Hanghöhe hatte er schon genommen. Unter seinen Füßen weg dehnte sich das grünschimmrige Gestein. Es war am Nachmittag. Im Westen schloß sich die Kesselwand nicht, sondern führte in steilen Falten und Wenden zu einem zweiten Kessel. Schwarz gähnte er herüber.

Das alles sah er. Drüben mußte der kleine See liegen. Schweigen war hier und Tod wie in den endlosen Hochgebirgsöden von Mexiko. Ob der See noch immer so unheimlich tot und schwarz ist wie damals? Wann „damals"? Unbewußt änderte er die bisherige Richtung; statt aufwärts ging er den Hang entlang jenem anderen Kessel zu. Er staunte, wie rasch sich die Entfernungen verkürzten, wie längste Strecken unter seinen Füßen zusammenschrumpften; einmal mußte er viel langsamer gegangen sein. Auch fühlte er nichts von Müdigkeit. Dann und wann rollte ein Stein in die Tiefe und schlug irgendwo grell auf.

Nun war es ihm ganz gewiß, und er lächelte, das augenblickelang nicht gewußt zu haben. Er mußte wohl eben sehr müde gewesen sein. Man kann beim einsamen Wandern in heißer Mittagssonne mit offenen Augen schlafen. Schlafend dahergehen, alles sehen und nicht wissen; bloß nicht wissen. Natürlich, er hat jetzt doch seinen Urlaub, seinen knappen, vierwöchigen Urlaub, hier in der alten Heimat. Er lächelte nachsichtig über seine Verlorenheit vorhin. Drei Wochen sind um; und in einer kurzen vierten, in einer kurzen, bangen vierten Woche — hatte er sich nicht einmal, irgendwann, gefürchtet vor dieser vierten Woche? Damals war ihm noch bange gewesen vor der immer schmäler werdenden Zeit. Warum nur? Hatte er dann nicht bald darauf in einer einsamen Hochgebirgsgegend so zu seinem Herzen gesprochen: „Sei ruhig, Herz, fürchte dich nicht vor dem Zurückmüssen; sei nicht bange, raste, in zwei Minuten gibt es keine Folter grausamer Verwicklungen, kein Zurück mehr. Auch die kurze vierte Woche ist nicht kurz genug, um dir eine noch kürzere Frist zu rauben, nach der du dich freimachst und in jene Welt begibst, in der voraussichtlich nicht nach Wochen gerechnet wird." Hatte er nicht so zu seinem Herzen gesprochen?

Was nur konnte ihn damals bewogen haben, seine Absicht nicht auszuführen? Er wußte es nicht. Er konnte sich überhaupt keiner Einzelheiten mehr entsinnen. Dann wollte ihm noch etwas einfallen, etwas unendlich Trauriges. Aber es flimmerte nur wie ein längst Vergessenes auf. Wieder sank er in seinen traumhaften Zustand zurück und hätte beinahe wieder vergessen, daß er unter wohlvertrauten Graten hinschreite.

Doch dort vorn lag auch schon der Eingang in den alten Stollen. Vor hundert Jahren blühte in den einsamen Hochtälern ein reger Eisenbau. Eine Stunde tiefer steht heute noch der verfallene, kleine Hochofen, nach damaligem Maß ein stattliches Hüttenwerk. Nun nächtigten höchstens Viehhüter drin, dann und wann einsame Bergsteiger.

Den Stollen, sollte er den vergessen haben? Wieder war ihm, als müsse irgend etwas seinem Gedächtnis entschwunden sein. Schon hörte er auch das Rauschen des Wassers aus der Tiefe des Ganges. Jetzt stand er davor. Kalte Luft atmete der Berg hier aus. Ihn würgte etwas Unerklärliches in der Kehle; es durchrieselte seinen Körper. Aber im nächsten Augenblick war das vorbei. Dann sah er und wollte seinen Augen nicht trauen: dort drinnen, sieben Schritte vom Stolleneingang, hockte ein toter Mann. Sein Kopf nickte ohne Hirnschale vornüber auf die Brust. Die Hände hingen ihm schlaff zur Seite hinab. Aus dem Hintergrund des Stollens kam das Rauschen der einfallenden Wasser. Er war im

Eingang stehengeblieben. Allmählich dämmerte ihm: vier Wochen; und dann — er konnte nicht mehr zurück, dorthin. Darum — darum —. Wie erwachend wollte er sich mit der Hand an die Stirn greifen und — griff ins Leere. — Da wußte er's:

Vor drei, vier Stunden hatte er sich wie ein gehetztes Tier in diese Einsamkeit zurückgezogen, sich da drinnen im verfallenen Stollen, sieben Schritte vom Eingang hingehockt und mit einem Wasserschuß seinem hoffnungslosen Leben ein Ende gemacht.

Erlöst atmete er auf und brach schluchzend vor seinem eigenen Leichnam in die Knie.



Schmidtbauer / Tischrücken

MET — EM — HET

Von Hanns Wohlbold, mit drei Zeichnungen von Wilhelm Heise

DER Novemberabend dämmerte bereits, obgleich es erst fünf Uhr nachmittags war. Regenböen klatschten zwischen den Häuserreihen auf blank gespülten Asphalt, und das Wasser bildete große, flache Pfützen, in denen sich das umflorte Licht der Laternen spiegelte.

Der Student Urban Dal ging, wie seit einer Reihe von Tagen immer um die gleiche Stunde, mit raschen Schritten über den breiten Platz, der heute fast menschenleer war, und stieg dann die mächtige Treppe zum Ägyptischen Museum empor. In der Säulenhalle des Vorbaues schüttelte er das Regenwasser aus seinem Lodenmantel und von dem breiten Hut, dann trat er durch die niedrige Türe ein. Die kalte Moderluft, die ihm entgegenschlug, ließ ihn bis in das Mark erschauern, doch sie hatte für ihn etwas Faszinierendes — beinahe Aufreizendes. Die hohen, totenstillen Säle, in denen um diese Stunde kein einziger Besucher mehr weilte, waren durch wenige Lampen matt erhellt, fahle Reflexe fielen auf die großen Steinsärge, die an den Wänden standen, auf breite Glastische, in denen die Reste einer längst versunkenen Kultur zur Schau gestellt waren, und

zwischen denen tiefe, schwere Schatten lagen, aus denen wie Kobolde seltsam verzerrte Gestalten lauerten.

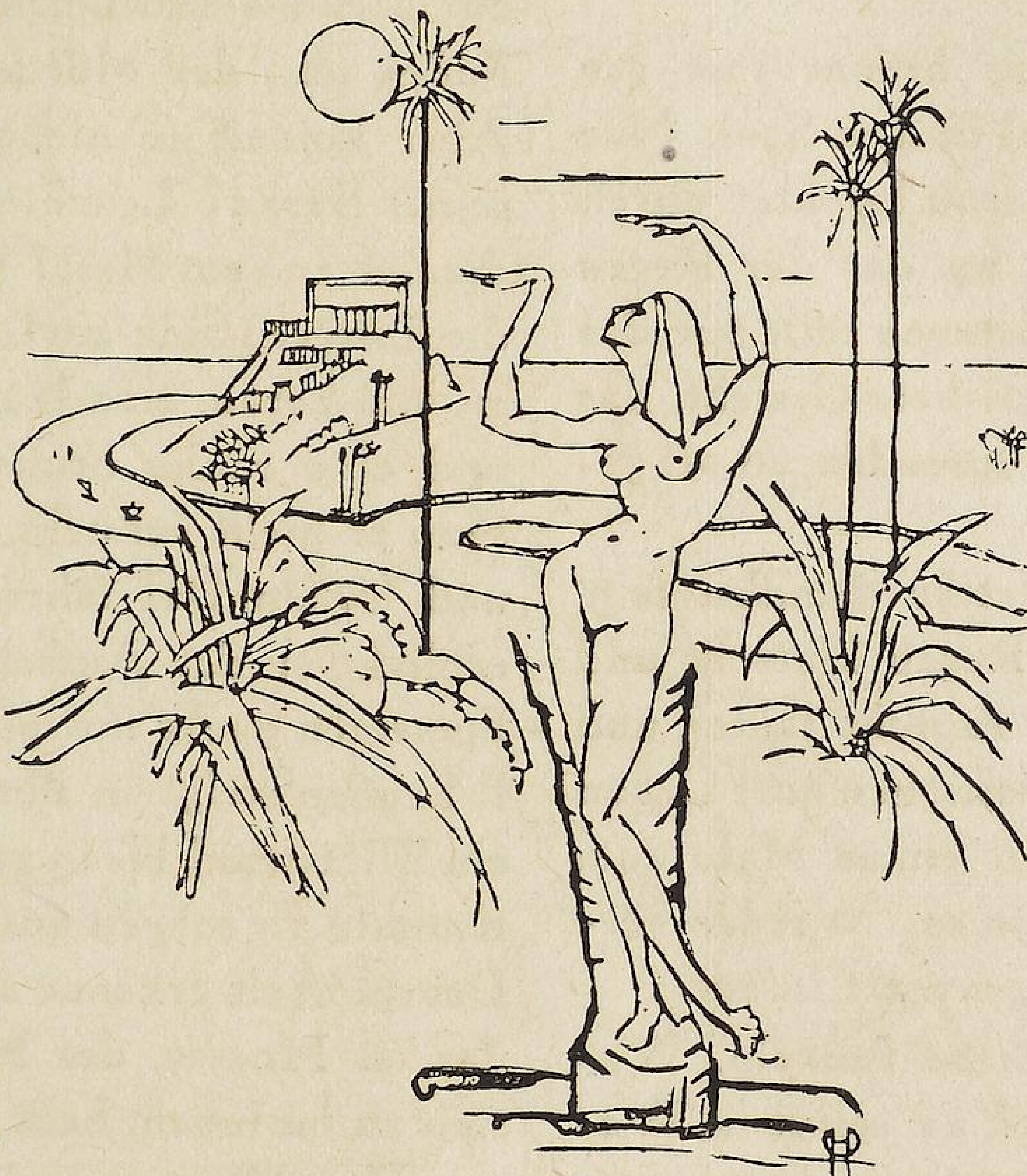
Der Student schritt, ohne sich umzusehen, bis zum letzten Saal, der kleiner als alle die anderen und einer ägyptischen Grabkammer nachgebildet war. Die gewölbte Decke wurde von Lotossäulen aus rotem Granit getragen. Eine elektrische Bogenlampe hing von der Mitte herab und warf durch einen dichten Schleier, den man um die Glaskugel gelegt hatte, gedämpftes Licht auf die bunt bemalten Wände. Erntezenen standen matt getönt zwischen langen Reihen steifbeiniger Antilopen, Papyrusdikkichte wölbten sich um gelbe und rote Fabelvögel, geflügelte Kugeln leuchteten in mattem Gold und blaue Skarabäen schwebten über Priestern in Leopardenfellen, die sich vor Göttern und Dämonen neigten. Neben Hathor mit dem Kuhkopf stand der sperberköpfige Horus und Yefw-Re mit den gewundenen Hörnern des Widders, der Mondgott Thout mit dem Ibis und dem Pavian als Begleitern, und die löwenhäuptige Wert-Hekaw. Mitten in dem Raume aber ragte auf einem Syenitblock ein geöffneter, mächtiger Basaltsarkophag, und dahinter, an der Wand, stand aufrecht im Sarg eine halb von ihren Hüllen befreite Mumie. Der ganze Körper war noch mit den feinen, jetzt halb vermoderten und vom Alter gebräunten Geweben umhüllt, von denen ein schwacher Geruch ausströmte, der Duft von Sandelholz, Zimt und Myrrhen. Das



Gesicht der Mumie war freigelegt. Ein großer Meister hatte sie einbalsamiert, und seiner Kunst war es gelungen, die Züge über drei Jahrtausende hinweg zu behüten. Das Antlitz war nicht schwarz und eingeschrumpft, wie Mumiengesichter zu sein pflegen. Bronzehauch lag auf den Wangen, die noch die sanften Rundungen des Lebens bewahrt hatten. Die blaßroten, schmalen Lippen lächelten schmerzlich im Traum, die feinen Nasenflügel schienen leise zu beben, und in dem ungewissen Lichte der verschleierten Lampe sah es aus, als wollten sich die Lider mit den langen dunklen Wimpern plötzlich heben. Welch ein Strahl des Lebens mußte dann aus den dunklen Augen brechen, die darunter schliefen! Ein schmaler Papyrusstreif lief vom Gürtel der Mumie bis zu den Füßen. Daneben war auf einem gerahmten Zettel die Übersetzung zu lesen: „Met-em-het, die Tochter Imhoteps. Sie lebte in Oph, im Palaste ihres Vaters am Ufer des Niles. Mnevis, der Aufseher der Sklaven, hat sie getötet. Er stieß ihr den Dolch in das Herz. Wa-heb-re, der sie liebte, verfolgte ihn, um ihn zu strafen, aber er fand ihn nicht. Aber Wa-heb-re wird Met-em-het, die Geliebte seiner Seele, rächen — jetzt oder ein anderes Mal." Jetzt oder ein anderes Mal — sagte der Student Urban Dal laut, und seine Stimme hallte in dem großen, leeren Raum. Wie damals, als er zum ersten Male, wie von einer unsichtbaren Hand gestoßen, in diese Grabkammer gekommen war, so saß er jetzt wieder auf dem Basaltblock und starrte wie

verzaubert in Met-em-hets süßes Gesicht. Längst kannte er die Worte der Inschrift auswendig. Zu Füßen der Mumie lag der Dolch des Mnevis, der sie getötet hatte. Der Student stöhnte auf, wenn er die Waffe ansah und schlug die Hände vor das Gesicht.

Ein harter Schritt dicht an seiner Seite ließ ihn aufblicken. Der Wärter des Museums ging eben vorbei und blieb einen Augenblick ganz nahe bei Urban Dal stehen. Er hatte ein gelbes, häßliches Gesicht, das Gesicht eines Affen mit verstreuten Bartstoppeln, und in seinen Augen lauerte ein böser, höhnischer Blick. Der Student erhob sich und wollte weitergehen, aber er taumelte wie ein Trunkener. Es war ihm plötzlich, als wenn ihm die Sinne schwinden wollten, und als er emporsah, war der Wärter nicht mehr da. Aber auch die Wände sah der Student nicht mehr, eine brennende Hitzewelle schlug durch den Saal, und die düster gewölbte Decke weitete sich und wurde zum stahlblauen afrikanischen Himmel, von dem die Sonne, eine mächtige Silberscheibe, flammte. Über dem gelben Sand der Wüste zittert die heiße Luft, das breite Bett des Niles liegt wie ein silbernes Band vor dem geblendeten Blick, weit draußen stehen Barken mit hellen Segeln, und dort zwischen den Palmen liegt Imhoteps Palast. Aus Blattkaskaden steigen Säulenreihen empor, zwischen flammend roten Granatbüschen ragen Mauern mit buntfarbigen Fenstern. Nur eine Sekunde lang steht das Bild vor dem inneren Auge des Studenten, aber in dieser Sekunde sieht er auch, so wie er hundertmal von ihr geträumt, Met-em-het. Das Gesicht der Mumie dort wird lebendig, Perlhuhnflügel heben sich aus dem nachtschwarzen Haar und auf ihrer Brust blitzt es von Gold und edlen Steinen. Nur den Bruchteil einer Sekunde währt die Vision. Aber der Student weiß, er hat das alles gelebt, irgendwann einmal, vor unendlich langer Zeit. Er hat seitdem geschlafen, lang und tief, irgendwo fern in einem Meer von Licht, bis eine brutale Faust ihn in den Schmutz der Gegenwart herunterstieß. Er möchte die Gesichte festhalten, aber er kann es nicht. Der tappende Schritt des Museumsaufsehers bricht roh in seine Vision. Der Mann geht abermals vorbei. Neben der Mumie bleibt er einen Augenblick stehen, hebt die Laterne hoch empor und erleuchtet Met-em-hets Gesicht. Mit einem häßlichen, gierigen Blick schaut er sie an. Der Student will etwas zu ihm sagen, aber seine Zunge versagt den Dienst, seine Glieder sind gelähmt, und nur ein plötzliches, krampfhaftes Schluchzen erschüttert seinen Körper.



Wo bist du, Met-em-het? Warum kommst du nicht? Um dich, nur um dich allein bin ich in dieses Leben hereingegangen, in dieses trostlose Leben. Nur du warst es, die ich finden wollte, deine Seele nur suchte ich unter all den Tausenden und Tausenden, die meinen Weg kreuzten. Dich suchte ich wieder, weil ich dich damals verlor, noch ehe du mein warst — und ich suche auch ihn, der dich niederstieß wie ein wildes Tier. Mit zuckenden Lippen flüsterte Urban Dal diese Worte. Er weiß, daß er von Leben zu Leben schreiten muß, daß ein Leben erfüllt, was das andere verheißen hat, daß die Saat der einen Verleiblichung aufgeht als Ernte in der nächsten.

Ein leises Klirren schreckt ihn auf. Der Wärter hat, als er sich zum Gehen wandte, den Dolch gestreift, der auf die Fliesen fiel. Wie spielend nimmt ihn der Student in die Hand — ein Elfenbeingriff, kunstvoll geschnitzt, und eine patinierte, aber doch noch spitze und scharfe Klinge.

Urban Dal weiß, daß er schon einmal diesen Dolch in Händen hielt — damals, als er ihn aus dem Sand am Nil aufhob. Met-em-hets Blut klebte an der Klinge, und entsetzt schleu-

derte er ihn von sich, als auf sein lautes Rufen hin die schwarzen, nahasischen Sklaven vom Palast heruntereilten, zu ihm und zu Met-em-het, die leblos im Sande lag. Auch jetzt ist es ihm, als müsse er die verfluchte Waffe weit von sich schleudern, aber ihr Griff liegt wie festgeschmiedet in seiner Faust.

Ringsum sinkt wieder alles zurück in die tiefe Stille, der Schritt des Aufsehers, des Mannes mit der satanischen Affenphysiognomie, ist wieder verhallt. Ferne tönt plötzlich eine Glocke — das Zeichen, daß das Museum geschlossen wird. Der Student hört nicht darauf.

Die verschleierte Lampe brennt fast gar nicht mehr, es wird dunkel in dem Saal. Nur das Licht einer Straßenlaterne leuchtet durch das hochgelegene Fenster, an das der Regen schlägt. Der Schein der Laterne fällt auf das Mumiengesicht, auf Met-em-hets Gesicht, das Urban Dal einst, vor Jahrtausenden, so oft geküßt.

Es muß ein wildes Wetter draußen sein, denkt der Student. Der Regen klatscht und rauscht an die Fenster, er rauscht lauter und lauter. Nur dieses Wasserrauschen hört Urban Dal, und es wird ihm mit einem Male zum Rauschen des großen Stromes. Wieder versinkt alles um ihn, die Gegenwart ist tot.

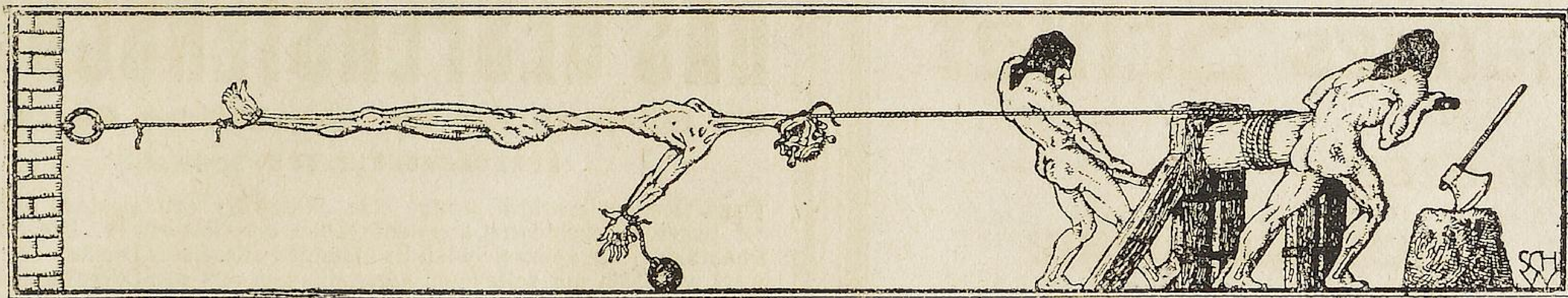
Es ist Nacht und die Sterne funkeln, Wa-heb-re, — der Student weiß, er selbst ist Wa-heb-re, — geht am Wasser entlang, ein warmer Wind weht von der lybischen Wüste her. Fern liegt die schwarze Silhouette des Schlosses an dem schwarzblauen Himmel, der besät ist mit funkelnden Sternen, und von keinem Hauche bewegt stehen die hohen Wipfel der Palmen. Der Mond schwimmt über dem Horizont und spinnt ein silbernes Netz über die Wasser des heiligen Stromes. Eine Gestalt löst sich von Imhoteps Palast und schreitet zum Ufer hinab. Sie tritt aus dem Schatten des Gebäudes, ihr helles, wallendes Gewand leuchtet durch die Mondnacht. Wa-heb-re beschleunigt seine Schritte. Dort drüben auf dem Nil blähen sich die Segel einer Barke, die Laterne leuchtet wie ein Glühwurm am Mast. Nun landet sie am Ufer, ein Mann steigt aus und nähert sich Met-em-het.

Der Student hockt in sich zusammengesunken, mit weit aufgerissenen Augen starrt er ins Dunkel. Kälte durchschauert seine Glieder und der Modergeruch der Grabkammer raubt ihm fast den Atem.

Er weiß kaum mehr etwas von sich selbst. Ihm ist es, als schreie er selbst laut und wild auf, Met-em-hets Leiche liegt im Sand zu seinen Füßen und der Mörder will dort entfliehen. Aber kommt er nicht eben jetzt wieder auf seiner Barke? Leuchtet dort nicht noch immer die Laterne am Mast? Urban Dahl späht durch die finsteren Säle, ein Licht kommt schwankend zu ihm heran, eine Hand packt seine Schulter und eine rauhe Stimme sagt Worte, deren Sinn er nicht versteht. Jäh zerreißt die Vision und Urban Dal fährt empor, dicht vor sich erblickt er des Aufsehers Gesicht. Ein jähes Entsetzen packt ihn plötzlich, ein furchtbares Erkennen steigt in ihm auf. Es ist, als wenn ein Blitzstrahl bis in alle Tiefen seines Daseins flammte. Er schreit auf, denn mit schrecklicher Deutlichkeit erkennt er, das Antlitz vor ihm, das ist Mnevis, des Mörders Gesicht. Ohne sich zu besinnen, hebt er den Dolch und stößt zu. Der Museumsaufseher fällt lautlos, wie ein Sack, zu Boden, klirrend zerschellt die Laterne auf den Fliesen. Und in ihrem letzten Flackern erhellt sie Met-em-hets traurig lächelndes Mumiengesicht.



Der Student fährt auf wie aus einem furchtbaren Traum. Er sieht auf die Mumie, deren Umrisse kaum noch in der Dunkelheit zu erkennen sind und auf die leblose Gestalt des Mannes zu seinen Füßen. Dann geht er langsam, mit schleppenden Schritten durch die Säle und tritt in die stürmische Novembernacht hinaus.



DAS TREIBHAUS

WUNDERLICHES UND ABSONDERLICHES

Im Jahre 1819 kamen auf der Insel Barbados Verrückungen der Särge in einem Grabgewölbe vor. Viermal wurde das Gewölbe für neue Beisetzungen geöffnet, und jedesmal waren die Särge durcheinandergeworfen. Der Gouverneur Lord Combermere begab sich endlich mit seinem Adjutanten Boyd und anderen Offizieren dahin und fand die Grabstätte unverletzt. Er ließ die Türen verkitten und legte, wie auch andere Personen, Siegel auf die Verkittung. Am 28. April 1820 ließ der Lord in Gegenwart mehrerer tausend Menschen die Grabstätte wieder öffnen. Verkittung und Siegel waren unverletzt, die Särge aber wieder durcheinandergeworfen. Ein Sarg, den nur acht Menschen bewegen konnten, war senkrecht aufgestellt, ein Kindersarg gewaltsam gegen die Mauer geworfen, und doch zeigte der Sand im Gewölbe nicht eine Spur von Fußtapfen. Lord C. schickte einen Bericht und eine Zeichnung hierüber an das Kolonialamt nach London.

*

Zur Zeit des Bischofs Hugo von Mans um 1135, hat man im Hause des Stadtvogtes Nicolaus einen sehr ungestümen Geist gehört, der durch greuliches Getöse und Steinwerfen das ganze Haus erschütterte, das Geschirr von einem Ort zum anderen trug, ohne daß man eine Hand sah, Kerzen anzündete, die weit vom Feuer waren, in die aufgetragenen Speisen Kleie, Asche, Unschlitt warf und Garn auf das wundersamste verwickelte.

Bemerkungen der Schriftleitung

Das Titelblatt zeichnete Otto Linnekogel, die Leiste zum Treibhaus W. Schertel.

Verantwortlich: Für die Schriftleitung *Alf von Czibulka*, München. Für den Anzeigenteil *Hans Eberlein*, München.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur für Österreich: *Hans Hofmann-Montanus*, Wien IV, Viktorgasse 18.
Druck: *Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn.*



RITMÜLLER
GEGR. 1795
FLÜGEL · PIANOS
VON ERSTEN KÜNSTLERN GESPIELT & EMPFOHLEN
W. RITMÜLLER & SOHN G.M.B.H.
GÖTTINGEN
FERNRUF 29
ALLEESTR. 6



Otto Zoff

Das Haus am Wege

Roman

Geh. M. 4.- Umfang 215 Seiten Gebd. M. 6.-

Die stilgerechte Ausstattung dieses Werkes kann wohl ein Prachtstück feinster Buchkunst voll künstlerischer Tradition genannt werden.

Ein Buch voll tausend Heimlichkeiten, schwül und heiß wie Tage im Juli; knospende Mädchen, die die Hände ans Herz drücken, gewährende Frauen voll tiefer, rastender Reife. Jeder ist einmal am Haus am Wege vorbeigekommen und hat vielleicht das Beste seines Lebens dort erhalten. Ein Buch voll ungemein zarter, keuscher Lyrik, die nie zu überschwenglichem Barock entartet, den Rahmen des Epischen nirgends sprengt, voll Sommer, voll Liebe, voll Wärme und Herzlichkeit, meisterhaft in der Zeichnung der Frauencharaktere, in aller Erotik gesund, ehrlich und rein. Erschütternd wirkt die fast nordisch karge Art der sprachlichen Prägung solcher Augenblicke, in denen mitten in verliebter Tändelei urplötzlich Schuld auftaucht, nicht Schuld vor dem geschriebenen Recht, aber herbe, nagende Gewissensschuld. Ein Buch voll Jugend und Trunkenheit, in die nur manchmal ein Tropfen Schwermut fällt. Wir besitzen heute keinen Roman dieser Art, der sich mit Zoffs „Haus am Wege" messen könnte.

Dreiländerverlag/München



Pallabona unerreichtes trockenes Haarentfettungsmittel

entfettet die Haare rationell auf trockenem Wege, macht sie locker und leicht zu frisieren, verhindert Auflösen der Frisur, verleiht feinen Duft, reinigt d. Kopfhaut. Gesetzl. geschützt Bestens empfohlen. Dosen zu M. 1.50, 2.50 und 3.50 bei **Damenfriseuren**, in **Parfümerien** oder von Pallabona-Gesellschaft, München NO 39/34

Nachahmungen weise man zurück

Stempel

aller Art
scharf / billig / rasch

Unterberger

München
Gärtnerplatz-Rondell

Telephon 21921

Papier-Abfälle

Zeitungen · Bücher · Akten
Geschäftsbücher kauft
zu reellen Markt-
* Preisen *

auch von auswärts

Adolf von der Heiden
München, Oberanger 44
Fernsprecher Nummer 55585

Kostenfrei! Prospekte über Seelenkultur / Psychische Forschung / Geheimwissenschaften / Mystik / Theosophie. Verlagsbuchhandlung **Max Altmann, Leipzig.** [O 95

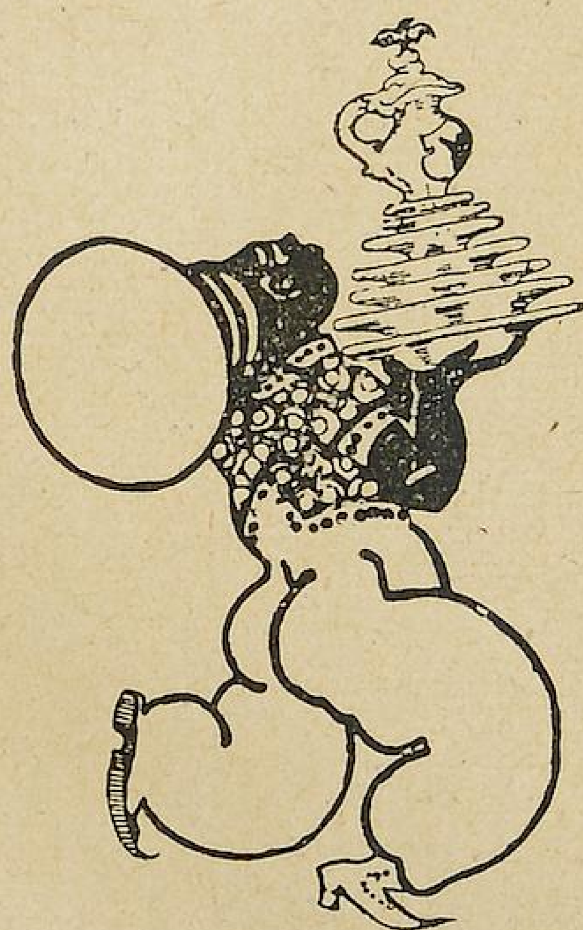
Sie rauchen zu viel!

„Rauchertrost"-Tabletten (ges. gesch.) ermöglichen, das Rauchen ganz od. teilweise einzustellen. Unschädlich! 1 Schachtel M. 2.—, 6 Schachteln M. 10.— frei Nachnahme [O 68
Versand Hansa, Hamburg 25/177

Tüchtige Anzeigen-Vertreter
sucht Dreiländerverlag, München

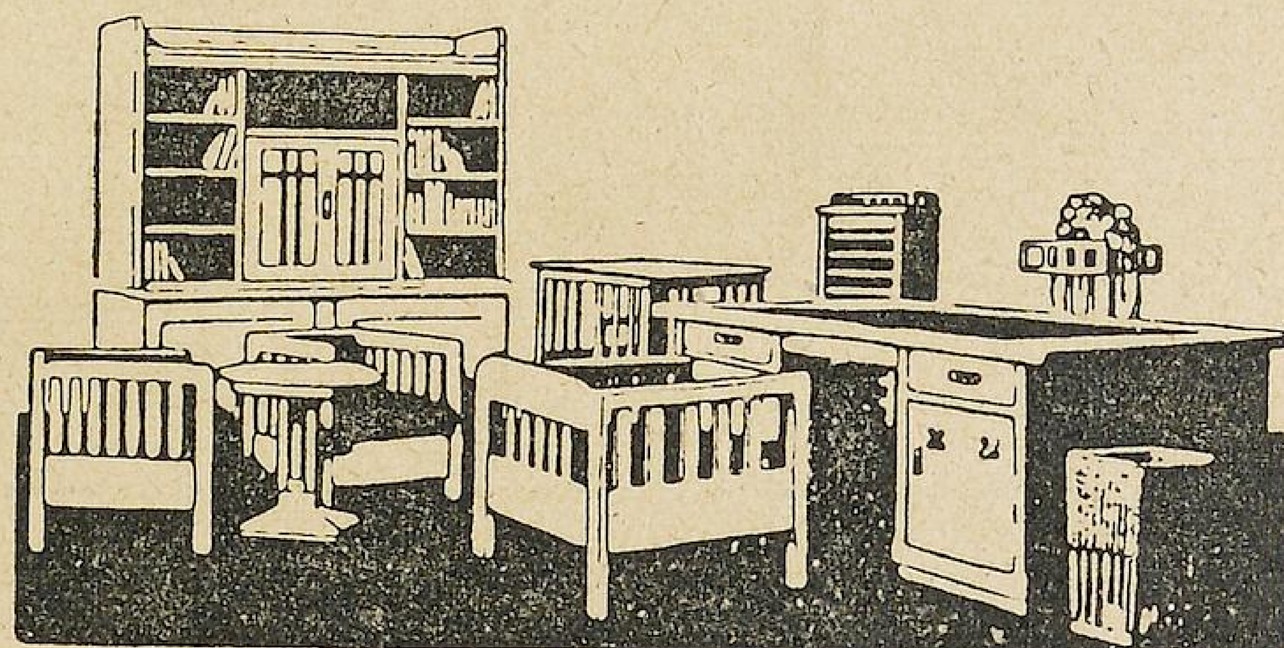
KARL SCHÜSSEL'S

PORZELLAN-MAGAZIN



MÜNCHEN
Kaufingerstraße 9
(Passage Schüssel)

SPEZIALHAUS FÜR HAUSHALT- UND LUXUS-PORZELLANE



Moderne Herren-Zimmer

erstklassige Entwürfe und Verarbeitung

Schreibtische und Stehpulte
Registraturmöbel · Büro-
stühle : Schreibmaschinen
mit allem Zubehör sowie
sämtliche Büro-Artikel

Engleder & Finkenzeller
Löwengrube 17 München Tel. 22811 - 13
:: Spezial-Haus für Bürobedarf ::

DER ORCHIDEENGARTEN



DREILÄNDERVERLAG · HEFT 14

DER ORCHIDEENGARTEN

PHANTASTISCHE BLÄTTER

HERAUSGEBER: KARL HANS STROBL / SCHRIFTLEITER: ALF VON CZIBULKA

INHALT

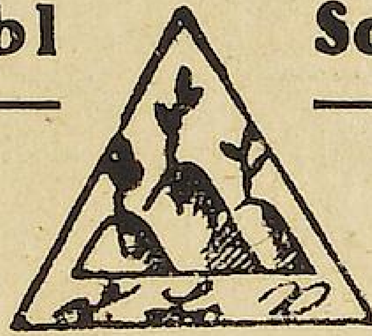
Jährlich erscheinen 26 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft 80 Pf. / für das Vierteljahr 5 M. / durch jede Buchhandlung und durch alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die viergespaltene Millimeterzeile 80 Pf. / NACHDRUCK auch mit Quellenangabe untersagt / VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich / SCHRIFTLEITUNG: München, Leopoldstraße 3 / ÖSTERREICHISCHE VERLAGS- UND REDAKTIONSSTELLE: Wien IV, Viktorgasse 18 / Zuschriften und Einsendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte und Zeichnungen werden nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt.

1919

Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl | Schriftleiter Alf von Czibulka



Erster Jahrgang | Vierzehntes Heft

DER GRÜNE SPIEGEL

Eine unheimliche Geschichte von Toni Schwabe. Mit 3 Zeichnungen von Otto Linnekogel.

ALS sie in das Zimmer traten, das ihre gemeinsame Nacht erfüllen sollte, wehte es ihnen entgegen wie das Aushauchen nach einem Schrei.

„Ein kühles und unfreundliches Zimmer, Herr Wirt, haben Sie nichts anderes frei?"

„Ich werde sofort Licht machen — es ist schon dämmerig. Alles liegt nur daran, daß es schon dämmerig ist. Die Herrschaften werden gleich sehen ...."

Und der Wirt bemühte sich umständlich, eine altmodische Hängelampe anzubrennen. Durch das Gewicht einer Kugel ausgewogen, konnte sie an rasselnder Kette auf- und niederfahren, und wie sie sich nun, herbeigesenkt, entzünden ließ, floß plötzlich ein magisch beruhigendes Licht von ihr aus, und die beiden Reisenden erkannten freudig überrascht, daß sie es mit einem ganz reizenden, behaglich biedermeierisch eingerichteten Zimmer zu tun hatten. Alte Kirschbaummöbel, bunte Kupfer an den Wänden, irgendein grünes Gerank draußen vor den Fensterscheiben und im Hintergrund ein kolossales, königliches Bett mit einer Art von Baldachin. Man wurde an diese Bettbeschreibung aus dem ‚Hohen Lied' erinnert, die Luther etwas karg und keusch übersetzte, daß das Bett des Königs Salomo ‚gepflastert' war, während man doch zwischen den Zeilen liest, daß es sich um ein ausnehmend köstliches Polster handelte, in dem die ganze Üppigkeit des Orients beschlossen lag.

„Gar kein unfreundliches Zimmer — und auch nicht weiter kühl, nicht wahr, die Herrschaften?" hörten die Reisenden plötzlich die etwas quakende, unangenehme Stimme des Wirtes wieder neben sich.

Der junge Mann antwortete rasch und abschneidend, während er die Hand der Frau drückte: „Nein, das Zimmer gefällt uns. Wir nehmen es für diese Nacht."

„Nehmen es für diese Nacht — —", echote der Wirt. Aus dem hohen, schmalen Biedermeierspiegel mit den Sternkapitälen, der an der gegenüberliegenden Wand hing, glänzte klebrig sein fahl-schwammiges Gesicht heraus.

„— — Nur der Spiegel gefällt mir nicht", sagte die junge Frau.

„Gehört aber herein, gehört extra herein, hehe!" lachte der Wirt.

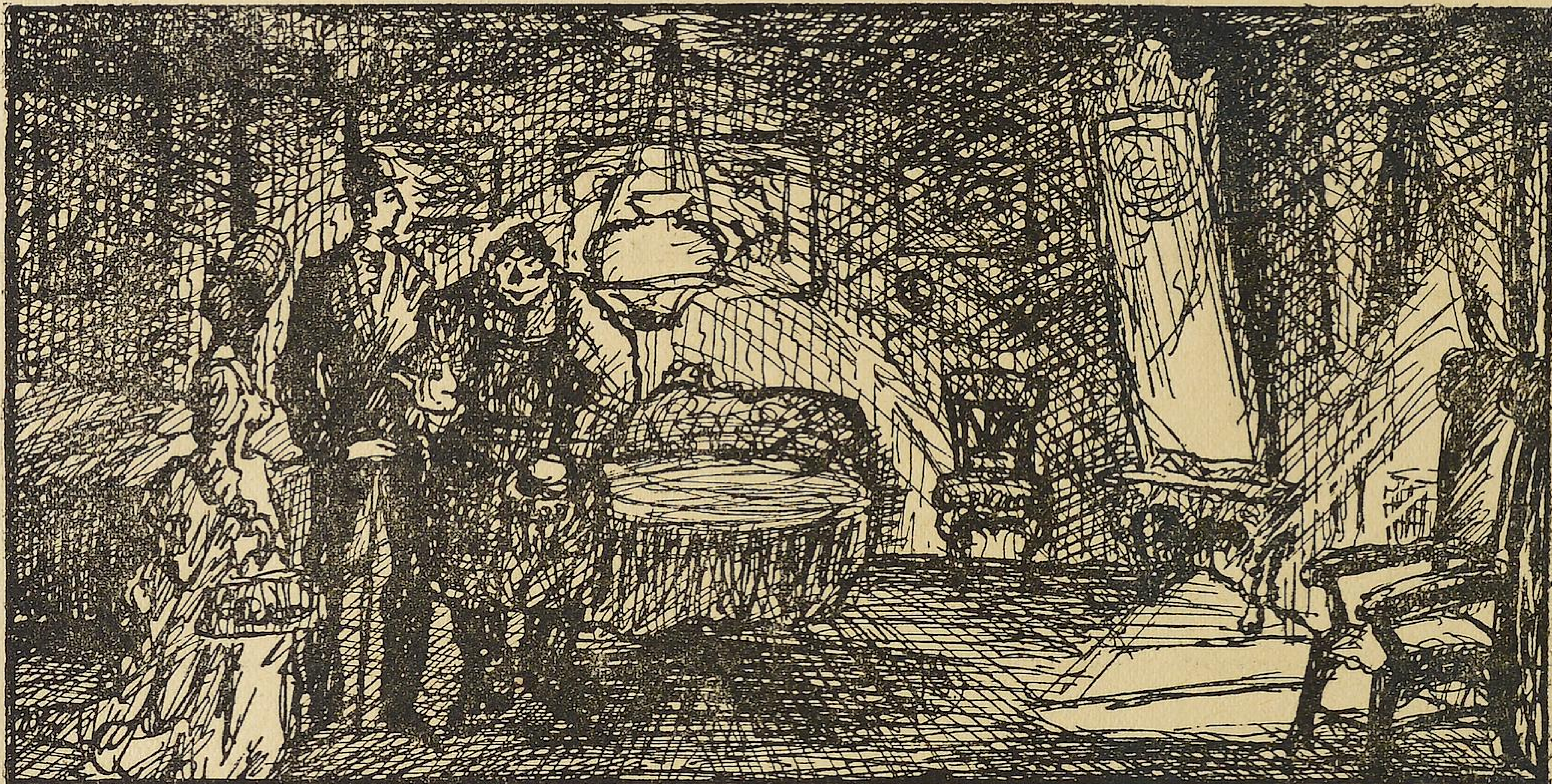
„Sie meinen in den Stil?" fragte der junge Mann.

„Nun ja — wenn Sie wollen: in den Stil."

Die Reisenden sahen sich, wie erschrocken, gegenseitig an. Dennoch — es war doch nicht das geringste gesprochen worden, was einen Grund zum Erschrecken gab. Aber derartige Empfindungen sind bekanntlich unkontrollierbar. Sie kommen aus verborgenen Instinkten. Man weiß nicht, wieso sie entstehen, und zweifellos lassen sie sich infolgedessen auch wegdiskutieren. Ihre Begründungen fassen nirgends Halt, und so schämt man sich ihrer.

„Das Zimmer ist hübsch, und wir nehmen es, wie es ist", sagte noch einmal abschließend der junge Mann. „Herr Wirt, wollen Sie die Freundlichkeit haben, unser Gepäck hereinzubefördern!"

„Will sie haben, will sie haben!" quakte der Wirt und schlurrte davon.



Als er hinaus war, mußten sich die beiden ansehen und lachen. Nun waren sie allein in dem niedlichen alten Zimmer, die Lampe brannte still und freundlich, blumenhaftes Wohlsein stieg aus allen Ecken. Schnell taten sie das, worauf sie schon eine ganze Weile hatten verzichten müssen: sie sanken einander in die Arme.

Da — ein leises, pickendes oder kratzendes Klopfen an der Tür. Sie öffneten. Ein ganz kleiner Hausbursche mit grasgrünem Gesicht und weitaufgerissenen Augen stand da und wurde von dem großen Handkoffer schief nach der einen Seite heruntergezogen. Als er herein-kam, äugte er ängstlich und eilig durch das Zimmer — über die Wände hin. Seine Blicke flogen wie verirrte Vögel. Es war, als stießen sie gegen die Scheiben, um wild und schnell wieder hinauszufinden. „Das Gepäck!" stotterte er. Dann setzte er den Koffer mit einem Krach mitten ins Zimmer, als brennte ihn der Griff in der Hand. Und geduckt ruderte er wieder hinaus.

Die beiden Liebenden wußten plötzlich nicht mehr, daß sie einander eben noch in den Armen gelegen hatten. Die Hand des Mannes ruhte wie fühllos und ungedenk jedes zärtlichen Sinnes auf der Schulter seiner Geliebten.

„Wie — ist es nicht eigentümlich — irgend etwas ist doch — eigentümlich hier — ?" sagte sie verträumt.

„Ja. Mir kommen die Leute im Hause ein wenig närrisch vor."

Dann wandte er sich rasch zur Tür und rief dem Grasgrünen nach: „Höre! Knirps! Pikkolo! Ober!"

„Die Herrschaften?" klang es zaghaft und schon aus weiter Ferne durch den langen Gang zurück.

„Wir möchten noch was essen!"

„Jawohl, die Herrschaften — dort drinnen?"

„Bewahre, nein, es kann auch draußen sein, wenn hier drinnen zu weit abliegt. Nur fix, fix! —

Was nun — erst packen wir aus?"

„Ach — ja", sagte sie gedehnt.

Er lachte. „Oder — erst — ?"

„Pfui, du bist abscheulich", lachte sie und tänzelte kokett von ihm weg.

„Gleich wird der Spiegel hübsch, wenn er dein Bild hat!" lobte er mit Kennermiene.

Und nun fing er sie ein, hielt ihren Hals dicht unter seine Achsel gedrückt und zerrte sie vor das trübe Glas. Da standen sie beide — gegenüber ihrem gemeinsamen Bild. Es war ein zärtliches, lachendes, lebendiges Bild. Aber der Spiegel war doch sehr alt und sehr trübe. Schon etwas grünlich im Widerschein. Und daß es immer schien, als ob Schatten über seine Fläche wogten, zwischen dem jungen Paar und dem Scheibenglas hin und her wogten, das mußte auch eine Folge dieser Alterstrübung sein. „Das Quecksilber wird mit den Jahren irgendeinen Zersetzungsprozeß durchmachen, denn diese wolkige, grünliche Trübung kann man bei allen



Otto Schön

Feuermännchen

alten Spiegeln beobachten", erklärte der junge Reisende seiner Gefährtin.

Sie sagte: „Ja. Aber er gefällt mir nun mal nicht richtig, dieser Spiegel — komm, wir gehen schnell zum Essen hinaus in den Garten!"

Es war ein altes Wirtsgärtchen mit großen verschnittenen Lindenbäumen, die baldachinartig über der ganzen Fläche des Kiesplatzes lagerten. Hölzerne Bänke und Tische, deren Beine in die Erde gepfählt waren, standen darunter. Der kleine Grüne tanzte herum, wedelte mit einer schmutzigen Serviette die abgefallenen Lindenblätter von den Tischplatten und piepste: „Befehlen, die Herrschaften?"

Sie bestellten ein Essen, wie es im Haus zu bekommen war, und blieben nun eine Weile allein. Von den Bäumen herunter duftete es. Eine feine Dämmerung lag ringsum gebreitet.

Der Grüne kam mit dem Speisentablett. Ihm folgte der Wirt.

„Interessieren sich die Herrschaften vielleicht auch für Wein? Ich hätte einen ganz besonderen — ganz besonderen — —?"

„Ja, geben Sie ihn nur, wenn er wirklich so besonders ist", entschied der Mann.

„Das ist er, das ist er in Wahrheit", beteuerte der Wirt mit seiner krächzenden Stimme. Und er drehte sich um und schlurrte fort, den Wein zu holen.

„Sieh doch hin, wie er da verschwindet" flüsterte die Frau zaghaft. „Ist es nicht ganz als wehten ihm häßliche graugrüne Flügel nach? Und dann diese böse, unheimliche Stimme — —."

„Ja, das ist das große allgemeine Unglück, daß das Alter selten nur verschönt. Die meisten Menschen werden häßlich und unappetitlich, wenn sie so gegen die achtzig kommen. Und noch spätere Jahrgänge tragen jene Zeichen der Zerstörung und des Verfalls — oft eines Verfalls, der schon jenseits des Lebendigen in der Zone der Verwesung liegt, immer deutlicher an sich."



„Pfui, was sagst du für Abscheulichkeiten! Ich kenne so reizende alte Menschen. Zum Beispiel eine uralte Dame mit weißen Seidenlöckchen über den Schläfen, in Lilakleidern mit Spitzen, immer nach Lavendel riechend, und ihre Augen sind ganz jung, und ihr Herz begeistert sich an allem Schönen."

„Ja, ja — mag wohl sein, auch solche gibt es" gab er etwas abwesend zu. Und dann weiter, wie in plötzlichem Aufflackern des Lebens „Aber, du! Schöner ist die Jugend! Schöner sind wir!" Und er beugte sich tief auf ihren Mund nieder — und nahm von dort den süßen Atem der Jugend zwischen seine Lippen, auf seine Zunge.

„Du — du — wie schmeckst du nur — ", flüsterte er in ihren Mund hinein.

„Hier — hier — der Wein! Hier, die Herrschaften, Sie sollen sich überzeugen — ich holte ihn nun — holte ihn nun."

Sie waren beim ersten Laut erschreckt auseinandergefahren. Verwirrt stotterte der junge Mann: „Das — war — war ja sehr hübsch von Ihnen, daß Sie ihn holten — —."

Der Wirt umkrallte den Flaschenhals und zog an dem Pfropfen. Dabei stöhnte er häßlich in sich hinein.

Dann aber sprudelte aus der Flasche ein heller, etwas prickelnder Wein, von dem wunderbarer Duft aufströmte.

„Wie heißt der Wein?"

„Lacrimae exorcistati", schnarrte der Wirt.

„Was? Wie war der Name? Zeigen Sie doch mal das Etikett!" Er drehte den Wein mit der Aufschrift zu sich herum. „Lacrimae —" stand da, und die Fortsetzung war auf dem halbzerfressenen und halbgelösten Schildchen nicht mehr zu entziffern.

„Lacrimae Christi, wird dort gestanden haben", meinte der junge Mann halblaut. Er hatte den Eindruck gehabt, daß der Wirt sehr schwerhörig sei, aber nun zeigte es sich, daß er trotz seines Alters und trotz der eigenen ungeregelten und mißtönenden Stimme, wie sie meist nur taube oder sehr schwerhörige Menschen haben, dennoch sehr fein hörte. Er fuhr abwehrend und diktatorisch mit dem Zeigefinger durch die Luft und lachte



Francisco Goya

höhnisch: „Weit gefehlt! Weit gefehlt!" Dann zog er ab.

„Aber — sieh, Liebste — der Wein ist ja nun wirklich sehr gut", sagte der Mann mit einer fast tonlosen Stimme, die ihn selbst verwunderte.

Sie aßen von den Speisen, und er schenkte in die Gläser. Weinblütenduft stieg auf — kleine Bläschen zersprangen — kühler Steinduft — Weinduft —.

„Weißt du, daß der Wein — solcher der richtig auf Flaschen gezogen wurde und doch nicht eigentlich mehr lebt — solcher auch, der Jahre und Jahrzehnte gelagert hat, daß der blühen kann? Ja, man nennt es so: Der Wein blüht. Und dann treiben kleine sonderbare Unklarheiten in ihm herum, und sein Duft ist stärker noch als zuvor. Wer es nicht weiß, daß dieser Wein blüht, glaubt wohl, ihm wäre ein schlechter, trüber Wein vorgesetzt worden. Aber der wundervolle Geschmack, wenn er ihn trinkt, will dann gar nicht zu diesem Vorurteil stimmen."

„Blüht dieser Wein?"

„Ja — mir scheint wohl — er blüht."

„Und hat doch jahre- und vielleicht jahrzehntelang gelagert? War tot — und ist nun — ja ist nun gleichsam auferstanden — oder nur — was meinst du? — geht er vielleicht nur so als Geist um?"

„Wollten doch alle Geister so sein — so duftend — so voll prickelnden Lebens — so süß, wie dieser Geist des Lacrimae — — —."

Er zögerte ein wenig. „Lacrimae Christi" hatte er sagen wollen, aber seine Zunge stockte und schlug gegen den Gaumen.

„. . . . exorcistati", klang es, leise wie ein Windhauch und doch deutlich, so daß sie beide es verstanden.

Sie lauschten beide — in Entsetzen verstummt. Dann sagte die Frau.

„Nein, du. Hier ist es unheimlich. Wir wollen hineingehen."

„Ja. Laß uns hineingehen. Das Zimmer war hübsch und behaglich. Aber hör: es waren die Lindenäste — hör doch: nun knarren sie

schon wieder: das war es. Dieses Knarren war wie eine Stimme. Hörst du nun ganz deutlich: „La — cri — mae — exor — cis — ta — ti —."

„Ach bitte, du — sprich den häßlichen Namen nicht noch einmal aus!"

„Gleichviel — der Wein ist gut. Ist ganz vorzüglich sogar. Und ich darf wohl sagen, daß ich mich etwas auf Weine verstehe. Du, er ist wunderbar! Nimm ihn auch!"

Sie versuchte, es ihm nachzutun, wie er Schluck um Schluck prüfend über die Zunge rollen ließ. „Muß man so Wein trinken — so? Auf diese Art?"

„Oh, man kann ihn auch noch ganz anders trinken!" sprach er dunkel und heiß an ihrem Ohr. Und dann beugte er sich ganz rasch nieder an ihren Mund.

„La — cri — mae — ex — or — cis — ta — ti —", knarrte es wieder in den Ästen.

Er ließ das Weinglas sinken, das er ihr eben an die Lippen gehoben hatte. „Wir gehen hinein", sagte er schroff. „Der Weinrest mit dem verdammten Namen mag hier stehen bleiben."

Durch den langen Gang fanden sie ungeleitet in ihr Zimmer zurück. Die Schritte hallten. Der Hall blieb uneingelöst hinter ihnen stehen.

Im Zimmer brannte noch die freundliche Lampe, aber mittlerweile war auch der Mond aufgegangen, und nun hing er als lichtgefüllte, lichtströmende Schale gerade im Ausschnitt des einen Fensters und stritt mit der spärlicheren Leuchtkraft der Lampe.

„Jola —."

„Du — ?"

„Jetzt sind wir ganz richtig zusammen —."

„Nein, du — lösche doch das Licht —."

„Ich lösche das Licht — sieh hier — es ist aus. Nur noch der Mond — so groß und hell wie nie —."

„Unten im Garten sind Blüten — die duften so —."

„Laß doch diese Blüten, Liebste. — Komm ganz schnell —."

„Laß mich — ich will die Blüten —."

„Jola —."

„— — — —."

„Jolante —."

„Warum nennst du mich so streng?"

„Streng? Es ist der allerschönste Name", sagte er gerührt und fing an, ihre Finger zu küssen.

„Ist er das? Aber alle andern haben mich so genannt —."

„Es gibt keine andern mehr, hörst du?"

„Es gibt keine andern mehr", sagte sie zitternd und blaß. — — — —

Sie erwachte mitten in der Nacht. Was Wundervolles, Schweres, Schönes, Unsagbares war ihr geschehen? Und danach kann man noch einschlafen? Und danach kann man sogar noch leben?

Sie legte ihr heißes Gesicht in die Biegung des eignen kühlen Armes. Ihre Gedanken gingen über in Empfindungen. Und ihr Körper dehnte sich und zitterte im Fühlen alles dessen — alles — dessen — — —

Er, den sie liebte, lag neben ihr. Sie wagte es — ganz scheu streckte sie die Hand nach ihm aus und berührte ihn leise. Aber er schlief. Schlief fest und tief. — Wie sollte sie weiter noch allein diese Schwere des Glücks — dieses hintaumelnde Wissen ertragen — —?

Ihre Glieder bebten und spannten sich — spannten sich diesem Neuen, Unbekannten entgegen.

Draußen rauschten die Äste der alten Linden. Rauschten seltsam und schwer — und aus diesem nächtlichen, schwirrenden Singsang des Lautes hob sich allmählich, gleichsam gegen den Willen der süßen Nacht, ein häßliches, knarrendes Tönen — hob sich das schlimme Wort vom Abend: — — „La — cri — mae — La — cri — mae — ex — or — cis — ta — ti —.

Der Schauer eines grauenvollen Ahnens ging über diesen jungen Leib, der noch heiß von der Liebe, noch durchzittert vom entschleierten Verlangen war.

Jolante richtete sich im Bett auf und horchte — horchte — —.

Allmählich und wie hingezogen und dort festgehalten blieben ihre Augen in einer ganz bestimmten Richtung stehen — starrten dorthin — starrten —.

Dort hing der Spiegel. Über sein Scheibenglas, das alt und wolkig und grünlich — vielleicht vom zersetzten Quecksilber hinter der Scheibe — war, huschte es wie qualmende Schatten.

Deutlich — deutlich! Dies zum Beispiel war eine Bewegung, die nicht eine zufällige Spiege-



lung der zitternden Blätter von den Bäumen da draußen sein konnte. — Nein — es erschien vielmehr als ein vorüberhuschendes, geisterndes Wallen, so, als ob durchsichtige Wesen, dem Menschenauge nicht erkennbar, sich vor dem Glas des Spiegels hin und her bewegten. — Vor diesem Glas, das, auf magischere Wirklichkeit eingestellt, da noch bildempfindlich war, wo Menschenaugen längst versagten. So drang reflektierend aus dem Spiegel zurück, was als Erscheinung an sich für das Auge unerkennbar war.

Oh, diese Schatten. Sie ballten sich — wandten sich — quirlten ineinander. — Immer toller wurde dies seltsame Fließen — fast glich es den grauenvollen Verrenkungen eines gequälten menschlichen Körpers.

Nein — dieses da hatte längst nichts mehr auch nur mit der Möglichkeit einfacher Spiegelung nächtlich bewegter Bäume und Ranken zu tun, die sanft und lieblich, ein Teil der reinen einfachen Natur, da draußen vor den Fenstern bebten. — Ein Hexenspiel war es — ein Teufelsspuk! Zu immer frecheren Unwahrscheinlichkeiten sich zusammenformend, so daß jedes letzte Hoffen, durch natürliche Erklärung von diesem schaudervollen Entsetzen erlöst zu werden, mehr und mehr versank.

Starr, hoch aufgerichtet, unbewußt weinend vor Grauen saß Jolante und verfolgte die gespenstischen Vorgänge. Leer und still lag das Zimmer selbst unter monddurchbrochener Nacht, und nur das fahle Glas des Spiegels erzählte in immer wilderen Bewegungen von dem verkrampften Kampf eines noch unsichtbaren Menschenleibes.

Still lag das Zimmer? Ach nein! Schon nicht mehr still! Da von der Seite des Spiegels her drang dumpf gurgelnd und langgezogen ein qualvoll stöhnender Laut —.

Und nun — Stöhnen auf Stöhnen — ein zischender Aufschrei — und, was das Allerentsetzlichste war: ganz plötzlich das kindische seelenberaubte Kichern eines Wahnsinnigen.

Jolante wollte die Hände heben, wollte sie abwehrend gegen den Spuk ausstrecken, aber Blei war in den Fingerspitzen, Blei war in allen Gelenken — sie brachte es nicht fertig, die Arme zu heben. Starr und mit Todesqualen im Blut saß sie und war an die Erscheinung des Spiegels gebannt.

Und während das entsetzensvolle Spiel rasender Bewegungen unheilvoller und unheilvoller sich dort vollführte, während alles in Jolantes Innern flehte: Aufhören! aufhören Denn mehr noch zu ertragen, geht über menschliches Vermögen. — Während so ihre ganze Natur in einem Verzweiflungskampf gegen das Geschaute anprallte, ballte sich dieses Teufelsspiel von Bewegung mehr und mehr zu einer bildhaften Erscheinungsform zusammen.

Das — und wieder das — waren das nicht die Züge eines Gesichtes? Und traten da nicht die Linien eines Manneskörpers hervor, der sich krampfhaft und sinnlos auf und niederbäumte?

O dieses! Das Furchtbare: es war ein vollendetes Gesicht! Ein Menschengesicht? Ja — aber mit den teuflisch verzerrten Zügen eines Besessenen. Mit Zügen, die von Qual, Wut und äußerstem viehischen Widerstand entstellt nur noch eine maskenhafte Ähnlichkeit mit den Formen des wahren Menschengesichts hatten.

Und eben dieses Gesicht des Grauens, diese grünlich giftende Maske des Wahnsinns sprang plötzlich in grellster Deutlichkeit aus dem brausenden Wirrwarr des Spiegels heraus — —.

Gleichzeitig aber glitt ein kreischender Aufschrei von den Wänden — „Lacrimae exorcistati!!!" —

Der Spiegel stieg hoch, die Wände stürzten zusammen —.

Bewußtlos fiel die junge Frau nieder — —.

MÖRDERISCHE TAT

Von A. M. Frey

Ich band ihm die haarigen Beine,
Sie half beim nächtlichen Werk.
Er lag im Schlaf, der Kleine,
Ihr Gatte, der hämische Zwerg.

Dann band ich die feisten Arme —
Da fuhr er aus dem Traum.
„Daß Gott sich meiner erbarme!"
Schrie er, die Lippen voll Schaum.

„Dir kann kein Gott mehr taugen,
Wir führen jetzt Gottes Gewalt!" —
Mit vorgequollenen Augen
Hat er uns angelallt.

Ich holte sein eigenes Messer,
Womit er sich früher rasiert —
Da hat der behäbige Fresser
Umsonst in den Himmel gestiert.

Ich ließ das Stahlgeflimmer
Ihm kitzeln über den Leib:
„Du schäbiger Schuft wirst nimmer
Witzeln über dein Weib!"

Erst fluchte er uns beiden.
Dann lag er in Wahnsinn verrannt —
Ich brauchte gar nicht zu schneiden:
Er starb mir so unter der Hand.

D A S O P F E R

Eine seltsame Geschichte von Rolf Hiata.

SEINE schmale, nervige Hand hielt immer noch das weiße Blatt, und immer wieder las er die Zeilen, sie leise vor sich hinsprechend: „Liebster Du, wenn ich nur bei Dir wäre. Ich möchte Deinen lieben harten Mund küssen und in Deine Augen schauen. Deine Augen, Du, ich kann sie nie vergessen. O Du.—"

Deine Augen, Du, Deine Augen. Seine Hand fing an zu zittern und unklar und verschwommen, wie im trüben Nebel stand ein Gedanke vor seiner Seele, grauenvoll, entsetzlich. Tauchte auf, verschwand, flackerte und irrte, wie ein gestaltloses Schemen. Und der Einsame floh vor ihm, bebte und erschrak, wenn er heraufstieg aus dem Dunkeln, wenn er aber zu verschwinden drohte, zu versinken im grauen Nebelmeer vager Vorstellungen, dann suchte er nach ihm, wollte ihn halten, bannen, knirschte vor Angst, er möchte ihm entschwinden. Faßte ihn endlich, hielt ihn fest, umklammerte ihn gierig saugend, pflegte ihn mit fast liebevoller Hingabe, sich selber peinigend und sich an seiner eigenen Qual weidend. Hob ihn heraus aus dem Dunkel, aus dem Chaos, daß er Gestalt annahm in seinem zermarterten Gehirn, sich bildete, formte, verdichtete, bis er Platz ergriff darin, es ganz erfüllte, sich dehnte, an die Schläfen hämmerte, den Schädel zu zersprengen drohte — bis der Mensch mit einem gellenden Schrei hochfuhr, ermattet zusammensank, weiter denkend, dumpf brütend. — Ja, sie sollte sie haben, seine Augen, die sie nicht vergessen konnte. Sie sollte sie haben und anschauen können, immer, immer. Seine Liebe war groß genug, dies Opfer zu bringen, nichts war ihm zuviel für sie, die ihm alles war, von der ihn Hunderte von Meilen trennten, eine unüberbrückbare Kluft. Mit einer wilden, quälenden Wollust des Schmerzes malte er sich alle Einzelheiten aus, traf er alle Vorbereitungen. Endlich war es so weit. Er saß vor dem schweren Eichentisch in seinem Arbeitszimmer und rückte alles noch einmal zurecht: Links die zwei silbernen, mit einem Kettchen verbundenen Kapseln, die er vom besten Silberschmied der Stadt eigens hatte treiben lassen, die Ebenholzkassette, mit rotem Sammet ausgeschlagen, die sie aufnehmen sollte, den Karton, das Seidenpapier und die fertig geschriebene Adresse zur Verpackung, den Brief dazu — rechts das Lanzett, die Morphiumspritze, die Schale mit Sublimat, die Watte — es war alles in Ordnung, alles.

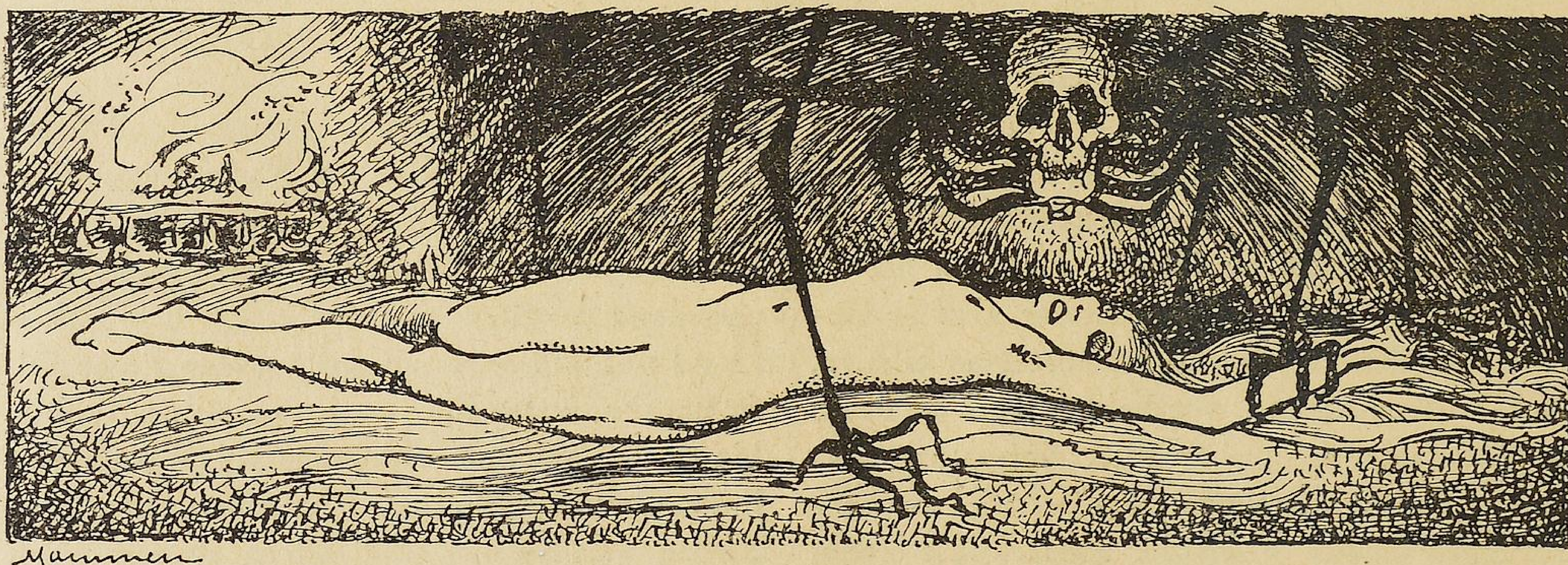
Tief lehnte er sich in den Armstuhl zurück, um die geschnitzten Lehnen krampften sich die zitternden Finger. Noch einmal all die lieben Bilder an sich vorbeiziehen lassen, noch einmal all das jubelnde Glück erleben, noch einmal durch das sommerschweigende Waldtal wandern, Arm in Arm, droben in der Heide liegen, in der Abenddämmerung, die golden durch die Föhren schimmert, noch einmal all die Nächte erleben mit ihrer glühenden Lust — doch das war ja alles vorbei — verklungen. Und jetzt, jetzt sollte sie seine Augen haben, nach denen sie sich so sehr sehnte.

Er tastete nach der Morphiumspritze, öffnete die Hemdbrust und ließ die Nadel langsam in die braune Haut sinken. Noch ein tiefes, schweres Aufatmen zum letzten Entschluß — und dann krallten sich die Finger der linken Hand tief und hart um den rechten Augapfel, faßten ihn, zogen ihn heraus aus seiner Höhle, bis er sich als eine schleimige Kugel ganz von ihnen umklammern ließ. Mit einem fleischigen Strang von Sehnen und Adern war er noch mit dem Innern verbunden. Ein wenig zitterte das Skalpell in der Rechten, dann durchschnitt es rasch und sicher diesen letzten Halt. Ein wahnsinniger Schmerz durchzuckte ihn, knirschend mahlten die Zähne aufeinander — nur jetzt nicht schwach werden, nur jetzt nicht! Sorgfältig tamponierte er die leere, blutende Höhle, noch eine Morphiumspritze und dann das gleiche noch einmal — tief schlugen die Zähne in die Lippen. Ein qualerfülltes Stöhnen — es war getan. Er tastete nach den schleimigen Kugeln, die vor ihm in der Sublimatschale lagen und bettete sie sorgfältig in die silbernen Kapseln, wog sie in der Hand — wie schwer sie waren! —

Nun wollte er sie ihr schicken, die sich so nach seinen Augen sehnte, als einen Beweis seiner Liebe, seiner opferfreudigen Liebe. Aber — sie

würde sich entsetzen, ein Grauen müßte sie befallen, sie würde glauben, er sei wahnsinnig — ja, war er es denn nicht, war dies Unterfangen nicht Wahnsinn? Warum hatte er daran nicht früher gedacht, warum hatte er das getan? Nur an ihre Sehnsucht, an sein Opfer, nein, nur an sein Opfer hatte er gedacht, und was für ein Held er wäre, und wie sie ihn bewundern müßte — Eitelkeit — Narr du, verfluchter Narr, entrang sich's seinen Lippen. Es war umsonst, vergeblich, ihr konnte er die Kapseln nicht schicken. Wohin damit? Er tastete sich zum Kamin und ließ sich in den tiefen Lederstuhl gleiten, der da stand. Da hatte er manche Stunde verträumt, in die erlöschenden Gluten starrend. Die zwei Kapseln hingen an dem Kettchen, das sie verband über seinem Finger und schlugen gegeneinander, mit einem eigenen, bleiernen Ton. Er streckte die Hand aus, bis er an der Wärme fühlte, daß sie über der Glut war, dann ließ er die Kette langsam, langsam vom Finger gleiten, beugte sich tief hinunter zum Rost und lauschte angestrengt in das Knistern — da — ein mattes Blaffen, jetzt war wohl eine der Kapseln geplatzt, das Weiße quoll heraus, schleimig und glasig, verkohlte an der Hitze, sonderbare Blasen treibend, sich windend und krümmend, wie etwas Lebendes.— Er legte die fiebernde Stirn auf das kühle Leder der Armlehne. Sonderbar, daß er fast gar keinen Schmerz verspürte, ja, das war das Morphium. Morphium — ein mattes Lächeln überspielte seine Züge, er tastete sich zurück zum Tisch — da war die Spritze — Morphium, flüsterte er vor sich hin, Morphium...

All ihre Briefe kamen als unbestellbar zurück, sie hörte nie wieder etwas von ihm. Er war wie verschollen. Und manchmal noch dachte sie, was er für schöne Augen hatte.—



M A R I T S A

Ein Gedicht in Prosa von Geoffrey Sephton

(aus dem Englischen übertragen von M. Pokorny). Mit 3 Zeichnungen von M. L. Mammen.

EIN furchtbares Unglück ist über mich hereingebrochen, einer jener Schicksalsschläge, die alles zermalmen, Herz und Seele.

Meine arme kleine Maritsa ist tot; meine kleine blütenzarte Maritsa. Sie, deren zärtliche Stimme, deren weicher roter Mund, deren frommes Engelsgesichtchen mich zurückhielten von den Pfaden der Trunksucht und des Verbrechens.

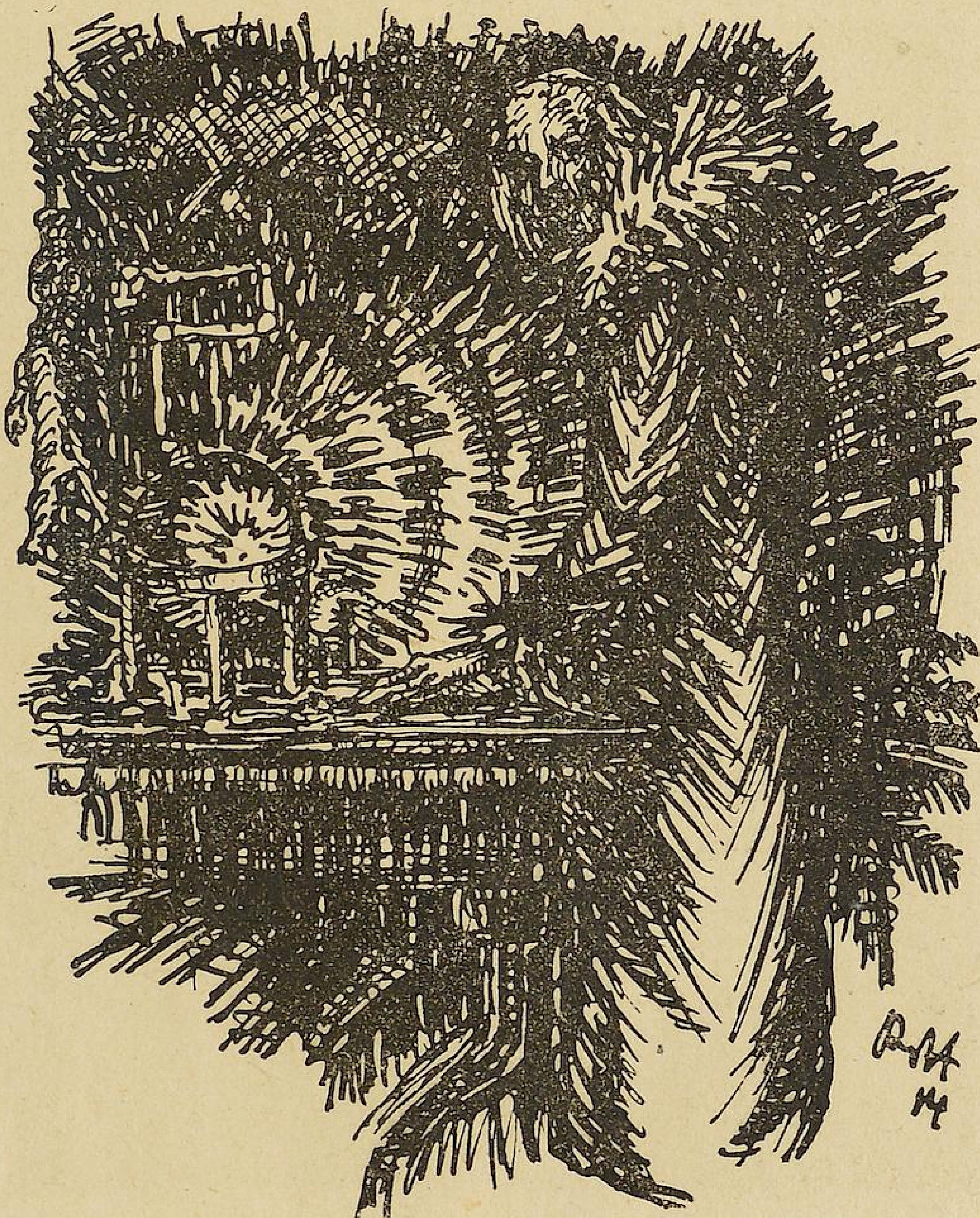
Ich war arm. Mein Gott, wie arm war ich doch! Niemand wollte meine Werke lesen. Die Verleger lachten darüber oder sendeten mir die Manuskripte ungelesen zurück. Und also trank ich und lebte und lachte und trachtete zu vergessen. Aber ich konnte nicht. Ich wußte, das Ende sei nicht mehr fern. Meine Taschen waren ganz leer, und seit vielen Stunden hatte ich keine Nahrung mehr berührt. Und dann begegnete ich Maritsa. Ich begegnete ihr im Atelier eines Freundes. Er lud mich ein — wie er sagte, damit ich seine Gemälde anschaute. Aber ich meine, er tat es, weil er wußte, daß ich hungrig sei und zu stolz, ihn anzubetteln. Wie dem auch sei, ich ging. Ich ging, um die Schönheit zu schauen von Angesicht. Und ich sah...

Es war ein Herbstnachmittag.

Mein Freund war fleißig an der Arbeit. Er malte — Maritsa. Er bat mich, zu warten, solange das Licht anhielte. Und also wartete ich. Ich saß auf dem großen Ruhebett mit dem falben Löwenfell und beobachtete und dachte und — liebte.

Sie war sehr schön. Hals und Angesicht blühten aus einer Fülle prachtvollen Haares hervor, gleich einer Wunderblume, die sich von der goldenen Glorie leuchtenden Herbstlaubes abhebt. Ich erinnere mich genau daran. Wie könnte ich vergessen!

Ich saß und betrachtete sie und liebte. Ich dachte mir, wie wunderbar das sei, dies Elfenbein und Gold. Es überkam mich ein Verlangen, diese leuchtenden Strähne um den feinen Hals zu schlingen, bis daß sie vereint ineinanderflössen.



R. v. Hörschelmann: Der Alchymist.

Und ich sann: „Wenn mich Maritsa lieben wollte, dann würde ich nicht mehr daran denken, den kühlen Tod im Fluß zu suchen. Ich würde arbeiten. Ich würde schreiben, um einen großen Namen zu erwerben für sie. Meine Königin sollte sie werden, jene Eine, durch die meine Verse Süßigkeit und schwingenden Rhythmus erhielten. Aber, wenn sie mich nicht lieben kann, werde ich eine andere Braut suchen, den besänftigenden Tod. Und meine Träume will ich mit mir nehmen in das große Unbekannte und sie dort weiterträumen.

Aber sie liebte mich.

Ja, sie liebte mich mit ihrer ganzen Seele, und ich glaube wahrlich, ihre Liebe war beinahe so groß wie die meine.

Und Maritsa ist tot! Ich bin wieder allein. Ich wollte schreiben. Eine Ode wollt' ich schreiben an die tote Maritsa. Eine Ode, welche ihren geliebten Namen in die Ewigkeit hinaustrüge, auf daß sie von neuem leben könnte und ich mit ihr. Ich kann nicht. Oh, ich kann solche Dinge nicht schreiben. Meine Augen sind gefüllt mit Tränen, so daß ich die Worte nicht sehen kann. Und wenn ich etwas sehe, dann ist es nur sie — Maritsa.

Ich weiß nicht, wie es war. Ich kann nicht denken. Todesstarre umschnürt meine Sinne mit eisigen Ketten. Mir war, ich sei mit Maritsa. Ich schlief. Und als ich aufstand, um sie zu suchen, da lag sie am Kamin, eingerollt gleich einem Kätzchen. Ihre gelben Locken waren fest um ihren Hals gebunden und glitzerten in der Herdglut. Sie war tot. Ich schrie. Aber niemand antwortete mir. Dann schrie ich wieder. Ich sprach zu ihr und nannte sie bei allen Liebesnamen. Aber sie bewegte sich nicht und hörte mich nicht, es sei denn, daß der Ruf meiner Herzensnot die Pforten des Paradieses durchdrang und sie dort einen Wiederhall davon auffing.

Aber jetzt spricht sie zu mir. Sie ruft mich. Ich höre ihre Stimme im Flüstern des Windes, im Rascheln des Herbstlaubes, in jedem Seufzer, der das Dunkel durchzieht.

Ich sehe ihr Antlitz im sterbenden Herdfeuer; sie lacht und nickt, in den letzten Zuckungen der Flamme, sie lacht und winkt mir zu kommen. Liebste, ich werde kommen. Nur ein Weilchen noch, um niederzusitzen und eine Ode zu schreiben an Maritsa, die gestern noch lebte und dann starb. Dann — komme ich.

Ich will hingehen, um ihr im Tal der Sonne zubegegnen. Wir wollen die blühenden Wiesen der Jugend entlang tanzen und in den Silberschatten des Mondes schlummern. Die Stimme Gottes spricht zu mir aus den Sternen. Die Harmonie der Liebe klingt erschütternd in mein Ohr.

Und ich muß schreiben — eine Ode an Maritsa. Ich höre sie singen. Ich höre die Stimme bang klagender Flöten. Ich höre das plötzliche Aufeinanderschlagen der Zimbeln. Jetzt kommt sie, tanzend im Zwielicht, eingehüllt in geheimnisvolle Schleier und immer vorwärts weisend. Jetzt glitzert ihr Haar golden in der Herdglut. Jetzt — ist sie fort.

Wenn ich nur schreiben könnte!

Mutter der Engel, deines Hauches Fächeln
berührt' ihr Antlitz in des Todes Lächeln . . .

Oh, ich kann nicht! Ich kann nicht!

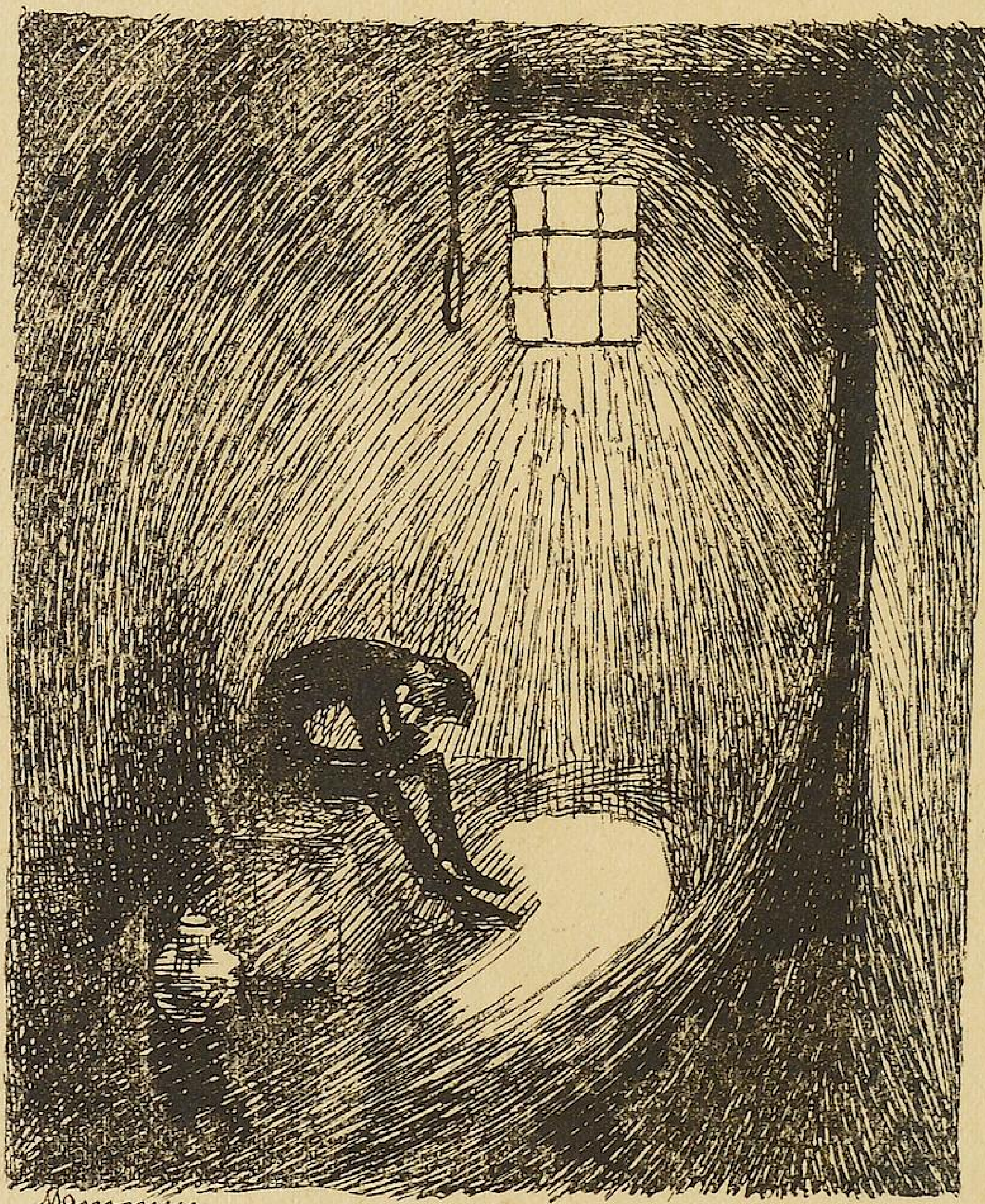
Jemand pocht. Mag er pochen. Ich öffne nicht.

Der Vielgeliebten Seel' bette du
an deiner Brust zu heil'ger Himmelsruh.

Schon wieder dies Pochen! Wie soll ich da schreiben?

Herrgott, sie haben die Tür eingedrückt.

Die Narren! Sie sagen, ich hätte Maritsa getötet. Sie sind verrückt. — Sie haben mich hier eingeschlossen. Ich verlangte Papier, und sie gaben mir's. Warum sollte ich Maritsa töten, die ich liebte? O, sie sind verrückt. Rette mich, Geliebte! Rette mich! Komm zu mir. Vielleicht werden sie mich hängen. Oh, es ist nicht wahr! Ich fürchte den Tod nicht. Aber solch ein Tod würde mich von Maritsa trennen.



Wenn ich unter des Henkers Hand stürbe, wäre meine Seele verloren, in das Land des ewigen Zwielichts verbannt. Dann würde ich Maritsa nicht begegnen, denn sie ist in der Stadt der Sonne, vor deren Toren ein mächtiges Flammenschwert zischend die Wasser überspannt. Ich aber würde einherschleichen im Tal der unbekannten Schatten, wo bleiche Geister wohnen, schemengleich wie weißer Rauch im Mondschein.

Ich möchte aber Maritsa wieder begegnen. Ich möchte sie aufsteigen sehen einem silbernen Halbmond gleich aus den saphirnen Tiefen des Weltgeheimnisses, wie die Schönheit sich golden erhebt aus der See.

Ich möchte mit ihr den dunkelroten Wein der Leidenschaft trinken; ihn trinken aus dem kühlen Kelch von blassem Topas, den Mondsteine umgürten; ihn trinken, während die Nachtigall im Zwielicht schluchzt.

Ha, ha, ich werde ihnen doch entkommen. Ich werde mich töten. Ich werde nichts sagen, — werde nur warten.

Ha, ha, wie muß ich lachen, wenn ich denke, wie sie plappern und fluchen und umherstarren werden, wenn sie mich tot auffinden. Sie halten sich für so weise. Was wissen sie vom Leben — oder vom Tode? Sie haben nicht die Stimmen der Engel gehört — wie ich.

Ha, ha, wie zornig werden sie sein!

Jemand kommt. Ich muß dies verstecken. Rasch! Die grausamen Ärzte kamen. Sie brachten mich zum Sprechen. Sie hypnotisierten mich — so sagten sie — und riefen die Erinnerung an Dinge wach, die ich vergessen möchte. Klare, kalte Gesichte von dem, was ich getan, kamen mir.

Oh, warum ist die Erinnerung so unbarmherzig? Wie viel besser wäre es, zu vergessen! Aber sie erlaubten das nicht. Sie zwangen mich zu sprechen. Sie zerrten alles ins Leben zurück, nur nicht — Maritsa.

Wäre es nicht besser, alles zu vergessen, bis auf — Maritsa? Sie erbarmten sich meiner nicht, sie erlaubten mir nicht auszuruhen. Sie hypnotisierten mich also und zwangen mich zu reden. Ich sprach und erzählte alles. Oh, wie kalt sind Worte!

Es war so:

Ich schrieb eine Ode an Maritsa — an die lebende, — das beste Werk, das jemals meiner Feder entflossen. Ich wollte es nicht veröffent-

lichen. Ich sagte, es sei zu gut. Warum sollte ich meine Gefühle vor der seichten Menge entblößen?

Sie trachtete, mich zu überreden, aber ich wollte nicht. Sie sagte, das Gedicht würde mich berühmt machen. Das kümmerte mich wenig.

Sie lächelte und schmeichelte und verhieß Wunderdinge; sagte, wir würden satt zu essen haben und ein gemütliches Heim.

Ich wollte nicht hören, denn das alles mochte später kommen, durch ein anderes Werk. Dies hier war zu gut. Solch ein heiliger Windstoß der Eingebung kommt nur einmal im Leben. Es ist, als senkten sich die Himmel in Gnade, um dem Erwählten zuzuflüstern.

Ich ging aus und strich durch die Gassen in einer Verzückung dichterischer Inbrunst. Ich war nicht mehr von dieser Erde und atmete deren Luft nicht mehr. Das Leben hatte keine Reize mehr für mich. Ich konnte seine Freuden nicht mehr kosten. Sie schienen mir jetzt so elend und fleischlich. Ich lebte nur mehr für mein Werk; mein Werk und — Maritsa.

Ich muß durch die Straßen gewandert sein, aber ich erinnere mich nicht wie und wohin.

Der junge Tag hatte die Kirchtürme mit roten Flammen gekrönt, als ich heimkam.

Leise, wie ein feiger Dieb, schlich ich mich ein. Ich fürchtete, Maritsa zu wecken.

Ich sagte zu mir: „Bevor ich einschlafe, will ich die Ode lesen, um den Schlummer süßer zu machen." Ich tastete mich an der Wand entlang zu meinem Schreibtisch. Ich suchte die Papiere dort, wo ich sie liegen gelassen hatte.

Sie waren fort! Sie waren fort, sage ich! Da weinte ich laut auf. Maritsa trachtete mich zu trösten. Es war umsonst. Ich weinte und fluchte und weinte wieder. Sie sagte, ich sei ein Kind, es wäre mir doch ein leichtes, die Verse nochmals niederzuschreiben.

Ich versuchte es, aber es ging nicht. Mir schwindelte. Die eine Hälfte der Worte kam mir zurück, die andere blieb aus. Falsche Reime fielen mir ein und verdarben das Ebenmaß der Verse. Das Ganze ward verzerrt und lächerlich gemacht, als spotteten die Musen meiner. Je mehr ich mich plagte, desto ärger wurde mein Lied.

Ich schalt und fluchte und lästerte in ohnmächtiger Wut. Es half wenig. Maritsa weinte still vor sich hin wie ein Kind.

Als die Nacht anbrach, stand Maritsa auf und schlich fort, um sich anzuziehen. Angetan mit ihrem hübschesten Kleid und Hut kam sie zu mir und küßte mich. Sie wand ihre weichen warmen Arme eng um meinen Hals und küßte mich immer wieder. Sie sagte, nun würde ich bald ein großer Mann und die Welt stehe mir offen.

Ich sagte, alles sei zu Ende, denn ich könnte nie wieder schreiben, wie ich geschrieben habe. Darauf lächelte sie und meinte, wir würden ja sehen.

Sie ging und ließ mich im Dunkel allein. Wohin war sie gegangen? Sie sagte, zu ihrer Schwester. Ich glaubte ihr nicht. Warum hatte sie sich so sorgfältig angezogen? Warum verbot sie mir, ihr zu folgen? Sie sagte allerdings, sie würde mich nicht lang allein lassen.

Gott hatte mich verlassen und auch Maritsa! Ich wollte ihr folgen. Ich tat es. Ich hörte, wie sie im Gehen leise vor sich hinsummte, denn ich schlich nahe hinter ihr her.

Sie bog nicht nach rechts in das kleine Gäßchen ein, wo die dunklen Schatten überhängender schiefer Dächer den Himmel aussperren oder sich als dämmerige seltsame Gespenstergestalten vom düsterglühenden Abendhimmel abheben. Sie ging geradeaus.

Das war nicht der Weg zur Schwester! Nun wußte ich . . . .! Dann kamen plötzlich die hellerleuchteten Straßen mit tausend Laternen, die zitternden Sternen gleich, ihre Strahlen in das Dunkel schossen. Da blieb ich zurück und ließ sie allein weitergehen, denn ich wollte nicht, daß sie mich sehe.

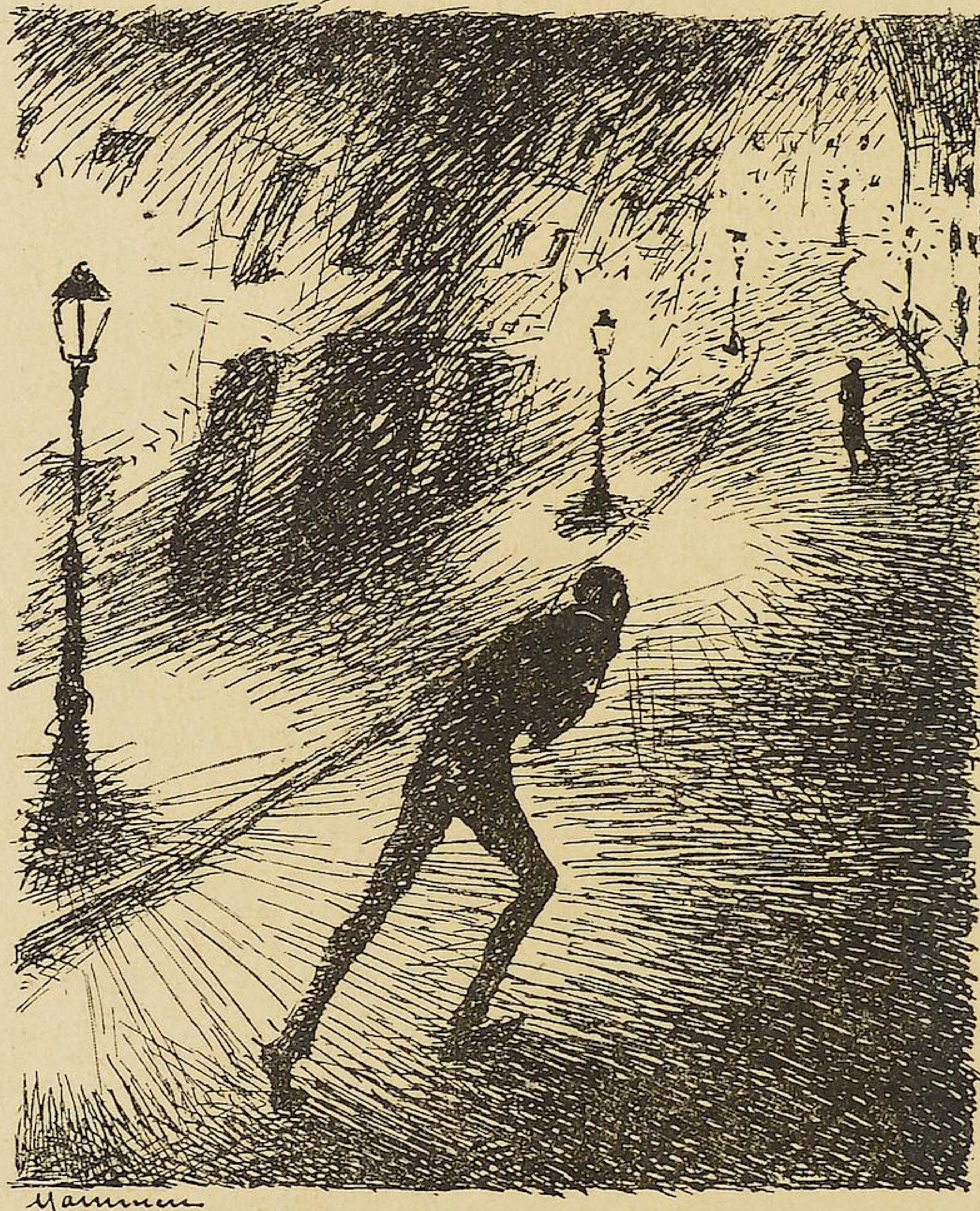
Immer weiter ging sie. Dort, zur Linken warf ein prunkendes Kaffeehaus seine schwingenden Türen dem Geglitzer der Straßenlaternen entgegen. Automobile blieben stehen oder stürmten vorbei, umbrandet vom bebenden pochenden Rhythmus ihrer Motoren. Wagen rollten die breite Straße entlang. Es hatte zu schneien begonnen. Myriaden von Funkelkristallen überstürzten einander, tanzten in der scharfen, kühlen Luft, während die elegante Menge auf- und abwogte. Ihre Schritte fielen gedämpft aufs Straßenpflaster, und das ganze fröhliche Gedränge bewegte sich lautlos wie ein Traum.

Maritsa blickte sich um und trat rasch ein. Sie bemerkte mich nicht. Ich folgte ihr und fand eine Nische, wo ich mich wohlverborgen

niederließ, um zu warten und zu beobachten. Ich sah sie einen Brief aus dem Busen nehmen und verstohlen an die Lippen drücken. Ich sah das Licht der Liebe in ihren Augen. Und dann — dann hatte ich begriffen.

Ich bestellte Wein und trank und trank. Jetzt schadete es doch nichts mehr.

So warteten wir etwa eine halbe Stunde lang und sie lächelte die ganze Zeit über. Ich wußte, daß ihr Herz rasch poche, denn sie war sehr blaß. Und dann kam er. Ich erkannte ihn sofort. Mein Kopf begann zu wirbeln. Maritsa und ich waren oft mit Manuskripten zu ihm gegangen; er hatte sie immer mit dunklen, bewundernden Blikken verschlungen. Und ich war so stolz auf ihre Schönheit! Nun wurde mir alles klar. Er war so reich, war hübsch und jung, — und ich — ein armer, unbekannter, müdegehetzter Dichter.



Maritsa erblickte ihn. Aufspringend hielt sie ihm ihre kleine Hand zum Willkomm hin. Er blieb stehen, nahm die angebotene Rechte mit einer Art ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit entgegen und führte die feinen unbehandschuhten Finger an seine Lippen.

Ich fluchte leise vor mich hin, während er sie anlächelte. Ich konnte es nicht länger ertragen. Wir Dichter sind nicht kaltblütig wie andere Männer.

Mit einem wilden Fluch sprang ich zwischen die beiden.

Maritsa schrie und floh auf die Gasse. Ich spie ihn an, nannte ihn einen elenden Hund und erlaubte meiner Zunge, all das Feuer, das mein Hirn verzehrte, nach außen zu verpuffen. Er mag an meinen Werken wenig Vergnügen gefunden haben; an jenem Abend mußte er mich sprechen hören.

Zuerst lachte er, sagte, ich sei ein verrückter Dichter und hieß mich heimgehen.

Dann wurde er zornig und schwor, er werde mich hinauswerfen. Die Kellner standen kichernd umher. Ich erfaßte ein Weinglas, schleuderte es an seinen Kopf und ging. Ich habe ihn nicht getroffen. Das tut mir leid. Das Glas prallte an einen Spiegel und fiel zersplittert zu Boden, indem es erklang wie Schellengeläut. Kleine Weinlachen befleckten das Parkett und glühten purpurn wie Blut. Ich lief keuchend heim. Die Menschen starrten mich mit großen, runden Augen an. Sie grinsten und glotzten wie dumme, fühllose Dinger.

Ich trat lautlos ein. Maritsa lag schluchzend am Kamin, ohne anderes Licht als das der Kohlenglut. Der dunkelrote Glutschimmer drang in mein Hirn, das vom Wein erhitzt war.

Dann erfaßte ich rasch ihre wirren Locken, küßte wie rasend ihren weichen, süßen Mund und wand die goldenen Fesseln ihres Haares fest und fester um den blassen, warmen Hals.

Sie wehrte sich nicht, versuchte nicht, sich zu rühren. Einmal hauchte sie meinen Namen, dann war alles still.

Mit einer Hand band ich die Haarsträhne fest, während die andere ihr Gewand aufriß und des Nebenbuhlers Brief von ihrer weichen, vollen, köstlich reifen Brust zerrte.

Ich fand das Papier, schob es in die Tasche und sah sie wieder an. Sie rührte sich nicht. Aber die goldenen Wellen ihres Haares bewegten sich gleich lebenden Feuerschlangen und glitzerten im Herdlicht.

Ich sank ohnmächtig zu Boden und schlief bis zur Morgendämmerung.

Als ich erwachte, hatte sie sich immer noch



Paul Süß Schmerz

nicht gerührt. Und ich versuchte, eine Ode an sie zu schreiben.

Ich konnte nicht schreiben! Dann brachten sie mich hierher.

Doch jetzt bewegt mich der Geist.

Gebt mir Elfenbeinplatten und eine Feder von Gold. Laßt mich Worte schreiben auf Alabaster, schneeig wie Maritsas weißer Hals, mit Lettern, die heller leuchten als die Glorie ihrer Haare, — da sie in der Feuerglut erstrahlten wie rotes Gold. Aber zuerst will ich den Brief ihres Geliebten lesen.

Hier, hier hab' ich ihn! Das ist er!

Jetzt will ich lesen! Laßt mich sehen. Da halte ich ihn.

O Gott! Maritsa, Maritsa! Es ist meine Ode!

Vergib, Maritsa! Vergib, vergib, vergib!

B I O G R A P H I E

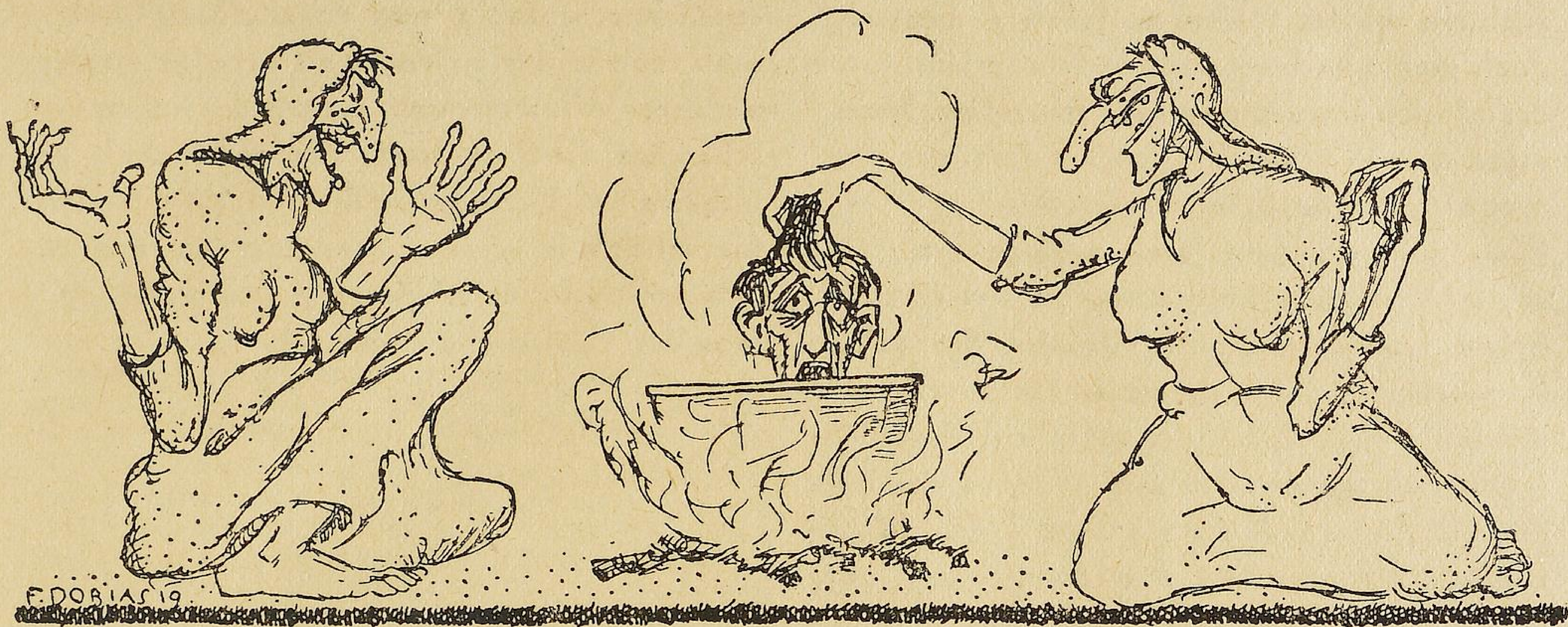
Groteske von Klabund

MEIN Vater, der bekannte Raubmörder Klauschke, erzog mich in Ehr- und Gottesfurcht. „Halte stets dein Haus rein!" sagte er mit einem Seitenblick auf meine Mutter, die mit Eimer und hochgekrempelten Röcken im Zimmer stand und planschte. Wie ich erst später erfuhr, war meine Mutter gar nicht meine Mutter, sondern eine entfernte Verwandte meiner Mutter, die ich „Tante" nennen mußte, und mit der ich mich in jugendlichem Überschwang beinahe einmal verlobt hätte. Als ich das sechzehnte Jahr vollendete, gab mich mein Vater in die Lehre zum Porzellanwarenhändler Simson Siegedurch, einem Meister seines Faches. Er hielt Seelenfreundschaft sowohl mit meiner wahren wie mit meiner falschen Mutter und pflegte mich, nicht ohne Anzüglichkeit, „mein Söhnchen" zu rufen. Er war mit meinem Vater von früher her ein wenig böse, weil dieser in einem Anfall von Gedankenschwäche Frau Siegedurch mit einer Kupferkanne erschlagen hatte. Die Kupferkanne bekam eine beträchtliche Beule. Siegedurch hatte die Kupferkanne sehr geliebt, und die Beule darin verdroß ihn lebhaft. Er war ein Kunstkenner und lehrte auch mich die Kunst kennen, indem er zwei Reihen Porzellantassen vor mich hinstellte, und sagte: Links Kunst — rechts keine. — Ja, Anschauen bildet. Das dachte ich mir auch, als ich Röschen Zwitterbauch kennen lernte und ihr ewige Liebe schwor. Mein Vater war mit dieser Lösung meiner Verhältnisse nicht einverstanden. Er gab mir die goldene Lebensregel: schlag tot, schlag tot — er meinte, er sei mit dem Tod im Leben stets am weitesten gekommen. Was soll ich Ihnen weiter erzählen — ich sehe, Sie finden mein Leben reichlich uninteressant und hören schon gar nicht mehr zu. Ich bin leider in einem einfachen, gut bürgerlichen Milieu aufgewachsen, wo das Dasein monoton dahinfließt. Noch einen Steinhäger, Fräulein, und die „Fliegenden Blätter"!

U M K E H R U N G E N

Von Walt Whitman. Übertragung von Max Hayek

Laßt die Reformer von ihren Tribünen herabsteigen, wo sie allezeit marktschreien —
laßt einen Idioten oder eine wahnsinnige Person auf jeder der Tribünen erscheinen;
Laßt Richter und Verbrecher die Plätze tauschen
— laßt die Gefängniswärter ins Gefängnis werfen — laßt jene, die Gefangene waren, die Schlüssel nehmen;
Laßt sie, die der Geburt und dem Tode mißtrauen, die übrigen führen!



DAS TREIBHAUS

WUNDERLICHES UND ABSONDERLICHES

Warhaffte und glaubwürdige Geschicht / So sich unweit von Prag in dem Konigreich Böheim / jüngst verwichenem 1672. Jahr mit einem vornehmen von Adel zugetragen. Ein vornehmer Cavaglier / dessen weitbekannte Familien nicht zunennen / auß dem Königreich Böheim / hath kurtz verwichenen Wintermonat des entwichenen 1672. Jahrs seine Leibeigenen Unterthanen / zur Steyer und Contribution stark angetrieben. Unter welchen sich auch eine arme Wittib / deren Mann kürtzlich verschieden war / und fünf unerzogene Wayßlein hinter sich gelassen / befandt; welche in ihrer gantzen Gewalt nichts weiteres vermochte / als ein eintziges Kühlein; diese ward ebner maßen / zur besagten Jahrs Zinsen stark urgiret. Die aller Mittel-loß sich befindente Sclavin bath mit demütigem Seuffzen und Flehen einige Gedult zu haben / inmaßen dieses einzige Kühlein ihr gantzes Vermögen wehre / wovon sie sich / sambt ihren armen Kindern ernehren müste. Sie gleichwohlen genöthiget / gedachtes Rind in des Oberherrn Stall treiben zulassen; Welches mit bitteren Thränen / und erbärmlichen Geschrey der armen Kinderlein endlichen auch geschehen. Daß von allerhilff verlassene Weib bemühet sich über diß noch einen Versuch zuthun / erbittet deß unbarmhertzigen Cavagliere Frau Gemahlin / vor Sie / bey demselben eine gedeyliche Intercession zuthun. Welches die gnädige Fr. auß Erbarmnuß / auch versprochen. Kurtz darauf als offt erregter Herr mit seiner Gemahlin auß der Kirchen seinem Schloß zugehen wolte / ersiehet Er die arme Sclavin / sambt ihren 5 kleinen unerzogenen Kindern / nackend und bloß vor ihme uff den Knien liegend. Worauf er seine Gemahlin fragte; was wollen dise nackenden Hunde? O Herr versetzte seine Frau. Es ist die arme Wittib mit ihren Waißlein / welcher Euer Lieb das Kühlein wegnehmen laßen. Wann es seyn kan bitte ich schönstens / ihr solches (weil nicht viel daran gelegen) widerumb zukommen zu laßen. Was? antwortet ihr Gemahl? und sollte alles mein Vieh darüber zu Grunde gehen / soll Sie es doch nicht wider haben. Die Liebste verfährt weiteres un spricht / ach! mein Herr sie haben nichts zuessen; Dero der unbarmhertzige gleich entgegen setzet: Fressen sie Luder die Hunde! unter solch wehrendem Discurse folget das arme Weib sambt ihren kleinen Würmblein mit Angst und Zittern immern nach / die Er endlich selbsten anredet. Was wiltu? Die halbleblose fält ihme nochmahlen zu Fuessen / und spricht: ach gnädiger Herr ich bitte umb des Jüngsten Gericht Gottes und seiner unendlichen Barmhertzigkeit willen eintzige Gedult mit mir zu haben / und mein

Kühlein wieder folgen zu laßen / damit ich doch meine halberstarrende Kinderlein durch dero Milch erwärmen und ernehrn kan. Nein / sagte der Wütterich / packe dich nur fort! wann du deine Steuer erlegen wirst / Alß dann solt du dein Vieh widerhaben. Das arme Weib muß halb desperat, mit jämmerlichen Lamentiren und Winseln der armen Kinderlein / daß es einen Stein erbarmen möchte / endlich elendig abziehen; deren der Unmensch immer noch gespottet / sagend gehe nur hin / und laße dir sie Gott / den du darumb so offt anruffest / wider geben / aber was geschicht? als die Magd zu Mittage in den Stall gehet / siehet sie; das alles ihrer Herrschafft Vieh (so in die etlich 60. Stuck bestanden) todt / und so erstarret / alß ob es schon 14. Tag geschehen / darnieder lieget. Sie laufft eilend zur Frau / besichtet sie dessen. Die Frau erschrickt / sagts ihrem Ehe-Herrn derselbe laufft stracks in den Stall; und da Er hinein kombt / siehet Er / außer der offterwehnten Wittib Kühlein / alles todt. Worauff Er hefftig entrüstet / und (welches Erschröcklich zu hören) den Nahmen Gottes greulich fluchend / herauß fähret / ich weiß wohl das mir niemand den Possen gerißen / alß du Tyrann x. x. im Himmel. Und wann ich mich nur an dir rächen könte / so wolt ichs thun / eilt demnach halb rasend in sein Zimmer / holt die Pistollen / und schießet solche mit Widerholten Gottes Lästern / unter der Stall Thüren zweymahl gegen den Himmel loß. Endlich als er mit diesen Gottlosen verrichten nichts richtet / spricht er: weil er wegen der Bestiae der Wittib herkommet / so soll sie und ihre Hund (die armen Weißlein meinend) die Zeit ihres Lebens so war ich ein Cavaglier bin / nichts alß lauter Lueder fressen. Kaum hatte er außgeredt / ist er / auß gerechtem Verhängnis Gottes in einen Hund transmutirt worden.

Seine Gestalt belangend / ist der Kopff wie er gewesen / noch menschlich / mit einem gelben Haar und Bart geziert; der ander Theil des Leibes ist einen Hund gleich / kan auch nichts reden / alß Lueder! Lueder. Jetzo wird er in einen Keffigt uff einen Karren geführt / 2. Schinder Knecht bey sich habend / welche ihme das Lueder seine Speise täglich praepariren müssen. Seine Gemahlin folgt ihm in einer Gutschen / und bringet solches Monstrum, von einer Kirchfahrt / und miraculosen Orth / umb ihne wider zu recht zu bringen zu dem andern. Wiewohl umb wegen des hohen Geschlechts die Sach lange Zeit verdunkelt gebliben / hat doch endlich die Sonne der Ewigen Gerechtigkeit solches genugsam an Tag gegeben / und klar erwiesen / das wahr sey / was der Christliche Poët saget:

Also straffet Gottes Zorn Laster / und die
Läster-Lippen /

Welche / wie die Risen Rott / denken Himmel-anzuklippen.

Armer Leuthe Threnen tringen durch den
hohen Wolcken Thron /

Bösen / wird die Ruthe kommen / Frommen
Gottes Ehren-Cron

*

Daß die Grausamkeit unserer Tage noch überboten werden könne, mutet seltsam an und doch ist es so. In dem im Mittelalter geltenden Bienenrecht des Landes Lauenburg und Bütow heißt es im Artikel 17: „Wer entweder seine eigenen oder fremden Bienen aus den Bauten ganz ausnimmt, der soll ohne einige Gnade dem Henker überliefert werden, welcher ihm alle seine Gedärme und Eingeweide um die gestohlene Fichte (worin im Mittelalter die Bienenstöcke eingebaut waren) herumwinden und ihn hernach an eben selbiger erhenken soll. Schon im uralten Sachsenrecht findet man grausame Strafen für Bienen- und Honigdiebstahl. Der darauf bezügliche Artikel sagt: „Wer einen Bienenkorb aus des anderen Zaun stiehlt, der soll den Kopf missen, wer ein Pferd stiehlt, der soll den Kopf missen.“ Dagegen scheint das Menschenleben schon damals nicht allzuviel gegolten zu haben, denn wer zu jenen Zeiten einen anderen erschlug, hatte seinen Frevel lediglich mit einer Geldbuße zu büßen.

*

Im Jahre 1868! wurde in Paris ein Zauberspiegel, der prophetische Kraft besitzen sollte, aber ohne jeglichen Antiquitätenwert war, um 25 000 Francs verkauft.

PHANTASTISCHE BÜCHER

An dieser Stelle zeigen wir an und besprechen neuere und ältere phantastische Literatur, graphische Blätter, Werke unserer Mitarbeiter usw.

„Das Duellbuch", herausgegeben und eingeleitet von Heinrich Konrad, mit Steinzeichnungen von G. Königer, München 1918, Verlag G. Müller. Als frohgemuter Verteidiger des Zweikampfes nimmt der Herausgeber in der Einleitung Stellung zum Duell und gibt so ohne viel Federlesen seine Subjektivität zu. Die Anthologie ist mit gutem Geschick und feinem, durchaus selbständigem Geschmack für literarische Dinge zusammengestellt und will die Auffassung der Russen, Amerikaner, Engländer, Deutschen und Italiener — nicht die rechtliche, sondern vielmehr die gesellschaftlich-humanitäre — vom Duellwesen eindrucksvoll schildern. Neben Lermontoff, Bierbaum, H. H. Ewers, Casanova, Marryat, Mac Twain, Puschkin u. a. eine Probe aus dem neuen Pitaval. Ein Buch, frei von all der heute schon fast peinlichen Sentimentalität und als Bekenntnis zu begrüßen. Dr. W.

„Jenseitsrätsel", Geschichten aus dem Übersinnlichen, ein Novellenbuch, herausgegeben von Fr. Feerhow und L. Wiesen, illustriert von A. Kubin, München 1918, Verlag G. Müller. „Ob nun die Fabel im Scherz die Seelen Körper vertauschen, der Seele den Leib wegstehlen läßt oder im tiefen Ernst die Psyche eines Mediums von dem fremden Geist erfüllt zeigt, ob der Doppelgänger dem Freund in der Todesgefahr zu Hilfe eilt oder von einem fernen Orte Kunde bringt und dort gesehen wird, es sind dieselben Grundzüge einer ursprünglich allen Völkern gemeinsamen Seelenlehre, die für sich ein bedeutsames, noch längst nicht richtig gewürdigtes Dokument darstellen." Damit formulieren die Herausgeber ihr Programm, das sie durchzuführen wissen. Es sind wirklich ganz außerordentlich unheimliche und spannende Geschichten, in denen immer wieder der Grundton „Jenseitsrätsel" anklingt, ein Teil aus der Seherin von Prevost, Prosastücke von K. H. Strobl, Dickens, Kleist, Gautier, E. Th. A. Hoffmann, Blavatzky, Villiers-Stuart u. a. Eine wohltuend gute Prosa lohnt reichlich die Lektüre. Dr. W.

Artur Ernst Rutra: „Golgatha". Ein Spiel in 9 Bildern. Georg Müller Verlag, München. Das Stück beginnt schmerzhaft-wahr, gut, ja erschütternd, verliert sich aber von Bild zu Bild immer mehr in schemenhafte Unzulänglichkeit und phantasielose Phantastik. Ein Schwächling, ein lebendig Sterbender, schleppt sich durch die 9 Akte seines mißglückten Daseins, dem der Verfasser den monumentalen Namen „Golgatha" beilegt, und das er im letzten Bilde, am Grabe des Helden, durch einen Philosophen als „das Leben eines Schaffenden" dokumentieren läßt. Vor zehn Jahren hätte diese ewig vom eigenen Leid lebende Seele vielleicht Teilnahme erweckt. Wir setzen heute andere Voraussetzungen und glauben, andere Forderungen stellen zu dürfen. W.

Eingesandte Bücher.

Berthold Sutter: „Nachklänge". Gedichte. Verlag H. F. S. Bachmair, München 1914.

Helen Kodolitsch von Neuweinsberg: „Mein Blinder". Verlag Leykam, Graz 1917.

Albin Lesky: „Strom ohne Brücke". Verlag Leykam, Graz 1918.

Max Roden: „Drei Leben". Verlag Leykam, Graz 1918.

Theo Eck: „Was ist die Sonne?" Moral-Verlag, Berlin-Oberschöneweide.

VORANZEIGE

Heft 15

erscheint im Abonnement als erstes Sonderheft des „Orchideengarten" unter dem Titel

„Phantastische Liebesgeschichten".

Dieses Heft erhält einen verstärkten Umfang und wird mit vielen wertvollen literarischen und graphischen Beiträgen Arbeiten von Chevalier Florian, Kasimir Edschmid, Nicolas de Troyes, Leopold Plaichinger, Klabund, Beardsley, Sepp Frank, E. Plaichinger-Coltelli u. a. bringen. Vorbestellungen werden schon jetzt durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag entgegengenommen.

Bemerkungen der Schriftleitung

Das Titelblatt zeichnete Elfriede Plaichinger-Coltelli, die Leiste zum Treibhaus Franz Dobias. / Bei der Schriftleitung ist ein Manuskript eingelaufen, das mit einem „Dr. Erhard Rekow" unterzeichneten Brief beginnt. Da kein Begleitbrief beilag, wolle der Autor seine Adresse bekanntgeben.

Verantwortlich: Für die Schriftleitung *Alf von Czibulka*, München. Für den Anzeigenteil *Hans Eberlein*, München.
Herausgeber und verantwortlicher Redakteur für Österreich: *Hans Hofmann-Montanus*, Wien IV, Viktorgasse 18.
Druck: *Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn.*

PYTHIA-VERLAG / ROSTOCK i. M.

Im obigen Verlag ist erschienen:

Totenreigen

7 Mysterien des Grauens

Von W. Klotz [169

Ein zweiter Edgar Allan Poe!

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag



L. Plaichinger

Dämonen des Schweigens

Novellen

Geh. M. 3.- Umfang 170 Seiten Gebd. M. 4.-

Hier sitzt einer vorgebeugt und erzählt vom lähmend Grauenhaften, das uns stündlich umgibt. Mit ganz durchnervten Fingern weist er auf die großen Hintergrundsfresken des Daseins. Festestes Gefüge löst sich auf, längst Vertrautes wird anders und fremd. Stahlfeilen beinahe überscharf zugespitzter psychologischer Analyse singen da und dort und dringen plötzlich mitten ins Herz des Weltgerüstes ein. Denn das ist entscheidend für dieses Buch, es reiht nicht einfach Erlebnis an Erlebnis, sondern es geht intuitiv vortastend und plastisch gestaltend immer wieder vom selben tiefsten Zentralerlebnis aus. Vom Totsein der Worte, vom Scheinleben der Gebärden. Ist einmal das Schweigen entdeckt, dann haben Dinge und Menschen ein anderes, ein zweites Gesicht. Immer wieder starrt aus den grenzenlos traurigen Augenhöhlen seiner tausend Masken das Namenlose und das Unsagbare. Manchmal vergißt man, daß man Prosa liest und weiß, daß hier ein Ideal epischer Gestaltung erreicht ist.

Dreiländerverlag/München

Johannes Schlaf

Die Erde — nicht die Sonne

Ein geozentrisches Weltbild

Mit 22 Illustrationen / Schön kartoniert M. 4.50

Der Weimarer Dichterphilosoph zeigt hier wieder, daß er nicht nur Schöpfer und Propagator literarischer Richtungen ist, sondern auch der strengwissenschaftliche Astronom. Er weist auf Grund der Beobachtungen des Sonnenfleckenphänomens nach, daß nicht die Sonne, sondern die Erde der Zentralkörper der Welt ist und leitet daraus Folgerungen von größter Bedeutung und Wichtigkeit ab.

Dreiländerverlag/München

ABENTEURER

Wunderliche Lebensläufe u. Charaktere von Valerian Tornius.

VIII und 312 Seiten mit 10 Künstlersteinzeichnungen von W. Plünnecke. In Halbleinen M. 15.-, in Halbleder M. 30.-, numerierte Luxusausgabe, handgebunden M. 80.-

Es sind Zwielichtgestalten allesamt, die uns dies Buch vor Augen führt, sie alle haben irgendeinen moralischen Defekt, aber gerade um dieses Fehlers willen schenken wir ihnen unser Interesse, angefangen von dem „Papst im Unterrock", der Päpstin Johanna, bis auf Rasputin in unseren Tagen. Eine eigenartige Porträtgalerie, aber fesselnd in der Fülle der Erscheinungen.

Vom gleichen Verfasser erschienen früher:

SALONS Bilder gesellschaftlicher Kultur aus 5 Jahrhunderten. 3. Aufl. 2 Bde. mit 48 Tafeln. In Pappbd. M. 15.-, Liebhaberbd. M. 20.-, in Seide M. 40.-

KAVALIERE Charaktere und Bilder aus der eleganten Welt. Mit 10 Originalsteinzeichnungen von E. Grums. 2. Auflage. In Pappband M. 12.-, in Liebhaberband M. 18.-, in Seide M. 30.-

Klinkhardt & Biermann, Verlag, Leipzig

NOVELLEN

von Dietzenschmidt
dem diesjährigen Kleistpreisträger!

KÖNIG TOD

Novellen und Legenden
mit 8 Originallithographien von Ad. Ed. Herstein

Liebhaberausgabe M. 10.— brosch., M. 12.50 gebd.
Vorzugsausgabe (Lithographie auf Japan), 25 Exemplare, in Leder gebunden . . . . . M. 75.—

Das literarische Echo: Die sehr reizvollen kleinen Geschichten von sonderbaren Toden, die man uns hier bietet, stehen künstlerisch allesamt auf beträchtlicher Höhe. Das Preziöse, das dem Leser auffällt, ist gewollt. Dreißig vom Dichter und Zeichner signierte Luxusexemplare gibt es, mit schönem Papier und in Leder gebunden; auch die Hersteinschen Lithographien sind anspruchsvoll modern und lautredende Eigenteile des Buches. Geschickt ist Klang und Farbe gewählt und verteilt. Dabei ist jede einzelne der Geschichten eine Befriedigung als Werkchen an und für sich. Vielerlei indische Requisiten sind verwandt und tun ihre Wirkung. Man denkt beim Lesen dankbar all der großen Erzähler kleiner Geschichten, die dem Büchlein Vorfahren waren: Poe, Jensen, Meyrink, Paquet und wie sie alle heißen. (Folgt eingehende Inhaltsangabe der Novellen und Legenden.) Das Unheimliche ist mit großer Meisterschaft gesteigert. Bewunderungswürdig qualvoll ist die Schilderung einer Wanderung durch den weißen Tod. Und in „Liese, das Pferd“ sagt der Sterbende in seiner Todesekstase Worte der Schönheit über den Tod. In manchem gibt das Perverse den Grundton an. Aber über den Morästen glühn die Blumen wundervoll in ihrer giftigen Pracht.

Durch jede bessere Buchhandlung zu beziehen

OESTERHELD & Co., BERLIN W 15

Verlangen Sie unberechnet Gesamtprospekte

[167

Ein Jahrhundert München

Zeitgenössische Bilder und Dokumente 1800–1900

Gesammelt und herausgegeben von Georg Jakob Wolf

Diese aus den Quellen geschöpfte Zusammenstellung der unterhaltsamsten und merkwürdigsten Schilderungen, Berichte, Tagebuchblätter, Briefe, Memoiren, gemischt mit Zeichnungen, Radierungen und Gemälden, soweit sie die Stadt München und ihre Bewohner betreffen, gibt ein außerordentlich interessantes, kulturgeschichtliches Bild jener Zeit, in der München aus einer kleinen, wenig beachteten Stadt dank der weitblickenden Fürsorge der bayerischen Könige zur großstädtischen Kunstmetropole Deutschlands wurde. Münchner und Fremde kommen hier zu Wort, Enthusiasten und Spötter, Männer, denen die Stadt alles war, und andere, die geringschätzig an ihr vorübergingen, aber nur Zeitgenossen und Augenzeugen sprechen über die Menschen und Begebenheiten. So ist das Buch weder ein einseitiges Loblied noch ein Angriff auf München geworden, vielmehr ein sinnvoll zu einem wohlgerundeten Ganzen aufgebautes, buntes Mosaikbild, dessen Verständnis durch ergänzende Anmerkungen erleichtert wird.

180 zum großen Teil noch nie veröffentlichte Abbildungen,

vorwiegend Arbeiten von Heinzmann, Dorner, Dillis, Lebschée, Quaglio, Kraus, Heß, Adam, Kobell, Neureuther und vieler anderer bis zu Menzel und Lenbach schmücken den Band und geben eine Übersicht über die Entwicklung der Münchner Kunst in ihrer besten Zeit. Das auf gutes Friedenspapier gedruckte Buch kostet in

Pappband M. 25.–, Halbleinenband M. 27.–, Halbpergamentband M. 40.–

Prospekte mit Abbildungen stehen kostenlos zur Verfügung.

Franz Hanfstaengl / Verlag / München



Jeder Gebildete
muß Leser des
„Gelben Blattes“
sein!
Erste Mitarbeiter!

Otto Zoff

Das Haus am Wege

Roman

Geh. M. 4.- Umfang 215 Seiten Gebd. M. 6.-

Die stilgerechte Ausstattung dieses Werkes kann wohl ein Prachtstück feinster Buchkunst voll künstlerischer Tradition genannt werden.

Ein Buch voll tausend Heimlichkeiten, schwül und heiß wie Tage im Juli; knospende Mädchen, die die Hände ans Herz drücken, gewährende Frauen voll tiefer, rastender Reife. Jeder ist einmal am Haus am Wege vorbeigekommen und hat vielleicht das Beste seines Lebens dort erhalten. Ein Buch voll ungemein zarter, keuscher Lyrik, die nie zu überschwenglichem Barock entartet, den Rahmen des Epischen nirgends sprengt, voll Sommer, voll Liebe, voll Wärme und Herzlichkeit, meisterhaft in der Zeichnung der Frauencharaktere, in aller Erotik gesund, ehrlich und rein. Erschütternd wirkt die fast nordisch karge Art der sprachlichen Prägung solcher Augenblicke, in denen mitten in verliebter Tändelei urplötzlich Schuld auftaucht, nicht Schuld vor dem geschriebenen Recht, aber herbe, nagende Gewissensschuld. Ein Buch voll Jugend und Trunkenheit, in die nur manchmal ein Tropfen Schwermut fällt. Wir besitzen heute keinen Roman dieser Art, der sich mit Zoffs „Haus am Wege“ messen könnte.

Dreiländerverlag/München

Richard Seewald

Seewalds Kunst lebt auch im zeitlich gebundensten Vorwurf vom Zeitlosen. Jede Schlacke Naturalismus ist weggefallen. Auch in seinen stilltraurigen Landschaften wirkt ein neues Gesetz: Das Gesetz der ausgewogenen Flächen und ausgependelten Gegenstände. Die Musik seiner Linie ist Lyrik. Seine „Kühe", „Zirkuspferde", „Ruhende Ziegen" sind Idyllen, in „Tessiner Landschaften", „Häuser im Tal" und in der Mappe „Holzschnitte zur Bibel" zu klassischer Höhe gesteigert. Seine Meerlandschaften sind bewegt von der Unruhe des Meeres, über ihnen lastet wasserschwere Luft. Er ist ein Eigener, der abseits steht und in die Reihe der Großen getreten ist. Seine Kunst ist tragfähig und trächtig; sie hat Erde unter ihren Schöpfungen. Vielleicht ist er der Romantiker der neuen Zeit. In seinen Bildern tröstet die schicksalhafte Demut guter Tiere und die Vergangenheit alter Städte, die von den dunklen Waldbergen in die Gassen hineinhängt.

Im Dreiländerverlag sind soeben erschienen:

DIE MAPPE

ELF FARBIGE HOLZSCHNITTE ZUR BIBEL

Auf echtes Japanpapier mit der Hand gedruckt und koloriert, in schöner Mappe M. 400.-

EINZELBLÄTTER

RADIERUNGEN: *Allee* (M. 60.-); *Aus Ronco* (M. 75.-); *Landstraße [Corsika]* (M. 70.-); *Café Corsika* (M. 70.-); *Zwei Ziegen* (M. 35.-); *Liegende Ziege* (M. 30.-); *Zirkuspferde* (M. 40.-); *Aus Losone* (M. 75.-); *Brücke* (M. 80.-); *Ascona* (M. 75.-); *Chinesischer Turm* (M. 75.-); *Wald* (M. 70.-); *Zwei Stiere* (M. 60.-); *Seiltänzer* (M. 50.-); *Zirkus* (M. 50.-); *Boote* (M. 50.-).

HOLZSCHNITTE: *Variété* (M. 250.-); *Landschaft [Provence]* (M. 60.-); *Madonne della Fontana* (M. 75.-); *Bar* (M. 60.-); *Rinder* (M. 65.-; *Martigues I* (M. 70.-); *Friedhof* (M. 35.-); *Flußlandschaft* (M. 75.-); *Tessiner Landschaft* (M. 80.-); *Passauer Brücke* (M. 75.-); *Passau, Ilzstadt* (M. 75.-); *Tessiner Berglandschaft* (M. 80.-); *Häuser im Tal* (M. 75.-); *Zoologischer Garten* (M. 75.-); *Strand* (M. 60.-); *Schnitter* (M. 70.-); *Salamander* (M. 45.-); *Kuh* (M. 60.-); *Schaf und Hund* (M. 40.-); *Kuhstall* (M. 70.-); *Schaf* (M. 40.-).

FARBIGE HOLZSCHNITTE: *Martigues II* (M. 100.-); *Astyages Traum* (M. 150.-); *Hirte* (M. 150.-).

Zu beziehen durch jede Buch- und Kunsthandlung oder direkt durch den Verlag, München, Leopoldstraße 3

DER ORCHIDEEN GARTEN

SEPP-FRANK

HEFT 15



PHANTASTISCHE LIEBESGESCHICHTEN

DREILÄNDER-VERLAG-MÜNCHEN

DER ORCHIDEENGARTEN
PHANTASTISCHE BLÄTTER
HERAUSGEBER: KARL HANS STROBL / SCHRIFTLEITER: ALF VON CZIBULKA

INHALT



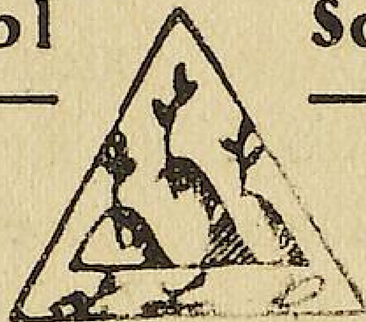
Jährlich erscheinen 26 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft 80 Pf. / für das Vierteljahr 5 M. / durch jede Buchhandlung und durch alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die viergespaltene Millimeterzeile 80 Pf. / NACHDRUCK auch mit Quellenangabe untersagt / VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich / SCHRIFTLEITUNG: München, Leopoldstraße 3 / ÖSTERREICHISCHE VERLAGS- UND REDAKTIONSSTELLE: Wien IV. Viktorgasse 18 / Zuschriften und Einsendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte und Zeichnungen werden nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt.

1919

Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl — Schriftleiter Alf von Czibulka



Erster Jahrgang — Fünfzehntes Heft

DIE VERFÜHRUNG

Von Kasimir Edschmid. Mit 3 Zeichnungen von E. Plaichinger-Coltelli.



In der Dämmerung wachte sie auf. Die Vorhänge bogen sich auseinander. Le Beaus Kopf, sein Knie standen in der Morgenleuchte, er lachte, sprang herein. Er näherte sich ihrem Bett. Sie zitterte unter der frischen Luft. Er kam geschmeidig über den Teppich. Sie zog die Beine herauf bis unter die Brust. Aus seinem Mund kam so viel Frische, und um die Raubtierzähne lag das Rosa des Fleisches so fruchtreif, duftend und voll schönem Saft, daß sie daran alles vergaß. Er hob sie mit den Kissen auf, schwebte sie schaukelnd hin und her, setzte sie auf den Diwan: „Sie werden auf die Zofe verzichten müssen." Er schloß das Strumpfband an ihr Korsett.

„Was ist?", frug Daisy, in Strümpfen und einem Beinkleid, das, großfaltig mit dünnen zahlreichen Plissees ihre schmalen Hüften umzischte. Sie bürstete das Haar zurück, die Muskeln liefen aus dem Arm in den Rücken mit einer Kraft und Grazie wie Meer. Er hob den Mund in die freie Achselhöhle.

„Auch auf das Bad." Er lächelte und stieß den Löffel in den Schuh. Er pfiff leise vor sich hin, suchte im Boudoir den kleinen Koffer, wählte in ihren Strümpfen, Dessous, warf zwei Necessaires hinein. Der Geruch der aufgewühlten Sachen erfüllte das Zimmer. „Wohin?", frug sie ratlos, von innen lachend. Er schob Schubladen zu mit dem Knie, besah sich im Spiegel, riß sie an sich: „Du wirst es jede halbe Stunde dem Chauffeur sagen." Alles gepackt. Er gab den Koffer durchs Fenster. Eine Hand faßte ihn draußen, während Daisy die Nägel einrieb. Vögel schlugen herein, immer lauter, zogen sich an Rufen höher, immer andere fielen ein, kreisten auf. Büsche dufteten herüber, herein mit einer Gewalt und Hingabe, daß sie stehen blieb, ergriffen, gehalten. Sie sah um auf der Terrasse, das Gitter, die Päonien. Sie faßte den Schaukelstuhl. Verweilte auf dem Tisch, dem Springbrunn, der Flosse eines Goldfischs. Le Beaus Arme faßten unter ihre Kniekehlen, der Schwung in die Luft riß sie los. Nun fing er an zu laufen, schrie wieder etwas, mit großen Sätzen, sprang in den Wagen. Unter den tutenden Raubvogelrufen der Hupe brach wie ein gläsernes Gebäude die Stille, das Haus, der Park mit einem Ruck entzwei.

Sie schwankte, schmiegte sich in die Atmosphäre, reckte sich, faßte Fuß. Wirkung ging von ihr aus. Ihre Wünsche erfüllten sich, eh sie sie dachte. Die Inbrunst einer Blutwelle hüllte sie ein, verließ sie nie. So stieß sie an alles, durch die Wolke verhüllt. Die Lippen hochrot, die Finger voll Gestein, fuhr sie auf der Rue de Rivoli. Sie hatte den Hauterfolg. Trotz dunkler Tönung war sie durchsichtiger als die französische, schimmerte weiß auf Silber. Zwischen alten Tapeten, in Musik, bei den gepflegtesten Frauen fiel ihre Bewegung, selbst wenn sie den Finger nur hob, den Fuß umrückte, wild heraus, schlug ein, machte sie zur Mitte, lenkte das andere ab, schob alles gegen sie. Es verwirrte am Anfang sie etwas. Doch schloß die Welle sie ab. Sie hatte nur Klang und Richtung nach einem. Es genügte. Gab der große Schneider, während Ballen vor ihr sich häuften . . . Manekins paradierten, um ihren ermüdeten Blick zu erfrischen, durchs Fenster im Parkschatten das Bild eines tanzenden Balletts, erstaunte sie nicht mehr, es glitt ab. Vorüber

strich es, neigten sich Akteure bedeutenden Namens, Dichter ihr, selbst d'Annunzios Nelke. Es ging durch sie, wenn Frauen heiße Blicke warfen. Es blieb nur Kälte und Hochmut, lehnten die Herren an der Brüstung, sagten Eitelkeiten in die Loge, hatten aber hinter dem Blick, flüsterten innen kaum verhehlt: bichette loulou, ma crotte en or. Le Beau umspannte ihren Horizont mit hartnäckiger Leidenschaft, erfüllte das Erdenkbarste für ihren Körper, jede Möglichkeit ihrem Geist. Zofen im Korridor, Wagen, Diener standen dressiert auf ihren Blick, ihre Hand, ihre Haut. Seine Nerven lauerten auf die Ahnung eines Wechsels, heut stürzte er in die bunte Pfauflamme der Folies Bergères, morgen sah sie steifstes klassisches Theater, am Abend fuhren sie vorn auf dem Seinedampfer in Geruch von Bäumen und Wassernacht. Stieß etwas aus ihr gegen die Welt, stieß es auf Le Beau. Es gab keine unvereinigte Sekunde. Im Musée Cluny begeisterte sie sich an alten Spitzen. Sie besaß sie am folgenden Morgen.

Sie kleidete sich an im Boudoir: „Es reizt mich nicht, wenn Sie Ihr Vermögen verschwenden . . . noch weniger aber, wenn Sie sich exponieren. Polizei ist mir widerlich.“ Er erbleichte ein wenig. „Es geschieht nicht Ihretwegen“, sagte er höflich. „Es ist eine Leidenschaft.“ Er griff in die Tasche, sein großer Körper funkelte in drei Spiegeln, das rote Haar war ein wenig in die Stirn gestrichen. Er gab ihr Briefe an sie, die auf verdächtige Weise kamen. Sie legte sie ihm vor, zurück, errötet vor Zorn, der seidene Unterrock umglockte sie, als sie sich bog. Er lachte. Das Haus ward Mitte von Versuchung. Sie gaben sich Handikap darum. Wo Daisy auftauchte, geschah ein Start. Breschen wurden versucht, leichte Minen gelegt. Le Beau suchte man zu übersehen. Er lächelte. Sie spürte es kaum. Ward es aufdringlich, schürzte sie den Mund ein wenig, ging darüber. Ihre Wirkung ward aufreizend; tauchte sie auf, war sie Zentrum, schloß um den Kreis, sich angliedernd, immer weiteres Herströmen. Vor der Oper fuhr mit rascher Biegung vor ihren Wagen ein fremder. Hände streckten sich ihr entgegen. Le Beau riß sie zurück. Nun trug er eine Falte, spürte Gefahr, streckte sich in eine wunderbare Abwehr. Es begeisterte sie, wie er Witterung nahm, ohne daß sie begriff, was vorging. Sie ruhte nur nach ihm hin. Als er bei ihr war einmal, nachts, rief er etwas, sprang hoch und schoß im Sprung durch das Fenster. Am Nachmittag, als er den Korridor querte, fing ein Diener an zu zittern, verbarg etwas, sank gegen die Wand. Er untersuchte nichts, hatte genug. Wartete nicht mehr.

Er löschte alle Lichter, ließ die Bedienung für den Abend ausgehn, veränderte sich, gab Daisy die Kleider einer kleinen Mimi, sich selbst die abgelegte Eleganz eines Alphonse. Durch den Garten aus dem Haus, im Boulevard tauchten sie unter. Wagen rollten, sie sprangen heraus, nahmen andere. Straßen schäumten auf, fielen donnernd zurück, Schatten bog sie in Parkviertel, Schleifen von Laternenstraßen schwangen vor ihnen stumm hinaus gegen das Ende. Sie griff nach seiner Hand, begriff plötzlich, wie es um sie herum sich sammelte. Nichts Freund war, nur Jagd. Aus der Weite, dem rotumhängten Horizont sammelte sich alles in sie zurück, verweilte eine Minute und schenkte sich ihm ganz hinein, wie nie. Als Reisende aus Tiflis bewohnten sie den Mont Martre, als kleine Juden zogen sie zur Concorde. Ein chilenischer Politiker führte im lateinischen Viertel sein Knie unterm Tisch an ihren Schenkel, zog es rasch zurück, winkte mit den Brauen, flüsterte mit seinem Nachbar. Um ihn lag eine Sinnlichkeit aufgespart, wie nur Weiber sie dicht an die Haut, an den Atem gebunden tragen. Erstaunt, abgelenkt einen Augenblick streifte sie ihn. Da öffnete sich der Mund, bebte mit den Lippen: „Zwei Uhr.“ Das Blut wallte in ihren Hals, in ihren Kopf.

Nachts klirrte die Klinke, Le Beau ging dem Geräusch nach, auf nackten Sohlen entflog ein Umriß. Sie lockte ihn zurück. Aber er folgte, hatte endlich eine Spur, setzte auf diese Nummer, lief einer Figur nach im spitzen Hut, die am Boulevard bald hochschwamm, bald untertauchte. Daisy wachte. Schon drang das Licht vom Haus ab, ergriff in einer weichen Spirale Notre Dame. Die silberne Brust schwankte, die Rippen starr gebläht, wie von Glas trieb die Kathedrale in die Mondwelle, glänzte mit Porzellan aus allen Fenstern und schwebte. Bald auch waren die Türme eingelullt. Das Licht stieg weiter, ergriff die Seine, das breite Flußband schwang am Horizont hinauf und Kähne liefen gegen die Sternbilder hin. Dann fiel das Licht in einen Park und hatte es mit



den Bäumen, fiel kurz darauf gegen das Haus. Es ward fast weiß. Die Gurte der Balkone herunter von einem entfernten Haus her, wo die Linien der Eisenschnüre schon fast zusammentrafen in einem spitzen Winkel, kam ein weißer Ballen, geschnellt, gesprungen. Es schlug zwei Uhr. Er tauchte in Mauerschatten, schwang ins Licht, überkletterte Barrikaden, klammerte sich an die Hausfront. Das Licht hob ihn, spülte ihn herüber, er war am dritten Haus. Von unten stieg es herauf, der Schritt Le Beaus hielt vor der Tür. Er kam, die Stirn mit der Hand umklammert. Ein Sandsack hatte ihn in einer Torflucht, in die er folgte, zusammengeschlagen. Nach der Ohnmacht kehrte er sofort zurück, sie hatte nur zwei Sekunden gedauert, denn im Augenblick des Schlags wußte er, er müsse zurück. „Du mußtest zurück", flüsterte sie mit geschlossenen Augen, die Angst um ihn stieß sie gegen ihn hin. Sie umschloß seinen Nacken, trat mit ihm auf den Balkon, flüsterte seinen Namen in die Nacht, besinnungs-

los: „Chéri . . . doudou . . .", umwärmte ihn mit ihrem Körper, liebkoste sein Ohr, seinen Mund. Ein weißer Ballen bäumte zurück am Nachbarbalkon. Durch die halboffenen Lider sah sie gehetzt wie vom Teufel eine Figur im Nachtweiß zurückfliehen. Zerrissen in der Balkonecke lag ein Tuch, von Speichel feucht. Sie trug es hinein.

Sie konzentrierte alles auf Flucht. Er widerstand, schon halb in neuer Ohnmacht. Die Zähne entblößten sich gierig, er war im Kampf, blieb auf dem Posten. Sie streichelte ihn: er stand nicht auf. Sie frug, was er mehr liebe, seine Eitelkeit gegen Gefahr oder sie, Daisy. Schmollte mit dem Mund und lächelte und lauschte, während sie überredete, auf jedes Geräusch. Sein Blick fiel in den Spiegel, blieb am Bild seiner Kopfkompresse, schüttelte fiebrig den Kopf. Sie bat. Sie befahl. Unter dem Ton zuckte er zusammen, durchschaute den Klang, wehrte ab: „Kein Mitleid". Je tapfrer er sich wehrte, wuchs in ihr das feste Ziel: ihn in Sicherheit zu wissen, das andere all war Abgrund. Sie drehte den Plan um, kam mit List, während er fasziniert vor sich hinsah. Sie lockte ihn weg von seiner Fechterei. Sprach von seinem Haus, dem Park, den Zimmern. Sprach, wie alles zerfließe, die Jagd ihr Ruhe nehme und Freude, wie sie in Sehnsucht ihr Leben sich anders gedacht. Wo sie froh gewesen, ihm entgegengereift, sei dort gewesen. Sie sah in ihren Schoß. Er nickte langsam, schwer überzeugt.

Sie wartete eine Stunde, verriet ihre Erfolgfreude nicht. In seinem Haus war wenigstens ein Wechsel des Orts, parierte Gefahr. Sie fuhren dann Place St. Michel, nahmen den Métro, erreichten Mont Parnasse, fuhren umsteigend zur Etoile, nahmen einen antrabenden Fiaker, stiegen irgendwo aus in einer Gasse, deren Dunkel sie selbst unbekannt umschwirrte, liefen, an den Händen gefaßt, in den Schattenbogen, drangen in ihn so tief ein, daß hinter ihnen nichts blieb, alles zurückfiel, nicht die Idee einer Verfolgung in der Luft hing. Vor einer Taverne standen Wagen. Bis dorthin hielt Le Beau sich. Vorm Einsteigen schwankte er wieder. Sie legte, während die Gassen, Straßen zurückblieben, in das Schwindelgewoge um ihn den Körper, die Hand in sein Gesicht, ihren Mund an sein Ohr: „Ich bin bei dir." Voll, scharf umrissen kam sein Gesicht ihrem entgegen.

Über die Dienertreppe stieg sie zum zweitenmal ins Haus des, der sie zuerst aufgebrochen. Ihr Blut suchte ihn sofort. Hier lebten sie nun. Niemand wußte es, es drang nicht nach außen. Ein alter Arzt behandelte ihn von der Erschütterung. Sie wartete bis dies vorüber war, dann lockte sie jeder Platz, selbst der fernste, denn dort war Sicherheit. Aber als selbst der Siebzigjährige beim Untersuchen eine Schmeichelei hatte für ihren Arm, brach sie in Weinen aus, verließ das Zimmer, warf sich auf ihren Diwan, schloß ab, öffnete nicht vorm Abend. Maß sich die Schuld zu, ihrer Haut, dem Wuchs, dem Duft ihres Haares, daß Le Beau leide. Denn um ihretwillen zog er sich Feinde, erlitt er Angriff. Sie spürte, so lange sie da sei, schiebe sich dies und dies zwischen ihn und sie und bohre ihn weg, weil sie auffiel, weil sie reizte. Er aber trat ein, faßte das überall an, sagte: „Liebe ich das nicht, warum verletzt du es?"

Sie traten in die Parklauben, der Sommerduft strich darin herum, sie blieb stehen, an der Stirn getroffen, machte die Augen zu, küßte ihn besinnungslos. Gewärtig eines Überfalls hielt sie den Kuß an bis zum Ersticken, sah lauschende Köpfe aus dem Rosenbeet kommen, Leitern nachts gegen die Wand sich stellen. Aus der Silberkugel zwischen den Staketen wogten aus der Metalltiefe Zwielichtiges, Schatten, gedämpftes Ungeheures heran, gegen sie. Dies drängte ihr Leben zusammen, zielte es in einer unbekannten Verdichtung gegen ihn allein. Bleich vor Erregung strömte sie ihre Seele mit der Zunge in seinen Mund. Dachte nicht, selbst nie im Halbtraum, der fremde, sehnsüchtige Glieder formt, an andere Männer, ja haßte sie, wurden sie aufdringlich, deutlich in der Phantasie. Die geschmeidige Stoßkraft seines Körpers gab ihr jede Seligkeit, die ihr Körper verlangte. Er trieb sie höher noch, als sie vermochte, schleifte sie in die letzte Wollust, schon besinnungslos. Oft lag sie über seinem Gesicht nachts, bog die Haare ihm aus der Stirn, lauschte, ob sie sein Traum sei. Legte die Hand auf sein Herz und zog mit dem Finger ihren Namen auf die Haut der Grube. Ging er von ihr, nur in das nächste Zimmer, war ihr, es sei für immer. An ihrer Angst wuchs


E. Ploichinger

ihre Liebe höher, weiter, als sie von ihm empfand. Er gesundete, war gefährdeter, je mehr er sich bewegte. Mit jedem Tag ward ihr Auge größer, erwartender, eingestellter auf Unheil. Er aber blieb gleich, umschürfte ihr Fleisch mit Witterung, griff an, quälte sie, liebte sie ohne Änderung, ein Marder, ein edles Tier, voll Geist, der nie die Beherrschung verlor, nie mit ihr sich traf in einer Höhe, die nur übersinnliche wahnsinnige Angst ihrer Seele erreichte. Da blieb das Männliche zurück, sank zurück, wenn er sich ihr ergossen, flog nicht zu dem erlösenden Wort, das ihr Mut gab jenseits der Umschlingung der Körper. Während sie sich noch auftat, ihm entgegenatmete, durch seine Umarmung das Hemmungslose durchbrach und aufgeschleudert flog in eine leiblose Ergriffenheit, spürte sie unter wütenden Küssen das Zurückgleitende, Fremde an ihm, das, was sich nicht gab: den Mann. Sie schlug verschleiert die schräg gebrochenen Augen auf: „Du mußt mich mehr lieben." Schmeichelnd umwand sein Körper sie wieder, sein Geist begleitete seine Hände, gab ihnen Linde und glatte Bewegung, sagte ihr Worte der Liebe, toll, ausschweifender, als ihr Hirn es träumte, machte sie hingeflossen, in jeder Blutfaser aufgebrochen nach seinem Angriff — er trieb sie in den Abgrund, erhob sie aus den kleinen Seufzern und Stammeln zu Geschrei, bis ihr Kopf besinnungslos ward . . . aber erwachend spürte sie unsinnige Angst um ihn, daß sein Herz das letzte Zerschmelzen kühle und empfand verzweifelt, was er nicht zu geben vermochte, was fehlte, und daß sie ihn darum auch lieben mußte, mehr als er sie.

Nachts kam er spät zurück. Zwei Arme fielen in der Pergola um seinen Nacken, eine Stimme, die kaum sprechen konnte, flüsterte seinen Namen. Zugleich strömte der Weiße-Flieder-Duft mit einem Hauch herunter, Dolden bebten am Parktor nieder und berührten ihre Gesichter. „Lieber", atmete sie. Er hob ihr Gesicht ins Helle. Da hing es, nur sammelnd und aufnehmend, was sie erwartete, was auch kam. In den Tränen, die es übergossen, sah er mehr als was sie bot. Es leuchtete tief in der Stunde, und seinem guten Willen kam es entgegen herauf und er spürte ihr Warten, ihre Angst, die sie verschwieg. Sie hatte die halbe Nacht am Tor gewartet. In eins zerflossen gingen sie hinein. Weich von den Tränen und gerührt von seiner Milde mahnte sie sein Versprechen zum erstenmal die Nacht. Er spürte, wie schwer es ihr ward. Stand auf, hingegeben an solche Innigkeit, schob den Hochmut beiseite, brachte aus dem Nachtblau gelb aufflimmernd vom Fenster den Globus, legte ihn in ihren Schoß, brachte den lauen Blütenwind mit in ihr Bett: „Was willst du?" frug er und bot ihr jeden Fleck, den sie benennen sollte mit dem Fingernagel. Dorthin führen sie morgen. Schon der Sonnenaufgang hieß Abreise, schon der Mittag Sicherheit. Ihre Liebe stieg aufs äußerste. Sie verschmähte es.

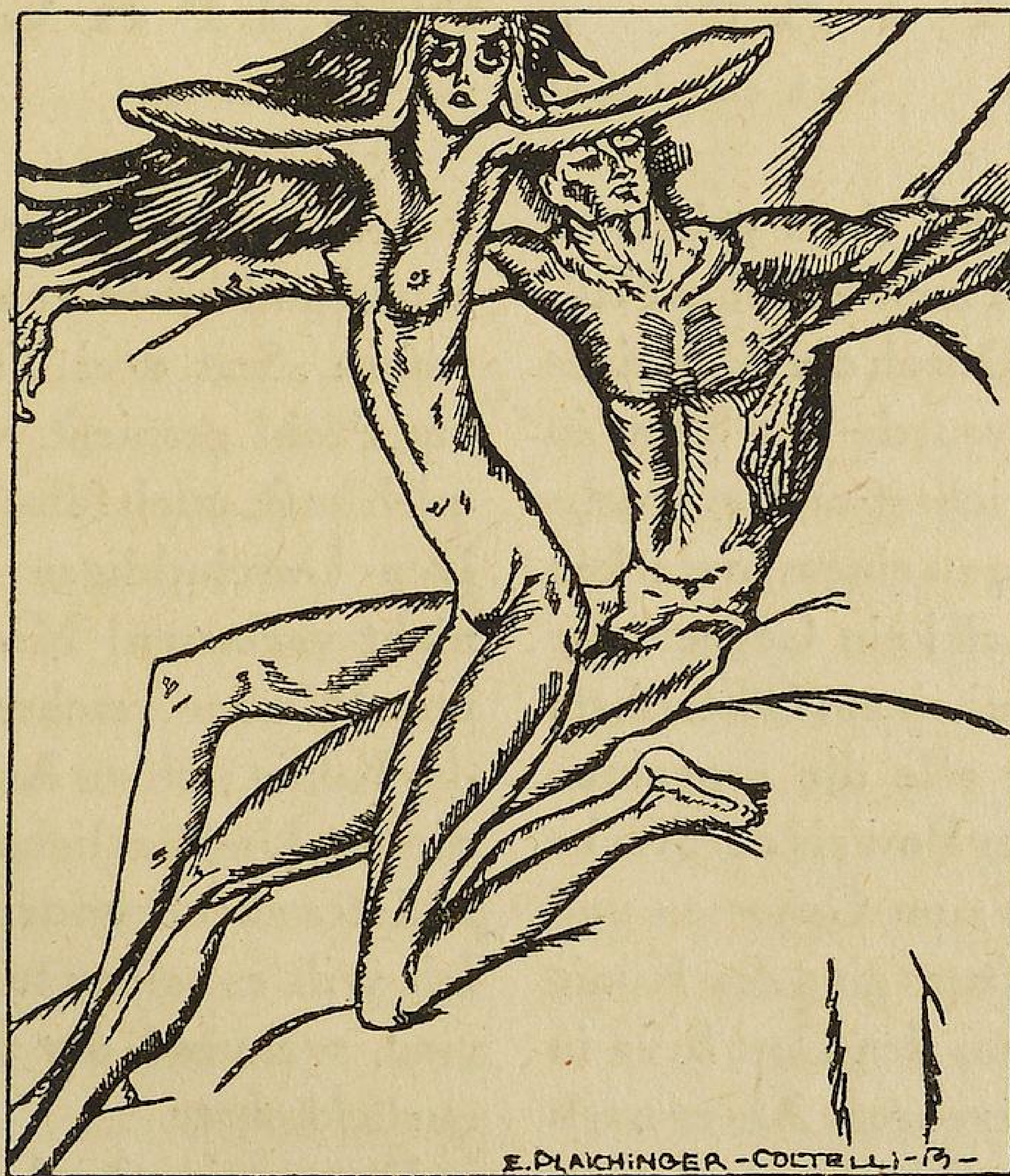
Sie wählte nicht, nahm nicht. Sie schenkte ihm ihre Angst. Verzichtete auf die Ruhe, um zu leiden für ihre Liebe. Es war das Höchste. Unverlierbar nahm ihn ihr Auge; als sie ihm die Kugel zurückgab: „Ich will es nicht", sagte sie, ihre Stimme trug keinen Laut mehr vor Verwebtheit. Legte sich zurück, unter ihm kaum mehr lebend, der über sie kam mit ungekannter Leidenschaft und grausamen Lippen. Was blieb noch, konnte noch kommen? Entzücken selbst der Tod.

Tage, Wochen kamen, gingen in der Erwartung. Sie lauerte auf eine Gefahr, die nicht kam. Manchmal glaubte sie sie nah, gewiß, schon im Vorsaal. Das stieg und fiel mit den Graden der Hingebung, die sie dem Mann verband. Manchmal, wenn sie ihm ferner war in ihrer Blutwoche, vergaß sie es, schrak aber dann zurück dazu. Da die Wochen aber leer waren, ermüdete sich die Spannung, ihre Augen wurden beruhigter, matter. Menschen streiften das Haus, sie mischten sich an die ersten Vorposten heran, es ging ohne Zwischenfall. Ihr Name mit seinem hatte schon Patina in der Verschmelzung, keinen hörte man allein. Man achtete, nahm hin, was hier fest vereint schien, etwas resigniert, ein wenig gelangweilt. Es war ihnen fern schon, gegründet, kein Raub mehr. Nichts geschah. Kein Schrei, keine Hand gehoben zu ihrer Entführung. Niemand warf sich in Abenteuer. Die Luft umschlich sie kühl. Sie ermüdete mit einem Male. Aber Le Beau federte die Sicherheit erst recht, gab ihm knabenhafte Wildheit. Das Raubtierhafte, das verteidigte und lauerte, spielte nun mit dem Gefühl, tollte darin, daß er sie hatte. Allein der Bogen der Angst war zusammengewachsen

mit ihrer Liebe. Es löste sich nicht ohne Lockerung auf dem Grund des Gefühls.

Sie ging spazieren, allein, ruderte einmal am Bois, ritt hin und wieder. Als ihre Schenkel den Gaul erstmals fühlten, traf sich ihr Herzschlag mit Entferntem, sie wußte nicht mit was, war es ein Schwan im Uferduft, eine Mispel in der Pappelkrone, ein Auto, das den Horizont anrannte. Sie kam anders zurück. Als sie die Bibliothek kreuzte, wich ein bohnender Arbeiter aus, glitt ab, stürzte hinter ihr aufs Parkett, wobei er sich an ihrem Ärmel instinktiv hielt. Aufschreiend blieb sie zitternd an der Wand. Am Mittag in der Sonne lachte sie über die plötzliche Furcht, aber die komische Bewegung der Abwehr, die sie gesehen, verbreitete sich, machte sie düster, schweigsam. Ihre Liebe gliederte sich darin. Der Überschwang kehrte zurück. Der Schwung dämpfte sich. Was sie aus der innersten Tiefe gehoben, gefürchtet, die Angst und die Sorge, standen allein, kühl entfernt, die äußerste Spitze des, was sie durchlebt, war nichts, ein Betrug. Sie tötete diesen Gedanken und lächelte. Aber wartete nicht mehr in die Ferne, zitterte nicht mehr um ihn, wenn er ging und kam. Ein Gleichgewicht kam. Sie reisten.

Er frug nach Plänen, Wünschen, lauschte auf Ungesagtes, was ihr selbst nicht bewußt war, verwöhnte sie namenlos. Dirigierte die Reise, zeigte ihr kaleidoskopisch, kennerisch, abwechselnd, Wirkungen vertauschend, untermalend das Hauchdünne, verwischend das Grobe, die Schichtung der Welt, die man einsog, bewunderte, genoß. Suchte nach Flüssen, die im Rauschen ihr genehm, Wäldern, deren Schattenfall ihrer Lunge lieb war, Ebenen, die das Auto kielte, Gebirg, in dem der Aufschwung mit dem Tagaufgang über die Zacken rann. Doch einte die Landschaft sie nicht noch tiefer, die Bilder glitten harmonisch. Wo aber die Kontraste stiegen und rasten, gab es keinen Brennpunkt, in den ihr Gefühl zusammenfloß, sondern sie jagten auseinander, so dies und so das. An einem Abend sahen sie eine italienische Oper. In der Nacht sah Daisy Le Beau im hellen Licht neben sich.



Seine Beine wie aus Bronze spielten den Rumpf hinauf, der den Fechter zeigte, zusammengerissener und stählerner in der Spannung wie in den Marmorsälen die Ringer. Sein kluger Kopf war voll Geist, auch wenn die Lider sich schlossen. Sie sah es klar, zum erstenmal. Denn es trat in sie in dieser Nacht, zu sehen ohne Rausch und ohne Haß.

Das Licht flimmerte kühl, und es banden sich die Enden der großen Kantilenen der Sängerin an das Ende ihres erwachten Bewußtseins, und an der Höhe der Kantilenen ermaß sie die Höhe des, was sie erstrebt, erglüht, als ihre Stimme noch das Ziel war und ihre kindliche Sehnsucht glaubte, dort sei der Ruf. Sie drehte um. Sie sah den Körper neben sich, edel und schön wie wenige, auch liebte sie ihn. Sie fühlte alles, was von ihm zu ihr gekommen, Begeisterung, Hingabe und Wollust, aber es blieb unten. Genügte es? War es so viel, daß es sie erfüllte? Es war, was ein Mann an Liebe ihr geben konnte, fast mehr. Aber sie spürte wie Ziehendes, sie Beschwingendes und Reißendes die Spitze des abends eingeatmeten Gefühls über sich schweben, sah alles sich hinneigen nach der Höhe, erblaßt fiel ihr Kopf zurück. Die lange Strecke, die lag, zwischen dem, was sie erträumt und dem was sie erreicht und besaß, traf sie vernichtend. Lange lag sie kalt, halb schlafend. Ein Gesicht tauchte auf, sie lächelte, es verblaßte wieder. Lange lag sie gewiegt von Dingen, die sie streiften, nie entfachten. Aber im langen Wachen erkannte sie unerbittlich, wie leer ihr Zustand schwebe und daß dies nicht sie erfülle, und wie unendlich überlegen ihr Gefühl schon dem Augenblick geworden, in dem sie war.



Tony Johannot
(Paris 1843)

ASOKADATTAS ZWEIFACHE LIEBE

Nach dem Indischen von Kurt Moreck

Asokadatta war der Sohn eines gelehrten Brahmanen, der durch menschliches Mißgeschick sehr verarmt war. Durch die Güte eines reichen Kaufmannes aber wurde der Sohn in den Wissenschaften unterrichtet und erwuchs in Fecht- und Leibesübungen zu einem so starken und gewandten Jüngling, daß kein Gegner der Erde ihm überlegen war. Bei einem Götterfeste zu Varanasi überwand er alle die erprobten Ringer des Königs, und dieser Beweis der Stärke und des Mutes machte ihn zum Genossen und Freund des Königs. Eines Tages ging der König durch das Tor der Stadt, um den Gott Siva in seinem großen Tempel zu verehren. Als er nach vollbrachtem Opfer in der Nacht zurückgekehrt war, kam er in die Nähe der Leichenstätte und hörte von dort eine Stimme ihn anrufen: „Seit drei Tagen, o Herr, bin ich hier am Pfahl gespießt, weil der Oberrichter, der mich haßt, mich fälschlich des Mordes angeklagt. Den Unschuldigen wollen die Lebensgeister nicht verlassen! Mich dürstet, o König! Lasse mir Wasser reichen!" Voll Mitleid wandte der König sich an Asokadatta und sprach: „Laß diesem Unglücklichen Wasser bringen!" Asokadatta aber erwiderte: „Wer würde es wagen? Ich will es selber tun!" Er nahm Wasser und ging, während der König in seine Hauptstadt zurückkehrte.

Der mutige Asokadatta betrat die Leichen-

stätte. Menschenfleisch stapelte sich hell in der Finsternis, die von den lohenden Flammen der tanzenden Scheiterhaufen zerrissen ward. Er rief: „Wer hat den König um Wasser gebeten?" und es antwortete ihm eine feine Stimme, der er nachging, und bei einem Scheiterhaufen sah er einen Mann auf einem Pfahl. Unter ihm stehend aber erblickte er ein weinendes Weib, kostbar geschmückt und von vollendeter Schönheit. Auf seine Frage erzählte sie ihm, sie sei das Weib des Gepfählten und wolle den Scheiterhaufen besteigen, sobald er seinen Geist verhaucht. „Hebe mich," fuhr sie fort, „daß ich das Wasser, nach dem er verlangt, an seinen Mund bringe, denn der Pfahl ist hoch!" Asokadatta bot ihr darauf seinen Rücken und sie stieg hinauf. Aber plötzlich tropfte Blut herab, und Asokadatta sah entsetzt, wie das Weib mit einem Messer Stücke aus dem Fleische des Mannes schnitt und gierig verschlang. Da wußte er, daß sie eine Dämonin war. Er warf sie zur Erde und packte sie beim Fußgelenk, sie aber riß sich los und ließ nur den kostbaren Fußschmuck in seiner Hand, während sie sich durch die Macht ihres Zaubers in die Luft schwang. Asokadatta brachte das herrliche Stück dem König und dieser schenkte ihm seine Tochter zum Weibe, denn ein Traum hatte ihm dies geraten.

Eines Tages bat die Königin den König, er möge ihr zu dem kostbaren Fußschmuck ein gleiches Gegenstück machen lassen. Die Goldschmiede aber erklärten, daß sie dies nicht vermöchten, denn jener stamme von der Hand himmlischer Künstler. Asokadatta, der es vernahm, sagte: „Ich will dir, Königin, auch den andern Schmuck holen!" Und er nahm den Fußschmuck und ging in der Nacht zur Leichenstätte vor dem Tore. Der Rauch der Scheiterhaufen erstickte die Sterne, und es baumelten Menschen von den Zweigen der dürren Bäume. Als Lockfang für die Dämonin schnitt Asokadatta eine Leiche herab und rief aus: „Hier wird Menschenfleisch verkauft! Greift zu!" Sogleich antwortete ihm eine weibliche Stimme: „Edler Held, komm her und bring deine Ware!" Asokadatta folgte ihr und sah eine Frau von himmlischer Schönheit auf einem Thron am Fuße eines Baumes sitzen, glänzend von herrlichem Geschmeide und von vielen Dienerinnen umgeben. Sie fragte ihn nach dem Preise des Menschenfleisches und Asokadatta zeigte den Fußschmuck. „Wer mir einen Schmuck gibt, diesem gleich, soll den Leichnam haben!" Das Weib antwortete: „Nimm hin, hier ist er! Ich bin jene Frau, der du diesen geraubt, aber du hast mich in meiner verwandelten Gestalt nicht erkannt. Doch wozu das Fleisch? Wenn du mein Begehren erfüllst, so sollst du den andern Fußschmuck erhalten." Asokadatta antwortete ihr: „Was du forderst, will ich erfüllen!" Da sprach das Weib: „Auf dem Gipfel des Himavan liegt eine Stadt, Trighanta genannt. Dort herrschte mein Gemahl, der Fürst der Dämonen, die sich mit Leichen sättigen. Er fiel im Kampfe, aber mir erwuchs eine Tochter, der ich nun einen Helden als Gemahl geben will. Da sah ich dich in jener Nacht mit dem Könige des Weges kommen, und meine Wahl fiel auf dich. So lockte ich dich denn auf die Leichenstätte, und du erlagst meiner List. Komm in meinen Palast und vermähle dich meiner Tochter. Dann sollst du den andern Fußschmuck haben."

Tapfer folgte Asokadatta ihrer Aufforderung und flog auf dem Wolkenpfade zu jener Stadt, die ganz aus Gold erbaut auf dem Gipfel des Himavan liegt. Wie ein ruhendes Abbild der Sonne sieht sie aus. Asokadatta vermählte sich dort mit der Tochter des Dämonenfürsten, und mit der Geliebten verlebte er eine Weile des Glücks. Dann aber forderte er den Fußschmuck, um auf die Erde zurückzukehren. Die Fürstin der Dämonen willigte in sein Verlangen und brachte ihn selbst durch ihre Zauberkünste zu jener Leichenstätte hinab. „Jedesmal in der vierzehnten Nacht des abnehmenden Mondes findest du mich hier am Fuße dieses Feigenbaumes", sagte sie, bevor sie ihn verließ, und er versprach, zu kommen. Im Palaste des Königs freute man sich seiner Wiederkehr, und die Gattin schloß ihn beglückt in ihre Arme. Der Königin überreichte Asokadatta den vollständigen Fußschmuck und die goldenen Glöckchen, die ihn zierten, läuteten das Lob seines Heldenmutes. Asokadatta aber genoß ein zwiefaches Glück der Liebe auf der Erde und in der himmlischen Stadt auf dem Gipfel des Himavan, denn hier blühte ihm die Sehnsucht der Dämonentochter, wenn er dort die Wollust der Königstochter genoß, und dort umarmte die Geliebte sein erträumtes Bild, wenn er hier Leib an Leib ruhte in der Ermattung seiner starken Liebe.

V A L E R I A

Novelle von Chevalier Florian (18. Jahrh.), übertragen von Otto Zoff. Mit Zeichnung von Karl Rabus.

ICH verbrachte einst meine Ferien in meinem Geburtsort, einer kleinen Stadt des Languedoc, als mehrere Freunde mich einluden, die Weihnachtsfeiertage mit ihnen auf einem alten Schloß, das auf einem Felsen mitten in den Cevennen erbaut war, zu verbringen. Die Schloßherrin hatte einige junge Frauen, Offiziere und ein paar liebenswürdige Leute aus der Nachbarschaft um sich versammelt. Wir lachten den ganzen Tag, lagerten am Abend um den Kamin, erzählten Geschichten oder sangen Romanzen, und immer endete der Tag fröhlich. Unseren jungen Frauen aus der Languedoc fehlte es nicht an Phantasie, die ja bei uns zu Hause ist. Vor allem liebten sie Geschichten, die von Geistern handelten. Seitdem man mit diesen Geschichten begonnen hatte, war der Kreis um den Kamin immer enger zusammengerückt, man drängte sich aneinander, man zwang sich zu lachen, während man in Wirklichkeit fast vor Angst umkam. Oft ereignete sich, daß der Erzähler, von einem plötzlichen Schauer erfaßt, fühlte, wie seine Stimme sich veränderte, dann schwieg er und wagte weder nach dem Hintergrund des Saales, wo man ein Rascheln zu hören vermeinte, noch nach dem Kamin zu schauen, wo irgend etwas niederzuschweben schien.

Wir hatten in unserer Mitte eine junge Italienerin, Valeria d'Orsini, die wegen ihrer angegriffenen Gesundheit nach Montpellier gekommen war, um sich bei unseren Ärzten Rat zu holen. Sie hatte in dieser Stadt mit unserer Schloßherrin Freundschaft geschlossen. Und da ihr Gemahl, der Conte d'Orsini, infolge einer unvorhergesehenen Angelegenheit nach Florenz zurückkehren mußte, war sie von ihr eingeladen worden, einige Zeit auf dem Lande zuzubringen. Diese junge Fremde war außerordentlich liebenswürdig. Ihre Plauderei war lebhaft und voll Witz, obwohl ihr Antlitz und Charakter nur Güte ausstrahlten. Ihre großen dunklen Augen waren schmachtend; ihr Blick atmete Zärtlichkeit; und ihre Schönheit, ihre rührende Anmut, schienen in der Blässe, die beständig ihr Gesicht bedeckte, einen Reiz mehr zu gewinnen. Selbst ihre Lippen waren von dieser Blässe nicht verschont, und wenn sie sprach, glaubte man eine Alabasterstatue sich beleben zu sehen.

Vor allen unseren Damen zeigte Valeria bei unseren schaurigen Erzählungen am meisten Mut. Sie war niemals bewegt, hörte lächelnd zu, und weit davon entfernt, eines der erzählten Vorkommnisse zu bezweifeln, schien sie alle nur außerordentlich einfach zu finden.

So einfach, daß es uns beinahe verstimmte. Bis wir eines Tages unserer Verwunderung, sie niemals ergriffen zu sehen, Ausdruck gaben.

„Meine Freunde," erwiderte sie, „ich finde es ganz natürlich, daß Sie auch die harmloseste Geschichte von Geistern in Erstaunen setzt, da die Hälfte von Ihnen wohl nie welche gesehen hat. . . ." — „Sie haben also welche gesehen, gnädige Frau", unterbrach ich sie sofort. Sie lächelte und sagte: „Mehr noch! Ich selbst bin ein Geist gewesen, ich bin es noch immer, es ist ein Geist, mit dem Sie sprechen".

Bei diesen Worten wich die ganze Gesellschaft mit Schreckensrufen zurück und war schon an der Türe, als Valeria mit ihrer süßen und zärtlichen Stimme, deren Reiz unwiderstehlich schien, uns zurückrief und wieder zum Niedersetzen einlud. Voll Schaudern betrachteten wir sie, während wir uns an den Händen hielten, und in der Tat, in jedem Augenblick entdeckten wir auf ihrem Antlitz ein neues Zeichen, irgendein bisher wenig beachtetes Merkmal, das auf eine andere Welt zu deuten schien. Valeria aber fuhr also fort: „Ich kann es nicht ändern, meine Freunde, ich bin schon vor zehn Jahren gestorben, aber noch seltsamer und märchenhafter mag es erscheinen, daß ich mich seit dieser Zeit so unendlich glücklicher fühle. Ich habe eine Seligkeit genossen, die ich vorher nie gekannt, und die, Gott sei Dank, noch immer andauert, wenn auch der Kummer, den ich während meines Lebens erlitten habe, dieses Glück reichlich aufgewogen hat. Ich will Ihnen erzählen, was mit mir bis zu jenem gesegneten Augenblick geschah.

Ich wurde zu Florenz als Tochter vornehmer und überaus reicher Eltern geboren. Sie hatten außer mir keine Kinder. Ich wurde zu Hause

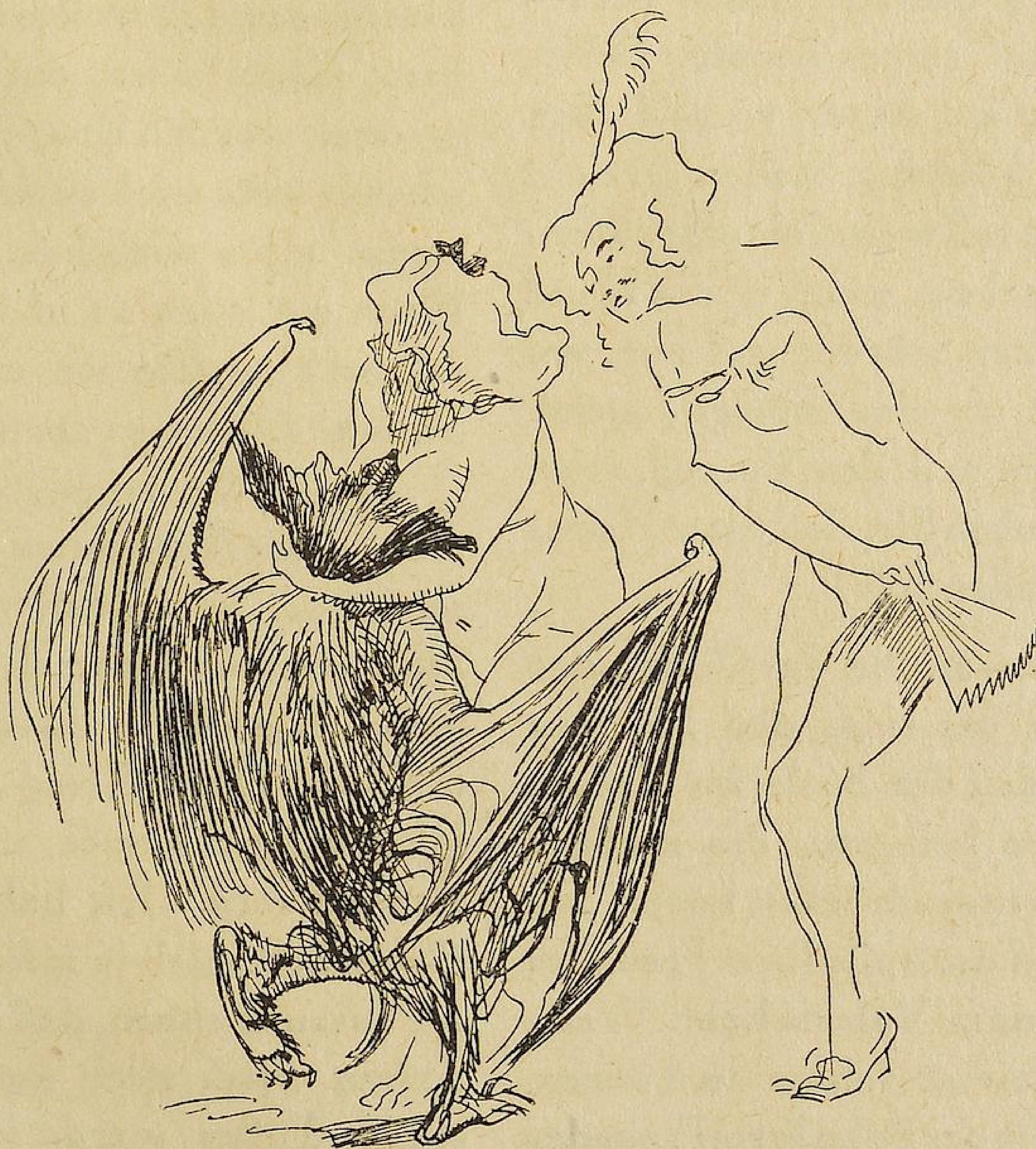
erzogen, und eine gute, zärtliche Mutter entschädigte mich durch ihre Sorge, ihre Liebe und ihre Zärtlichkeit für den Kummer, den mir die Strenge meines Vaters verursachte. Dieser Greis war stolz auf seine hohe Geburt und auf die Ehren, die er sich im Dienste des Kaisers errungen hatte. Er konnte sich niemals darüber trösten, keinen Sohn zu haben, welcher Erbe seines Namens hätte sein können; sein ganzes Leben war dadurch verbittert.

Der Palast, den wir in Florenz bewohnten, war einem Hause benachbart, das einem alten, wenig bemittelten, aber sehr geschätzten Edelmann, dem Marchese d'Orsini gehörte. Seit langem Witwer, widmete er sein Leben der Erziehung Oktavios, seines einzigen Sohnes, der ungefähr im gleichem Alter mit mir stand. Mein Vater und der alte Orsini hatten einst zusammen gedient, sie schätzten einander und waren oft beisammen. Der junge Oktavio aber war seit seiner Kindheit der Vertraute unseres Hauses, und besonders meine Mutter überhäufte ihn mit Zeichen ihrer Zuneigung.

Ich war noch nicht zehn Jahre alt, als Oktavio schon der Freund meines Herzens wurde. In Gegenwart unserer Eltern schienen wir gleichgültig und ganz von unseren Spielen eingenommen, ja wir zankten uns sogar manchmal, aber sobald wir im Garten oder in dem kleinen Wäldchen waren, das diesen abschloß, gab's keinen Streit und keine Spiele mehr. Oktavio sprach nur von seiner Hingebung zu mir, er drückte und küßte meine Hände, und oft wagte er es sogar, mich zu umarmen, und schwor mir, niemals eine andere Gattin zu nehmen als Valeria. Ich erwiderte seinen Schwur und duldete, ohne zu erröten, seine unschuldigen Liebkosungen. Bis in das Alter von vierzehn Jahren trübten kein Gewissensbiß, keine Furcht unsere zärtliche Liebe. Oktavio war in seinem sechzehnten Lebensjahr. Ich fühlte damals, daß ich ihn inniger liebte als je, aber eine geheime Stimme verbot mir, in Hinkunft allein mit ihm in dem Wäldchen zu lustwandeln. Von diesem Augenblick an vermied ich diese Spaziergänge und entzog so unseren Spielen die süße Freiheit, die ihren Reiz ausmachte. Oktavio beklagte sich bald darüber; und da ich ihn über meine Gründe aufklären wollte, sagte ich für ein letztes Mal zu, ihm in das Wäldchen zu folgen.

Aber sei es, daß mein Vater Verdacht geschöpft oder ein Zufall ihn bestimmt hatte, er traf uns in einer dunklen und versteckten Laube, wo ich mich auf eine Rasenbank niedergelassen hatte. Oktavio saß zu meinen Füßen und hielt mich an den Händen. Er sprach lebhaft, und da er, in der Furcht gehört zu werden, flüsterte, waren unsere Gesichter einander ganz nahe gekommen. So überraschte uns mein Vater. Er befahl mir, mich zu meiner Mutter zu begeben. Von weitem hörte ich noch, wie er Oktavio heftig schalt, ihm für die Zukunft das Haus verbot, und bald darauf sah ich den armen Unglücklichen weinend unsere Besitzung verlassen.

Unser beider Leiden war gleich groß, denn ich liebte ebenso zärtlich als ich geliebt wurde. Diese Liebe, die gleichsam mit meinem Leben entstanden war, konnte nur mit demselben wieder aufhören. Die beleidigenden Vorwürfe, mit denen mein Vater mich überhäufte, die Drohungen, die er ausstieß, und die Heftigkeit seines Zornes verstärkten nur meine Leidenschaft. Als ich am Morgen nach diesem traurigen Ereignis bei meiner Mutter weilte, die, ohne mich zu entschuldigen, den Zorn meines Vaters zu besänftigen trachtete, sahen wir den Vater Oktavios, den alten Marchese


Heinrich Kley

d'Orsini, eintreten. Sein Ansehen war edel und ernst, seine weißen Haare, seine verehrungswürdige Stimme flößten Vertrauen und Achtung ein. Als mein Vater ihn erblickte, befahl er mir, das Zimmer zu verlassen. Ich gehorchte, aber das außerordentliche Interesse, das ich an ihrer Unterhaltung haben mußte, bestimmte mich, an der Tür zu bleiben, wo ich diese Worte hörte, die ich niemals wieder vergessen werde.

„Mein Herr," sagte der Vater Oktavios, „ich bin hierher gekommen, um eine Vergebung zu suchen und eine Gnade zu erbitten! Mein Sohn hat mir alles gestanden. Ich habe seine Verwegenheit getadelt, doch verzeihen Sie, wenn mein väterliches Herz mit seiner Leidenschaft Mitleid hat. Nur Ihr Vermögen ist es, das diese Heirat ungleich macht; aber bewahren Sie Ihre Reichtümer, Sie können immer noch hoffen, eines Tages einen Erben zu bekommen. Geben Sie Valeria nur mit, was mein Sohn auch von mir erhält, es wird ihnen genügen, um glücklich zu sein. Behalten Sie das übrige in Ihrem Besitz, um es für Ihren Sohn zu bewahren, falls Sie einen bekommen sollten. Wenn aber nicht, so mögen Sie es Oktavio überlassen, sobald er sich Ihre Achtung und Zuneigung verdient haben wird."

„Ich bin erstaunt," erwiderte mein Vater mit einem verächtlich kalten Ton, „daß ein so verständiger Mann wie Sie sich einen derartigen Plan in den Kopf setzen konnte. Selbst wenn Ihr Sohn vermöge seiner vorgeblichen Tugenden bereits die höchsten Stellen erreicht hätte, müßten Sie es ohne Zweifel als eine außerordentliche Gunst ansehen, wenn er die Hand meiner Tochter erhalten würde; und nun, wo er nichts für sich hat als eine müßige Jugend, eine dunkle Anmaßung und den Vorzug, mich beleidigt zu haben, glauben Sie, daß diese Heirat meine Zustimmung finden soll?

„Ich glaube," unterbrach ihn der Greis, „daß Sie empfänglich und gut sind, daß Sie Ihre Tochter lieben, und daß der Stolz im Herzen eines Vaters doch die heiligste, die zarteste seiner Pflichten nicht unterdrücken kann. Ich glaube schließlich, daß der Sohn Ihres Freundes Sie nicht beleidigt, wenn er Valeria liebt. Wenn Sie aber, um sich beleidigt fühlen zu können, vergessen wollen, daß er der Sohn Ihres Freundes ist, dann werde ich dafür Sorge tragen, Ihnen in Erinnerung zu bringen, daß wenigstens sein Vater Ihresgleichen ist."

Bei diesen Worten beeilte sich meine zitternde Mutter, das Gespräch zu unterbrechen. Sie sprach mit so lauter Stimme, daß der alte Orsini die Antwort meines Vaters nicht vernehmen konnte. Einen Moment später verließ er das Haus, und seit diesem Augenblick war der heftigste Haß an die Stelle einer dreißigjährigen Freundschaft getreten.

Stellen Sie sich meinen Schmerz vor! Keine Hoffnung mehr, Oktavio wiederzusehen! Keine Möglichkeit mehr, ihm meine Neuigkeiten mitzuteilen, oder über sein Los unterrichtet zu werden. Mein Vater umgab mich mit Wächtern, er verbot mir auszugehen, selbst die Messe durfte ich nicht besuchen. Er sprach niemals mit mir, ich sah ihn nur bei den Mahlzeiten, und niemals richtete er seine Blicke auf mich. Ich war in seinem Hause wie eine Fremde, die man fühlen läßt, daß sie zumindest gleichgültig ist, Meine Gesundheit ließ bald zu wünschen übrig. Ich wäre damals umgekommen ohne die zärtliche Sorge, ohne das sanfte Mitleid, das meine Mutter mir bezeugte.

Die Zeit ging dahin, ohne daß sich meine Qualen gemildert hätten. Eines Abends nach dem Essen benützte ich die Abwesenheit meines Vaters, um mich allein in jener Laube, in der mein Mißgeschick begonnen hatte, meiner Trauer hinzugeben. Ich wollte mich auf dieselbe Rasenbank niederlassen, auf der ich neben Oktavio gesessen war, ich benetzte sie mit meinen Tränen, ich erinnerte mich an seine Worte und erneuerte meine alten Gelübde. Plötzlich stürzte ein Mann auf mich zu und fiel mir zu Füßen. Erschreckt wollte ich entfliehen, als mich die Stimme Oktavios zurückhielt.

„Hören Sie mich", sagte er „ich habe nur mehr einen Augenblick zur Verfügung, und dieser ist der letzte. Ich verlasse in dieser Nacht Florenz, mein Vater hat für mich eine Kompanie Kavallerie in der Armee des Kaisers erhalten. Der Krieg an Preußen ist erklärt. Ich gehe zur Armee, um zu sterben oder Sie zu verdienen. Ich habe die Hoffnung, ja die Gewißheit, mich in meinem ersten Feldzug derart auszuzeichnen, daß der Kaiser den Wunsch äußern wird, mich kennen zu lernen, und zu seinen Füßen werde ich ihm das Geständnis unserer Liebe machen. Joseph ist jung, er hat



Aubrey Beardsley

sicherlich Mitgefühl, er wird Mitleid mit meinem Leiden haben und es nicht unter seiner Würde halten, mich bei seinem Bruder, dem Großherzog, zu empfehlen. Ihr Vater wird der Bitte des Großherzogs nicht wiederstehen können, und Ihre Hand wird der Preis meiner Ausdauer und meiner Taten sein. Ich erbitte mir von Ihnen nur ein Jahr, Valeria, versprechen Sie mir, schwören Sie mir, ein Jahr lang dem Willen Ihres Vaters zu widerstehen. Nach Ablauf dieser Zeit werde ich entweder tot oder würdig sein, Ihr Gemahl zu heißen."

Ich vermochte kaum zu atmen, als ich ihn so sprechen hörte, mein Herz bebte vor Liebe, Hoffnung und Angst. Ich schwur, ihm mein ganzes Leben lang treu zu bleiben und lieber tausendmal zu sterben, als einen anderen zum Gatten zu nehmen. Wir kamen überein, durch einen meinen Diener, den Oktavio gewonnen hatte — es war derselbe, der ihn in den Garten gelassen — zu schreiben. Ein leichtes Geräusch zwang uns, auseinanderzugehen, ich entzog Oktavio meine Hand, kehrte in mein Zimmer zurück und durchweinte die ganze Nacht.

Während der ersten zehn Monate nach der Abreise Oktavios änderte sich für mich in unserem Hause nichts. Mein Vater behandelte mich immer mit gleicher Härte, meine Mutter mit gleicher Zärtlichkeit. Der von meinem Geliebten gewonnene Diener überbrachte mir regelmäßig seine Briefe. Sie verkündeten mir täglich einen neuen Erfolg. Der General Loudon hatte Oktavio sehr lieb gewonnen, er hatte ihn zu seinem Adjutanten gemacht und ihm die glänzendste militärische Laufbahn in Aussicht gestellt. Aber der Krieg zog sich in die Länge und bot wenig Gelegenheiten, Proben von Mut zu geben.

Nach zehn Monaten hörten die Nachrichten von Oktavio mit einem Male auf. Zitternd für sein Leben, nicht für seine Beständigkeit, schrieb ich Brief auf Brief und zählte dem Kurier die Stunden nach. Der Diener, unser Vertrauter, ging ohne Unterlaß zur Post und kam immer mit der Nachricht zurück, daß nichts gekommen sei. Verzweifelt wegen dieses langen Stillschweigens schickte ich ihn zu dem alten Orsini, um zu erfahren, ob man keine Nachrichten von Oktavio habe. Die Antwort, die ich erhielt, milderte meine Unruhe, aber nicht meinen Kummer. Oktavio, sagte man, habe tags zuvor geschrieben, er befände sich wohl, sei Oberst geworden und wolle den Winter beim General Loudon in Wien zubringen.

In dieser Zeit kam ein Verwandter meines Vaters aus Deutschland, der in unserem Hause abstieg. Er war ein großer Mann, hager und dunkel, von ungefähr 45 bis 50 Jahren, sein Äußeres war linkisch und widerwärtig, sein Charakter düster und kalt. Er sprach nur von seiner adeligen Herkunft und hatte sein ganzes Leben und das wenige an Geist, das er vom Himmel mitbekommen, verwendet, um alle Genealogien Europas immer wieder zu lesen, zu studieren und auswendig zu lernen. Er wußte wahrhaftig das Jahr, den Monat und den Tag aller Heiratsverträge, die in Deutschland seit dem Untergang des Römischen Reiches geschlossen worden waren. Er kannte alle Nebenlinien der kurfürstlichen Familien und die Häuser aller polnischen und ungarischen Palatine.

Dieser Vetter, der sich Conte Heraldi nannte, fragte meinen Vater gleich am ersten Abend, nachdem er ihn über die guten Familien Toskanas ausgeforscht hatte, in gleichgültiger Weise, ob in Florenz ein Marchese Orsini wohne. Mein Vater erwiderte mürrisch, daß er es nicht wisse. „Ich muß es aber doch in Erfahrung bringen", sagte Heraldi. „Ich war, als ich vor drei Wochen durch Wien kam, bei dem General Loudon zu Mittag geladen, am Tage der Hochzeitsfeier seiner Nichte mit dem Sohne eben dieses Orsini. Als dieser junge Mann, den ich sehr liebenswürdig fand, erfahren hatte, daß ich hierherkommen würde, gab er mir einen Brief für seinen Vater mit und nahm mir das Versprechen ab, diesen aufzusuchen, um ihm die Einzelheiten dieses Hochzeitsfestes und sein Glück zu schildern."

Ich vernahm diese Worte mehr tot als lebendig. Mein Vater runzelte die Stirn, ohne zu antworten. Meine Mutter blickte mich zitternd an, und der grausame Heraldi fuhr fort zu erzählen, daß das junge Mädchen sich in Orsini verliebt hätte, und daß sogar der Kaiser geruht habe, sich für diese Heirat zu interessieren. Ein Regimentskommando sei die Mitgift gewesen. Alles stimmte mit dem überein, was man mir gesagt hatte. Die Kräfte verließen mich, und ich fiel ohnmächtig in die Arme meiner Mutter. Als ich wieder zu mir kam, lag

ich in meinem Bett, umgeben von meinen Dienerinnen und unterstützt von meiner guten Mutter, die mich weinend umarmte.

Der schreckliche Zustand, in dem ich mich befand, hatte ein langandauerndes Fieber zur Folge. Mein Leben schwebte in höchster Gefahr. Meine Mutter wich nicht von meinem Bett, ja sogar mein Vater erwies mir während der sechs Wochen meiner Krankheit die zärtlichste Fürsorge; er wachte bei mir, er nannte mich seine Tochter und schien mir sein Herz wieder zugewandt zu haben. Ich war so empfänglich für diese Umkehr meines Vater, daß ich einmal, als er meine Hand ergriff und in rührender Ängstlichkeit fragte, wie es seiner lieben Valeria ginge, nicht mehr Herrin meiner Bewegung bleiben konnte, meine Arme um seinen Nacken schlang und mein Gesicht an das seine lehnte.

Ich benetzte ihn mit meinen Tränen und sagte: „Ja, mein Vater, ich bin Ihre Valeria, ich bin Ihr fügsames Kind, und in Zukunft wird die einzige Regung, der einzige Wunsch meines Herzens der sein, Ihnen zu gehorchen."

Dieses Wort entschied über mein Leben. Seit einiger Zeit hatte ich wohl bemerkt, daß mein Vater mich meinem Vetter Heraldi bestimmt hatte. Nichts ersehnte mein Vater so sehr, als sein Haus wieder aufblühen zu sehen und alles Vermögen einem Nachkommen seiner Ahnen hinterlassen zu können. Er sprach von dieser Absicht zu mir, ohne mir etwas vorzuschreiben, ohne etwas zu verlangen, aber er sagte, daß er vor Schmerz sterben würde, wenn ich nicht Mitleid mit seiner Schwäche hätte. Oktavio war verheiratet, Oktavio war untreu: es schien mir süß, einen anderen als ihn lieben zu können. Ich willigte ein und gab mein Jawort. Wie hätte ich es auch nicht geben können! Wie hätte ich meinem Vater nicht gehorchen sollen! Er befahl ja nicht, er bat.

Die Zurüstungen zu meiner Hochzeit wurden mit einer Schnelligkeit durchgeführt, über die ich mich nicht zu beklagen wagte, die mich aber erschreckte. Die Dispens von Rom traf ein, und der Vertrag wurde unterzeichnet. Geschmückt und mit Diamanten bedeckt wurde ich zum Altar geführt.

Ich sprach das schreckliche Gelübde ohne besondere Erregung, fast gleichgültig gegen mein Schicksal, da ich einer Zukunft, die nicht glücklich sein konnte, nur geringe Wichtigkeit beimaß. An der Hand Heraldis, der sich vor Freude kaum zu fassen wußte, verließ ich nach der Messe den Chor, gefolgt von meiner Familie. Als ich mich der Kirchentür näherte, um das Weihwasser zu nehmen, und die Augen hob, sah ich an den Weihkessel gelehnt, einen jungen Mann. Bleich und verstört war sein Gesicht, seine Kleidung und Haare waren in Unordnung, die Augen glanzlos und irrend. Dieser Mensch näherte sich mir, wobei er mich fest ansah, und sagte mit verhaltener und stocken-



Fritz Glasemann

der Stimme: „Ich wollte nur sehen, Valeria, wie Sie Ihr entsetzliches Verbrechen vollenden, ich habe es gesehen, ich bin zufrieden, denn ich bin meines Todes sicher."

Nachdem er diese Worte gesagt hatte, verschwand er. Ich war bewußtlos geworden. Was weiter mit mir geschah, ist aus meiner Erinnerung vollkommen geschwunden. Kaum von einer langen Krankheit genesen, erlitt ich nun einen Rückfall, der viel ernster und gefährlicher war, als alles frühere. Die Krankheit machte rasende Fortschritte, ich lag beständig im Delirium, und alles was ich später durch meine Mutter erfuhr, ist, daß ich nach sechzigstündigem Leiden plötzlich von einer außerordentlichen Schwäche befallen wurde und in ihren Armen verschied. Man bestattete mich mit großem Trauergepränge in der Familiengruft, die in einer Kapelle der Kathedrale liegt. Mein Sarg wurde auf zwei lange Eisenstangen gelegt, der Grabstein wurde vorgesetzt, und man ließ mich allein in dieser Wohnung des Todes.

Was nun weiter vorging, könnte Ihnen Oktavio besser erzählen als ich. Wie oft doch hat er mir diese Tage geschildert. Sie können sich gewiß den Schmerz vorstellen, der ihn bei der Nachricht von meinem Tod erfaßte. Außer sich vor Verzweiflung, nannte er sich meinen Mörder und faßte den unsinnigen Plan, in meine Gruft zu steigen und sich auf meinem Sarg zu töten. Am Abend meines Begräbnisses sucht er den Sakristan auf, besticht ihn mit Gold, und beide gehen, verseh'n mit einer Blendlaterne um Mitternacht in die Kirche, schließen sich dort ein, heben den Grabstein und steigen zusammen in die Tiefe. Sobald Oktavio meinen Sarg sieht, stürzt er stöhnend auf ihn zu, reißt die Bretter los, wirft den Schleier, der mich verhüllt, zurück, und seinen Mund auf meine bleichen Lippen pressend, hofft er, ohne Waffe, bloß durch das Übermaß des Schmerzes, sein Leben zu beenden.

O unbegreifliches Wunder der Liebe! O Wunder, an das die Unglücklichen, die nicht geliebt haben, niemals glauben werden! Die Seele meines Geliebten rief die meine zurück! Ein Seufzer enthaucht dem Munde, den seine Lippen so zärtlich preßten. Er empfängt ihn, erschreckend; er stößt einen Schrei aus, nimmt mich in seine Arme, reißt mich aus dem Sarg, drückt mich an seine Brust und erwärmt mich an seinem Herzen. Da begann das meine sich wieder zu rühren, ich bewegte mich leicht. Oktavio, trunken vor Freude, trägt mich fort, steigt die Stufen mit seiner Last empor, kommt zur Kirchentür, die ihm der Sakristan öffnet, und ohne einen Augenblick innezuhalten, fliegt er mit mir zum Hause seines Vaters. Hier legt man mich zu Bett und läßt mir alle erdenkliche Hilfe angedeihen.

Endlich schlug ich meine Augen auf, und meine Blicke fielen auf Oktavio und seinen Vater. Ich bin außerstande, Ihnen zu schildern, was ich damals empfand. Es war mir, als wachte ich aus einem langen Traume auf. Noch fühlte ich kein Leben in mir, aber ich erkannte Oktavio wieder. Noch konnte ich mit ihm nicht sprechen, aber ich hatte das Glück, ihn zu sehen.

Bald war ich imstande, Oktavio anzuhören, ihn zu verstehen und aus seinem Munde zu erfahren, was mit mir vorgegangen war. Die Erinnerung an seine Untreue und an seine Heirat in Deutschland erschien nun dem Bewußtsein. Sobald ich einige zusammenhängende Worte stammeln konnte, mahnte ich ihn an seine Hochzeit mit der Nichte des Generals Loudon. Oktavio glaubte, daß ich phantasiere. Der General Loudon besaß gar keine Nichte. Oktavio kam von der Armee, er war nicht Oberst, war nicht in Wien gewesen, sondern hatte, durch mein zweimonatliches Schweigen beunruhigt, inständigst um Urlaub gebeten, ihn erhalten, und wollte sich nun endlich selbst Klarheit holen. Tag und Nacht auf der Reise, war er hier mit einem Brief des Generals Loudon angekommen, der ihn der Güte des Großherzogs empfahl.

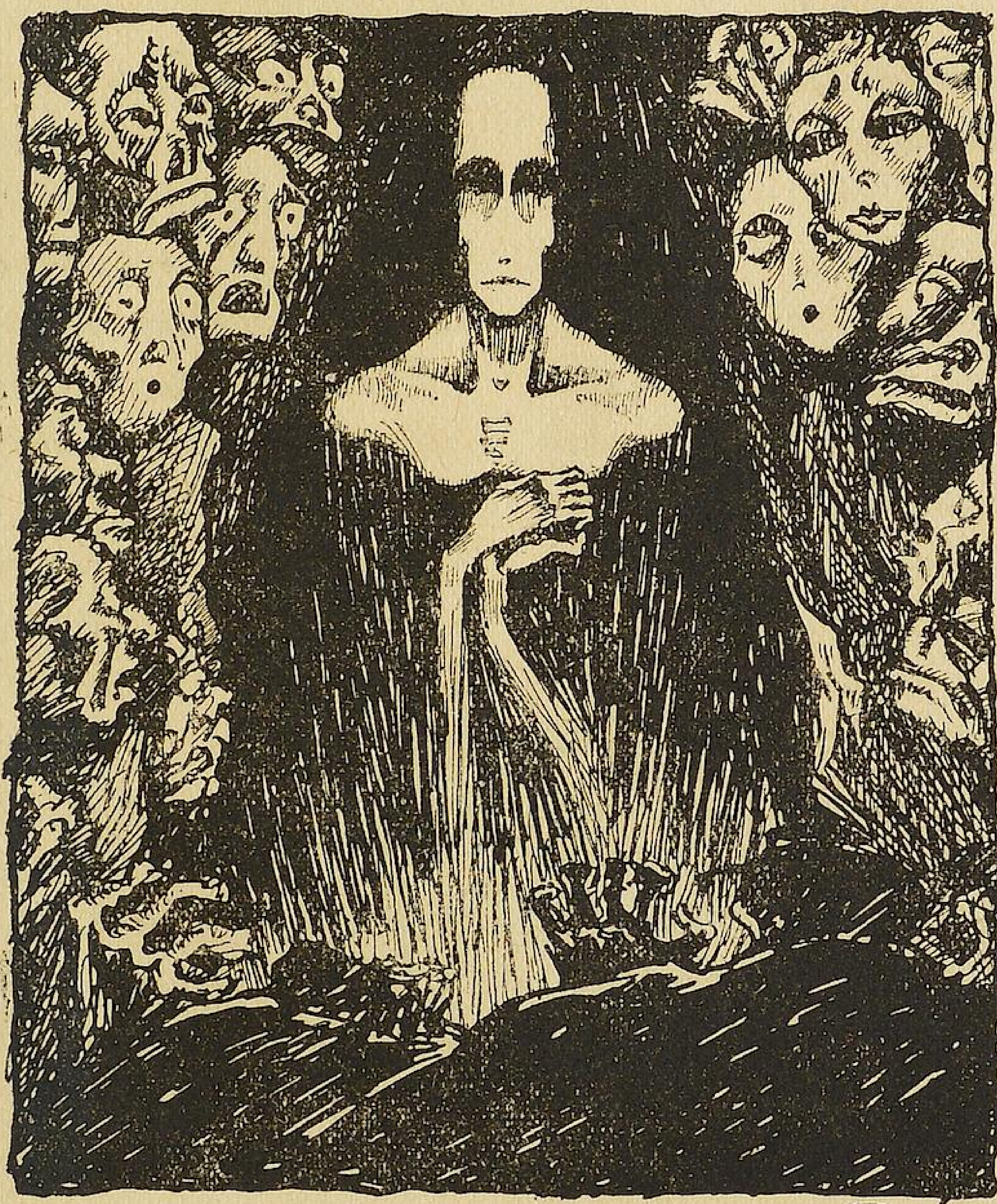
Nun wurde mir klar, daß Heraldi, vielleicht im Einverständnis mit meinem Vater, dieses entsetzliche Komplott angezettelt hatte, und daß durch Verrat des Bedienten, dem ich vertraut, die Briefe meines Geliebten aufgefangen wurden. Diese Entdeckung flößte mir gegen den niederträchtigen Heraldi eine Abneigung, eine Verachtung und einen Abscheu ein, die ganz unüberwindlich waren. Kein Verbrechen konnte sich in meinen Augen mit den fürchterlichen Mitteln, die er angewendet, messen. Und ich war die Frau dieses Ungeheuers! Ich war verdammt, seine Gattin zu sein und ihm mein Leben zu weihen! Dieser Gedanke warf mich

noch einmal in meine alte Verzweiflung. Ich bedauerte, die Toten verlassen zu haben, und wünschte mich wieder in mein Grab zurück.

„Beruhigen Sie sich, meine Tochter", sagte der alte Orsini; „ich komme eben vom Großherzog. Ich selbst habe ihm den Brief des wackeren Loudon vorgelegt und ihm alles erzählt, was vorgefallen ist. Der edelmütige Fürst hat mich gnädig angehört; er nimmt Sie in seinen Schutz. Er hat soeben dem Heiligen Vater geschrieben, damit dieser Ihre unwürdige Heirat für ungültig erklären möge. Ich zweifle nicht, daß sie aufgelöst wird. Ich bitte Sie nur um eines. Lassen Sie sich vor keinem Menschen sehen, niemand soll von Ihrem Geheimnis vor der Rückkunft des Kuriers aus Rom wissen. Ihre Ruhe und Ihr Glück hängen von dieser Vorsichtsmaßregel ab." Diese Worte schenkten mir wieder Hoffnung. Ich versprach diesem guten Greis, den ich nur mehr Vater nannte, alles, ich gelobte, seine Ratschläge zu befolgen und sein Haus nicht einen Augenblick zu verlassen. Ach, wo hätte ich denn besser aufgehoben sein können! Oktavio war bei mir, er sprach ohne Unterlaß von seiner Liebe und von unserer Hochzeit. Meine Gesundheit besserte sich zusehends. Bald fühlte ich keine Krankheit mehr, es war mir, als lebte ich wieder in den schönsten Tagen meiner Jugend. Von den vergangenen Leiden bewahrte ich nur mehr jene Blässe, die Sie noch heute an mir sehen, diese schaurige Erinnerung an das Grab, die nichts hat verschwinden machen können.

Aber als die Zeit der Rückkehr des Kuriers aus Rom schon nahe herangekommen war, drohte ein unvorhergesehenes Ereignis alle meine Pläne umzustoßen.

Es war in der Karwoche. Meine Mutter hatte mich in den Grundsätzen der Religion erzogen, die ich, dank dem Himmel, immer bebewahrt habe. Ich wagte es nicht, zu Oktavio von dem Bedürfnis zu sprechen, das auf meinem Herzen lastete, Gott, der mich gerettet, in seinem Hause Dank zu sagen, aber ich war entschlossen, trotz aller Gefahren diese heilige Pflicht zu erfüllen. Ich benützte einen einzigen Augenblick, in dem ich mich durch Zufall allein befand, hüllte mich in einen schwarzen Mantel, unter dem mein Gesicht nicht gesehen werden konnte, verließ am Karfreitag abend um neun Uhr das Haus und eilte zur Kathedrale, um dort den Erlöser in seinem Grabe anzubeten. Ich hielt mich hinter einem Pfeiler verborgen und richtete meine Gebete an den Heiland, ich bat ihn, seine schützende Hand über die eine Seele zu halten, die ihre Hoffnung allein in seine Barmherzigkeit und seine Macht setzte. Als ich mich erhob, um hinauszugehen, fühlte ich das heftige Verlangen, die Kapelle wiederzusehen, in der man mich begraben hatte. Sie war nicht weit, und ich richtete meine Schritte dahin.



Welcher Anblick bot sich meinen Augen. Ich sah in dem Dämmerlicht, das bis zur Kapelle drang, meine Eltern auf meinem Grabe knien und meinen Gatten Heraldi in Trauerkleidung neben meinem in tiefes Nachdenken versunkenen Vater stehend. Meine Mutter kniete näher am Chorgitter, das die Kapelle von dem übrigen Schiff trennte, und betete, in Tränen aufgelöst. Kaum konnte ich mich enthalten, laut aufzuschreien und näherte mich unwillkürlich dem Chorgitter. Meine Mutter hörte mich nicht, so versunken war sie in ihr Gebet. Ich blickte sie lange weinend an, als ich sah, wie sie sich plötzlich vorneigte, wie sie ihre Hand dicht bei mir an das Chorgitter

legte, um sich zu stützen, wie sie, ganz zu Boden geneigt, den Namen Valeria aussprach und leise mit ihren Lippen den Marmor meines Grabes berührte. Nun konnte ich nicht mehr Herrin meiner selbst bleiben, ich legte meine Lippen auf ihre Hand und weinte laut auf.

In diesem Augenblick verschob sich der Schleier, der mein Haupt verhüllte, ohne daß ich es bemerkte. Meine Mutter schreit laut auf. Mein Vater und sein Schwiegersohn erkennen mich erschreckend ebenfalls. Mein Vater erstarrt. Heraldi aber geht einige Schritte vor und öffnet das Gitter. Ich will fliehen, aber das Gedränge hält mich auf. Heraldi nähert sich mir, schon streckt er seine Hand aus, um mich am Kleide festzuhalten. Ich wäre verloren gewesen, wenn mich die Liebe nicht in diesem Moment erleuchtet hätte. „Zurück," rief ich ihm mit einer Stimme zu, die ich mit aller Anstrengung fürchterlich zu machen suchte, und die ihn vor Schrecken erstarren machte, „vergreife dich nicht noch nach dem Tode an der, die du im Leben betrogst! Du allein hast mich getötet! Lasse mich, beweine dein Verbrechen, und hüte dich vor dem Zorn des Himmels."

Am anderen Tag sprach man in Florenz nur von dem Geist, den man in der Kathedrale gesehen hatte. Es war nicht möglich, daran zu zweifeln, tausend Zeugen hatten ihn wiedererkannt. Einige fügten hinzu, daß meine fünf Finger, als ich die Hand meines Gemahls zurückstieß, ebensoviel feurige Male auf seinem Gewande zurückgelassen hätten. Andere versicherten gehört zu haben, daß Heraldi die Schuld an meinem Tode trage, daß ich zurückgekommen sei, um Gerechtigkeit zu fordern: alle klagten ihn ganz laut an, der Mörder seiner Frau zu sein.

Glücklicherweise kam nun der Kurier zurück und brachte das Breve des Heiligen Vaters, das meine Ehe aufhob und für nichtig erklärte, da sie durch Betrug zustande gekommen war. Nachdem der Großherzog das Schreiben erhalten hatte, ließ er den alten Orsini zu sich kommen und besprach mit ihm die notwendigen Maßregeln. Am anderen Morgen begab ich mich mit Oktavio und seinem Vater in das Palais. Der Fürst überhäufte uns mit Beweisen seiner Güte. Als man ihm gemeldet hatte, daß meine Eltern und Heraldi sich eingefunden hätten, um sich ihm zur Verfügung zu stellen, ließ er uns in ein Nebenzimmer treten, wo ich ihn meinen Vater folgendermaßen anreden hörte:

„Man hat sich seltsamer Mittel bedient, mein Herr, um Ihre Tochter mit einem Mann zu verheiraten, den sie niemals lieben konnte. Ihre Reue hat sie gerächt, und die Tränen, die ich in Ihren Augen sehe, nehmen mir den Mut, Ihnen Vorwürfe zu machen. Der Tod hat dieses verhaßte Band zerrissen, und wenn Ihre Tochter in der Tat durch ein Wunder wieder in die Welt zurückgekehrt wäre, wie das Volk es glaubt, so würde diese Ehe doch nicht weniger ungültig geworden sein. Hier ist das Breve Seiner Heiligkeit, welches dies ausspricht; ich werde es veröffentlichen lassen. Wählen Sie nun, Conte Heraldi, zwischen den Möglichkeiten, gegen mich einen Prozeß anzustrengen, der wenig ehrenvoll für Sie ausgehen dürfte, oder sofort den Verzicht auf Ihre eingebildeten Rechte zu unterzeichnen und auf der Stelle nach Wien abzureisen."

Heraldi zögerte nicht, seinen Verzicht zu unterschreiben. Dann verabschiedete er sich und verließ zur selben Stunde Florenz mit dem Versprechen, nie wieder dahin zurückzukehren.

„Dies ist noch nicht alles," fuhr der Großherzog fort, indem er sich an meinen Vater wandte, „Ihre Tochter lebt" . . . . ein Schrei meiner Mutter unterbrach ihn, „Sie werden sie wiedersehen, aber Ihre Tochter kann nur als Gattin des jungen Orsini glücklich werden. Er hat sie dem Grabe entrissen, sie wohnt in seinem Hause. Ich bitte Sie für Oktavio um die Hand Valerias."

Mein Vater verneigte sich und gab ohne Zögern den Wünschen des Fürsten seine Zustimmung, meine Mutter aber bat schluchzend, ihre geliebte Tochter wiedersehen zu dürfen. Ich hatte nicht die Kraft, länger zu warten, öffnete hastig die Türe und warf mich in die Arme meiner Mutter, die vor Freude beinah starb.

Wir fielen alle dem Großherzog zu Füßen und fanden keine Worte, um ihm unsere Dankbarkeit auszudrücken. Meine Hochzeit wurde unverzüglich im Palais des Fürsten gefeiert. Seit diesem Augenblick schweben meine Tage in unsäglichem Frieden dahin, sie werden durch die Freundschaft, die Dankbarkeit und die Liebe verklärt, und ich danke dem Himmel, für einige Zeit tot gewesen zu sein, um für immer glücklich zu leben."



Heinrich Kley

HERRN ULRICHS MUNDOPERATION

Aus Ulrichs v. Liechtenstein „Frauendienst" (1255) nach dem Mittelhochdeutschen von Ferdinand Weinhandl

Initiale von R. von Hoerschelmann



So nun mein Mund ist mißgestalt',
ersehnter Gunst ein Vorbehalt,
so will ich ihn denn schmerzlich
schneiden,
ermannte mich und ritt zu leiden
nach Graz hin in das Steierland,
wo ich viel gute Meister fand.
Dem besten tat ich zu der Stund
gar allen meinen Willen kund.

Der Arzt und Meister aber spricht:
„Ich schneid euch vor dem Maien nicht.
Kommt ihr mir in dem Maien her,
des Wunsches sei euch denn Gewähr:
ich mach euch euern Mund also,
daß ihr sein seid von Herzen froh.
Der Ding' ich gar ein Meister bin,
ich hab dazu viel Schick und Sinn."

Drauf ritt ich wieder Fraun zu sehn,
ließ drob den Winter erst vergehn,
bis daß der süße Sommer kam
und daß der Winter Ende nahm.
Da hört ich singen Vögelein
und sprach zu mir: „Es muß nun sein,
nach Graz muß Ulrich jetzund fahrn,
Gott mög' ihn gnädiglich bewahrn!"

So ritt ich hin in Gottes Pflege.
Da kam daher auf meinem Wege,
seht, meiner Dame Knecht, den ich
erkannt und er erkannt auch mich.
Er fragte, wo ich wollte hin,
wohin zu Zeiten wär' mein Sinn.
„Gesell, das will ich nicht verhehlen
und seltne Märe dir erzählen.

Nun wisse denn: gleichwohl gesund,
will ich mich machen gerne wund.
Man soll zu Graze schneiden mich."
Der gute Mensch bekreuzte sich
und sprach: „Nun Herre sagt, warum?"
Ich sprach: „Geselle, ei, darum:
Der Lippen, der ich dreie han,
will ich mir eine schneiden lan."

Da ritt ich hin und mit mir ritt
nach Graz der Herrin Knappe mit,
allwo ich meinen Meister fand,
der flink sich meiner unterwand.
Ein Montag wars, der Tag begann,
da hub er mit dem Schneiden an.
Er wollt mich binden, aber nein,
mein freier Wille sollt es sein.

Zu Boden all mein Fürchten sank.
Ich saß vor ihm auf einer Bank.
Er nahm ein Messer in die Hand,
Wie's vom Barbier euch wohl bekannt.
Damit durchschnitt er ob den Zähnen
den Mund; mir standen fast die Thränen,
doch hielt ich herzhaft noch an mich,
bis daß der arge Schrecken wich.

Er hat mich meisterlich geschnitten:
doch hab ichs männlich auch erlitten,
der Mund mir allzumal geschwoll,
als wie ein Schlagball groß und voll.
Der Wunde pflag er recht und schlecht.
Das sah da meiner Frauen Knecht,
er sprach zu mir: „Mögt ihr genesen,
so bin ich gerne hier gewesen.

Als ich vor kurzem von euch ritt,
— ich teilte meiner Herrin mit,
daß man euch wollte schneiden hie,
das aber wollt sie glauben nie —
da sprach sie wörtlich: ‚Er tut's nicht,
nein, nein, das tut er wirklich nicht.
Es däucht mich wahrlich dumm getan,
wollt er sich also schneiden lan'."

Ich freute mich gar sehr hernach,
doch kam vom Hunger Ungemach
und auch vom Durste, den ich litt,
konnt nehmen keinen Bissen nit.
Mir taten alle Zähne weh.
Ein Sälblein, grüner denn der Klee,
strich man mir reichlich in den Mund,
das stank als wie ein fauler Hund.

Nun hab ich euch genug gesagt,
wie ich durch Minne hab gewagt
den Mund und wie geheilt ich ward
auf dieser sauren Minnefahrt.
Zu Graz ich also lange saß,
bis daß mein Leib gar wohl genas.
Drauf kehrt ich heim in deren Sold,
die mich nun lieber sehen wollt.

DER GEKREUZIGTE PFARRER

Nach dem Urtext des Nicolas de Troyes (1535) von Alf von Czibulka. Mit 2 Zeichnungen von Otto Linnekogel.

VOR nicht allzulanger Zeit lebte im Städtchen Troyes ein Maler. Der war rechtschaffen, brav und fleißig und betrieb überdies einen Kramladen. Nun hatte dieser Maler eine schöne und ehrsame Frau. In dem Städtchen war aber auch ein Pfarrer, der in die schöne Malerin so verliebt war, daß er sich die Füße nach ihr ablief. Sie hatte ihn schon so oft abweisen müssen, daß sie darob erboste und sich entschloß, ihrem Mann darüber zu erzählen.

Nun kamen eines Tages aus der Umgebung — so von fünfzehn oder sechzehn Meilen her — zwei Abgesandte eines kleinen Marktes, die die Gescheitheit nicht zu sehr bedrückte, und die ein Kruzifix für ihre Kirche kaufen wollten. So kamen sie von ungefähr in den Laden des Malers, von dem ich euch erzählte. Der fragte sie: „Was begehren wohl die Herren?" Und der eine sprach: „Meister, wir wollen dies: Ihr müßt nämlich wissen, daß wir unser Kirchlein mit neuem Mauerwerk verkleidet haben. Und da wir's nun einmal unternehmen, unsere Kirche fein zu machen, wollen wir auch ein schönes Kruzifix. Das soll groß und fest sein, und da man uns sagte, daß Ihr der Rechte wäret, so haben wir uns an Euch gewandt und wir wollen es auch gut bezahlen."

„Schön" — sagte der Maler — „ich gebe Euch, was Ihr verlangt, aber welche Größe soll's denn haben?" Da erwiderte der eine der Gesandten: „Es soll schön sein und die Größe eines Mannes haben." „Vortrefflich" — sprach der Maler — „wollt Ihr es lebendig oder tot?" „Beim heiligen Johannes" — riefen die beiden — „darüber hat man uns nichts gesagt und wir müssen uns entscheiden, welches wir nehmen wollen. Aber wißt Ihr, was wir tun, Meister? Gebt uns Urlaub bis zum nächsten Morgen, dann kommen wir wieder und geben Euch Antwort." „Nun wohl, so geht mit Gott" — sagte der Meister.



So gingen sie, sprachen über ihre Geschäfte und rieten hin und her, ob sie zurück in ihre Gemeinde gehen sollten, um zu erfahren, ob das Kruzifix tot oder lebend sein solle. Endlich entschloß sich doch der eine und sprach: „In unser Dorf zurückzukehren, wär' wohl zuviel der Mühe und kostete die Pfarre ein schönes Stücklein Geld. Aber ich hab' mir's anders überlegt. Wir nehmen ein lebendiges, und wenn wir heimgekehrt sind, verstecken wir's und fragen, wie man es haben will. Wollen sie es lebendig, so bringen wir es wie es ist, wollen sie es tot, so machen wir es kalt." — So waren sie sich einig, legten sich aufs Ohr und schliefen bis zum Morgen.

Um nun weiter vom Pfarrer und der Malersfrau zu sprechen: Diese schöne Frau, die so brav und ehrbar war und die über die Reden des Pfarrers so erzürnte, erzählte ihrem Manne, daß der Pfarrer sie zu bösen Dingen verleiten wolle, wo immer er sie sehe und ihr Gold und Silber, Ringe und Kleinodien verspreche und alles, was es Schönes gebe. Und der Gatte sprach: „Weißt du, was du tust? Wenn er dir wieder begegnet und dir soviel Geld anbietet, sagst du ihm, daß du dich freust. Ich werde zum Scheine wegfahren, unerwartet wiederkommen und ihn nackt im Bett erwischen. Und bei Gott, er wird sein Geld und seine Kleider lassen, wenn ihn nicht überhaupt der Teufel holt."

Es dauerte nicht lange, kam der Pfarrer zu der Frau und sprach zu ihr, wie er's gewöhnt war. Da sagte die Frau: „Hochwür-

den, wenn ich wüßte, daß Ihr Euch nicht nur lustig macht, tät' ich Euch bitten, mir das zu geben, was Ihr sagt. Und ich wär' darüber froh." „Ich verspreche Euch," sagte der Pfarrer — „daß ich lieber gestorben sein wollte, als Euch zu täuschen. Ich werde Euch hundert Dukaten geben und, wenn Ihr wollt, auch mehr."

Sprach die Frau: „Ich kann Euch sagen, daß es gut so ist, denn fürs erste hat mein Mann es abgeschlagen mir ein Kleid zu kaufen, das ich gerne haben wollte, und zu alledem geht mein Mann morgen früh um Vier mit seinem Diener weg. Er will in einem Dorfe malen und erst in drei Tagen wiederkehren." „Wahrlich" erwiderte der Pfarrer „wir haben Glück. Ich schwöre Euch, daß ich komme, das Geld bringe, das ich Euch versprach, und noch viel mehr." — So trennten sie sich.

Die schöne Malersfrau ging nach Hause und erzählte ihrem Gatten, was sie getan und daß der Pfarrer morgen mit ihr schlafen wolle. So vergingen der Tag und die Nacht bis zum nächsten Morgen. Dann brach der Maler mit seinem Diener, den er in alles eingeweiht hatte, auf, um in das Dorf zu gehen und zu malen. Der gute Pfarrer schlief nicht, sondern paßte auf, wann der Maler ginge. So sah er ihn mit seinem Diener. Als die beiden sich ein wenig entfernt hatten — worüber sich keiner mehr freute als er — stürzte er augenblicklich zur Tür des Hauses, die ihm auch gleich geöffnet wurde, denn die schöne Frau stand auf ihrem Posten. Der Pfarrer trat ein, zog die Türe leise zu und umarmte seine Dame, die ihn fragte: „Hochwürden, habt Ihr auch gehalten, was Ihr verspracht?" „Freilich," sagte dieser „hier habt Ihr einen Beutel mit hundertzwanzig funkelnden Dukaten, zwanzig mehr als ich versprach, die sollen für Eure Kleider sein, aber jetzt kommt nur rasch ins Bett!" „Schön," sprach die Frau, „zieht Euch nur rasch aus!"

Der Pfarrer zog sich splitternackt aus, legte sich ins Bett und bat die Frau, sie möge rasch zu ihm kommen. Diese begann langsam das Kleid abzulegen und wollte eben die Schuhe ausziehen, als sie ihren Mann kommen hörte, während der Pfarrer sich ärgerte, daß sie sich nicht zu ihm ins Bett legte. Indessen begann der Mann heftig an die Tür zu klopfen. „Jesus-Maria," rief die Frau erschrocken aus, „was ist das, ich bin eine verlorene und entehrte Frau." „Seht doch nach," sagte der Pfarrer, „und so Gott will, wird noch alles gut gehen!" Da öffnete die Malersfrau das Fenster, sah hinab und erblickte ihren Gatten, der ihr zurief: „Mach' mir die Türe auf, denn wir haben einiges von unsern Sachen vergessen." Da wandte sie sich zum Pfarrer und sagte: „Um Gottes willen, es ist mein Mann, der etwas vergessen hat und nun zurückkehrt, um es sich zu holen!" „Dann verstecke mich rasch, mein Schätzchen, bis sie wieder fort sind," drängte der Priester. Und die Frau sprach: „Klettert rasch dort auf den Speicher hinauf und legt Euch auf eines der großen Kreuze, die dort oben stehen, dann wird Euch niemand entdecken."

So stieg denn der Pfarrer auf den Speicher, indessen seine Dame ihrem Manne die Türe öffnete. Der sagte als er eintrat mit lauter Stimme, daß er seine Sachen vergessen habe, und fügte leise hinzu: „Ist der saubere Pfarrer da?" „Ja freilich," antwortete seine Frau, „der hat sich dort oben verkrochen." Dann stieg sie auf den Boden und sprach zum Priester: „Ich bin über unser Mißgeschick unendlich traurig, aber ich kann Euch versichern, daß sie bald wieder verschwinden werden, habt nur noch ein wenig Geduld." „Geduld ist gut," brummte der Pfarrer, „und dabei krepier' ich hier, nackt wie ich bin, vor Kälte gleich." „Glaubt mir, mein Freund," erwiderte die Malersfrau, „es ist weit besser, daß Ihr hier oben steckt. Und wenn der Diener heraufkommen sollte, dann legt Euch nur wie ein Christus auf eines der Kreuze, und der Bursche wird Euch für ein Kruzifix halten. Seht, hier ist übrigens ein Loch in der Decke, das in mein Zimmer guckt, da könnt Ihr sehen, wann sie gehen.

Dann stieg sie wieder hinunter. — Indessen hatte der Maler seinen Gehilfen laut ausgezankt und ihm gesagt, daß er der schlechteste Diener der Welt sei, weil er immer die Hälfte der nötigen Sachen vergesse. Da schlich sich der Diener auf den Speicher, um die Farben zu holen. Der Pfarrer sah durchs Bodenloch, wie er langsam heraufkam, und legte sich splitternackt auf eines der Kruzifixe. Der Gehilfe tat, als sähe er ihn nicht, nahm die Farben und kletterte wieder in die Stube, während der Pfarrer wieder zu seinem Guckloch kroch, weil er vermeinte, daß die beiden nun wohl gehen müßten.



„Nun, haben wir endlich alles?“ fragte der Meister, „dann gehen wir mit Gott!“ Da sprach der Diener: „Herr, ich möchte einen Vorschlag machen. Es ist gescheiter, wir frühstücken noch hier zu Hause, bevor wir gehen, denn es ist spät.“ „Das ist beim heiligen Johannes ein guter Rat“, lachte der Maler. Wie dem Pfarrer bei diesen Worten zumut war, das weiß nur Gott allein. —

Während sie so beim Frühstück saßen, kamen die beiden Abgesandten und wollten ihr Kruzifix haben. Der Maler ließ sie eintreten und bot ihnen vom Frühstück an. Nachdem sie tüchtig zugegriffen hatten, fragte sie der Maler nach ihrem Wunsche. „Ja, wir wollen nun unser Kruzifix holen“, sagten sie. Und der Maler bedeutete ihnen, ihm zu folgen, was sie auch taten. Da verwunderte sich der arme Schelm von einem Pfarrer sehr, daß man sich anschickte, ihn zu besuchen, und legte sich wieder ganz nackt auf ein Kreuz, so wie er es schon einmal getan. Als alle oben auf dem Speicher waren, sahen sich die beiden Landleute um, welches wohl das beste Kruzifix wäre. Und während sie sich eines aussuchten sprach der Meister zu seinem Diener: „Nun hast du alles gut besorgt“ und auf den Pfarrer deutend: „Wann hast du dieses Schnitzwerk vollendet? ich muß sagen, daß es dem Leben vortrefflich nachempfunden ist.“

„Ich habe es erst vor acht Tagen fertig gemacht“, antwortete der Gehilfe. Währenddessen hatte der Maler ein großes Messer hervorgezogen, beugte sich zu dem Kreuze und sagte zu seinem Diener: „He, du schlechter Bursche, habe ich dich gelehrt, die Kruzifixe so zu schnitzen, daß man so viel von ihrer Mannheit sieht?“ — Sprach's und entmannte den Pfarrer, der gottsjämmerlich zu schreien anhob: „O du mein Gott, ich bin tot“, und dann, so rasch er konnte, splitternackt aus dem Hause lief. — „Gottes Wunder“, rief der Maler aus, „seht, ein Kruzifix, das läuft! Da seht ihr eines von den lebendigen, wenn ihr ein solches haben wollt.“

„Bei meiner Seele, ich würde nicht raten, ein lebendiges zu nehmen,“ sprach der eine der Abgesandten, „es könnte uns davonlaufen wie dieses und wir hätten unser Geld verloren“. — So einigten sie sich, ein anderes zu kaufen, das sie dem Meister so bezahlten, daß er zufrieden war.

Aber der Pfarrer war nicht froh, denn er hatte sein Geschlecht, seine Kleider und sein Geld gelassen und obendrein bei seiner Herzensdame nichts erreicht, was ihn zu tiefst betrübte.

DAS TREIBHAUS

WUNDERLICHES UND ABSONDERLICHES

Zahlreiche Methoden des Liebeszaubers finden sich in der weiteren Kreisen wenig bekannten und auch nicht immer ohne weiteres zugänglichen Literatur über Magie besonders der früheren Zeit. Neben bestimmten „Mantrams“, Zaubersprüchen, die meist aus lateinischen oder hebräischen Worten und Sätzen bestehen — auch Namen von Engeln und Heiligen spielen eine Rolle —, werden Einzelheiten über die Methode des Zaubers angegeben, die oft recht kompliziert sind. So kann man zum Beispiel das Pergament mit einem bestimmten Spruch beschreiben und es dann verbrennen, um aus der Asche eine Tinte zu bereiten. Sie muß mit sieben Tropfen Milch von einer Frau, die das erstemal geboren hat, in einem neuen Gefäß vermischt werden. Schreibt man mit dieser Tinte einen Brief an die geliebte Person, so wird man durch ihn ihre Liebe gewinnen. Das gleiche wird erreicht, wenn man eine Haarlocke der Geliebten verbrennt und die Asche mit Honig vermischt auf das Holz ihrer Bettstelle streicht. Überhaupt sind die Haare ein wichtiges Instrument des Liebeszaubers. Fünf eigene Haare mit dreien der Geliebten zusammengeknüpft und dann verbrannt, wirken liebewerbend, wenn man bestimmte Worte sagt, während das Feuer sie verzehrt. Der Saft der weißen Lilie ist ein wichtiger Bestandteil mancher Liebestränke. Andere Pflanzen entwickeln ihre magische Kraft, wenn man sie neun Tage lang an einem Faden auf der Brust trägt, sie dann verbrennt und die Asche unter die Speisen der Person mischt, deren Zuneigung man gewinnen will.



PHANTASTISCHE BÜCHER

Eros, Monatshefte für erotische Kunst. 1. Heft Sept. 1919. Frisch & Co. „Gehet hin und liebet einander!“ ist der Wahl- und Wappenspruch dieser Zeitschrift. Wenn es dem Herausgeber mit seinem Ziele ernst ist, die Menschheit vom Joche impotenter oder geiler Mucker und falscher Ehrbegriffe zu erlösen und so die Menschheit der Gesundung zuzuführen, so will ich diese Hefte dankbaren Herzens begrüßen. Mögen die Herausgeber nicht an den Klippen der Zote und der Pornographie scheitern, die vor dem Märchenhaften freier Liebe stehen. Sinnenrausch sei in diesen Blättern, aber sie sollen Lüsternheit und papierne Geilheit meiden wie das höllische Feuer. Dies sei Warnung eines, dem nach diesem ersten Hefte viel Hoffnung, aber auch ein wenig Enttäuschung blieb. Und noch eines: es gibt bessere Maler und Graphiker der Liebe in der Stadt der schönsten Frauen, als die, die diesem ersten Hefte Schmuck und Buntheit gaben. Cz.

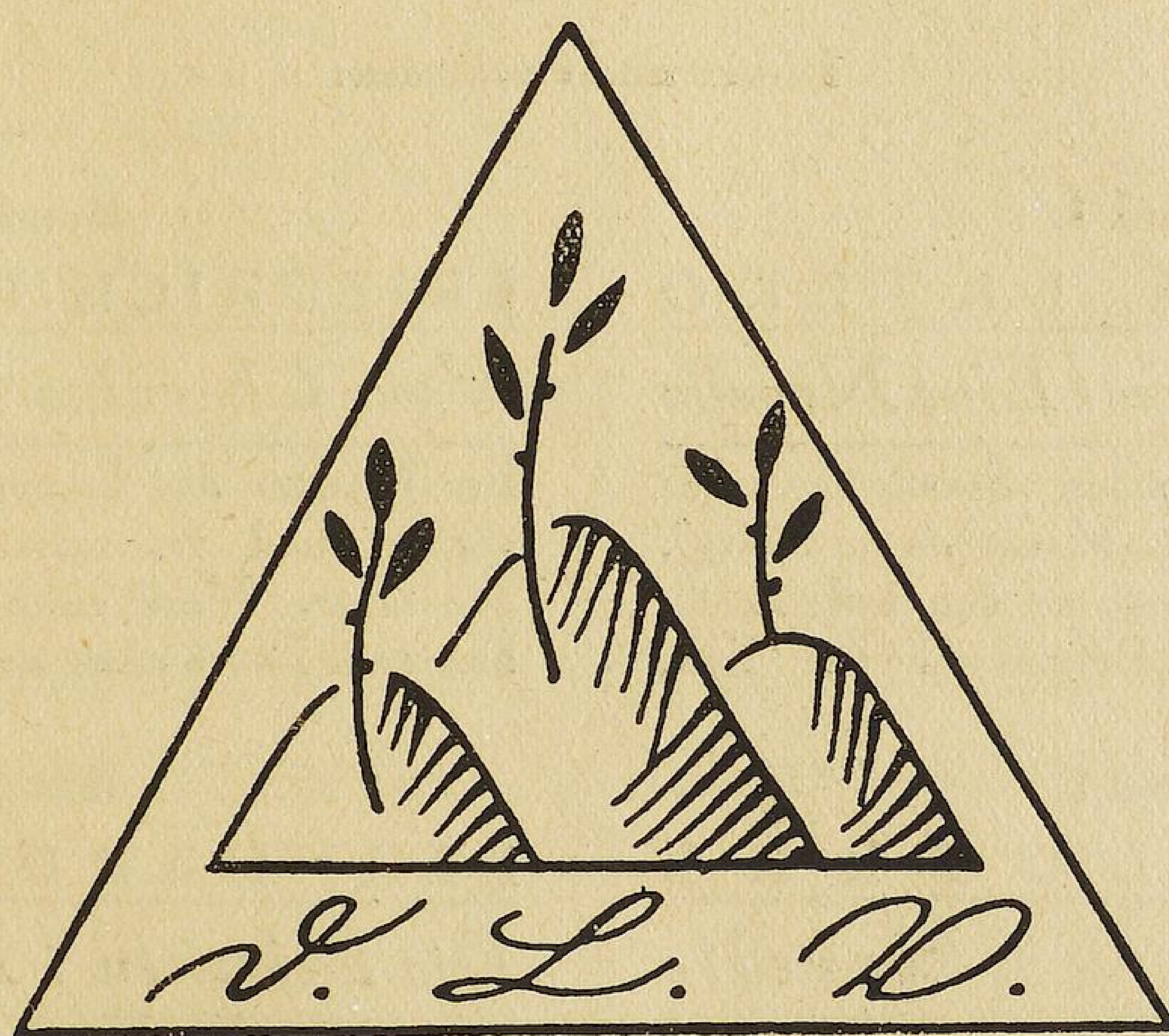
Phantastisches Kunstgewerbe. Es ist nicht weiter verwunderlich, daß in der Zeit, da in Kunst, Schrifttum und nicht zuletzt im Leben überhaupt (nicht allein in der Politik!) Ungewöhnliches, Unerhörtes und Absonderliches sich ereignet, auch das Kunstgewerbe von dieser hohen Flut des Phantastischen ergriffen wurde. Vor allem ist es die Keramik, bei der man immer häufiger groteske Motive findet. Eine wunderhübsche Auswahl phantastischen Porzellans ist zurzeit in Karl Schüssels Porzellan-Magazin in München, Kaufingerstraße 9, ausgestellt. Man kann nur jedem Freunde keramischer Kunst raten, diese kleinen Kabinette voll erlesener Köstlichkeiten zu besuchen. Es ist eine Freude, all die bunten, funkelnden, verliebten Dinger zu sehen, diese Faune, Nixen und wunderlichen Tiere, all das Märchenhafte, Groteske und Fröhliche, das die Künstler berühmter Manufakturen ersonnen und geschaffen haben. K-o.

Bemerkungen der Schriftleitung.

Das Titelblatt zeichnete Sepp Frank, die Vignette auf dieser Seite Beardsley. „Die Verführung“ von Kasimir Edschmid ist ein Bruchstück aus dem demnächst bei Paul Cassirer, Berlin, erscheinenden Roman „Die achatnen Kugeln“

Verantwortlich: Für die Schriftleitung *Alf von Czibulka*, München. Für den Anzeigenteil *Hans Eberlein*, München. Herausgeber und verantwortlicher Redakteur für Österreich: *Hans Hofmann-Montanus*, Wien IV, Viktorgasse 18. Druck: *Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn*

Weihnachtsbücher und Graphik



aus dem

Dreiländerverlag

München, Leopoldstrasse 3

Andreas Latzko

Der Roman des Herrn Cordé

Geheftet M. 6.— Gebunden M. 8.50

In seiner vornehmen Ausstattung stellt dieses Buch eine für die Zeit außergewöhnliche Leistung dar.

Das Buch der Frau voll feinfühligen Verstehens, voll Ironie und Innigkeit, voll reiner Liebe und schwüler Leidenschaftlichkeit, dieses sensationelle Schuld- und Weißbuch war im Zeitalter des psychologischen Menschen bisher noch nicht geschrieben worden. Es mußte einer kommen, dessen Worte Hammerschlag der Empörung und Anklage sind, einer, der die Rechtssache der Frau dort vertritt, wo sie am furchtbarsten getreten und vergewaltigt ist. Und es mußte zugleich einer sein, dessen Liebe noch steilaufstoßende Flamme ist, einer, der aus der Sehnsucht von Mann und Frau die Verklärung, aus der Unzerstörbarkeit des Lebens die Versöhnung ankündigt, indes seine Hände Bilder der Verzweiflung in den Horizont einer zu innerst angekränkelten Zeit hineinbauen. Nur ein ganz großer Dichter und begnadeter Epiker wie Latzko konnte diese Aufgabe lösen, denn sie erfordert das höchste Maß konkreter Schauung und belebter Form.

Sophie Mereau

Das Blütenalter der Empfindung

Diese Neuausgabe des Romanes erscheint in besonders sorgfältiger Ausstattung auf bestem Papier und ist nur gebunden zu haben.

Preis in schönem Pappband M. 7.—
120 Exemplare in Halbpergament Preis M. 20.—
80 Exemplare wurden mit der Hand in Leder gebunden Preis M. 60.—

Dieser Roman der nachmaligen Gattin Clemens Brentanos gehört zu den wesentlichsten Büchern der Romantik. Er ist ganz in die überschwengliche Trunkenheit von Gefühl und Phantasie verwurzelt, aus der der romantische Mensch lebt, und die den schwärmerisch-sehnsuchtsvollen Ekstasen eines galanten Zeitalters die ungeheure Leuchtkraft und Lebendigkeit gibt. Nicht daß sich hier am unverhülltesten das abenteuerliche Seelenleben dieser von Goethe wohlwollend beurteilten, weitaus abenteuerlichsten Frau der deutschen Romantik auftut, maßgeblich für aktuellstes Interesse an dem Werk ist sein dokumentarischer Wert. Über den idealen Landschaften südlich-italischen Gepräges liegt ein Duft bukolischer Schäferspiele, der dem süßen Liebesgetändel eine harmlose Grazie ein naive Lebenszuversicht gibt, indes die Zeit überall noch in die zopfige Vergangenheit verwickelt bleibt, unaufhaltsam und leidenschaftlich graziös in den Übergang, der sie verschlingt, hineinstürzt.

Otto Zoff

Das Haus am Wege

Roman

Geheftet M. 4.— Gebunden M. 6.—

Ein Buch voll tausend Heimlichkeiten, schwül und heiß wie Tage im Juli; knospende Mädchen, die die Hände ans Herz drücken, gewährende Frauen voll tiefer, rastender Reife. Jeder ist einmal am Haus am Wege vorbeigekommen und hat vielleicht das Beste seines Lebens dort erhalten. Ein Buch voll ungemein zarter, keuscher Lyrik, die nie zu überschwenglichem Barock entartet, den Rahmen des Epischen nirgends sprengt, voll Sommer, voll Liebe, voll Wärme und Herzlichkeit, meisterhaft in der Zeichnung der Frauencharaktere, in aller Erotik gesund, ehrlich und rein. Erschütternd wirkt die fast nordisch karge Art der sprachlichen Prägung solcher Augenblicke, in denen mitten in verliebter Tändelei urplötzlich Schuld auftaucht, nicht Schuld vor dem geschriebenen Recht, aber herbe, nagende Gewissensschuld. Ein Buch voll Jugend und Trunkenheit, in die nur manchmal ein Tropfen Schwermut fällt. Wir besitzen heute keinen Roman dieser Art, der sich mit Zoffs „Haus am Wege" messen könnte.

L. Plaichinger

Dämonen des Schweigens

Novellen

Geheftet M. 3.— Gebunden M. 4.—

Hier sitzt einer vorgebeugt und erzählt vom lähmend Grauenhaften, das uns stündlich umgibt. Mit ganz durchnervten Fingern weist er auf die großen Hintergrundsfresken des Daseins. Festestes Gefüge löst sich auf, längst Vertrautes wird anders und fremd. Stahlfeilen beinahe überscharf zugespitzter psychologischer Analyse singen da und dort und dringen plötzlich mitten ins Herz des Weltgerüstes ein. Denn das ist entscheidend für dieses Buch, es reiht nicht einfach Erlebnis an Erlebnis, sondern es geht intuitiv vortastend und plastisch gestaltend immer wieder vom selben tiefsten Zentralerlebnis aus. Vom Totsein der Worte, vom Scheinleben der Gebärden. Ist einmal das Schweigen entdeckt, dann haben Dinge und Menschen ein anderes, ein zweites Gesicht. Immer wieder starrt aus den grenzenlos traurigen Augenhöhlen seiner tausend Masken das Namenlose und das Unsagbare. Manchmal vergißt man, daß man Prosa liest und weiß, daß hier ein Ideal epischer Gestaltung erreicht ist.

Johannes Schlaf

Die Erde — nicht die Sonne

Ein geozentrisches Weltbild

Mit 22 Illustrationen — Schön kart. M. 4.50

Johannes Schlaf, der Weimarer Dichterphilosoph, nicht nur Schöpfer und Propagator literarischer Dichtungen, baut hier das Gerüst eines neuen kosmischen Systems auf der Tatsache des Sonnenfleckenphänomens auf. Nicht die Sonne, sondern die Erde ist der Mittelpunkt des Systems, sie allein besitzt Achsendrehung. Sämtliche übrigen Körper, auch die Sonne, drehen sich um diesen Zentralkörper. Das Weltbild des Kopernikus bröckelt vor nnseren Augen zusammen, ein geozentrisches entsteht und mit ihm die Voraussetzung und Grundlage einer neuen Weltanschauung.

Martin Buber

Worte an die Zeit

Eine Schriftenreihe

Bisher sind erschienen:

Heft 1: Grundsätze / Heft 2: Gemeinschaft
M. —.50 — M. 1.—

In Vorbereitung sind u. a. folgende Hefte:

Vom Wahn der Einrichtungen	Die Problematik der Kultur
Das Prinzip der Revolution	Herrschaft und Führung
Die religiöse Kraft	Jenseits der Politik
An die Jugend	Über den Völkern

Aufrufe aus der Erkenntnis, daß der Zusammenbruch der europäischen Gesellschaft in dem Mißverständnis wurzelt, daß die Gemeinschaft natürlichen Verwachsenseins durch ein additives Nebeneinander, die Gesellschaft, ersetzt werden könne.

Max Hermann

Cajetan Schaltermann

Roman

Geheftet M. 7.50 — Gebunden M. 10.—

Einer von den wenigen sachlichen Romanen. Ein Buch, das in seinem beinah trocken bitteren Ernst nur um so erschütternder wirkt; unnachsichtig wie nur die Wirklichkeit selbst ist, die nichts nachsehen, nur da sein kann. Cajetan Schaltermanns Leben muß so enden, wenn es wahrhaft und der Dichter gerecht sein will. Die letzten Jahre von Cajetans Schulzeit fahren bereits in den Schatten der Verlogenheit seiner Umwelt ein; nun bleibt sein Leben in diesem Schatten. Er sieht, er weiß und er sucht es nur zu fassen, einen Schlüssel dafür zu finden und — allem ein Ende zu setzen. Ein Buch, bunt und reich in der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit seiner Erfindung, voll Geist, voll Kritik, voll herber Nöte und verborgenster Schönheit. Hier gehen Menschen um, die am Leben tragen, und ein Dichter, der tragen helfen möchte. Hier ist alles so wie es ist, aber wir sehen, wie es werden kann. Und man faßt Vertrauen zum Leben, an dem viele verdorben und einige gesundet sind.

Margret Hansen

Lynagard, die Stadt der Spielleute

Roman

Geheftet M. 6.— — Gebunden M. 9.—

Dieses anmutig erzählte, fesselnde Buch voll Reichtum an Spannung und voll Tiefe der geheimlichen Ausfüllung wirkt wieder kunstlos und einfach und dokumentiert damit die einzige wahrhaft große Kunst. Nur Träume können solche Wirklichkeit haben Und wie ein Traumbild mutet auch die ferne Stadt Lynagard an mit ihren unerhörten Festen und ihren an Gefühl und Schicksal überdimensionalen Menschen. Ein Buch der Sehnsucht, voll Farbe und unerschöpflichster Mannigfaltigkeit in Erfindung und Geschehen. Orplid-, Avalun-, Thulestimmung liegt über dieser Landschaft, die in ihrer märchenhaften Un- und Überwirklichkeit glaubwürdig wird. Es ist ein Reisen im Leben dieser Menschen und ein Verweilen an Stätten wehmütig-traurigen Erinnerns und endlich ein Erwachen und Jubeln an Abenden und Nächten, über denen sich die Leuchtkugeln von Lynagard kreuzen; sie kommen vom Meer, begegnen dem Glück und müssen wieder wandern und zurückkehren ans Meer. Ein Buch, dem sich alle Tore und Herzen öffnen werden.

Joh. v. Guenther

Der weiße Vogel

Gedichte

Einmalige numerierte Auflage von 300 Exemplaren / Preis M. 10.—
25 Exemplare wurden in Halbleder gebunden und vom Autor signiert.
Preis M. 25.—

Unter der asketischen Geste einer strengsten Form braust wie der Aufschlag stürzender Wasser mit allem Willen zur Sprengung glutdunkles Blut und der Eigenwille eines leidenschaftlichen Temperaments. Alle Höhe und Tiefe des gigantischen Abenteurers schließt die Seele dieses Dichters in sich, und der Weg seines „Kolumbus" ist der Weg seiner eigenen jubelnden, büßenden, tändelnden und im Tiefsten fassungslos weinenden Sehnsucht. Diese innerste Gemeinsamkeit der Seele verbrückt die phantastischen Gedichte der „Zauberischen Begegnung" mit den nur mehr in Klang und Gefaßtheit aufgelösten Liedern in den „Wanderungen". So von suchender Hand geführt, begeht man im mählichen Anstieg jene Höhe der Landschaft, von der aus der Blick hinübergeht in ein fast versunkenes Reich. Dort begeben sich die Wunder der Stunde, dort liegt beschworen in Worten köstlicher Schwere und Schönheit „Der Garten der Liebe", dort liegt das Land, von dem die Ausfahrt geht: „Garten am Meer". Einer, dessen Tiefstes und Weitestes in diesen Versen schwingt.

Michael Kusmin

Alexandrinische Gesänge

Gedichte

Deutsch von Johannes von Guenther

Einmalige numerierte Auflage von 300 Exemplaren / Preis M. 10.—
25 Exemplare wurden in Halbleder gebunden und vom Übersetzer signiert.
Preis M. 25.—

In diesem Werk ist alles Orient. Die „Alexandrinischen Gesänge" sind dem ersten Gedichtbuch des russischen Dichters, den „Netzen" entnommen. Eine vom Zauber des Vergangenen trunkene, wehmütige Stunde lang brennen hier Farben und Feste, quellendes Lob verzehrender Frauenschönheit klingt und gaukelt die heimlichen Reize und die hinsterbenden Seligkeiten tiefer Liebesmysterien. Wie ein Schrei nach dem letzten Rest der Vollendung, der den Wunsch von der greifbar konkreten Wirklichkeit trennt, wie ein Schmerzensruf eines verendenden Tieres nach unwiederbringlich Verlorenem rollen diese Gesänge aus dem Rußland seiner Gegenwart über die Länderfernen hin in das „dreimal gesegnete" Alexandrien des Dichters. Ein Buch, in dem die klagende leise Sehnsucht der endlosen Steppe plötzlich mit einem Ziel beschenk worden ist; ein Buch, urheilig in seinem Gefühl, dessen weiche Melodik und episch elegische Breite, manchmal von der Einfachheit und Ursprünglichkeit alter Volkslieder ist, die die deutsche Übertragung zu wahren wußte.

Adolf Vogel

Offenes und Verschwiegenes

Aphorismen

Geheftet M. 4.— Gebunden M. 6.—

Konzentrierteste Gedanklichkeit, geistigster Stimmungscharakter, vieles gesagt, wen ges ausgesprochen. Die Vorliebe der Zeit für zusammengepreßtesten Inhalt und knappsten Ausdruck ist offenkundig. Das Buch gibt den zugeschliffensten, kristallhellsten Aphorismus gleichzeitig mit unmittelbar und auf pfeilgeradester Linie nur das Ziel ergreifender Gesamtführung und Konzeption. Hier ist alles Härte pochenden und bohrenden Geistes, nicht gemimt, sondern ergründet und erlitten. Wer den Aphorismus der Weltanschauung und die Weltanschauung des Aphorismus mehr liebt als die langatmige Abhandlung, den Essay mehr als das Buch, der wird in Otto Adolf Vogels geistvollen Sätzen Hellstes erfüllt sehen und dieses Buch oft und gerne lesen.

Agamemnon des Äschylos

Übertragung von Gertrud Fauth

Gebunden in schönem Pappband M. 6.—

Ganz aus dem Geist erschütterndster Tragik heraus wird hier in knappen Sätzen hart und unwiderleglich das heroische Griechentum neu belebt, Geist einer versunkenen Epoche in gewaltiger Ekstase heraufbeschworen. Diese Dichtung ist mehr als eine nicht manieriert anmutende, vollgekonnte Leistung, aus dem Experiment des Expressionismus erwachsen. Das Werk Gertrud Fauths ist in einem Guß und aus innerster Not geschaffen. Man merkt ihm Zeile für Zeile das innere Erlebnis, die ungeheure Aktualität und Spannweite von Problemen unserer eigenen Tage an. Ob der hinreißenden Gestaltungskraft vergißt man, daß es sich um Nachdichtung und Neugestaltung handelt, denn man meint, in einem erstgeborenen Werk einer noch nie dagewesenen Zeit zu leben.

E. Plaichinger-Coltelli

RADIERUNGEN

Die Befreiten 30 M. — *Artisten* 80 M. — *Teichnymphe* 45 M. — *Bauernblumen* 50 M. — *Mondnacht* 60 M. — *Bayrischer Bauer* 40 M. — *Beklemmung* 40 M. — *Geschwister* 40 M. — *Unersättliche* 50 M. — *Tanzstudie* 40 M. — *Dämmerung* 40 M. — *Gewitterschwüle* 50 M. — *Traum* 30 M. — *Berggespenster* 40 M. — *Frauen am Wasser* 60 M. — *Werbender Faun* 40 M. — *Mersburg* 50 M. — *Exstase* 80 M.

Diese Radierungen ziehen vorbei wie der Flug fremder Vögel über faunisch-beseelten Landschaften. Plaichinger-Coltellis in Gesichten dichtende Phantasie wohnt im Mondänen, wandert durch Berge und Auen und erklimmt in grandioser Vertikale die Gipfelhöhen des „Zarathustra". Fülle des Lebens gießt sie in ihre Begegnungen und läßt den Geist einer großen Renaissance erstehen.

Otto Muck

Maschinen

Eine Mappe mit zehn Steinzeichnungen

in einer einmaligen Auflage von 300 numerierten Exemplaren

AUSGABE A: Nr. 1—50, Handpressendruck auf schwerem Karton, jeder Druck vom Künstler signiert, in Halbledermappe . . M. 350.—

AUSGABE B: Nr. 51—300, auf bestem Papier gedruckt, jedes Exemplar vom Künstler signiert, in vorn. ausgestatteter Mappe M. 200.—

Mucks Mappe ist ein Hymnus an die Technik. Jedes dieser monumental komponierten Blätter lebt aus dem Geist der Maschinen und deckt ihren symbolhaften Sinn im willensfreien, jedoch demütig dienenden Wesen unerschütterlicher Stete und Gelassenheit auf. Gezirkelt und gefügt sind diese Dimensionen, in denen alles zum echohaften Widerhall von Licht und Schatten wird.

Richard Seewald

DIE MAPPE

ELF FARBIGE HOLZSCHNITTE ZUR BIBEL

Auf echtes Japanpapier mit der Hand gedruckt und koloriert, in schöner Mappe

Preis M. 400.—

EINZELBLÄTTER

RADIERUNGEN: Allee 60 M. — *Aus Ronce* 75 M. — *Landstraße (Korsika)* 70 M. — *Café Corsica* 70 M. — *Zwei Ziegen* 35 M. — *Liegende Ziege* 30 M. — *Zirkuspferde* 40 M. — *Aus Lesone* 75 M. — *Brücke* 80 M. — *Ascona* 75 M. — *Chinesischer Turm* 75 M. — *Wald* 70 M. — *Zwei Stiere* 60 M. — *Seiltänzer* 50 M. — *Zirkus* 50 M. — *Boote* 50 M.

HOLZSCHNITTE: Varieté 250 M. — *Landschaft (Provence)* 60 M. — *Madonna della Fontana* 75 M. — *Bar* 60 M. — *Rinder* 65 M. — *Martigues I* 70 M. — *Friedhof* 35 M. — *Flußlandschaft* 75 M. — *Tessiner Landschaft* 80 M. — *Passauer Brücke* 75 M. — *Passau (Ilzstadt)* 75 M. — *Tessiner Berglandschaft* 80 M. — *Häuser im Tal* 75 M. — *Zoologischer Garten* 75 M. — *Strand* 60 M. — *Schnitter* 70 M. — *Salamander* 45 M. — *Kuh* 60 M. — *Schaf und Haus* 40 M. — *Kuhstall* 70 M. — *Schaf* 40 M.

FARBIGE HOLZSCHNITTE: Martigues II 100 M. — *Astyages Traum* 150 M. — *Hirte* 150 M.

In diesen stilltraurigen Landschaften wirkt ein neues Gesetz, das Gesetz der ausgewogenen Flächen und ausgespendelten Gegenstände. Diese „Tiere", sowie die „Holzschnitte zur Bibel" offenbaren einen Romantiker, der die neue Idylle zu schaffen gekommen ist. Seewalds Meerlandschaften sind bewegt von der Unruhe des Meeres, über ihnen lastet wasserschwere Luft. Seine Kunst ist tragfähig und trächtig, sie hat Erde unter ihren Schöpfungen.

Wilhelm Heise

DIE MAPPE

24 handkolorierte Originalschnitte mit Textblatt zu „Don Quixote." Vom Künstler mit der Hand gedruckt und signiert. Die Exemplare 1—25 wurden auf weißem Japanseidenpapier abgezogen und in Passepartouts gelegt. Die Exemplare 26—100 sind auf starkem Hadernbütten gedruckt.

Preis der Luxus-Ausgabe M. 500.—
„ „ einfach. „ „ 300.—

EINZELBLÄTTER

Nr. 44 Kassler Schloß (Handdruck 150 M. — *Nr. 45 desgl.* 150 M. — *Nr. 46 Erntewagen (Handdruck)* 50 M.

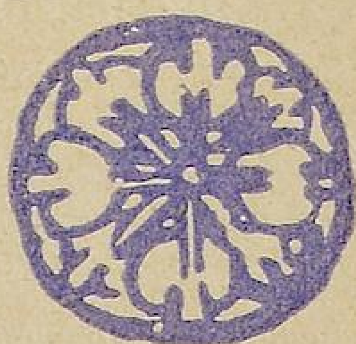
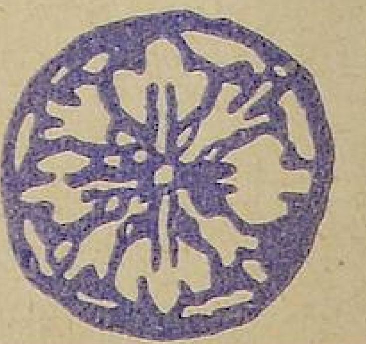
In diesen Schnitten ist alles aufgelöst in wehende Linie, deren letzte Vollendung Spirale und Kurve ist. Hier ist ein Mythos geschaffen worden, in kühnstem Aufriß das gewaltigste komische Epos Europas neuerstanden. Mit zu dem Entscheidensten dieses Künstlers gehört die Schrägung der Horizontalebene, nicht aus dem Raumzwang der Perspektive, sondern einzig aus dem Gesetz der Kurve abgeleitet und gewonnen.

KARL·SCHÜSSEL'S PORZELLAN·MAGAZIN

E.P.C. 19.

MÜNCHEN
KAUFINGERSTR. 9
„PASSAGE·SCHÜSSEL"
SPEZIALHAUS·FÜR·HAUSHALT·UND

LUXUSPORZELLANE


Heft 16/17
LORE·LEPSIUS.
Der Orchideengarten

DER ORCHIDEENGARTEN

PHANTASTISCHE BLÄTTER

HERAUSGEBER: KARL HANS STROBL / SCHRIFTLEITER: ALF VON CZIBULKA

INHALT

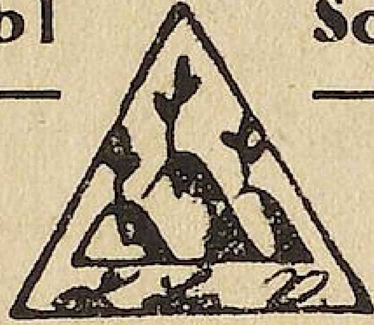
Jährlich erscheinen 26 Hefte / BEZUGSPREIS: Einzelheft 80 Pf. / für das Vierteljahr 5 M. / durch jede Buchhandlung und durch alle Postanstalten / ANZEIGENPREIS: Die viergespaltene Millimeterzeile 80 Pf. / NACHDRUCK auch mit Quellenangabe untersagt / VERLAG: Dreiländerverlag München-Wien-Zürich / SCHRIFTLEITUNG: München, Leopoldstraße 3 / ÖSTERREICHISCHE VERLAGS- UND REDAKTIONSSTELLE: Wien IV, Viktorgasse 18 / Zuschriften und Einsendungen sind ohne persönliche Anschrift an die Schriftleitung zu richten. Unverlangte Manuskripte und Zeichnungen werden nur dann rückgesandt, wenn Rückporto beiliegt.

1919

Der Orchideengarten

Phantastische Blätter

Herausgeber Karl Hans Strobl Schriftleiter Alf von Czibulka



Erster Jahrgang Heft 16/17

AUS DEN PHANTASIEN IN DER MANIER REMBRANDTS UND CALLOTS DES GASPARD DE LA NUIT

Übertragen von Magda Janssen

Die Nacht und ihre Wunder.

I. Ein gotisches Gemach.

Nox et solitudo plenae sunt diabolo
(Die Kirchenväter.)
Nächtlings ist meine Kammer voll Teufel.

„Oh, die Erde", murmelte ich gegen die Nacht, „ist ein durchdüfteter Kelch, und ihre Blumengriffel und Staubfäden sind Mond und Sterne!" Und mit schlummerbeschwerten Augen schloß ich die Lichtöffnung, die das Kreuz der Schädelstätte übersinterte. Schwarz dräute es mir da aus der gelben Ehrenkrone der Glasscheiben entgegen.

„Wenn es noch Mitternacht wäre —", die Stunde, da Drachen und Teufel ihre Wappen ausbreiten — und der Erdgeist sich am Öl meiner Lampe besöffe!

Oder wär's die Säugamme, die in der Rüstung meines Vaters mit einförmigem Gesang ein totgeborenes Kindlein wiegt! — Oh, wär's das Gerippe der Landsknechte, das im Holzgetäfel gefangen sitzt und mit Stirn, Ellenbogen und Knien anstößt! Oder mein Ahn, der seinem wurmstichigen Bildrahmen zu Füßen steigt um den Panzerhandschuh in das geheiligte Wasser des Weihkessels zu tauchen!

Doch es ist Scarbo. Er beißt mich in den Hals und, um meine blutende Wunde auszubrennen, steckt er seinen Finger aus Eisen hinein, den er zuvor im Schmelzofen rot glühte.

II. Der Zwerg.

— „Du, schnell aufs Pferd!"
— „Wie denn? — Und warum auch nicht?
Bin ich doch so oft schon im Galopp auf einem Windhund des Herrn von Linlithgow geritten."
Schottische Ballade.

Ich hatte beim Aufrechtsitzen von meinem Lager aus im Schatten meiner Bettvorhänge diesen flüchtigen Schmetterling gefangen, der aus einem Mondstrahl oder einem Tautropfen ausgekrochen war.

Ein zuckender Nachtfalter, der mir ein Lösegeld von Wohlgerüchen zahlte, um seine gefangenen Flügel aus meinen Fingern zu befreien.

Aber plötzlich flog das landstreichende Tierchen von dannen und ließ — o Schauder! in meinem Schoße eine ungeheuerliche Larvenmißgestalt mit menschlichem Kopfe zurück.

— „Wo ist deine Seele, daß ich darauf reite?"

— „Meine Seele, die, vom Tag erschöpft, wie ein ungeschlachtes Frauenzimmer hinkte, ruht jetzt auf der vergoldeten Sänfte der Träume."



Jacques Callot

Und vor Entsetzen entsprang mir da meine Seele, mitten durch das bleiche Spinngewebe der Dämmerung, über die schwarzgezackten Fenstersohlen schwarzer, gotischer Glockentürme hin!

Aber der Zwerg hing sich an ihre wiehernde Flucht und rollte wie eine Spindel in den Rockenflachs ihrer weißen Haarmähne hinein.

III. Mondschein.

„Wonnig ist's, wenn am Glockenturm die Nachtstunde zittert, den Mond zu betrachten und seine Nase für einen Goldkarolus anzusehn."

Zwei Aussätzige jammerten unter meinem Fenster, ein Hund heulte am Kreuzweg, und das Heimchen in meinem Herde schwärmte leise —

Bald aber erfrug mein Ohr nur noch tiefe Stille. Die Finnigen waren ins Hundeloch zurückgekehrt bei den Schlägen, die Jackman seinem Weibe austeilte.

Der Hund war vor den Knebelspießen der Nachtwache ausgerissen, die der Regen stumpf machte und der Nordwind zum Erstarren brachte.

Und das Heimchen war eingeschlafen, sobald das äußerste Feuerfünkchen sein letztes Lichtlein in der Asche des Kamins löschte.

Mir aber schien's — so unzusammenhängend ist das Traumfieber —, daß der Mond sein Gesicht verzerrte und mir wie ein Erhenkter die Zunge ausstreckte —

IV. Ein Traum.

„Ich habe so viel und genug geträumt, habe aber keinen Dunst davon, was es bedeutet."
Pantagruel. Buch III.

Es war Nacht. Erst kamen — so hab' ich's gesehn und so erzähl' ich's — eine Abtei mit mondrissigen Mauern, ein Wald von gewundenen Pfaden durchbohrt, und die Schädelstätte Morimont, die von Hüten und Kappenmänteln starrte.

Dann folgten — so hab' ich's vernommen und so erzähl' ich's — das Totenläuten einer Glocke, der das Grabesschluchzen aus einer Zelle antwortete, Klagegeschrei und wildes Gelächter, das jedes Blatt längs des Laubwerks erschauern machte — und schwarze Büßermönche, die mit summenden Gebeten einen Verbrecher zum hochnotpeinlichen Gerichte führten.

Endlich waren es — so vollendete sich der Traum, und so erzähle ich's — ein Mönch, — er lag in der Asche der Sterbenden und atmete dort aus, — ein junges Mädchen, das an einem Baume hing und in der Luft hin und her zappelte, und ich, den der Henker mit fliegendem Haar auf die Speichen eines Rades flocht.

Dom Augustin, der verstorbene Prior, wird in der Franziskanerkutte die Ehre eines erleuchteten Katafalks genießen; Margarete, die von ihrem Liebhaber Getötete, wird in weißem Unschuldskleid zwischen vier Wachskerzen eingesargt.

Aber bei mir zerprang der Stab des Henkers wie ein Glas auf den ersten Schlag, die Fackeln der schwarzen Büßermönche erloschen unter strömendem Regen, die Menge löste sich in überfließenden und reißenden Bächen auf, — und ich folgte anderen Träumen auf dem Weg zum Erwachen.

V. Mein Urahn.

„Alles in diesem Zimmer war noch im nämlichen Zustand, ausgenommen die Tapeten, die dort in Fetzen herabhingen, und die Spinnen, die ihre Netze im Staube webten."
W. Scott. Woodstock.

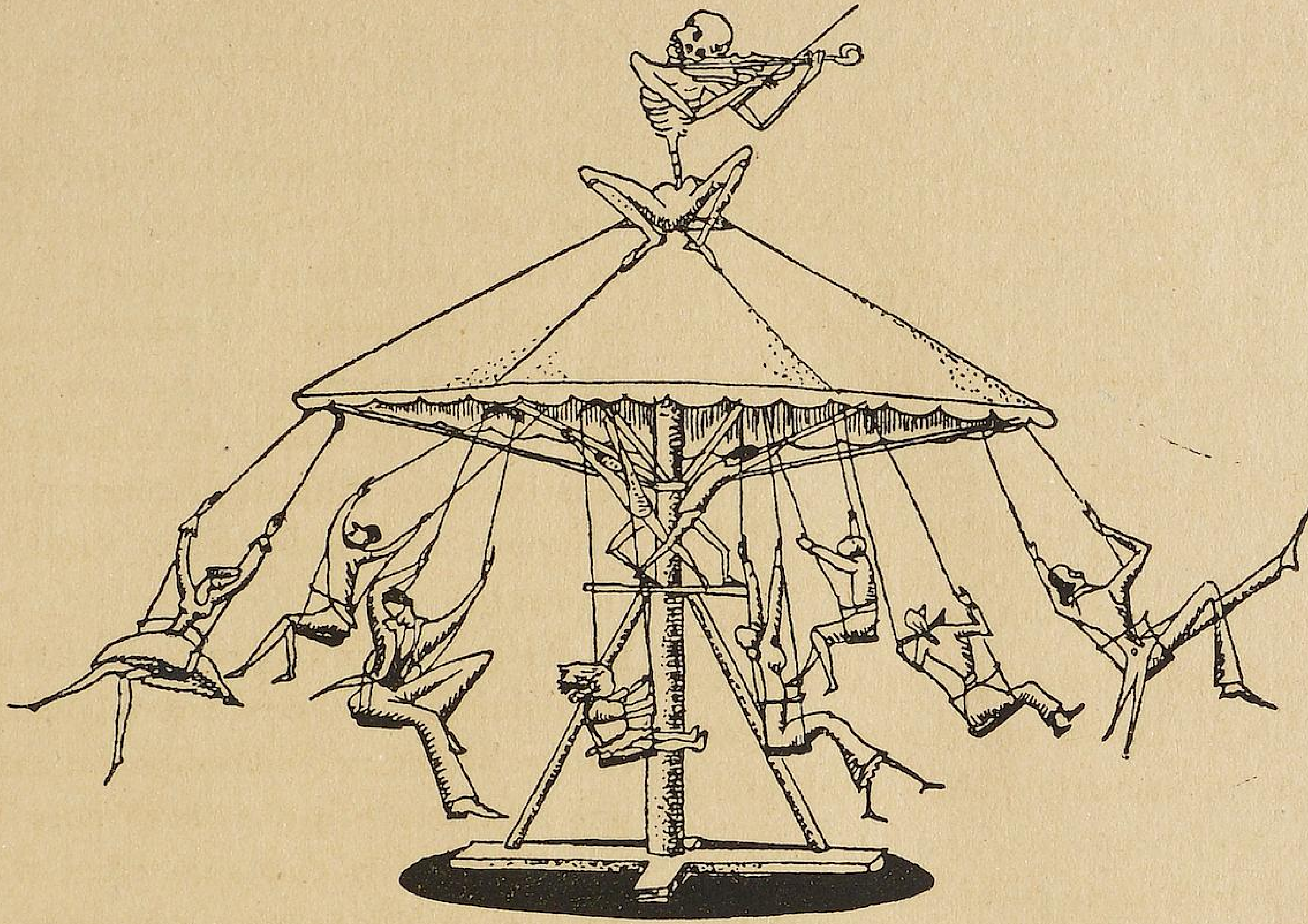
Die ehrwürdigen Persönlichkeiten des gotischen Wandteppichs, den der Wind bewegte, tauschten Grüße aus, und mein Urahn trat ins Zimmer, mein Urahn, der nun schon bald achtzig Jahre tot ist.

Da, — vor diesem Betstuhl kniete er nieder, — meine Urahne, der Rat, und küßte mit seinem Bart das gelbe Meßbuch, das an der Stelle dieses Bandzeichens aufgeschlagen war.

Solange die Nacht dauerte, murmelte er Gebete, ohne auch nur einen Augenblick die Arme aus ihrer schräggekreuzten Lage über dem veilchenseidenen Bischofmäntelchen zu verrücken, und ohne auch nur mit einem Blick nach mir, seinem Nachfahren hinzuschielen, der in seinem Bette lag, in seinem staubigen Himmelbett.

Und mit Entsetzen bemerkte ich, daß seine Augen leer waren, obwohl er zu lesen schien, daß seine Lippen sich nicht bewegten, obwohl ich ihn beten hörte, daß seinen Fingern das Fleisch fehlte, obwohl sie von Edelsteinen blitzten.

Und ich fragte mich da, ob ich wachte oder schlief, ob es die Blässen des Mondes oder die von Lucifer seien, ob es Mitternacht oder schon Tagesdämmerung wäre. —



Sascha Kronburg — Das Karussell

DER HEXENKESSEL

Von Nathaniel Hawthorne. Deutsch von I. Cassirer

IN jener guten alten Zeit, in der phantastische Träume und die Hirngespinste Irrsinniger Wahrheit im wirklichen Leben wurden, trafen sich einst zwei Personen an einem verabredeten Orte zu vereinbarter Zeit. Die eine war eine Dame, anmutig an Gestalt und schön von Gesicht. Ihren blassen Zügen konnte man jedoch anmerken, daß sie viel durchgemacht hatte, und daß in des Lebens Mai ein giftiger Meltau ihr Glück getrübt haben mußte. Die andere, eine alte, ärmlich gekleidete Frau, sah recht böse aus, und so verhutzelt und gebrechlich war sie, daß man von ihr wohl behaupten durfte, daß die Zeit, während der sich bei ihr die Wirkungen des Alters bemerkbar machten, die übliche Dauer des menschlichen Lebens weit überschritten hatte. Dort, wo sich die beiden trafen, waren sie vor der Beobachtung Sterblicher sicher. Drei kleine Berge standen nebeneinander, und in der Mitte dieser Berge senkte sich ein fast kreisrunder Kessel in die Erde; zwei- bis dreihundert Fuß war er breit und so tief, daß der Gipfel einer stattlichen Zeder kaum aus ihm hervorgeragt hätte. Kleine Fichten erhoben sich in großer Anzahl auf den Bergen und umsäumten auch zum Teil den äußeren Rand der dazwischenliegenden Höhle. In dieser selbst war weiter nichts zu sehen als das welke Gras des Oktobers und hier und da ein Baumstamm, der schon längst gestürzt war und hier vermoderte, ohne daß ihm aus seiner Wurzel ein grüner Nachfolger erwuchs. Eine Masse solch faulenden Holzes, das früher einmal eine majestätische Eiche gewesen war, lag jetzt dicht an einer Pfütze mit grünem und trägem Wasser auf dem Boden des Kessels. Dieser Kessel war grade so der rechte Ort, von dem die Sage erzählt, daß der Böse und die, die sich ihm verschrieben hatten, hier ihre Zusammenkünfte hielten, und man wollte auch wissen, daß manchmal um Mitternacht oder gegen Abend, wenn trübe Dämmerung die Erde bedeckte, Teufelsanbeter sich um die Pfütze versammelten und mit ihrem schmutzigen Wasser allerlei schändliche Taufzeremonien vornahmen. Die kalte Schönheit eines herbstlichen Sonnenunterganges vergoldete eben jetzt die drei Bergspitzen, von denen aus sich ein schwacher Schein über die Bergesabhänge hinunter in den Kessel ergoß.

„So ist denn, wie Ihr es gewünscht habt, unser schönes Stelldichein zustande gekommen“, nahm die alte Vettel das Wort. „Sagt rasch, was Ihr von mir haben wollt, denn nur eine kurze Stunde dürfen wir hier verweilen.“

Während das alte Weib sprach, schimmerte ein Lächeln auf ihrem Gesicht, und es glich dieses Lächeln dem Scheine, den eine Lampe auf die Wand einer Totengruft wirft. Die Dame die an allen Gliedern zitterte, richtete ihre Augen hinauf zum Rande des Kessels, als überlegte sie, ob es nicht besser sei, umzukehren, ehe sie ihre Absicht ausgeführt hätte. Es war ihr jedoch anders bestimmt.

„Wie Ihr wißt, bin ich hierzulande fremd", begann sie endlich. „Von wo ich komme, ist ja gleichgültig, genug, daß ich die, mit denen mein Geschick eng verbunden war, zurückgelassen und mich für immer von ihnen losgesagt habe. Eine schwere Last jedoch, die ich nicht loswerden kann, drückt mich, und ich bin hergekommen, um mich nach dem Ergehen meiner Verwandten zu erkundigen."

„Und wer ist es wohl, der Euch an diesem grünen Teiche Kunde von allen Enden der Welt bringen kann?" schrie das alte Weib, indem es der Dame scharf ins Gesicht sah. „Nicht aus meinem Munde darf Euch solche Kunde werden und doch — nehmt Euren Mut zusammen: Ehe das Tageslicht dort hinter jener Bergspitze verschwunden ist, wird Euch Euer Wunsch gewährt sein."

„Ich will alles tun, was Ihr mich heißet, auch wenn es mein Tod sein sollte", antwortete in ihrer Verzweiflung die Dame.

Die Alte setzte sich auf den gefallenen Baumstamm, rückte die Haube, die ihre grauen Locken bedeckte, beiseite und winkte ihrer Begleiterin, näherzutreten.

„Kniet nieder!" befahl sie ihr, „und legt Euer Gesicht in meinen Schoß!"

Einen Augenblick zögerte die Dame, Kummer und Angst aber, die so lange in ihrem Innern gewühlt hatten, waren jetzt in ihr zu heller Flamme aufgelodert. Als sie niederkniete, tauchte der Saum ihres Kleides in die Pfütze; ihre Stirn legte sie in den Schoß der Alten, und diese warf ihr einen Mantel auf das Gesicht, so daß sie vollkommen in Finsternis eingehüllt war. Dann hörte sie, wie die Megäre ein Gebet murmelte, und mitten in diesem Gebete schrak sie auf und wollte davonlaufen.

„Laßt mich fliehen — laßt mich fliehen und mich verstecken, auf daß sie mich nicht sehen!" schrie sie. Als ihr aber die Erinnerung wiederkehrte, verstummte sie und lag still da wie ein Stück Holz.

Denn es schien ihr jetzt, als ob andere Stimmen — Stimmen, die ihr von Kindheit an vertraut waren, und die sie auf all ihren Wanderungen und in all den Wechselfällen ihres schicksalsreichen Lebens nicht vergessen hatte, — sich mit den Worten des Gebetes vermischten. Anfangs klangen diese Stimmen schwach und undeutlich. Nicht etwa, weil sie aus so großer Entfernung kamen, eher konnte man sie wohl mit den Blättern eines Buches vergleichen, das wir bei ungenügender, aber immer besser werdender Beleuchtung zu lesen uns bemühen. In dem Maße, in dem das Gebet fortschritt, drangen die Stimmen immer stärker an ihr Ohr, bis endlich, als die Alte damit fertig war, die kniende Dame die Unterhaltung eines alten Mannes mit einer von Kummer gebeugten und von der Last der Jahre bedrückten Frau deutlich verstehen konnte. Die beiden schienen aber nicht in der tiefen Höhle zwischen den drei Bergen zu weilen. Von den Wänden eines Zimmers waren ihre Stimmen eingeschlossen und hallten von diesen wider; die Fenster des Zimmers klapperten im Winde, das regelmäßige Ticken einer Uhr, das Prasseln eines Feuers und das Knistern der Scheite, wenn sie, von der Flamme ergriffen, in sich zusammenstürzten, machten das ganze Schauspiel so lebendig, als hätte es gemalt vor dem Auge gestanden. An einem einsamen Kamine saßen die beiden Alten — er verzagt und ruhig, sie jammernd und weinend, und was sie sprachen, war voller Kummer und Leid. Von einer Tochter unterhielten sie sich, die irgendwo in der Welt umherwanderte, nachdem sie sich selber mit Schande bedeckt und auf ihr graues Haupt Schmach und Herzeleid gebracht hatte, so daß sie mit Kummer in die Grube fahren mußten. Auch von anderem und jüngst erst erlebtem Schmerze erzählten sie; mitten in ihrem Gespräche aber schienen sich ihre Stimmen mit dem Brausen des Sturmes zu verschmelzen, der das Herbstlaub vor sich herfegte. Und als die Dame jetzt ihre Augen aufschlug, kniete sie in dem Kessel zwischen den drei Bergen.

„Die guten Leutchen scheinen ja ein recht trauriges und einsames Leben zu führen", meinte



Max Schenke

Der Saurier
(nach einem Holzschnitt

die alte Hexe und lachte dabei ihrer Gefährtin ins Gesicht.

„Habt Ihr sie also auch gehört?" rief diese, und ein Gefühl unerträglicher Demütigung verdrängte jetzt bei ihr Angst und Furcht.

„Ja, und wir haben noch mehr zu hören," versetzte die unheimliche Alte, „verhüllt deswegen rasch wieder Euer Gesicht!"

Wieder öffnete sich der Mund der ver hutzelten Hexe zu einem eintönigen Gebet, das aber nicht an den Himmel gerichtet war, und während der kurzen Pausen, die sie zum Atemholen machte, ließen sich allerlei Laute vernehmen, die immer stärker wurden und allmählich so an Kraft zunahmen, daß sie den Zauber, der sie gerufen hatte, übertönten und erstickten. Das anfangs undeutliche Gemurmel durchriß ein heftiges Gekreische, dem der Gesang aus süßem Frauenmunde folgte, der seinerseits wieder von ausgelassenem Gelächter abgelöst wurde, das plötzlich von Seufzen und Stöhnen unterbrochen wurde. Alles das bildete einen unheimlichen Mischmasch von Schrecken und Angst und Jammer und ausgelassener Heiterkeit. Ketten rasselten, und ernste und wütende Stimmen stießen Drohungen aus und auf ihr Geheiß fuhr sausend die Peitsche nieder. All diese Laute wurden immer stärker und drangen so klar an das Ohr der Lauscherin, daß diese bald deutlich jede weiche und träumerische Note der Liebeslieder unterscheiden konnte, die plötzlich und ganz unvermittelt in Grabeslieder übergingen. Eiskalt überlief es die unglückliche Zuhörerin bei der ohne allen Grund ausbrechenden Raserei, die ganz unerwartet wie eine Flamme aufschoß, und ohnmächtig drohte die Ärmste zu werden bei der beängstigenden Lustigkeit, die rings um sie tobte und lärmte. Inmitten dieses wilden Schauspiels, in dem zügellose Personen in ihrer Trunkenheit einander anrempelten, war deutlich die feierliche Stimme eines Mannes zu erkennen, und eine echt männliche und wohlklingende Stimme mußte das einst gewesen sein. Unruhig ging er auf und ab, und seine Füße stapften auf dem Boden. In jedem Mitgliede dieser tollen Gesellschaft, deren in ihrem Innern brennende Gedanken einzig und allein ihre Welt bildeten, suchte er einen Zuhörer für die Geschichte seines ihm widerfahrenden Unrechtes, und ihr Gelächter und ihre Tränen, mit denen sie seine Worte begleiteten, nahm er als Zeichen der Entrüstung oder des Mitleids auf. Von dem Verrat eines Weibes erzählte er, eines Weibes, das sein heiligstes Gelübde gebrochen — von einem Heim und einem Herzen, das einsam und traurig geworden. Während er erzählte, wurde das Schreien, das Gelächter, das Kreischen, das Seufzen immer lauter, bis es in das starke, dumpfe, stoßweise Brausen des Sturmes überging, der die Äste der Bäume auf den drei einsamen Bergen tüchtig schüttelte. Die Dame blickte auf, und vor ihr saß die verhutzelte Alte, die ihr ins Gesicht lachte.

„Hättet Ihr es wohl für möglich gehalten, daß es in einem Tollhause so lustig zugeht?" bemerkte die Hexe.

„Ja, ja," sagte die Dame zu sich, „da drinnen herrscht Heiterkeit, draußen aber Jammer und Elend."

„Wollt Ihr noch mehr hören?" fragte die Alte.

„Ach, eine Stimme hätte ich so gern noch vernommen", antwortete die Dame.

„Dann legt rasch Euren Kopf in meinen Schoß, damit Ihr von hier wegkommt, ehe die Stunde um ist."

Noch schwebte das goldene Licht des Tages über den Bergen, über dem Kessel an dem kleinen Teiche aber lagen bereits tiefe Schatten



Johannes Thiel : Der Selbstmörder

als wollte von hier aus die dunkle Nacht aufsteigen und sich über die Erde breiten. Abermals begann das böse Weib seinen Zauberbann zu sprechen. Lange blieb er ohne Wirkung, bis sich endlich mitten in ihren Worten das Geläut einer Glocke vernehmen ließ. So leise klang es aber, als wäre ihr Ton schon über Berg und Tal gegangen und wollte eben in der Luft ersterben. Als die Dame diesen warnenden Laut hörte, zitterte sie an allen Gliedern. Immer lauter und dumpfer wurde das Geläut, um schließlich in das einer Totenglocke überzugehen, die von einem hohen, mit Efeu bewachsenen Turme erschallte, und nach Schloß und Hütte und auch dem Wanderer, der einsam seines Weges zog, die Kunde von Sterben und Schmerzen zutrug, damit sie alle über das Geschick, das auch sie einst erreichen würde, klagen und weinen sollten. Dann kamen gemessene Tritte, die langsam, ganz langsam weiter schritten, wie die von Trägern, die einen Sarg tragen; ihre Gewänder schleppten auf dem Boden nach, so daß das Ohr die Länge ihrer traurigen Reihe abschätzen konnte. Vor ihnen ging der Priester, der die Trauergebete laut las, der Wind machte die Blätter seines Gebetbuches laut rascheln. Und obwohl nur seine Stimme laut sprach, hörte man doch auch Verwünschungen und Flüche, die Männer und Frauen zwar nur leise flüsterten, die man aber doch deutlich vernehmen konnte, und die der Tochter galten, die die Herzen ihrer alten Eltern gebrochen, — dem Weibe, das das liebevolle Vertrauen ihres Gatten verraten — der Mutter, die gegen das Gesetz der Natur gesündigt und ihr eigenes Kind hatte sterben lassen. Wie blauer Dunst verschwand dann das schleichende Geräusch des Begräbnisses, und der Wind, der eben erst das Bahrtuch hin- und hergeschüttelt hatte, klagte jetzt traurig im Geäst der Bäume, die am Rande des Kessels zwischen den drei Bergen standen. Als nunmehr die Alte die kniende Dame anstieß, hob diese aber den Kopf nicht mehr hoch.

„Da hätten wir ja ein recht vergnügtes Stündlein verbracht!“ sagte die alte Hexe und kicherte vor sich hin.

D E R M A G I E R

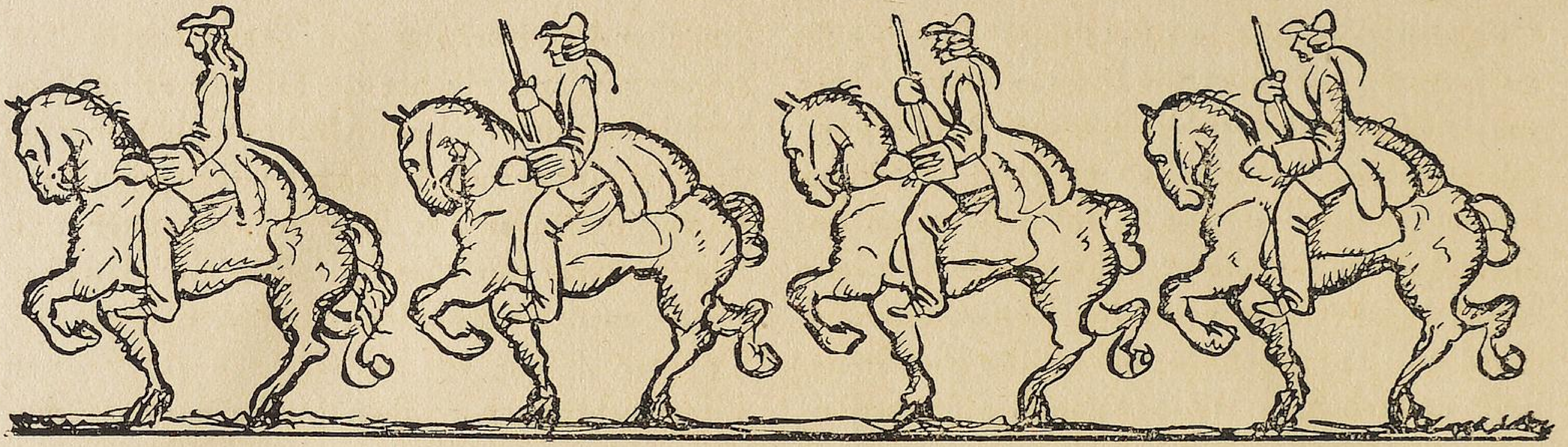
Von Will Scheller

Ich sende meine Sprüche nach dem West und nach dem Ost,
Sie springen zu den Wolken mit der Glut und mit dem Frost,
Sie flattern, flinke Boten, mit dem Feuer und dem Wind
Zu den verworfnen Zielen, die mit Blut beschrieben sind.

Die flogen mit dem Morgen, kehren wieder mit der Nacht
Auf langen schwarzen Flügeln und mit Blitzen und mit Pracht.
Sie schwingen, dunkle Vögel, durch die Fenster in den Raum
Und füllen meine Gläser mit Vergessen und mit Traum.

Ich rufe, und sie bringen mit den Schatten, was ich rief,
Sie steigen und sie tauchen in den Lüften hoch und tief,
Sie kreisen mit den Sternen und verlöschen mit dem Fernen
Und sie locken aus Zisternen, was in langem Zauber schlief.

Ich schweife mit den Sprüchen über Stadt und über Land,
Ich lebe in dem Regen und ich lebe in dem Brand.
Ich reite mit den Stürmen über Dächern, über Türmen,
Und ich tanze mit Gewürmen und mit Flammen in der Hand.



A N T W O R T

Von Alf von Czibulka. Mit 2 Zeichnungen von Otto Linnekogel.

ICH reite — — —

Rot ist der Wald und die Schatten blau. Sonne zwischen den Buchen von Blut. Sonne ringsum. Nur in mir ist Nacht, und müde schlagen die Hufe der Rosse, müde wie mein armes Herz.

Von ferne kommen wir her. Von der syrmischen Donau im Norden, von dort, wo sie breit wie ein Meer und blau wie der Himmel ist. — Weiß nicht, ob es Tage oder Jahre sind, seit wir reiten, seit ich dem Zug entstieg, der mich der großen Stadt entführte, drin mir mein Urteil ward. Wo ich die Frage tat: „Liebst du mich nicht mehr?" Und ihre Worte fielen: „Es ist vorbei, was soll das Fragen?" — — — Und wieder sprach ich: „Weißt du, daß es meiner Seele Tod ist, wenn du von mir gehst?" — Und ihre Antwort: „Was soll das Reden — geh!" — —

Und seither ist die Nacht in mir und das langsame Sterben. Er, der sie nehmen darf, sitzt reich und stolz auf seinem böhmischen Schloß, und ich muß mein rotes Herz dem Feind entgegentragen.

Und immer die Frage: Warum? — Warum dieses Ende? — — Diese eine Frau habe ich geliebt, gab ihr mein Leben und meine Seele, und alle Güte trug ich ihr entgegen. —

Alles ist fern, nur die Qual ist nah. Ferne das Lachen der Reiter hinter mir, ferne der Flieger, der nach Süden zieht, ferne die Farben des Herbstes und die Schönheit fremden Landes.

Ich reite und meine Seele frägt: Wofür? — Die Sonne sinkt in die Arme eines blauen Berges, meine Augen sehen den roten Ball, doch mein Herz ist ohne Fühlen. — — — Und wieder die Frage: Wofür? — —

Mir ist, als versänken Bäume, Wald und Berge ringsumher. Nur meines Pferdes Kopf und Hals schneiden schwarz und groß in die rote Weite. Ich sinke und nur die Frage steht über der Welt: Wofür?

Da klingt der Hufschlag eines wilden Reitens an mein Ohr, der Ruf eines Postens und Waffenklirren, und ich hebe den Blick. Schwarz ist das Zelt um mich. Fernher der Lärm des Lagers und das Schreiten der Wache. Einer Fackel Schein leuchtet blendend durch den Spalt. Jost Häfele, mein Stallknecht, steht vor mir, hinter ihm einer von des Prinzen Eugenii Panduren. Schüttelt den Dreck von den Tschismen, daß die Sporen klirren. Da bin ich vom Lager, reib' mir den Schlaf aus den Augen und greif' nach dem Schreiben. Jost Häfele hebt die Fackel empor und ich lese: „Den 10. Octobris 1711. — An den Freiherrn von Mell auf Jaunitz und Hradek" — und dann den Befehl.

Daß der Satan den Panduren reite! — Weiß die Hölle, bei welchen Troßweibern er um Ehr' und Seligkeit gewürfelt hat, statt zu reiten! Und wenn er seine innocentiam auch zehnmal affirmieret, so kann's nicht anders sein. Denn der große Eugenius schickt seine Befehle nie zu spät. In der zehnten Morgenstund' sollen die zwei Compagnien Caraffa und eine Küfstein an der Mühle von Malplaquet stehen. Vier schlägt die Uhr vom nahen Franzosendorf, und zwölf Meilen lang ist der Weg.

Pallasch und Wehrgehenk reiß' ich vom Pflock, stoß' den Panduren zur Seite, daß er taumelt, und renn' in die Nacht. — Alarm! — Und dann wie ein Schrei das Signal.

Flüche, Geschrei und Befehl. — Die Pferde wiehern in den eiskalten Morgen. Einer hält mir den Bügel und ich springe aufs Roß. Durch das schlafende Dorf geht das Jagen. Sieben Reiter voraus, und neben mir die Standarte. Ein Bauer glotzt vor dem Brunnen. Ich verhalte mein Pferd und rufe ihm zu: „Die Straße nach Malplaquet!" Er zuckt mit den Schultern. Ich hebe den Arm. Da sitzt er dem Fähndrich im Sattel. Und weiter die Jagd!

Der Morgen steigt aus der Nacht und ich reite. Im Dröhnen der Hufe, im Klirren der Waffen und Kreischen der Sättel lacht meine Freude. Achtundzwanzig Jahre bin ich alt, Caroli und Eugenii wildester Rittmeister — und hinter mir zwei Compagnien Caraffa und eine Küfstein. Die Sehnsucht wird wach, ich wende den Blick und seh' die Standarte. — Still! — Was sang mir mein Blut? — Von Caraffa Obrist. Was sind das für Worte? Bin ein Geringer nur in des Eugenii großer Armada, und die vermögenden Vettern zu Wien sind mir gram ob meines tollen Lebens. Was sollen die Träume? — Und wilder führ' ich den Ritt. — Was hilft's! Aus den Eisen des Pferdes tönt's wie ein Lied, und dahinter im Chor von zwölfhundert Hufen: von Caraffa Obrist — von Caraffa Obrist!

Endlos zieht vor uns eine Schlange von Staub. Ferne kriecht eine zweite. Dort reiten die Briten. Wehr' dich, Franzos'!

Dumpfe Schläge fallen über die Wälder. Troß sperrt die Straße. Da bieg' ich ins Feld. Befehl und Signal! Breit wird die Jagd hinter mir. — Das Bäuerlein jammert und schreit, da hält ihm der Reiter die Tatze aufs Maul, da wimmert es laut. Was kümmert's mich viel! Eugenius ruft, was schiert mich da eines Bauern Fell. Und er weist uns den Weg. Weit voraus jagt der Fähndrich mit ihm und hält seine Last im Arm wie eine köstliche Frau.

Wolken von Pulver und Staub branden über die Hügel. Ich suche die Mühle. Spät ist die Stunde und steigt gegen Mittag. Wildes Getöse vor uns und rollender Donner. Weiße Nebel wehren den Blicken.

Horch! Wildes Dröhnen von Rossen, als ritten viel Tausend. Nun brechen sie los. Aus dem Kamm eines Hügels quillt ein rasendes Band. Sturm zerreißt das Gewölk und weitet den Blick. Über Heide und Wiesen endlos das Band und der Schrei von Trompeten. — Da fahren wütende Blitze aus den Höhen vor uns und mähen die Tausend. Steil wie ein Sprung stößt die Standarte Caraffa empor, die Säbel zucken ihr nach und wir fliegen. Über die Hügel hinauf wie steigende Flut und die Säbel tanzen wie Flammen. — Da hebt sich der Sieg. —

Der Abend ist müde und schwer. Auf offenem Feld ist das Lager. — Am Morgen der erste Befehl. Château La Rose das Quartier. Und langsam reiten wir lang. Tief in den Forsten das Schloß. Da sitzen wir ab. Ich klopfe den Staub von den Stiefeln, streich' mir den Schweiß aus der Stirne und steige die Treppe zum Schloß. Sie schwebt wie ein Traum überm Teich. Weiße Schwäne pflügen sein Wasser, gelbe Mauern spiegeln die Wellen. Wie begraben in späten Rosen liegt dieses Haus. Unten am Teich dämpfen die wilden Reiter die Stimmen, so einsam liegt er und still.

Ein alter Diener neigt sich langsam vor mir und ich folge. — Durch weite Gänge führt mich der Weg. Ein Zimmer von Gold, tiefem Blau und dunklem Getäfel nimmt mich zu Gast. Und ich ruhe. Nach Stunden regt sich die Tür. Der Alte tritt ein und meldet, daß seine Herrin warte. Staunend heb' ich den Blick. Wie seltsam rührt es mich an, daß Menschen in diesem Schweigen leben. Hörte ich recht? Seine Herrin?

Der Diener wartet, hebt langsam den Leuchter und schreitet eilig vor mir. Seine Schritte vergehen in den roten geschwellten Läufern, die durch Gänge und Säle fließen. — Nun wartet das Licht. Mir ist's, als öffne ein Zauber eine hohe Tür. Ich betrete die Halle.

Da steht eine schlanke, dunkle Frau vor mir. Ich neige mich tief über die schmale Hand. Fernher kommen ihre Worte und alles Geschehen dieser Stunde ist mir ein Traum. Ein Schleier wallt vor meinen Augen. Ich spreche und höre meine Worte nicht, ich schaue und kann der Gräfin Züge, deren Antlitz wie seltene Rosen leuchtet, nicht sehen. Dies nur weiß ich, daß es ein Leuchten ist.

Der Duft ihrer Hand, die ich nach dem Mahle heißer küsse als zuvor, bleibt eine schwere, müde Nacht um mich, und mein Erwachen am Morgen ist ohne Frische.

Ich reite allein durch die Forste. Seltsam

ist mir ums Herz. Hundert Frauen habe ich geküßt. Leiber, die golden leuchteten wie Elfenbein, Brüste, die wie kühle, seltene Opale funkelten, Glieder, die von heißem Frauentum erglühten und solche, die schlank, kühl und rankend waren, wie die Leiber junger Pagen. Aber nie noch störte ein Weib meiner Seele Ruh'. Und dieses Antlitz, das gestern im Rahmen eines hohen, dunklen Sessels vor mir war, nahm meine Seele.

Zu später Stunde wollte ich wiederkehren, aber eine heimliche Kraft — oder ist es ein Sehnen — lenkt meines Rosses Schritt durch tiefes Laub und braunes Waldgras zurück zum Teich, in dessen Spiegel mir zu Füßen das schönste aller Schlösser liegt. Wild schlägt mein Herz. Fort will ich von hier. Mein Lieutenant soll noch heute mit einem Schreiben reiten, worin ich anderes Losament erbitte. Ich eile ins Schloß, springe die Treppe hinauf und stürz' in mein Gemach. Jost Häfele fährt auf ob meines wilden Tuns. Kiel und Tinte richt' ich vor mir her, nehm' ein großes Blatt Papier und suppliciere alleruntertänigst und submissest um neue Ordre. — Doch halt! Ist es so weit mit mir, will des Eugenii wildester Rittmeister vor einem Weibe fliehen! Und wütend zerreiß' ich den Wisch. Poltere durch Ställe und Reiterquartiere, schelte und fluche und — bleibe.

Mehr noch. Du närrisch Leben! Als wilder Reiter in braunem Koller und hohen Stiefeln, mit den großen klirrenden Sporen, trat ich gestern vor die Herrin. Und heute nehme ich aus der eisenbewehrten Kiste den scharlachroten spanischen Rock, das seidene Kamisol und den großen goldverzierten Hut, die Schuhe mit silbernen Spangen und trete lange vor den Spiegel, bevor ich dem Diener folge, der mich ruft. Wieder sitze ich der Gräfin gegenüber, wieder sind ihre Worte fern, aber klingend wie der Ruf wundersamer Töne, die über verzauberte Wälder ziehen.

Die Tage vergehen. Wild greift es mir ans Herz, daß keiner um die Benefitia weiß, die meine prima plana sich in der Bataille verdiente. Haben wohl anderes zu denken, die Herren, als sich um die Meriten eines geringen Offiziers zu scheren, dem ungnädige Vettern nichts anderes nachzusagen wissen, als eine grobe Faust und ein ungewaschen Maul.

Und eines Abends, der früh und trüb vom fallenden Schnee ist und an dem der Wind böse über den Tann reitet, daß die Feuer in den hohen Kaminen sich ducken wie lauernde Katzen, stehen Rosen, späte, dunkle Rosen auf der Tafel, und da der alte Diener nach beendetem Mahle fragend auf seine Herrin blickt, sagt sie gütig: „Bringe das Brettspiel, Franciscus, dann kannst du gehen!"

Wir spielen. Die Rosen stehen vor uns, der Wind fährt heulend durch die Kamine und schreit über Treppen und Gänge, durch Türen und Säle. Die Nacht singt ihr Lied. Ich höre es wohl. Sehe rote Rosen, schlanke weiße Hände nach elfenbeinernen Figuren greifen, ein Antlitz im Rahmen eines hohen dunklen Sessels und sink' in die Knie: „Maria!"

Gütig und wie das Streicheln eines linden Hauches sind ihre Hände in meinem Haar. Nach langem tiefem Schweigen, vor dem der Sturm über dem Teiche ruht und mein Herz erstarrt, fallen langsam, dumpf und schwer ihre Worte: „Schwöre mir zu, Geliebter, daß du deines roten Rocks entsagst und Herr dieses Schlosses und meiner Seele wirst!"

Da schwör' ich ihr's zu.

Wieder fallen ihre Worte: „Erhebe die Hand!" — Aufrecht, starr und schön sitzt die Gräfin in ihrem schwarzen düsteren Sessel, ihre zarten Hände ruhen auf den dunklen Lehnen. Ihr Antlitz ist bleich, aber ihre Augen leuchten, als ich die Hand zum Schwur erhebe. Riesenhaft wächst der Saal. Ernst blicken die dunklen goldbraunen Bilder auf mich nieder, und die beiden Leuchter schwelen groß und feierlich, daß die Gräfin anzusehen ist, wie ein Christus auf schwarzem, hohem Kreuze.

Langsam senkt sich ihr Blick, ihre schlanken Finger lösen sich vom Holze, sie erhebt sich, nickt mir, zu folgen und schreitet durch weite Säle und schmale Treppen zu ihrem Gemach. Der Sturm schweigt. Das Flackern der Kamine tanzt in riesenhaften Sätzen über die Wände, daß sich mein Blick verwirrt wie damals, als ich das erstemal ihr Antlitz sah. — Da steht die Gräfin nackt vor mir. — Hundert Frauen habe ich gesehen, solche, deren Leiber golden leuchteten wie Elfenbein, andere, deren Brüste funkelten wie kühle Opale, Glieder, die von heißem Frauentum erblühten und solche, die schlank, kühl und rankend waren wie die Leiber junger Pagen. Aber keine sah ich wie diese.



Da weiß ich, daß sich heute ein Sakrament begibt.

Am nächsten Nachmittage — er liegt silberweiß und klar über den Tannen — reiten wir zu zweit über die tiefverschneiten Wege zum Teiche und biegen gegen die bedeckten Wiesen, die sich da und dort, von einem Waldstück durchbrochen, über den Hügel ziehen, gegen den aus dem dunklen, tiefen Forst die Straße nach Malplaquet führt. Da wir die dampfenden Pferde in Schritt fallen lassen und uns langsam über die sanften Hänge ziehen, schlagen die beiden großen, gefleckten Rüden, die suchend unserem Weg voraus revieren, lärmend an. Auf der Straße tauchen zwei Dragoner auf, die uns erst bemerken, als ich rufe. Ein Schreiben hoch in der Hand zeigend, sprengt der eine von ihnen, ein junger Fähndrich, auf auf mich zu. Ich reiße den Bogen auf, der mir befiehlt, morgen um die elfte Stunde im Hauptquartier des Prinzen zu erscheinen.

Wir wenden die Pferde. Der junge Fähndrich reitet neben mir. Da wir eine kurze Weile, der Dragoner hinter uns, den Hang abwärts

reiten, wendet sich das Gesicht des Reiters wie das eines Menschen, dem plötzliches Erinnern wird, strahlend mir zu, und mit knabenhaftem Lächeln sagt er fröhlich: „Auch hab' ich zu vermelden, daß der Feldmarschall Euch von Herzen grüßen läßt." — Der Gräfin Züge, die bis zu dem Augenblick vor Freude süßester Gedanken strahlend und leuchtend waren, werden bei diesen Worten nachdenklich und düster. Den ganzen Abend bleiben sie so, und erst als der Fähndrich zu später Stunde, begleitet von zwei Leuten, die ich ihm noch gebe, abreitet und wir allein vor dem Kamine sitzen, wird Maria wieder wie seit der Stunde, die mir die Hand zum Schwur erhob.

Am frühen Morgen sprenge ich, begleitet von meinem Lieutenant, einem Wachtmeister und zwölf Kürassieren die Straße nach Malplaquet. Hart schlägt mein Herz. Wird mein schwerstes Reiterstücklein sein, wenn ich den großen Eugenius in alleruntertänigster Devotion und schuldigem Respekt um den Abschied bitte. Mein Kopf wird mir wirr. Mir will ein Liedl in den Sinn, hab's irgendwann gehört und weiß nicht wo. — — Tauende Wiesen ziehen braun und weit gegen das Dorf. Wir sprengen dahin. Horch, was schlagen die Hufe? Als wär' es das Lied: Von Caraffa Obrist, von Caraffa Obrist! —

Auf der Treppe des Schlosses von Malplaquet neige ich mich tief vor dem englischen Herzog, der zum Morgenritt geht. Lächelnd dankt Marlborough, ich sehe es kaum, ein Größerer ist mir im Sinn.

In einem kleinen Saal steh' ich vor ihm. Gnädig reicht er mir die Hand: „Es freut mich, Euch zu sehen, Rittmeister! Geschäfte aller Art verwehrten es mir, Euch früher für die Affaire Dan zu sagen." — — Tief bewegt mich sein Lob, und nur stockend kommen meine Worte, als mich der Prinz nach einem Wunsche frägt. Kaum ertrage ich seine großen, klaren Augen, die sich staunend heben, als ich um Abschied bitte. Ernst schüttelt der Feldmarschall sein Haupt: „Überlegt Euch's wohl, Rittmeister! Ich gebe Euch acht Tage Zeit — und noch eins: der Kommandostock des Regiments Caraffa ist ledig, ich legt' ihn gern in Eure Hand". — Da stockt' mir das Blut. Der Boden wankt, und die Wände drücken wie Berge. Grinsende Fratzen werden die Bilder, und der Prinz ein drohender Schatten.

Erst im Schlagen der Hufe, im Klirren des Rittes werde ich wach. Doch zitternd flattert das Herz. In meiner Seele wühlen der unglückselige Schwur, einer Fraue Lieb' und das Lied: Von Caraffa Obrist. — Doch bezwinge ich mich und trete unbefangen vor Maria und durchlebe sieben Tage und Nächte, die genügten, das Leben vieler Menschen auf lange Jahre zu erfüllen. Von der Glut und der Leidenschaft dieses Leibes betäubt, vergißt meine Seele die Worte des Prinzen, und erst am Abend des siebenten Tages fahre ich schreckhaft auf. Das ist, als am späten Abend die Gräfin in ihrem dunklen hohen Sessel ruht, anzusehen wie damals, als ich die Hand zum Schwur erhob und mir es einen Augenblick lang ist, als sähen mich ihre großen schwarzen Augen drohend an, als kenne ein Winkel ihrer klaren Seele Haß und Rache.

In dieser Nacht ist mein Schlaf unruhig, aber tief gegen Morgen, als wollten meine Augen den Tag nicht sehen, an dem mein freies Reiterleben enden muß. — Meine Pferde sind für die neunte Stunde gesattelt, und ich hebe eben den Kopf von den Lippen, denen meine Seele gehört und löse mich aus den Armen Marias, die mich zur Türe ihres Gemachs geleitet, als ein Signal mich aufhorchen läßt, Pferdegetrappel zu hören ist und Kommandoworte durch den stillen Morgen gellen. Ich höre das Rennen und Laufen meiner Leute und eile durch Stiegen und Gänge. Da stürzt mir der Lieutenant entgegen und ruft mir atemlos zu: „Der Feldmarschall."

Als ich über die breiten Treppen springe, die zwischen hochverschneiten Statuen zum Teiche tauchen, steigt der Prinz eben mit großem Gefolge vom Pferde, kommt mir mit seinen lebhaften Schritten entgegen und ruft: „Ich komme mir meine Antwort selber holen, Rittmeister!" Waffenklirren ringsum, Pferde stampfen und schnauben, Reiterröcke funkeln, rot, blau, braun und golden und meine Compagnia steht hoch zu Roß vor der gelben Mauer des Schlosses. Einen Augenblick lang wendet der Prinz sein Haupt. Er grüßt die Standarte Caraffa und es löst sich der Schrei: „Vivat Eugenius!" — Nun steht er vor mir, fragend hebt er die Hand. — Da schlage ich ein. — Und wieder der Ruf: Vivat Eugenius!



Der Liebestrank — Nach einem alten deutschen Holzschnitte

Ich fahre wie aus einem Traum erwachend auf, als der Feldmarschall mit seinen Reitern im Walde gegen Malplaquet verschwindet. Daß er voll des Lobes über meine Compagnia war und vielen Leuten Goldstücke schenkte, weiß ich erst wieder, als mein Lieutenant sich tief vor mir neigt und sein Sprüchlein beginnt: „Gnädigster Obrist!"

Die Gräfin, die noch einmal in Schlaf versunken ist, weiß nichts von allem, was geschehen. Ich verschweig' es ihr wohl. — Und wildes Blut rumort. Ist doch meine Sippe seit zweihundert Jahren bei allen Raufhändeln der Welt gewesen. Ob in Hungern, Böheim oder Flandern, in Hispanien und Italien oder gar gegen die heidnischen Völker der neuen Welt. Reue fühle ich nicht. Käm' ein Reiter weit, wenn er alle Schwüre halten wollt', die eines Weibes weißes Fleisch seinem heißen Blut entlockt! Bin wieder der rauhe wilde Geselle in braunem Koller und groben Stiefeln und raube mir in einer letzten Nacht, was mir nicht mehr gehört.

Und alles, was geschah, kam so. — Zu früher Stunde ritt ich am nächsten Morgen an der Spitze der Compagnia Caraffa in den eiskalten Tag. Bei des Prinzen Stabe wurde ich ob meiner neuen Dignitäten genugsam belobt und admirieret und erhielt die Ordre, allsogleich nach Böhmen zu marschieren, wo mein Regiment die Winterquartiere bezogen hatte.

So ritt ich in Eilmärschen durchs weiße Land. Hinter mir zwölfhundert Hufe — und sind bald vieltausend —: Von Caraffa Obrist, von Caraffa Obrist! — Wir nahmen die Weiber in Dörfern und Schlössern und soffen den Wein dieses Jahres bei Karten und Würfeln.

Es kam ein Morgen, an dem der Schnee unter den Eisen klirrte wie berstendes Glas und der Atem der Pferde und Reiter wie eine Wolke über dem Fähndlein schwebte, als quer über das Feld in rasender Hast ein Reiter einherjagte. Ein tiefer Schauer überkam mich, als ich in ihm den alten Diener Marias wiedererkannte, dem nur der Satan selbst die Macht gegeben haben konnte, seine morschen Knochen noch einmal auf ein Pferd zu heben. Seine sonst so gütigen Augen blickten kalt und verächtlich, als er mir den Brief übergab. Und ich las: „Einmal will ich Dich noch sehen. Weißt Du, daß es meiner Seele Tod ist, wenn Du von mir gehst?" In einer Aufwallung jähen Zornes zerriß ich den Brief. Da sah mich der Diener so hilfeflehend an, daß mir das Herz erstarrte, ich einen Zettel aus meinem Büchlein riß und die Worte schrieb: „Es ist vorbei, was soll das Reden?" — Der alte Diener, der glauben mochte, daß das Schreiben gute Botschaft

für seine Herrin enthalte, neigte sich tief und ritt den Weg zurück, den er gekommen. — An jenem Abend war es das erstemal, daß ich mit Absicht so lange den Becher leerte bis ich berauscht aufs Lager sank.

Wir waren durch Schwaben und Bayern marschiert, befanden uns seit zwei Tagen auf böhmischem Gebiet und ritten zur Feier der Neujahrsnacht eben auf einem Schlosse ein, als ich am Tore eine dunkle Gestalt lehnen sah, die mich mit erloschenen und doch seltsam haßerfüllten Augen anstierte. Sieben Fackeln hoben sich über sie, und mein erstarrender Blick erkannte wieder den alten Franciscus. Sein schwarzes Gewand, sein verfallenes Antlitz sagten mir, was geschehen, ehe ich Marias letztes Schreiben las: „Château la Rose, den 17. Decembris 1711 — Gott sei Dir und meiner Seele gnädig!"

Ein schweres Nervenfieber warf mich aufs Lager. Kranke Gedanken jagte mein Hirn. Glühende Wände dringen auf mich ein, und rote Lohe fällt über mich.

* * *

Aus der brennenden Glut tauchen eines Pferdes Kopf und Hals und schneiden den abendlichen Himmel. Leiser Hufschlag pocht hinter mir, ich wende den Blick. Fremde, graue Reiter seh' ich mir folgen. Seltsames Spiel! — Eben hatte ich einen scharlachroten spanischen Rock, ein schneeweiß seiden Kamisol, einen breiten Hut mit goldenen Borten, den ich tief vor einem großen Herrn zog. — Stand nicht eben eine Frage über der Welt: Wofür? — — Zu ebenem Land senkt sich der Pfad und schwindet in grauen Dünsten eines weiten Tales. Zwei hohe Föhren, deren Kronen von sterbender Sonne glühen, schwelen in steigenden Nebeln wie riesenhafte Leuchter und dazwischen drohen feierliche Wolken wie ein Kreuz und sind zugleich Leib und Antlitz einer wundersamen Frau im Rahmen eines hohen, dunklen Sessels. Mir ist, als hätt' ich einmal Solches erlebt und weiß nicht wo. In feuchte Gründe taucht unser Ritt. Nebel des Vergessens verlöschen das Bild. Dunkle Worte formt mein Mund: 17. Decembris 1711. — — — — — — — — — —

Und hinter mir im Sattel reitet die Qual.

L E O N A I N I E

Ein nachgelassenes Gedicht von Edgar Allan Poe. Deutsch von Johannes von Guenther.

Engel gaben ihr den Namen,
Die das Licht gebracht
Von den Sternen, sie zu rahmen,
Lächeln weiß und sacht,
Die ihr Haar aus Mittnacht machten,
Mondscheinblüten — ihre sachten
Augen, die sie zu mir brachten
Feierlich zur Nacht.

Feierliche Nacht im Sommer,
Die mein Herz entflammt;
Es begrüßt der Holden Kommen,
Hold wie Rosen-Samt.
Von mir warf ich, was bedrückte,
Da die Freude mich entzückte,
Die doch gleisnerisch entrückte
Und mich dann verdammt.

Ein Geflüster hört ich klingen,
Ganz wie Engelsklang;
Horchend hört ich's zu mir dringen:
„Lieder, die man sang,
(Du hier unten) sollen schmerzen,
Märchen sagt man, um zu scherzen,
Leonainie soll dich herzen
Einen Sommer lang."

Und Gott lächelte. Ein Morgen
Schimmerte im Raum,
Himmelsglorie hielt verborgen
Erde, Flut und Baum;
Alles schien beschenkt hienieden,
Hochgehoben in den Frieden —
Leonainie war geschieden
Von mir, wie ein Traum.

D A S M E E R*

Von Leopold Plaichinger. Zeichnung von E. Plaichinger-Coltelli

EIN grell-scharf abgeschnittener Lichtschacht dringt aus dem Kaffeehaus und zergrieselt zu Lichtschaum auf den Wogenkämmen der eben ansteigenden Flut. Ein langer, welliggebrochenerSchatten läuft über dieDünen. Lichtumglüht steht ein Mädchen im Rahmen derTüre. Musik quillt über und gibt dem Wogenschlagen den Gleichtakt eines Weltenschreitens. Da taucht im Schwunge einer Welle, weitgespreitet die Flügel, eine Möwe in den Lichtschacht. Das Mädchen wirft die Arme auf, als der Lichtschrei der weißen Möwe aus dem Dunkel aufgrellt. Wie ein Stein fällt der Vogel aufs Wasser und schraubt sich dann im großgezogenen Kreiselschwung wieder ins Dunkel auf. Langsam, gemessenen Schrittes geht das Mädchen an den Strand hinaus . . .



Wagerecht von ihrem Kopfe weg weht der Schleier. Ein letztes Grüßen zu den Menschen zurück im licht- und musikschäumenden Raum.

Nun steht sie auf weichem Sande, als wär's ein Menschenleib, auf dem sie steht. Wasser leckt an ihren Füßen. Sie wirft die Schuhe ab und zieht die Strümpfe aus. Wie wohlig kitzelt das Wasser die Beine herauf! . . . Laufeucht, wie der Atem eines Riesen weht sie der Wind an. Der schwüle Geruch von Tang und Muscheln, dieser erregende Geruch von Liebe und Tod steigt aus dem Grunde des Meeres auf . . .

Sie läuft aus dem Lichtschacht heraus und taucht in die Finsternis einer entstirnten Nacht. Nun streift sie die Kleider ab und fühlt sich durchschauert vom Glück des Nacktseins. Abtastend gleiten ihre Finger den Körper auf und nieder.

Wie plumpe Tiere hüpfen und rennen die Flutwellen heran. Schon springt eine herauf und küßt ihr die Knie. Zur Säule gebannt starrt sie auf die saugende herandrängende Flut.

Woge — Welle — Woge — Welle — . . . singt die Musik aus dem Strandkaffee.

Und plötzlich wirft sich eine Welle in ihren Schoß und streicht ihr streichelnd über die Schenkel nieder. Den Atem hat es ihr auf Augenblicke erstickt.

. . . und draußen winken die Wogen. Noch einmal, noch einmal das Meer empfangen! Sie beginnt zu schreiten dem Meere zu . . .

Oh, dieses glückströmende Grauen! Berge wälzen sich heran, dort weit draußen bricht der Himmel ins Meer.

Und wieder stößt eine Welle in ihren Schoß und wirft sich schäumend an ihren Leib. Die Arme muß sie breiten, um nicht hinzutaumeln, die Arme muß sie breiten vor Lust. Hochauf wölbt sie die Brüste dem Drängen der Flut entgegen. Schon netzt Gischt ihren Mund und ein Lustschrei, wie Möwenschrei schrillt in die Luft. Am Strande donnert der erste Wassersturz. Im Sturmlauf rasen Woge nach Woge heran. Plötzlich wimmelt es im Lichtschacht, Menschen laufen durcheinander und rufen und schreien einen Namen ins Donnern der Flut . . .

Draußen im Flügelschwunge einer Möwe schwingt und tanzt auf den Wogen ein heller Mädchenleib.

* Aus „Dämonen des Schweigens". Novellen. Dreiländerverlag München.

E I N   N A R R

Von Guy de Maupassant, übersetzt von Curt Heymann. Mit 3 Zeichnungen von Max Schenke.



ER war tot, das Haupt eines hohen Gerichtshofes, ein redlicher Richter, dessen tadelloses Leben bei allen Gerichtshöfen Frankreichs zum Muster diente. Advokaten, junge Gerichtsherren und Richter grüßten und verneigten sich tief zum Zeichen ihrer großen Verehrung vor seinem bleichen mageren Gesicht, mit den glänzenden, tiefen Augen.

Sein Leben hatte er damit zugebracht, das Verbrechen zu verfolgen und Schwache zu schützen. Gauner und Mörder hatten nie einen furchtbareren Feind gehabt, denn in dem tiefsten Grunde ihrer Seele schien er ihre geheimsten Gedanken zu erraten und mit einem Blick die Mysterien ihres Denkens zu entwirren.

Mit 82 Jahren war er also tot, von Unterwürfigkeit umgeben und von der Trauer eines ganzen Volkes geleitet. Soldaten mit roten Hosen hatten ihm das Trauergeleite gegeben, und Herren mit weißer Binde hatten an seiner Gruft untröstliche Worte verschwendet und Tränen, die echt schienen.

Und nun folgt das eigenartige Dokument, das der erstaunte Notar im Schreibtisch des Verstorbenen fand, wo er gewöhnlich die Aktenstöße der großen Verbrechen verschloß.

Es trug den Titel:

W e s h a l b ?

20. Juni 1851.

Ich komme aus der Sitzung. Ich habe Blondel zum Tode verurteilen lassen. Warum hat der Mann auch seine fünf Kinder ermordet? Warum? Man begegnet ja oft Leuten, denen es eine Wollust ist, zu töten. Ja, ja, es muß eine Wollust sein, vielleicht die größte von allen; denn gleicht nicht Töten am meisten dem Erzeugen? Schaffen und Zerstören! Zwei Worte, die die Geschichte des Alls einschließen, die große Geschichte der Welten, alles was ist, — alles! Weshalb ist es so berauschend, zu töten?

25. Juni.

Daran denken, daß es ein Wesen gibt, das lebt, das geht, das läuft . . . ein Wesen? Was ist eigentlich ein Wesen? Die lebendige Seele, die das Prinzip der Bewegung in sich trägt und einen Willen, der diese Bewegung lenkt. Mit nichts hält es sie auf, ihre Füße stehen mit dem Boden nicht in Berührung, ein Lebenskörnchen, das auf der Erde kriecht und dies Lebenskorn, von dem man nicht weiß, woher es kam, — das kann man zerstören wie man will. Also nichts, — m e h r als nichts. Wenn es verfault, ist es zu Ende.

26. Juni.

Weshalb ist es eigentlich ein Verbrechen, zu töten? Ja, weshalb? Es ist doch grade das Gesetz der Natur. Jedem Wesen ist die Bestimmung, zu töten. Es tötet, um zu leben, und es tötet, um zu töten.

Töten ist unser Temperament; man muß töten! Das Tier tötet immer, täglich, sein ganzes Leben lang — unaufhörlich tötet der Mensch, um sich zu nähren, und da er töten muß, aus Wollust töten muß, erfand er die Jagd! Das Kind tötet Insekten, die es findet: kleine Vögel, alle kleinen Tiere, die ihm in die Hand kommen. Aber damit ist dem unwiderstehlichen Vernichtungsdrang in uns noch nicht Genüge getan, es genügt nicht, Tiere zu töten; wir müssen auch Menschen töten. Mit Menschenopfern befriedigte man einst diesen Drang. Heute hat der Zwang der Lebensgemeinschaft aus dem Morde ein Verbrechen gemacht. Man verurteilt und bestraft den Mörder! Aber weil wir nicht leben können, ohne uns diesem natürlichen Instinkt preiszugeben, der gebieterisch den Tod fordert, helfen wir uns von Zeit zu Zeit durch Kriege, wo ein ganzes Volk ein anderes erwürgt. Das ist dann ein Blutgelage, eine Schwelgerei, an der sich die Heere betäuben, an der sich Bürger, Frauen und Kinder berauschen, wenn sie des Abends beim Lampenschein von dem Gemetzel lesen, das der Bericht entstellt.

Und man sollte glauben, daß man die Helden dieses Menschenschlachtens verachtet! — Nein! Man tut ihnen alle Ehren an, man kleidet sie in Gold und glänzende Tücher; sie tragen Federn auf dem Haupte, Orden auf der Brust; man gibt ihnen Kreuze, Belohnungen, Titel aller Art. Sie sind stolz, geachtet, von Frauen geliebt, von der Menge bejubelt, nur weil sie die Aufgabe erfüllt haben: Menschenblut zu vergießen. Durch die Straße schleifen sie ihre

Foltermaschinen, die der trauernde Bürger neidisch beguckt. Denn Töten heißt das große Gebot, das die Natur uns eingeschärft hat; nichts ist schöner als Morden, nichts ist ehrenhafter.

30. Juni.

Töten heißt das Gesetz, denn die Natur liebt ewige Jugend. Es schreit überall: Schnell, schnell, schnell, je mehr sie vernichtet, um so mehr erneuert sie.

2. Juli.

Der Mensch — was ist der Mensch? Alles und nichts! Dem Sinne nach ist er der Abglanz von allem. Nach Weisheit und Wissen ist er ein Abriß der Welt, deren Geschichte er in sich trägt, — Spiegel der Dinge und Spiegel der Taten. Jedes menschliche Wesen wird im Weltall zu einer kleinen Welt.



Aber, geh — sieh die Rassen wimmeln und der Mensch ist nichts mehr! Nichts, nichts mehr. Steig in den Kahn, stoß ab vom Ufer, das die Masse besät und bald siehst du nur mehr Küste. Das unmerkliche Wesen verschwindet, so klein ist es, so unbedeutend.

Durchkreuze Europa im Eilzuge und sieh durchs Fenster. Menschen, Menschen, immer Menschen, unzählbar, unbekannt kriechen sie auf den Feldern, kriechen sie in den Gassen; dumme Bauern, die ganz genau wissen, daß sich die Erde dreht; scheußliche Weiber, die ganz genau wissen, daß sie das Übel auskosten und Kinder gebären müssen. Geh zu den Indern, geh nach China, — — du siehst Milliarden Wesen kriechen und du wirst noch Milliarden Wesen kriechen sehen, die geboren werden, leben und sterben, ohne auch nur mehr als die Spur einer am Wege zertretenen Ameise zurückzulassen. Geh in die Länder der Schwarzen, die in schmutzigen Hütten kauern, in die Länder der weißen Araber, die unter braunem Zelte hausen, das im Winde flattert und du wirst begreifen, daß das abgesonderte zerstückelte Wesen nichts, nichts ist. Die Rasse ist alles!

Was ist der Mensch? Irgendein Mensch eines Stammes, der durch die Wüste irrt? Die klug sind, kümmern sich nicht um den Tod. Der Mensch rechnet nicht zu ihnen. Man tötet seinen Feind: Das ist der Krieg. So geschah es einst, von Haus zu Haus, von Land zu Land.

Ja, geh durch die Welt und sieh die zahllosen und unbekannten Leiber wimmeln. Unbekannt? Ja, das problematische Wort Töten ist ein Verbrechen, weil wir die Wesen numeriert haben! Wenn sie geboren werden, schreibt man sie auf, tauft sie, gibt ihnen Namen. Das Gesetz bemächtigt sich ihrer. Sieh! Der Mensch, der nicht registriert ist, zählt nicht. Töte ihn im Lande oder in der Wüste, töte ihn auf dem Berge oder in der Ebene, was tut's. Die Natur liebt den Tod; sie straft nicht!

Heilig ist z. B. der Bürgerstaat! Das ist! Er ist es, der die Menschen verteidigt. Der Mensch ist geheiligt, weil er im Bürgerstaate eingeschrieben ist! Respekt vor dem Bürgerstaate, der gesetzlichen Gottheit, auf die Knie! Der Staat kann töten, weil er das Recht hat, den Bürgerstaat zu modifizieren. Wenn er zweihunderttausend Menschen in einem Kriege erwürgen läßt, bucht er sie auf sein Konto, schafft er sie durch die Hände seiner Schreiber beiseite. Das genügt. Aber wir, die wir die Schreibereien der Ämter nicht ändern können, wir müssen das Leben respektieren. Bürgerstaat, glorreiche Gottheit, die du in den Tempeln der Obrigkeiten regierst, ich grüße dich. Du bist stärker als Mutter Natur. Ha, ha.

3. Juli.

Es muß ein seltsames und wohllüstiges Vergnügen sein zu töten. Das lebende, denkende Wesen vor sich zu haben, ihm einen Stich zu versetzen, nur einen kleinen Stich, jenes rote Etwas fließen zu sehen, das Blut ist, das das

Leben gibt und dann nichts mehr vor sich zu haben als einen Haufen weichen Fleisches, kalt, träge, gedankenleer.

5. August.

Wenn ich, der ich mein Leben hingebracht habe mit Richten, mit Aburteilen, mit Urteilen zu töten, mit dem Henkersbeil hinzurichten, die mit dem Messer getötet hatten, ich, ich, wenn ich täte, was alle Mörder taten, die ich niederschlug, ich, ich! Wenn ich es wüßte...

10. August.

Wenn ich es jemals wissen könnte: würde man mich verdächtigen? Auch wenn ich ein Wesen wählte, an dem ich nicht das geringste Interesse hätte, es zu erwürgen?

15. August.

Die Versuchung! Die Versuchung! Sie sitzt in mir wie ein kriechender Wurm. Sie schleicht, sie kriecht in meinem ganzen Körper, in meinem Geist, der nur an das eine denkt: Zu töten; in meinen Augen, die Blut sehen müssen, sterben sehen müssen; in meinen Ohren, in denen unaufhörlich etwas Unheimliches klingt, Schreckliches, Zerreißendes, Betörendes, wie der letzte Schrei eines menschlichen Wesens; in meinen Gliedern, wo der Wunsch zur Tat schauert, zu dem Orte, wo es geschehen soll; in meinen Händen, die unter dem Zwange, töten zu müssen, zittern. Wie schön muß es sein, wie seltsam, würdig eines freien Menschen, unter den anderen Herr seines Willens, der raffinierte Sensation sucht.

22. August.

Ich konnte nicht mehr widerstehen, ich habe ein kleines Tier getötet, um zu versuchen, um zu beginnen. Jean, mein Diener, hatte einen Stieglitz, der in einem Käfig am Fenster der Speisekammer aufgehängt war. Ich ließ ihn eine Besorgung machen und nahm den kleinen Vogel in meine Hand, daß ich sein Herz schlagen fühlte. Er war warm. Ich ging in mein Zimmer. Von Zeit zu Zeit drückte ich ihn stärker. Sein Herz schlug heftiger, es war herrlich und schrecklich. Ich fing an, ihn zu ersticken. Aber ich hätte kein Blut gesehen.

Dann hab' ich einen Meißel genommen mit kurzen Messerschneiden und habe ihm die Gurgel mit drei Schnitten durchgeschnitten, ganz langsam. Er öffnete den Schnabel, er versuchte mir zu entwischen, aber ich hielt ihn, ach! Ich hielt ihn; ich hätte einen wütenden Hund gehalten — und ich habe das Blut fließen sehen Wie schön ist das, rot, leuchtend, klar, Blut Ich hatte Lust, es zu trinken. Ich habe meine Zungenspitze hineingetaucht. Schön ist das Aber er hatte so wenig — dieser kleine arme Vogel. Ich habe keine Zeit gehabt, mich an diesem Anblick zu ergötzen, wie ich es gerne wollte. Es muß herrlich sein, einen Stier verbluten zu sehen.

Dann habe ich es wie die Mörder gemacht, wie die richtigen Mörder! Ich habe die Klingen gewaschen, habe meine Hände gewaschen, ich habe das Wasser ausgeschüttet, und den Körper, den Leichnam, in den Garten getragen, um ihn zu verscharren. Ich habe ihn unter einem Erdbeerstrauch vergraben. Man wird ihn nie mehr finden. Ich werde jeden Tag von diesem Strauch eine Erdbeere essen. Wahrhaftig! Wie kann man das Leben genießen, wenn man es versteht! Mein Diener hat geweint, er glaubte, sein Vogel sei fortgeflogen, wie könnte er mich verdächtigen. Ha, ha!

25. August.

Ich muß einen Menschen töten. Ich muß.

30. August.

Es ist geschehen. Wie die geringste Sache von der Welt. Ich war im Verrnerwald spazieren gegangen. Ich dachte an nichts, nein an nichts. Da kam ein Kind des Wegs, ein kleiner Junge, der eine Butterschnitte aß. Er will mich vorübergehen lassen und sagt:

„Guten Tag, Herr Präsident"

und der Gedanke schießt mir durch den Kopf: Wenn ich ihn töten würde!

Ich antworte:

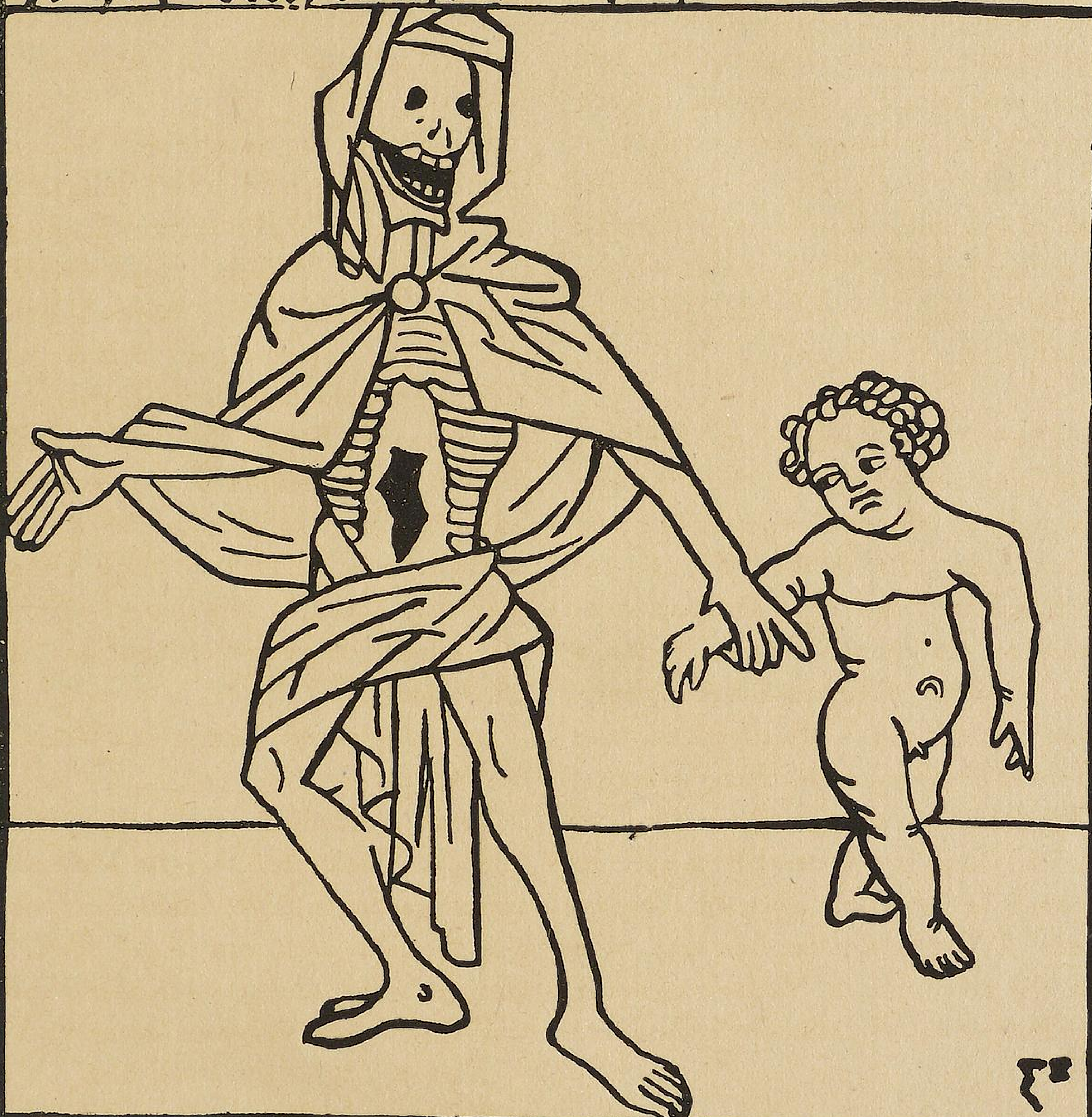
„Du bist allein, mein Junge?"

„Ja, mein Herr."

„Ganz allein im Wald?"

„Ja, mein Herr."

Die Lust, ihn zu töten, benebelte mich wie Alkohol. Ich näherte mich ganz langsam, überzeugt, daß er mir entwischen würde, und schon packte ich ihn an der Kehle ... ich würgte ihn, ich würgte ihn mit aller Gewalt. Er hat mich mit erschrockenen Augen angesehen! — Was für Augen! Ganz rund, tief, hell, furchtbar! Ich habe niemals eine so brutale Bewegung getan ... so schnell! Er hielt meine Fäuste in seinen kleinen Händen, und sein Körper drehte sich wie eine Feder im Feuer. Dann hat er sich nicht mehr bewegt.



Aus den Baseler Totentänzen (15. Jahrhundert)

Mein Herz schlug, ha! Das Herz des Vogels! Ich habe den Körper in den Graben geworfen, dann Gras darüber.

Ich bin zurückgekehrt. Ich habe gut gegessen. Als ob nichts wäre! Am Abend war ich sehr heiter, gut aufgelegt, verbrachte den Abend beim Präfekten, — man fand mich geistreich.

Aber ich habe kein Blut gesehen! Ich bin ruhig.

30. August.

Man hat die Leiche entdeckt. Man sucht den Mörder. Ha, ha!

1. September.

Man hat zwei Landstreicher festgenommen. Es mangelt an Beweisen.

2. September.

Die Eltern haben mich besucht. Sie haben geweint! Ha, ha!

6. Oktober.

Man hat nichts entdeckt. Welcher herumstreichende Vagabund hat den Mord getan? Ha, ha! Hätte ich Blut fließen sehen, würde ich, scheint mir, gleich ruhig sein.

10. Oktober.

Die Lust, zu töten, geht mir durch Mark und Bein. Das ist mit Liebesschauern vergleichbar, die einen mit 20 Jahren foltern.

20. Oktober.

Noch einer. Ich ging am Fluß entlang, nach dem Frühstück. Und ich sah unter einer Weide einen eingeschlafenen Fischer. Es war Mittag. Ein Spaten steckte ganz nahe in einem Kartoffelacker.

Ich nahm ihn, ich ging zurück; ich hob ihn wie eine Keule, und mit einem einzigen Schlag spaltete ich ihm gleichsam zerschneidend den Schädel. O! Hat der Blut gelassen! Rosiges Blut mit Hirn vermischt. Es floß ins Wasser, ganz langsam. Und langsamen Schrittes ging ich heim. Wenn man mich gesehen hätte! Ha, ha! Ich hätte einen ausgezeichneten Mörder abgegeben.

25. Oktober.

Die Affäre des Fischers macht viel Geschrei. Man klagt seinen Neffen, der mit ihm fischte, des Mordes an. Der Untersuchungsrichter versichert, daß der Neffe schuldig ist. Alle Welt glaubt es. Ha, ha!

27. Oktober.

Der Neffe verteidigt sich recht schlecht. Er war in das Dorf gegangen, um Brot und Käse zu kaufen, sagte er. Er schwört, daß man seinen Onkel während seiner Abwesenheit getötet hat. Wer soll das glauben?

28. Oktober.

Der Neffe hat beinahe gestanden, so hat man ihm den Kopf verdreht. Ha, ha, die Justiz!

15. November.

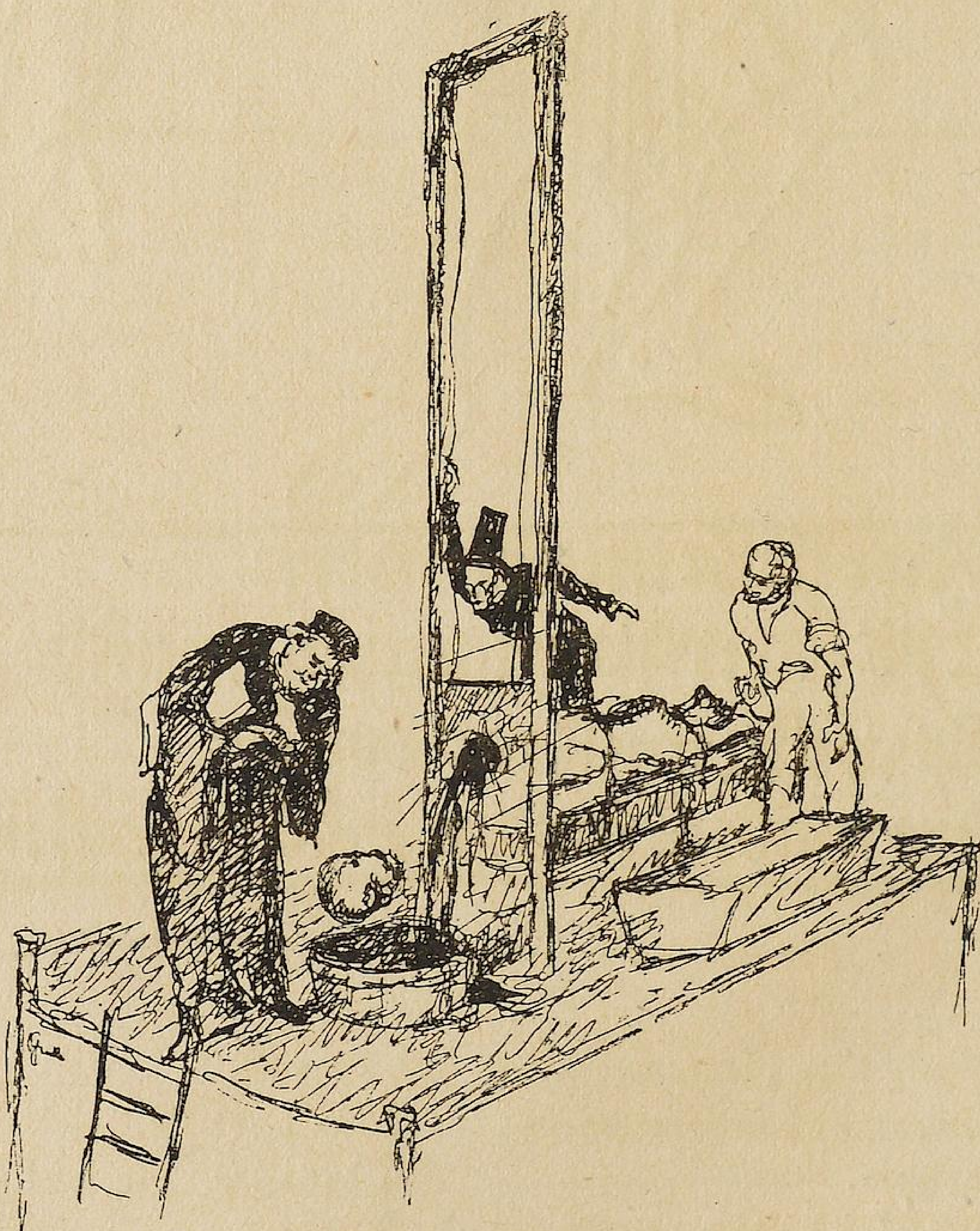
Man hat erdrückende Beweise gegen den Neffen, der seinen Onkel beerben wollte. Ich will die Sitzung präsidieren.

25. Januar 1852.

Zum Tode, zum Tode, zum Tode! Ich habe ihn zum Tode verurteilen lassen! Ha, ha! Der Hauptverteidiger hatte wie ein Engel gesprochen. Ich will zusehen, wie man ihn richtet.

10. März.

Erledigt. Man hat ihn heute früh geköpft. Er ist sehr schön gestorben. Sehr schön! Es hat mir Spaß gemacht. Wie schön ist es, den Kopf eines Menschen abschneiden zu sehen. Das Blut spritzte in Strömen! Ach! Ich hätte mich gern darin gebadet, wenn ich gekonnt hätte. Welcher Rausch, mich darin zu wälzen, es in meinen Haaren und auf meinem Gesicht zu spüren und mich ganz rot zu erheben, ganz rot! Ach! Wenn man das wüßte! — Jetzt werde ich warten, — ich kann warten. — — —



— — — — — — — — —

Das Manuskript enthält noch viele Seiten, aber ohne von einem neuen Verbrechen zu berichten. Medizinische Sachverständige, denen man es anvertraut hat, versichern, daß es in der Welt viele so unbekannte Narren gibt, die ebenso schrecklich und geschickt sind wie dieses Ungeheuer.



von Hörschelmann — Der Feuerreiter

D E R F E U E R R E I T E R

Von Eduard Mörike

Sehet ihr am Fensterlein
Dort die rote Mütze wieder?
Nicht geheuer muß es sein,
Denn er geht schon auf und nieder.
Und auf einmal welch Gewühle
Bei der Brücke, nach dem Feld!
Horch! das Feuerglöcklein gellt:
Hinterm Berg,
Hinterm Berg
Brennt es in der Mühle!

Schaut! da sprengt er wütend schier
Durch das Tor, der Feuerreiter,
Auf dem rippendürren Tier,
Als auf einer Feuerleiter!
Querfeldein! Durch Qualm und Schwüle
Rennt er schon und ist am Ort!
Drüben schallt es fort und fort:
Hinterm Berg,
Hinterm Berg
Brennt es in der Mühle!

Der so oft den roten Hahn
Meilenweit von fern gerochen,
Mit des heilgen Kreuzes Spahn
Freventlich die Glut besprochen —
Weh! dir grinst vom Dachgestühle
Dort der Feind im Höllenschein.
Gnade Gott der Seele dein!
Hinterm Berg,
Hinterm Berg
Rast er in der Mühle.

Keine Stunde hielt es an,
Bis die Mühle borst in Trümmer;
Doch den kecken Reitersmann
Sah man von der Stunde nimmer.
Volk und Wagen im Gewühle
Kehren heim von all dem Graus;
Auch das Glöcklein klinget aus:
Hinterm Berg,
Hinterm Berg
Brennt's! —

Nach der Zeit ein Müller fand
Ein Gerippe samt der Mützen
Aufrecht an der Kellerwand
Auf der beinern Mähre sitzen:
Feuerreiter, wie so kühle
Reitest du in deinem Grab!
Husch! da fällt's in Asche ab.
Ruhe wohl,
Ruhe wohl
Drunten in der Mühle!

TOBIAS HUMBRUGKS VERWANDLUNG

Von Hanns Wohlbold Mit 4 Zeichnungen von Wilhelm Heise.

DER Herbstnebel lag wie ein dicker, gelbgrauer Rauch über der dämmerndenLandstraße, und an den schwarzen, feuchtglänzenden Zweigen der Chausseebäume hingen nur noch vereinzelt ein paar braune Blätter, die der letzte Sturm vergessen hatte, mitzunehmen.

Ich wollte Tobias Humbrugk besuchen, den ich seit mehr als drei Jahren nicht mehr gesehen hatte. Er bewohnte ein kleines Haus, das einsam und verloren zwischen den Wiesen lag. Wütendes Hundegebell kam aus der Nebelwand, ein schwacher Lichtschein dämmerte durch den rasch dunkler werdenden Abend, und ich hörte die hohe, schrille Stimme Susanna Humbrugks, die den tobenden Köter zur Ruhe verwies. Gleich darauf tauchte ein paar Schritte von mir entfernt die plumpe, massige Gestalt der Frau meines alten Freundes aus dem Nebel auf.

„Tobias zu Hause?" — fragte ich sie, als sie mich erkannt und wir uns begrüßt hatten.

„Er kommt wohl bald zurück. Treten Sie ein, er wird sich gewiß sehr freuen, Sie zu sehen."

Sie nötigte mich in die Stube und war von einer fast unterwürfigen Freundlichkeit, die mir an dieser Frau ungewohnt erschien. Ich kannte Susanna als ein äußerst mürrisches und beinahe bösartiges Weib. Tobias hatte mir einmal in seiner schüchternen Art gesagt, daß sie ihm das Leben eine Woche lang schwer machte, wenn er je einen Freund bewirtete. Nur eine dringende Einladung, die ich vor ein paar Tagen erhalten hatte, war die Veranlassung gewesen, daß ich heute hierher kam.

Susanna setzte Tee auf und brachte mir ein Abendessen, zu dem sie mich mit einer mir völlig neuen und ungewohnten Sanftheit nötigte.

Der Nebel war hinter mir her in die Stube gedrungen, und es schien, als kröche er durch jede Fensterritze herein. Um die große Lampe, die über dem weiß gedeckten Tische hing, lag er wie eine Dunstwolke, er ballte sich in den Ecken zu Schwaden und legte einen halbdurchsichtigen Schleier um alles, was in dem Raume war.

„Rauchen Sie!" — sagte Susanna, als ich gegessen und sie das Geschirr hinausgetragen hatte. Ich zündete eine Zigarre an, und dann goß sie mir Tee ein. Meine Neugier war wach geworden. Ich hatte die Empfindung, daß ich einem Rätsel gegenüberstand. Sie war eine große vierschrötige Frau mit einem auffallend kleinen Kopf und rohen, plumpen Zügen. Das schon leicht ergraute Haar lag wie angeklebt in dünnen Strähnen über der niedrigen Stirne. Jeder Zug des scharf geschnittenen Gesichtes verriet einen entschlossenen, herrschsüchtigen Charakter, aber es schien mir, als läge in dem Blick der wasserblauen Augen ein unsicheres Flackern, und die früher so resoluten Bewegungen der Frau waren nun langsam und müde. Susanna sah, daß ich sie beobachtete. Sie seufzte und setzte sich mir gegenüber an den Tisch.

„Es ist manches anders geworden bei uns, seitdem Sie zuletzt da waren" — sagte sie. — „Wissen Sie etwas davon?"

„Tobias schrieb mir nichts. Er lud mich nur ein, ich möge bald einmal herauskommen."

Ihre Blicke bohrten sich in die meinen.

„Sie wissen also wirklich nichts?"

„Gar nichts. Was ist passiert?"

„Haben Sie jemals etwas von Frank Hikopp gehört?" — Sie dämpfte die Stimme zu einem leisen Flüstern und sah sich scheu um.

Ich schüttelte verneinend den Kopf. Der Name war mir fremd.



Die graue Katze, die neben dem Ofen lag, stand auf, dehnte sich gähnend, sprang mit einem Satz auf den Tisch und setzte sich zwischen uns.

„Vor drei Jahren" — sagte sie — hat er sich in unserer Nähe ein Haus gebaut. Tobias kannte ihn schon irgendwoher, vor Jahren



O. Kray
Die sonderbare Stadt

einmal müssen sie sich getroffen haben. Seit Hikopp einzog, saßen sie fast jeden Tag beisammen.

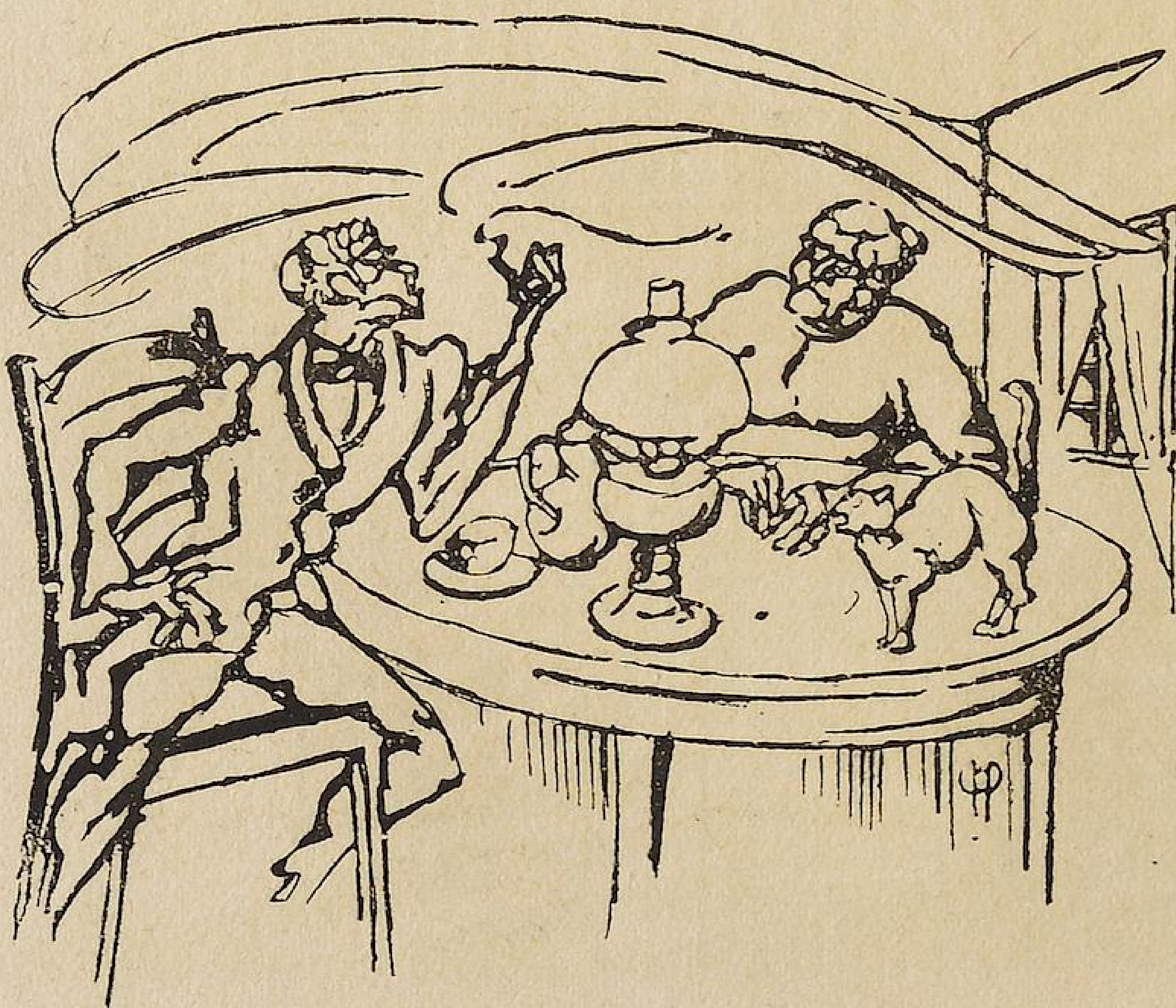
Er war ein schrecklicher Mensch, dieser Hikopp. Sie dürfen es mir glauben, ein roher Kerl, ein Gewaltmensch und ein Trinker. Jahrelang hatte er sich im Orient herumgetrieben. Satanskünste — sie bekreuzte sich — hat er dort gelernt. Mein Mann war wie fasziniert von ihm, und ich merkte sehr bald, daß Hikopp den denkbar schlechtesten Einfluß auf ihn hatte. Sie kennen Tobias und wissen, was für ein Mensch er war; fügsam wie ein Lamm und immer geduldig. Nie hörte ich von ihm ein böses Wort, auch wenn ich selbst einmal etwas heftig und ungeduldig war, so blieb er still und suchte mich nur zu beruhigen."

Sie sah mich an und ich nickte nur. Ich wußte, was für ein Lamm Tobias wirklich gewesen war, und was er von diesem Drachen erduldet hatte. Er muckte nie auf. Mochte er auch innerlich kochen, er wagte kein Wort des Widerspruches. —

„Einen schlechten Einfluß hatte dieser Holländer auf den sanften Menschen. Tobias war bisweilen wie verwandelt. Er fing an, ein unordentliches Leben zu führen, und wenn ich ihm das verwies, so murrte er. Tobias Humbrugk! Halten Sie das für möglich?"

Ich schüttelte nur schmerzlich bewegt den Kopf. Ich hielt es wirklich nicht für möglich. Dazu hatte ich hier zu viel mit angesehen.

„Nun, so hören Sie weiter. Es war alles noch erträglich, bis zu der Nacht, in der Frank Hikopp starb. Vor einem Vierteljahr ist das passiert. Einen Tag lag er nur krank und dann



war es mit ihm zu Ende. Und damals ist das Entsetzliche passiert."

Wieder schwieg sie, als wenn die Erinnerung sie überwältigte.

„Was geschah da?" — fragte ich sie.

Sie sah mich einen Augenblick an mit dem alten, bösen Blick, den Tobias so sehr gefürchtet hatte, daß er weiches Wachs in ihren Händen war. Aber dann senkte sie die Lider, und ihre Stimme, die sich vorher schrill erhoben hatte, sank von neuem zu einem Flüstern herab.

„Hören sie mich an" — sprach sie — „ich will ihnen genau erzählen, wie alles zuging. Es war noch im Sommer, aber wir hatten ein entsetzliches Wetter mit Sturm und Regen. Eines Abends hatte mein Mann bei Hikopp drüben gezecht, es gab zwischen uns eine schreckliche Szene, als er nach Hause kam. Am nächsten Tag schloß er sich von früh bis abends in sein Zimmer ein, und erst am Abend ging er heraus, als Hikopp sagen ließ, er sei krank. Er bat Tobias, sofort zu ihm zu kommen, und mein Mann ging auch sogleich hinüber. Ich wollte Einwände dagegen erheben, da ich alles für ein abgekartetes Spiel hielt, aber er hörte nicht auf mich, und schien nicht übel Lust zu haben, es auf eine neue Szene ankommen zu lassen. Er war damals schon von Hikopp gegen mich aufgehetzt. Ich wartete bis Mitternacht. Als Tobias dann noch nicht zurück war, ging ich selbst, ihn zu holen. Ich hatte nur den einen Gedanken, daß ich meinen Mann den Händen dieses Satans entreißen müsse. So ging ich also bei Nacht und Sturm über die Felder, und als mich drüben der Diener — es war ein Schwarzer, den Hikopp mit aus dem Orient gebracht hatte, nicht in das Haus lassen wollte — schob ich ihn einfach auf die Seite und ging über die Treppe hinauf in die Stube, in der dieser Mensch angeblich krank lag. Ich hatte kaum einen Blick auf den Holländer geworfen, da sah ich schon, daß doch etwas an der Sache war. Mein erster Eindruck war der, daß Hikopp im Sterben liege. Mein Mann hielt den Zeigefinger auf die Lippen, als ich eintrat, und deutete mit der anderen Hand auf den Holländer, der mit geschlossenen Augen in einem hochlehnigen Stuhl saß, und dessen Gesicht schon wachsbleich war. Eine kleine Lampe brannte neben ihm und verbreitete nur eine

ganz schwache Helligkeit in der großen niedrigen Stube.

„Es geht ihm sehr schlecht" — flüsterte mir Tobias zu.

Ich muß gestehen, daß ich mich darüber freute, denn wenn der Alte starb, — so dachte ich damals wenigstens — waren alle die Schwierigkeiten mit meinem Manne, die ich so sehr fürchtete, aus der Welt geschafft.

„Ich werde bei ihm wachen" — sagte mein Mann — „er hat mich darum gebeten, ich soll bei ihm bleiben, bis es zu Ende mit ihm ist. Er weiß, daß er sterben wird."

Ich stand unschlüssig, ob auch ich bleiben solle, und es fiel mir auf, daß in der Stube ein seltsamer Geruch herrschte. Er hatte etwas durchdringend Süßliches und doch zugleich Scharfes. Mir ist es unmöglich, ihn mit irgend etwas zu vergleichen, was ich jemals gerochen hatte. Zugleich sah ich, daß vor meinem Mann ein Kelchglas auf dem Tische stand, das fast geleert war. Nur zwei Finger breit etwa stand noch über dem Boden des Glases eine mattblau schimmernde Flüssigkeit, und mir wurde klar, daß diese es war, von der der Geruch ausging.

Tobias hatte nach den paar Worten, die er bei meinem Eintreten sagte, nichts weiter gesprochen, und jetzt sah er mich mit einem glasigen, geistesabwesenden Blick an, der so seltsam war, daß mir das Herz schneller schlug. Ich empfand dumpf, daß hier etwas vorging, was entsetzlich war, und daß es sich um noch etwas anderes als allein um den Tod dieses Frank Hikopp handelte, der mir ganz gleichgültig gewesen wäre. Es war in dem Zimmer so still, daß man nichts hörte als das Ticken der Wanduhr und die schweren, kurzen Atemzüge des sterbenden Holländers. Draußen klatschte der Regen an die Fensterscheiben, und ein wilder Sturm rüttelte an ihnen. Fauchend und heulend wie ein wildes Tier, tobte er um das einsame Haus und mit immer neuer Wucht wiederholte er seine Angriffe. Einmal schien es, als ob er innehalte, wie wenn ihm der Atem ausgegangen wäre. Da hob Frank Hikopp plötzlich die schweren Augenlider und sah mit einem langen Blick zu mir herüber. Ich wußte, daß mich der Alte gehaßt hatte, seitdem er mich kannte, einmal war es sogar zu einer bösen Auseinandersetzung zwischen uns gekommen, als er mir vorwarf, ich beraubte meinen Mann seiner Freiheit. Damals hatte ich in seinem Gesicht einen Zug des Hasses gesehen, wie sonst noch nie bei einem Menschen — aber das, was ich jetzt sah, war noch mehr. Er sah mich an wie der Satan, und einen Augenblick glaubte ich, er sei überhaupt nicht krank. Sein massiges und doch scharf geschnittenes Gesicht — o Herr, was war das für ein Gesicht! Es verfolgt mich noch jetzt oft im Traum — war wie aus Stein geschnitten, und die großen grauen Augen, die ein wenig hervorstanden, glänzten und sahen mich voll, durchdringend an. Dann nickte er mir zu, als ob wir immer die besten Freunde gewesen seien und lachte. Er lachte wirklich, aber so, daß mir das Blut in den Adern stille stehen wollte.

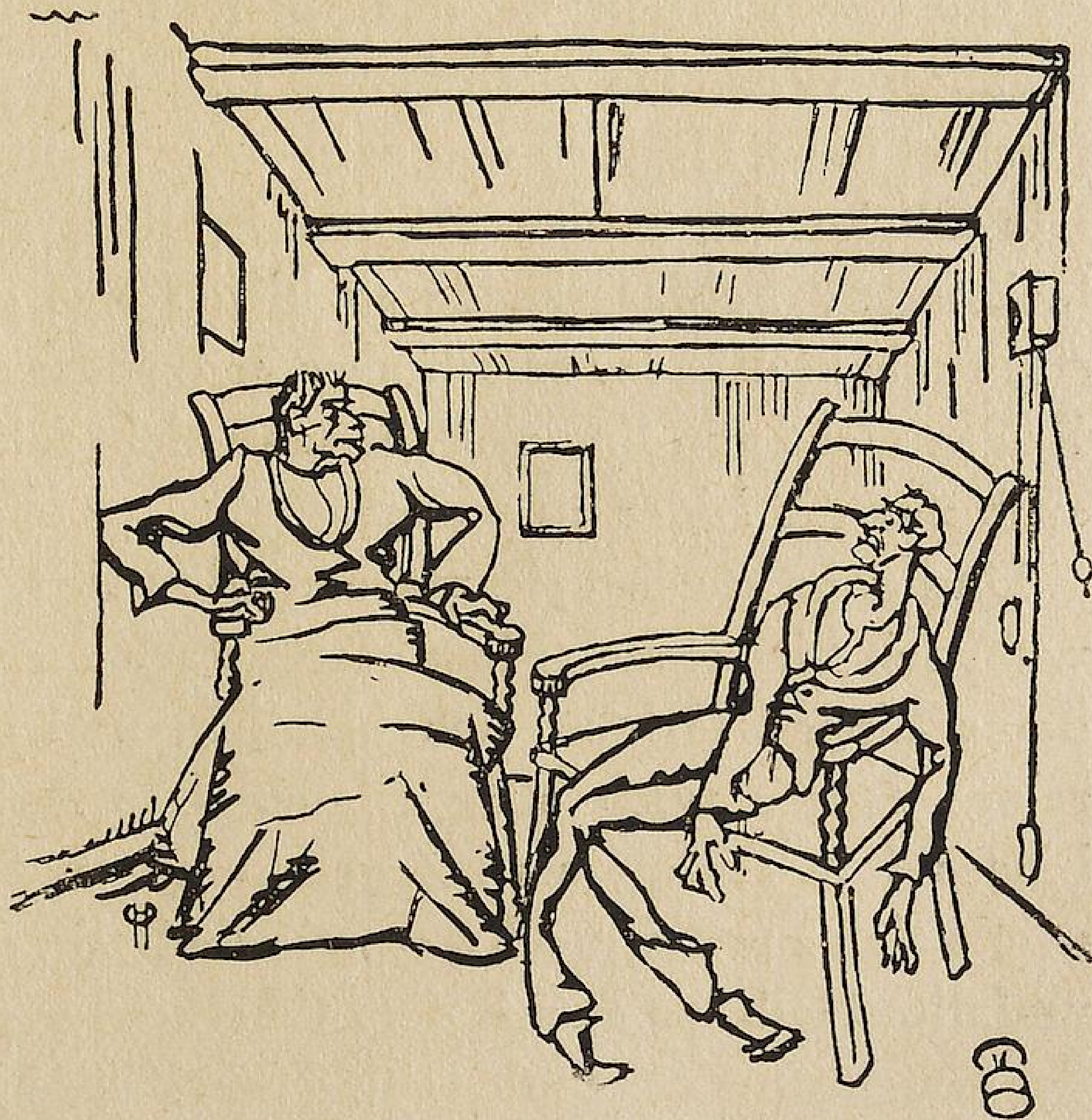
Der Sturm draußen brach mit neuer Wucht los und stieg pfeifend durch den Schornstein herab.

„Ich werde dich zähmen, Susanna Humbrugk" — sagte er grinsend mit seiner harten Stimme, die ich immer gefürchtet hatte, wenn ich mir das auch nie merken ließ, — „denk an mich, Susanna, wenn ich gestorben bin."

Der Zorn übermannte mich wie noch nie. Ich vergaß, daß ich doch einen Sterbenden vor mir hatte.

„Was soll das?" — fuhr ich auf — „was für eine elende Komödie spielt ihr mir vor, ihr Trunkenbolde. Sie sind betrunken, Hikopp, und Sie sind zynisch genug, den Sterbenden zu spielen, nur um ein wehrloses Weib beschimpfen zu können. Nehmen Sie sich in Obacht vor mir."

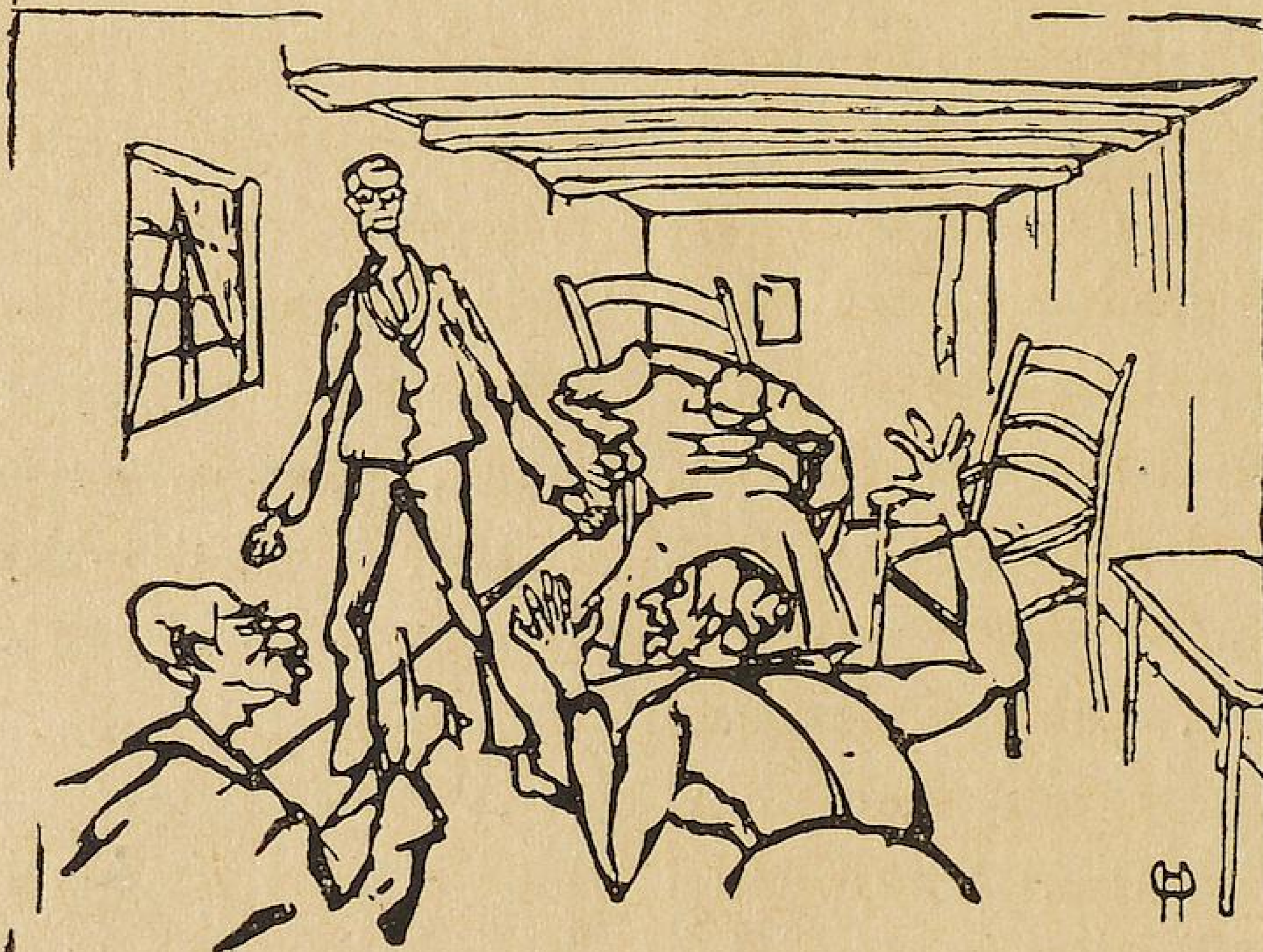
Mein Mann sah mich entsetzt an, denn ich



hatte vor Zorn diese Worte laut geschrien, und nun winkte er mir zu, ich solle schweigen, und zugleich wollte er aufstehen. Aber er schob nur den Oberkörper etwas nach vorn, und dann tastete er mit den Händen in die Luft, als wolle er nach einer Stütze greifen. Sein Gesicht wurde plötzlich aschfahl, und ich glaubte zu bemerken, daß ihm der Schweiß auf der Stirne stand.

Ich schrie laut auf, denn ich glaubte nicht anders, als daß der alte Hallunke, Frank Hikopp, meinen Tobias mit dem Teufelsgetränk, das durch die ganze Stube stank, vergiftet hätte. Ich wollte zu ihm eilen, um ihm zu helfen, doch ein furchtbarer Blick des alten Holländers bannte mich auf die Stelle, an der ich stand, so daß ich wie gelähmt war und vor Angst kein Glied zu bewegen vermochte.

‚Trink aus!' — sagte Hikopp in einem Ton, der mich erzittern ließ, mein Gatte gehorchte dieser Aufforderung wie ein Automat.



Frank Hikopp richtete sich in seinem Stuhl empor, als er sprach, aber jetzt war er plötzlich mit seiner Kraft zu Ende. Er fiel wie ein Sack in die Kissen zurück, seine Fäuste umklammerten die Stuhllehnen, sein graues Haar schien sich zu sträuben, und sein Atem ging stoßweise. Aber er schloß die Augen nicht, obwohl er wachsbleich wurde, sondern er starrte mit einem festen Blick in das Gesicht meines Mannes. Wenn ich mich jemals im Leben gefürchtet habe, Herr, so war es in dieser Minute. Die Blicke der beiden Männer krallten sich ineinander, Tobias wurde so bleich wie der sterbende Holländer selbst, aber er wandte die Augen nicht von ihm weg, er war nicht fähig, auch nur die Lider zu senken.

Und dann starben sie, starben alle beide, so wahr ich hier stehe. Mein Mann starb zuerst. Seine Lippen färbten sich bläulich, und aus seinen Augen wich aller Glanz. Die Arme hingen ihm schlaff am Körper herab, und er neigte sich zur Seite, schwer wie ein Sack, der umfällt. Halb lag er mit dem Oberkörper auf der Seitenlehne des Stuhles, und sein Kopf hing auf die Brust. Ich schrie, so laut ich konnte, und rannte zur Tür. Mein letzter Blick, ehe ich sie öffnete, galt noch dem Holländer, mit dem es ebenfalls sehr rasch zu Ende ging. Auch er war eigentlich, soviel ich sehen konnte, bereits tot, aber seine Augen lebten noch, die Augen ganz allein, die mit einem furchtbaren Blick meinen Mann umkrallten.

Mein Schrei rief die Dienerschaft herbei, ich vernahm eilige Schritte auf der Treppe. Mir war übel vor Grauen, ich verlor fast das Bewußtsein, und um mich drehte sich alles im Kreise. Aber ich überwand diesen Anfall von Schwäche sehr schnell. Noch ehe der schwarze Sklave des Alten die Treppe ganz heraufgekommen war, hatte ich mich wieder so weit erholt, daß ich stehen konnte.

‚Kommt' — rief ich — ‚kommt schnell, sie sterben, alle beide.'

Und dann glaubte ich, es müsse mich der Schlag rühren. Denn mein Mann, der eben noch tot gewesen war — ich schwöre Ihnen, Herr, er war wirklich gestorben — mein Mann stand aufrecht mitten in der Stube und sah mich an. Ich schrie ein zweites Mal vor Entsetzen, denn, Herr, es war Frank Hikopps Blick, mit dem mich Tobias ansah. Sie kannten Tobias Humbrugk, und sie wissen, was für ein Mensch er war, sanft und schüchtern wie eine Taube. Er zuckte bei seinem lauten Wort zusammen, und er redete immer nur mit gedämpfter Stimme, besonders, wenn er mit mir sprach. Er hatte Respekt vor mir, Sie wissen das. Aber in diesem Augenblick war er ein ganz anderer. Der kleine, magere Mensch schien um einen Kopf gewachsen zu sein und mit zwei Schritten stand er dicht vor mir.

‚Willst du wohl ruhig sein' — schrie er mir ins Gesicht. — ‚Willst du ein Ende machen mit dem Gekreische, oder, bei Gott, du kannst es erleben . . . .'

Er vollendete den Satz nicht, aber es lag ein derart entsetzlicher Ausdruck in seinem Gesicht, daß ich zurückprallte und ihm kein Wort zu erwidern wagte.

Denn plötzlich wurde mir klar, daß etwas Furchtbares passiert war. Ich begriff alles in dem Augenblick, als der schwarze Sklave, der dem Holländer immer bei seinen Teufelskünsten geholfen hatte, mir höhnisch ins Gesicht grinste. Ich wußte nun, was sie getan hatten. Frank Hikopp hatte meinem Mann den Körper gestohlen. Mit dem widerlichen Gebräu, das die Stube verpestete, trieb er Tobias aus dem Leibe heraus, und in dem Augenblick, als Tobias Humbrugk so starb, starb auch der Holländer und ging in den anderen hinüber. Er schlüpfte in Tobias hinein, so wie man in einen neuen Rock schlüpft. Wollen Sie etwa darüber lachen, Herr?"

Sie holte, von der Erinnerung überwältigt, tief Atem und wischte sich den Schweiß von der Stirne.

Mir war durchaus nicht zum Lachen zumute. Mich fröstelte, plötzlich merkte ich, daß es eisig kalt in der Stube war. Das Feuer im Ofen war ausgebrannt, und der Nebel, der noch immer durch die geschlossenen Fenster eindrang, lag um uns wie eine graugelbe Wolke, die alle Umrisse fast verwischte. Die Katze saß noch immer vor mir auf dem Tisch und sah mir mit ihren funkelnden Augen ins Gesicht, als wolle sie mich fragen, ob ich auch alles das, was wir soeben vernommen hatten, für möglich hielte.

In diesem Augenblick dröhnte draußen im Hausflur ein Schlag, der das Gebäude in seinen Grundfesten erzittern ließ.

„Um Gotteswillen, er kommt" — flüsterte mir Susanna zu. — „So wie Sie es eben gehört haben, pflegt er die Türen ins Schloß zu werfen . . . ."

Sie sagte nichts weiter, denn mein alter Freund stand in der offenen Stubentüre. Wie eine Rauchwolke wälzte sich um ihn her und hinter ihm der Nebel in die Stube herein und verhüllte vollends alles, was vorher noch deutlich gewesen war. Die Katze stieß einen kläglichen Schrei aus und sprang vom Tische, um hinter dem Ofen zu verschwinden.

Tobias Humbrugk schien in der Tat gewachsen zu sein, seitdem ich ihn das letztemal gesehen hatte. Ein grauer Stoppelbart, den er früher nicht getragen hatte, sträubte sich um sein mageres Gesicht.

„Was schwatzest du hier, anstatt in der Küche nach dem Rechten zu sehen", schrie er die Frau an. Susanna verschwand wortlos und sah scheu an ihrem Mann vorüber.

Ich hatte mich erhoben. Es war mir, als wenn ich davonlaufen müßte.

Tobias sandte einen triumphierenden Blick hinter seiner Gattin her und streckte mir beide Hände entgegen.

„Bleib hier" — sagte er — „und laß uns von alten Zeiten reden."

Er war plötzlich der alte Tobias, den ich gekannt hatte, und klopfte mir lachend auf die Schulter.

„Sie hat dir erzählt, was passiert ist, du weißt von Frank Hikopp und von dem scharfen Trank?"

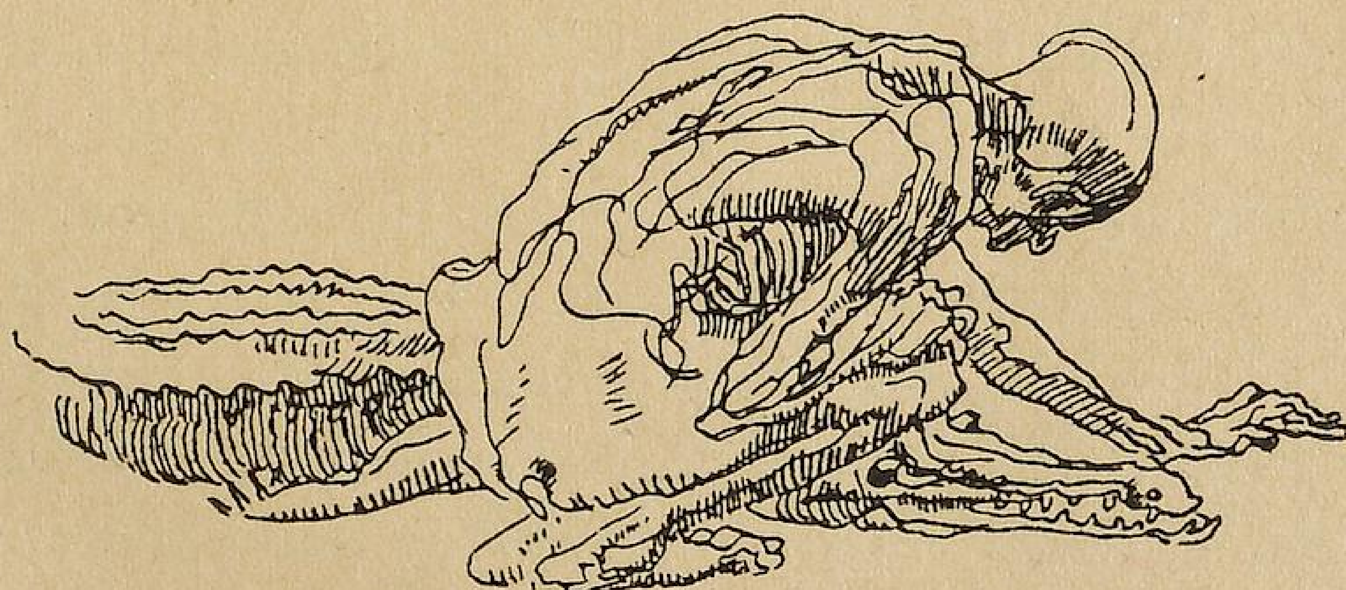
Ich nickte nur.

„Es war der große Moment meines Lebens," — sagte er — „der Moment der Erleuchtung. Hikopp war der edelste Mensch unter Gottes Sonne und ein großer Psychologe." — Und dann rief er wild in die Küche hinaus nach einer Flasche Wein.

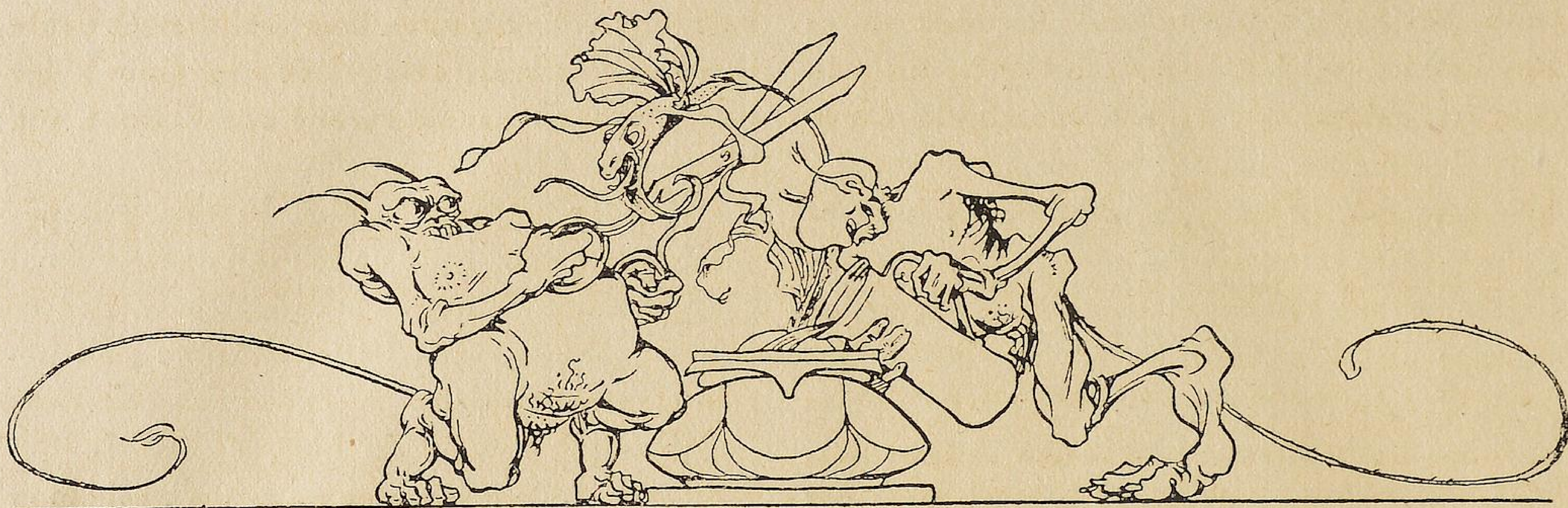
Draußen klirrten schon die Gläser.

„Wir wollen die Flasche der Erinnerung Frank Hikopps weihen" — sagte Humbrugk, als er einschenkte.

Ich tat ihm Bescheid, aber ich wußte nicht, was das alles zu bedeuten hatte.



Heinrich Kley



DAS TREIBHAUS

WUNDERLICHES UND ABSONDERLICHES

Die Voisin (Zauberin, Wahrsagerin, Giftmischerin) bekam Geständnisse aller Art zu hören. — Bald waren es die seligen Träume junger Verliebter, die heiß vor Erregung zu ihr eilten oder ihr herzbewegliche Briefe schrieben, um das Ende ihrer Qualen zu erlangen, flehend, sie möge das harte Herz der Geliebten erweichen oder den Widerstand eines grausamen Vaters brechen. Dann wieder war es die zähe, sinnliche Leidenschaft reifer Frauen, die sich an den Geliebten, der sie um jüngerer, frischerer willen vernachlässigte, festklammerten. Endlich die Liebe ehrgeiziger, nach Glanz und Größe dürstender Frauen, die uns zu den Greueln der schwarzen Messe führt.

Bei diesen grauenvollen Vorgängen wurde die Voisin von einem alten, schielenden Priester mit rotem, gedunsenem Gesicht, auf welchem sich dicke bläuliche Adern kreuzten, dem schrecklichen Abbé Guibourg, unterstützt. Einstmals Armenpfleger des Grafen Montgomry, war er damals Sakristan von Saint-Marcel in Saint-Denis. Er las die Messe nach kirchlichem Ritus, mit dem Chorhemd, der Stola, der Armbinde bekleidet. Diejenigen, auf deren Leib die Messe gelesen wurde, lagen völlig entblößt auf einem als Altar dienenden Tische, mit ausgestreckten Armen, in jeder Hand eine Kerze haltend. Manchmal zogen sie sich nicht aus, streiften nur ihre Kleider bis an den Hals hinauf. Den Kelch stellte man auf den nackten Leib. Im Augenblick der Opferung wurde ein Kind getötet, das Blut des sterbenden Opfers in den Kelch geträufelt, wo es sich mit dem Blute von Fledermäusen und anderen durch widerliche Manipulationen erhaltene Stoffe vermengte. Nun fügte man Mehl hinzu, um die Mischung dicker zu machen, welche alsdann die Form einer Hostie erhielt und in dem Momente, da während des Meßopfers Gott auf den Altar niedersteigt, geweiht wurde. Die Schilderung wurde nach den Verhörsakten von La Reynie zusammengestellt.

Die schwarzen Messen waren nicht die einzigen Gebräuche, deren Ritus Kindesopfer verlangte. Deshalb war auch der Verbrauch, den die Voisin und ihre Gevatterinnen, die Wahrsagerinnen, hatten, ein ungeheurer. (Brentano, „Giftmordtragödie", Zauberei im 17. Jahrhundert. A. Abels in H. Groß' Archiv 1916.)

*

Der Esquilin war der gewöhnliche Schauplatz der Beschwörungszenen und der magischen Opferungen. Jener Hügel diente als Begräbnisplatz für Sklaven, die man ohne Leichenkleid hier im bunten Durcheinander verscharrte; nachts hielt sich in dieser Einsamkeit des Todes kein lebendes Wesen auf, außer diesen, die hier einen Zufluchtsort fanden, und Zauberinnen, die da ihr düsteres Handwerk trieben. Am Ende des Esquilins, nahe bei der Porta Metia, hatte der carnifex, der Henker, sein Haus, umgeben von Galgen und Kreuzen, an denen Gerichtete hingen; eine ungeheure Statue des Priaps wachte ebenfalls über die abscheuliche und greuliche Stätte für sagae und Diebe. In der Regel kamen die sagae nur auf den Esquilin, um dort im Mondschein wunderkräftige Pflanzen zu pflükken, oder Haare und Knochen von Toten, oder Fett von Gehenkten zu holen. Aber auch Kindesopfer brachten sie dar. Man mußte sie für derartige Praktiken, an denen Menschenblut klebte,

teuer bezahlen, obschon ein Kindesleben in Rom nicht viel galt; aber das Kind, das man opferte, indem man es bei lebendigem Leibe begrub, mußte der Amme oder den Eltern geraubt werden, weil anders seine Leber und sein Mark nicht die rechte liebeerweckende Kraft hatte.

PHANTASTISCHE BÜCHER

An dieser Stelle zeigen wir an und besprechen neuere und ältere phantastische Literatur, graphische Blätter, Werke unserer Mitarbeiter usw.

Leopold Plaichinger, „Dämonen des Schweigens", Dreiländerverlag, München 1919. Alle Schauer der Stille, alles Furchtbare des Horchens in schweigende Leere wird lebendig, wenn man diese feinen und zarten und zugleich so plastischen Geschichten liest. Dem Lesenden — freilich nur dem Verstehenden — ersteht die wunderreiche Schönheit und heiße Erotik schweigender Stunden, jene zügellose Wildheit des Unbewegtseins, die nur die Wenigen empfinden, denen wahrhaftiges Liebesglück gegeben ist. Als das schönste dieser wunderfeinen Gebilde kleinmeisterlicher Kunst will mir die Studie „Das Meer" erscheinen. Die Erotik dieser ziselierten Worte ist von einer Sinnlichkeit, wie sie heißer nicht empfunden werden kann. Aus der Pracht des zaubervollsten aller Meere, dessen tagelanges, wellenloses Schweigen voll tiefster Schauer ist, und dessen Bewegtsein in der Wildheit des Sirokkos zu unerhörter Schönheit wird, schön wie die aufgewühlte Liebe einer reifen Frau, mag die Dichtung dieses Buches geboren sein Am Gestade der Adria, in dessen Felsen, die vor Sonne zittern, Pan noch einen Dichter schreckt und ihn zugleich liebt, denn er ist dieses Buches guter Geist. Birnitz.

Elisabeth Dauthendey. Erotische Novellen. Verlegt bei Schuster & Löffler, Berlin. In einem Dutzend fein geschliffener, kurzer Geschichten umkreist die bekannte Dichterin das weite Gebiet erotischen Erlebens. Sie sieht das Leben selbst, echt frauenhaft, ganz unter dem Gesichtspunkt der Erotik, die in den dunklen Teppich des Seins erst die Farbe webt. Mit besonderer Liebe geht sie dem ersten Erwachen erotischen Empfindens und dem ersten Sichgestalten erotischen Erlebens in Kinderseelen nach, in Seelen junger Mädchen, deren Sinne noch an der Grenze von Traum und Wachsein stehen, sie zeichnet mit gleicher psychologischer Sicherheit das Aufflammen der Leidenschaft dort, wo es das letzte Flackern der Lebensflamme überhaupt ist, wie bei dem Weibe, das in der Vollkraft des Daseins sein innerstes Wesen in der Liebe ausströmt, und dem sie die Erfüllung des Lebens selbst bedeutet. So sind die „Erotischen Novellen" eines jener Frauenbücher, die interessieren, weil sich in ihnen das Wesen der Frau, durch ein Frauentemperament gesehen, restlos enthüllt. H. W.

Eingesandte Bücher.

Fritz v. Ostini. Tat und Schuld. Roman. L. Staackmann, Leipzig 1919.
Hermann Wagner. Die Macht des Bösen. Roman. S. Rabinowitz, Leipzig 1919.
Erich Anzelewsky. Die Nachtmahr. Novellen. Georg Grote, Hannover.
Ella Triebnigg. Peter Rosegger und die Frauen. Leykam-Verlag, Graz.
Florence Huntley. Das Traumkind. Max Altmann, Leipzig 1914.
Paul Duysen. Das Martyrium eines Geistigen! Ein kleiner Roman. Konrad Hanf, Hamburg.
Ruth Margarete Roellig. Traumfahrt. Eine Geschichte aus Finnland. Iso-Verlag, Eisleben 1919.

AN UNSERE LESER!

Die dauernd steigenden Herstellungskosten zwingen uns, im neuen Jahrgang die Bezugspreise für unsere Zeitschrift zu erhöhen. Der erste Jahrgang, der noch zum alten Preise zu beziehen ist, schließt mit Heft 18 ab. Der neue Jahrgang beginnt im Januar und kostet

vierteljährlich . . . . M. 6.50
bei direkter Zusendung vom Verlag „ 7.10
Einzelheft . . . . „ 1.20
bei direkter Zusendung vom Verlag „ 1.30

„Der Orchideengarten" wird im neuen Jahrgang pünktlich alle vierzehn Tage erscheinen und im Laufe des Jahres innerhalb des Abonnements eine Anzahl von Sondernummern in verstärktem Umfang und mit buntfarbigem Inhalt aus bestimmten Gebieten der Phantastik bringen. Die Reihe der Sondernummern eröffnet Heft 3 als phantastische Faschingsnummer unter dem Titel „Gespensterball". Ihr folgt im April die nächste Sondernummer des neuen Jahrgangs unter dem Titel „Die Flohhatz".

DER ORCHIDEENGARTEN
SCHRIFTLEITUNG UND VERLAG

Bemerkungen der Schriftleitung.

Das Titelblatt zeichnete Lore Lepsius, die Leiste zum Treibhaus v. Schrom.

Verantwortlich: Für die Schriftleitung *Alf von Czibulka*, München. Für den Anzeigenteil *Hans Eberlein*, München. Herausgeber und verantwortlicher Redakteur für Österreich: *Hans Hofmann-Montanos*, Wien IV, Viktoriagasse 18. Druck: *Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn.*

Der Tod am Kemmel

Wahre Skizzen aus der Schlacht am Kemmel von

Adolf Sempf

„Es ist ein Roman der Seele .... Die Seele findet keine Befriedigung in der Konjunktur des Geschehens; sie schwankt und rennt in der Barriere von dem Gott der Erlösung und dem Satan der Qual. Der Satanismus nutzt die Konjunktur, das Geschehen, das Grauenvolle der Schlacht, er zeugt sie; der Gott der Erlösung fata-morganisiert als Verheißung und Triumphator über den Zusammenbruch satanistischer Willkür und Gewalt. Die Furie todeselementarer Gewalt rebelliert in anarchistischer Weise in dem Rahmen eines Kampfgeländeausschnittes und vergewaltigt und terrorisiert Seelen. Der Kampf einer Seele wird hier offenbar. Aber mit welchen Augen das gesehen und wie das geschildert worden ist, das ist gewaltig. Das Buch wird nie zur Kriegsliteratur gehören, aber es wird alle bildlichen Kriegsschilderungen in den Schatten stellen ... das Buch von der Seele des Kameraden! —“

Preis elegant gebunden M. 6.50

Zu haben in allen Buchhandlungen!

Kurt Viewegs Verlag, Leipzig

Postscheckkonto 50295



Jeder Gebildete muß Leser des „Gelben Blattes“ sein!
Erste Mitarbeiter!

Ein Jahrhundert München

Zeitgenössische Bilder und Dokumente 1800-1900

Gesammelt und herausgegeben von Georg Jakob Wolf

Diese aus den Quellen geschöpfte Zusammenstellung der unterhaltsamsten und merkwürdigsten Schilderungen, Berichte, Tagebuchblätter, Briefe, Memoiren, gemischt mit Zeichnungen, Radierungen und Gemälden, soweit sie die Stadt München und ihre Bewohner betreffen, gibt ein außerordentlich interessantes, kulturgeschichtliches Bild jener Zeit, in der München aus einer kleinen, wenig beachteten Stadt dank der weitblickenden Fürsorge der bayerischen Könige zur großstädtischen Kunstmetropole Deutschlands wurde. Münchner und Fremde kommen hier zu Wort, Enthusiasten und Spötter, Männer, denen die Stadt alles war, und andere, die geringschätzig an ihr vorübergingen, aber nur Zeitgenossen und Augenzeugen sprechen über die Menschen und Begebenheiten. So ist das Buch weder ein einseitiges Loblied noch ein Angriff auf München geworden, vielmehr ein sinnvoll zu einem wohlgerundeten Ganzen aufgebautes, buntes Mosaikbild, dessen Verständnis durch ergänzende Anmerkungen erleichtert wird.

180 zum großen Teil noch nie veröffentlichte Abbildungen,

vorwiegend Arbeiten von Heinzmann, Dorner, Dillis, Lebschée, Quaglio, Kraus, Heß, Adam, Kobell, Neureuther und vieler anderer bis zu Menzel und Lenbach schmücken den Band und geben eine Übersicht über die Entwicklung der Münchner Kunst in ihrer besten Zeit. Das auf gutes Friedenspapier gedruckte Buch kostet in

Pappband M. 25.–, Halbleinenband M. 27.–, Halbpergamentband M. 40.–

Prospekte mit Abbildungen stehen kostenlos zur Verfügung.

Franz Hanfstaengl / Verlag / München

In meinem Verlag erscheinen die zwei einander ergänzenden Zeitschriften:

DIE BÜCHERSTUBE

Herausgegeben v. Ernst Schulte-Strathaus

Sechs Hefte M. 20.—

und

DER GRUNDGESCHEUTE ANTIQUARIUS

Herausgegeben v. Carl Georg v. Maassen

Sechs Hefte M. 20.—

Die Zeitschriften zusammen M. 38.—, Einzelheft je M. 3.50

Während «Die Bücherstube» vornehmlich das «Buch an sich» und die gegenwärtige Literatur in den Kreis ihrer Betrachtung zieht, ist «Der grundgescheute Antiquarius» dem älteren Schrifttum und literarhistorischer Forschung gewidmet. Durch sachliche und unbestechliche Kritik ist «Die Bücherstube» für alle Bücherfreunde und Sammler ein treuer Berater und wird durch die Gediegenheit und Zuverlässigkeit ihres Gehalts bald das Vademekum der ernsthaften Bibliophilen werden. «Der grundgescheute Antiquarius» macht es sich zur Aufgabe, zu Unrecht Vergessenes zu neuem Leben zu erwecken, wertvolle Ergebnisse literarischer Forschung zu sammeln und Anregungen zu neuen wissenschaftlichen Aufgaben zu geben. Er wird dabei trotz wissenschaftlichen Ernstes stets amüsant und abwechslungsreich bleiben, so daß seine Lektüre nicht nur «denen Gelehrten», sondern auch «den mehr Einfältigen», sofern sie nur Sinn haben für Geschmack und Laune, ein erlesener Genuß sein wird. Außerdem hat er den Ehrgeiz, sich zu einem bibliographischen Nachschlagewerk von bleibendem Wert zu entwickeln.

Der Almanach der «Bücherstube»

auf das Jahr 1920

mit Umschlagzeichnung von Bruno Goldschmitt und Beiträgen von M. Pulver, A. Schaeffer, M. Krell, O. Zoff u. a.

Preis M. 2.—

HORST STOBBE VERLAG / MÜNCHEN 34

DIE ERDE Politische und kulturpolitische Halbmonatsschrift · HERAUSGEBER: WALTHER RILLA

„DIE ERDE“ kämpft für die Verwirklichung der Gebote menschlicher Vernunft im Aufbau eines schöpferischen Lebens. Sie wird nicht aufhören, die Revolution vorzubereiten, welche die neue, jeden Nationalismus und allen Grenzpfahlwahnsinn niederreißende Einigkeit und Einheit der Menschheit zu stabilieren hat. Sie ist: zusammengefaßter Ausdruck eines neuen, wahrhaften Kulturwillens, dessen Manifestationen in Politik, Literatur, Philosophie sie an der Seite des Proletariats gegen diese Gegenwart stellt als Signale der kommenden klassenlosen Gemeinschaft aller arbeitenden Menschen.

MITARBEITER:

Johannes R. Becher, Theodor Däubler, Otto Freundlich, Henry Guilbeaux, Otto Groß, Raoul Hausmann, Max Herrmann, Oskar Kanehl, Hermann Kesser, Kurt Kersten, Andreas Latzko, Pol Michels, Karl Otten, Wieland Herzfelde u. a.

URTEILE:

La Voix des Jeunes, Luxemburg: „Walther Rilla ist der machtvoll ungestüme Herausgeber einer politischen und kulturpolitischen Halbmonatsschrift „DIE ERDE“. Imperativ dieser Streitschrift: daß wir die Synthese Marx-Tolstoi verwirklichen und die Änderung im Raume erzwingen, die Wendung, der das gottheitliche Reich morgen seine Entfaltung verdanken wird.“

La Feuille, Genf: «Une nouvelle revue qui représente un caractère vif et intransigeant, tout en maintenant étroitement la note spirituelle, est redigée par Walther Rilla: «La Terre». En peu de temps, ce jeune pamphlétaire a acquis la confiance de tous, car il est adroit et son verbe est aussi sur que fin: qualités rares chez un journaliste allemand.»

Der Zwiebelfisch, München: „Eine der durchaus wertvollsten radikalen Zeitschriften. Klar im Urteil, unbestechlich, gradlinig in der Verfolgung der revolutionären Ziele, von vernichtender Schärfe in der Satire. Flammen im Herzen, doch kühlen Verstandes, predigen die Genossen dieser kleinen Gemeinde die Religion der Befreiung.“

Carl Sternheim: „„DIE ERDE“ ist neben der „Aktion“ das einzige nicht nur aufklärende, sondern geistig bedeutende Blatt.“

Einzelheft 1 Mark, Quartalsabonnement 5 Mark Vierteljährlich 6 Hefte

Man abonniert durch die Post, die Buchhandlungen, oder direkt beim

Verlag „DIE ERDE“, Berlin-Halensee, Markgraf-Albrecht-Str. 6

E. Plaichinger-Coltelli

RADIERUNGEN

Die Befreiten 30 M. — *Artisten* 80 M. — *Teichnymphe* 45 M. — *Bauernblumen* 50 M. — *Mondnacht* 60 M. — *Bayrischer Bauer* 40 M. — *Beklemmung* 40 M. — *Geschwister* 40 M. — *Unersättliche* 50 M. — *Tanzstudie* 40 M. — *Dämmerung* 40 M. — *Gewitterschwüle* 50 M. — *Traum* 30 M. — *Berggespenster* 40 M. — *Frauen am Wasser* 60 M. — *Werbender Faun* 40 M. — *Mersburg* 50 M. — *Ekstase* 80 M.

Diese Radierungen ziehen vorbei wie der Flug fremder Vögel über faunisch-beseelten Landschaften. Plaichinger-Coltellis in Gesichten dichtende Phantasie wohnt im Mondänen, wandert durch Berge und Auen und erklimmt in grandioser Vertikale die Gipfelhöhen des „Zarathustra“. Fülle des Lebens gießt sie in ihre Begegnungen und läßt den Geist einer großen Renaissance erstehen.

Dreiländerverlag / München

Wer sein Zeichentalent

und seinen künstlerischen Geschmack verwerten, wer Maler oder Malerin, Bildhauer, Architekt, Kunstgewerbler werden will, oder wer als Künstler und Kunstgewerbler neue Erwerbsmöglichkeiten sucht, versäume nicht, **„Das Buch der kunstgewerblichen und künstlerischen Berufe“ von Herm. Widmer**, 3. Auflage. (Mit zahlreichen Abbild. Preis gebd. M. 10.40, Geschenk-Ausgabe M. 13.—) zu kaufen. Glänz. begutachtet und warm empfohlen von den Prof.: Eugen Bracht, Peter Behrens, Ludwig Dettmann, F. Kallmorgen, Br. Möhring, Herm. Prell, F. v. Stuck, Hans Thoma, Anton v. Werner, H. v. Zügel u. viel. anderen ersten Künstlern. Verlag Georg Siemens, Berlin W 57/0

Anzeigen-Vertreter

sucht Dreiländerverlag, München

Papier-Abfälle

Zeitungen · Bücher · Akten Geschäftsbücher kauft zu reellen Markt-✶ Preisen ✶ auch von auswärts

Adolf von der Heiden

München, Oberanger 44

Fernsprecher Nummer 55585

Privatdrucke, Phantastische Literatur, Seltene Bücher, deutsch u. französisch, sowie **ganze Büchersammlungen kauft** zu reellsten Preisen

Hubers Antiquariat

München ✶ Rosental 7

Telephon 24798

Okkultismus

Aberglaube. Alchimie. Astrologie. Chiromantie. Somnambulismus. Magie. Mystik. Spiritismus. Theosophie.

Bücher, besonders alte, über diese Gebiete zu **kaufen** gesucht. Br. unter **„Mystik“** an die Expedition ds. Bl.

Sie rauchen zu viel!

„Rauchertrost“-Tabletten (ges. gesch.) ermöglichen, das Rauchen ganz od. teilweise einzustellen. Unschädlich! 1 Schachtel M. 2.—, 6 Schachteln M. 10.— frei Nachnahme [O 68

Versand Hansa, Hamburg 25 | 177

Nicht nur ich

[176 sondern

auch Sie

haben Bedarf an Schutzmitteln gegen Ansteckung u. Artikeln für die Gesundheitspflege. Interess. Prospekt frei. Diskreter Versand. Alfred Georg Grimm, Ulm a. D. 15 N

PYTHIA-VERLAG / ROSTOCK i. M.

Im obigen Verlag ist erschienen:

Totenreigen

7 Mysterien des Grauens

Von W. Klotz [169

Ein zweiter Edgar Allan Poe!

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlag



Täglich **120 000** Auflage

Größte Platzverbreitung ✶ Beliebtes Familienblatt!

Täglich reichhaltige Sport-, Alpine- und Verkehrsnachrichten

Gut unterrichtender Handelsteil ✶ Wöchentliche Filmzeitung

Hervorragendes Werbemittel für Handel und Industrie

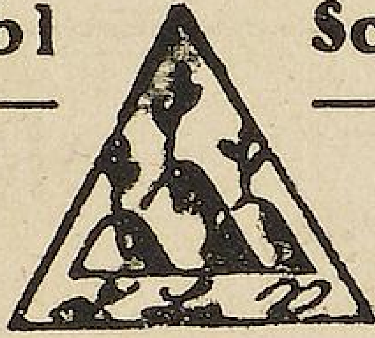
Bevorzugtes Blatt für Familien- u. Gelegenheits-Anzeigen

Hauptgeschäftsstelle: München, Bayerstraße 57—59 ✶ Fernsprecher 50501—50509

Text / Tafel fehlt im Original –
wir bemühen uns um einen Ersatz.

This page is missing in the original.

Der Orchideengarten
Phantastische Blätter
Herausgeber Karl Hans Strobl Schriftleiter Alf von Czibulka



Erster Jahrgang Achtzehntes Heft

DER ERBLINDETE

Die elfte Erzählung aus der Sukasaptati. Übertragen von Hilde Supan.

EINST trat im Lande Virata zur Unzeit die Regenzeit ein, und die Flüsse dort machten ihrem besonderen Namen „Uferfortspüler" alle Ehre. In dieser Wasserflut schwimmend, kam eine Schlange einher; sie war ganz ermattet, ihr Leib war untergesunken, und nur ihr Kopf ragte aus dem Wasser. Da schwamm ein Frosch herbei und setzte sich auf ihre Haube. Die Schlange verhielt sich ruhig, denn es war keine Kraft mehr in ihr. Eine Lerche, die am Ufer des Flusses ihre Wohnung hatte, erblickte die Schlange, die den Frosch auf dem Kopfe trug, und lachte. Die Schlange, als sie den Vogel lachen sah, erhob ihre Stimme: „Warum lachst du, Lerche?" Der Vogel entgegnete: „Ich brach in Lachen aus, da ich solche Verkehrtheit sah." Jene sprach: „Was gibt es hier Verkehrtes?" Da rief der Vogel: „Für euch Schlangen sind die Frösche ein Nahrungsmittel, wenn nun ein solcher auf deinem Kopfe festsitzt, so muß sich das Gesicht zum Lachen verziehen!" Da sprach die Schlange:

„Was lachst du, Lerche? Durch Schicksalsfügung kann wohl eine Schlange zum Reittier für einen Frosch werden, so gut ein Brahmane durch Schmelzbutter blind wurde." Darauf erhob die Lerche ihre Stimme: „Erzähle die Geschichte von dem Brahmanen, der durch Schmelzbutter erblindete!" Die Schlange erzählte:

„„In der Brahmanenkolonie Brahmapura lebte ein Brahmane namens Ksemamkara; dessen Frau war sehr unbeständig. Er jedoch besaß eine erprobte Festigkeit gegen die Wunden, die der Blumenpfeilregen des strahlenden Liebesgottes schlägt. Sein Herz war gefeit gegen die Schmerzen und Wonnen des Liebesspiels, das die Quintessenz der Welt ist.

Aber als Ehemann jener Frau erfüllte er bei ihr die ehelichen Pflichten nicht; er reihte alle möglichen Festtage aneinander, indem er sagte: Heute ist Neumondsnacht, Vollmondsnacht, Zehnter, Elfter, Achter, Weltanfang, Manuperiodenanfang, Eintritt der Sonne in ein neues Sternbild, Vierter usw. So gab es im Laufe des Monats keine Gelegenheit, der Liebe zu dienen, und niemals ward ihr Verlangen nach Liebesgenuß gestillt.

Einst nun dachte sie in ihrem Sinn: „In einer Welt geboren, in welcher der Sinnengenuß als das Beste gilt, habe ich doch noch niemals Lust genossen. Tag um Tag entschwindet meine Jugend, ohne daß ich den süßen Trank der Wollust genieße. Dann wird eiligen Schrittes das Alter herankommen! Und sagt man nicht:

Reisen läßt die Männer altern, Stillstehen die Rennpferde; Mangel an Liebesgenuß die Frauen und Beschälen die Hengste!"

So sprach sie und begann Unzucht zu treiben. Das bemerkte nach einiger Zeit ihr Gatte, der Brahmane, aber er verhielt sich stille. Jegliches Mittel, auch ein unbilliges, ist recht zur Vermeidung des Liebesbesuches, der voll von Erregungen ist. Die Dinge sind vom Gelingen gekrönt, die unternommen werden in der Erkenntnis der eigenen Befähigung, ungehemmt vom Wunsche nach Erfolg und unter Meidung von Mitteln, die der Verstand tadeln muß.

So ließ also jener Brahmane, wenn er sich auch schämte, die Zeit verstreichen. Er schmückte sich mit Schweigen in dem Gedanken, er werde doch siegen, seinen Verstand glänzend offenbaren, das Glück wiederfinden und geläutert hervorgehen.

Sein Weib verachtete ihn von Herzen und reichte ihm weder Essen noch Trinken! Nicht einmal Wasser oder einen Hauch Reis erhielt er mehr von ihr. So kam es, daß er bald nur noch aus Haut und Knochen bestand. Seine Beschäftigung währte hauptsächlich in dem Spiel mit dem bloßen Gedanken: „Wenn meine Körperbeschaffenheit es ermöglichte, würde ich die beiden da schon lehren!" So lebte er Tag für Tag in großer Sorge.

Nun hegte jene unzüchtige Frau eine besondere Verehrung für die Mayavati: als die Zeit der Anbetung gekommen war, ging er am Festtage der Göttin schon vor seinem Weibe nach dem Tempel und trat hinter die Bildsäule der Gottheit, so daß er dort ungesehen weilen konnte. Bald kam die Frau; um die Göttin gnädig zu stimmen, trug sie in den Händen alles, was zu einem glückverheißenden Gottesdienste notwendig ist; sie brachte der Mayavati mit Wohlgerüchen, Verehrung und Lampen eine sechzehnfache Anbetung dar und weilte dann einen Augenblick vor ihr, die Augen in Andacht geschlossen. Da sprach der dahinter befindliche Mann: „Du erste unter meinen Verehrern, da ich deine eifrige und große Liebe zu mir bemerkt habe, bin ich dir gnädig gesinnt. Darum sprich den Wunsch aus, den du im Herzen hegst!" — Als sie das gehört hatte, warf sie sich nieder und pries die Göttin: „Mutter, du bist meine Herrin, die Oberkönigin der Stadt Alaka; du erfüllst die Wünsche deiner Diener, die sich dir ganz erschließen können. Bei deinen Verehrern gibt es keine Kälte der Sinne; durch Gebete gnädig gestimmt, läßt du das Schicksal der Menschen sich glänzend entfalten." — So pries sie die Göttin und nannte dann ihren Wunsch: „Wenn du gnädig gesinnt bist, dann lasse meines Gatten Augen seine Umgebung nicht mehr erkennen." — Die Göttin antwortete: „Wenn du es wünschest, will ich ihn in die andere Welt befördern!" — Jene sprach: „Er darf die Fähigkeit nicht mehr behalten, zu sehen, wie ich mich über sein Beobachten ängstige. Seine Augen dürfen keinen Gegenstand mehr erkennen." — Darauf antwortete die vermeintliche Gottheit: „Ich, die Göttin, die in List lebt, werde bewirken, daß seine Augen den Glanz der Pupille und andere Eigenschaften behalten; aber wenn auch all und jedes gute Aussehen der Augen bestehen bleibt, wird doch in seinen Augen ein heftiger Schmerz entstehen; und das Erkennen der Gegenstände wird allmählich aufhören." — Darauf neigte sich die Frau wiederum vor ihrer Herzensgöttin, und weiter sprach diese zu ihr:

„Du Oberhaupt unter meinen Verehrern, handle wie ich dir sage: Gib ihm zu seiner Sättigung alle Tage andere Speisen, dann werden seine Augen ganz von selbst erblinden."

Nachdem ihr diese Gnade geworden, ging sie hocherfreuten Herzens und gefestigt in ihrem Entschlusse nach ihrer Behausung. Sorgsam kochte sie einen Milchreis; in diesem Augenblick kam der trefflichste unter den Brahmanen aus dem Dorfe zurück nach seiner Wohnung und sprach zu seinem Weibe: „Laß uns die mittägliche Feier durch Baden und Andachtsübung vornehmen; dann trage auf, was du gerade im Hause hast, der Hunger quält mich sehr." — Als sie das hörte, ließ sie ihre Rede erschallen: „Setze dich einen Augenblick nieder; wie solltest du abgestandene Speisen essen?" — Im Gedenken an die Gottheit reichte sie ihm, dem trefflichsten Brahmanen, außerordentlich wohlschmeckendes, mannigfach zubereitetes Essen, tat so auch zur Nachtmahlzeit und hielt es weiter so Tag für Tag. Fünf oder sechs Tage darauf klagte er über Schmerz in den Augen und sprach zu seiner Teueren: „In meinen Augen sitzt ein großer und empfindlicher Schmerz, der mit jeder Minute an Stärke zunimmt. Auch kann ich einen vor mir stehenden Gegenstand nicht mehr deutlich erkennen; es scheint, als ob ich erblinden sollte!" — Um so freundlicher ward sie gegen ihn und zeigte ganz besonderen Eifer. Nach einigen weiteren Tagen sagte er: „Ich sehe nicht mehr mit meinen Augen!" Während er im Hause umherging, warf er irgendeinen Gegenstand um und zerbrach Geschirr, indem er tat, als strauchele er; wollte er nach der Türe gehen, so trat er auf den Ofen zu, da er nicht sehen konnte. „Wo ist die Tür? Zeigt sie mir doch! Was ist da mit meinen Augen geschehen?" So sprach er und ließ mitten im Hause sein Wasser; in der Nacht jammerte er und rief, sein Schmerz würde ärger. Tag und Nacht sprach er zu ihr: „Ersinne ein wirksames Mittel, um den unerträglichen Schmerz zu beseitigen, der in meinen Augen ist, und wende alle Mittel an, wie die



Heinrich Kley

Ärzte sie brauchen, um ihn zu beheben; sonst wird mein Leben vor Schmerz vergehen." — Die Frau entgegnete auf seine Klagen: „In einigen Tagen werden deine Schmerzen besser sein. Fasse nur Mut! Was hilft das kindische Jammern!" Doch Tag für Tag ward er kläglicher.

Als sie nun seine Augen ganz mit Blindheit geschlagen glaubte, brachte sie ihren Buhlen ins Haus; und sie beide lebten vor den Augen des scheinbar Blinden der Wollust. Dieser sagte zu seiner Frau: „Meine Augen sind nun hin und ich bin ganz erblindet. Wenn du meine Pflege übernehmen willst, so würdest du ermüden, denn von Krankenpflege hast du niemals etwas gelernt. Gib mir darum einen Stock in die Hand, damit ich mir den Weg suche und auf ihn gestützt die Füße setzen kann, wenn ich hinausgehe, um das Wasser zu lassen." — Da gab sie ihm einen tüchtigen, geraden, großen Stock, um sich kräftig zu stützen. So stand nun der Brahmane mit dem Knüppel in der Hand und stellte sich blind, während jene beiden sich erlustigten. So kam, Tag für Tag, der Buhle ins Haus.

Einst begann er das Gadaparvakhyanam vorzutragen und sprach dann: „Ich werde einen Augenblick aus dem Gadaparvakhyanam darstellen; Tag für Tag mußt du nun herkommen. Nichts anderes als den Stolz auf die Benennung ‚Gadaparvan' im Herzen werde ich mit allem Fleiße das Gadaparvakhyanam in seinen einzelnen Teilen vor dir zu Ende führen, dies heilige Werk, das die Gesamtheit des höchsten Verdienstes darstellt und die Gnade des göttlichen Auges Sarvans in seinem glanzvollen Mitleid offenbart. So muß es verstanden werden." — So hörte der Buhle täglich von diesem Besten der Brahmanen das Gadaparvakhyanam. Der durch Schmelzbutter Erblindete trug ihm vor, und sie, seine Gattin, genoß Tag um Tag mit dem Buhlen die Wollust des Liebesspieles unter Tändeln und Scherzen. Der Brahmane aber, der von Schmelzbutter Erblindete, sah das mit seinen Augen und stand dabei, seinen furchtbaren Knüppel in der Hand. Eines Tages sah er wiederum zu, den Stock in der Hand. Er trug vor: „Bhimasena aber erhob sich, und, seine Keule schwingend, schlug er mit aller Wucht Duryodhana nieder! — so! —." Mit diesen Worten schlug er jenem, ihrem Buhlen, mit einem schweren Schlag den Schädel ein und zertrümmerte mit einem einzigen Schlage auch den der unzüchtigen Frau. So rächte sich jener durch Schmelzbutter erblindete Brahmane; der Buhle aber ward vom Schicksal dahingerafft." "

DIE GOLDENEN GÄRTEN

Von Karl Hans Strobl. Mit 3 Zeichnungen von Sascha Kronburg



Bist du es, Johanna, über mich geneigt, die Hand auf meinen Haaren, Duft regnend auf mich, im Ausschnitt meines Bewußtseins ein Bild, umrahmt von samtener Schwärze? Fasse meine Hand, laß mich dich halten, damit du dich mir nicht wandelst, kühl sind deine Finger, Metall, Griff und Festigkeit im Zerfließenden. Ein Polyp ist mein Mund, festgesaugt an deine Lippen.

Warum zerrinnst du mir? Ich will versinken in dir, du weichst, ziehst dich zurück, umspülst mich grausam, ohne mich zu tragen, wie letzter Brandungssaum den verschmachtenden Fisch ballst dich aufs neue zusammen, gebierst die andere aus dir — Juana, bist du da? Dein Blick verbrennt mich, deine starren, bronzenen Brüste drohen Vergewaltigung, die Bräune deiner Haut dörrt mich aus, das Weiße deiner Augen ist vom Fittich eines Dämons herabgeschneit. Die kupferne Schlange um dein Handgelenk hebt den Kopf, zischt, glühend stechen die Rubinen zu seiten des schuppigen Kopfes in mein Fleisch.

Gehst du mir wieder die enge Treppe im Hause deines Vaters voran, das auf den Trümmern des Palastes steht, der die letzten Tage des letzten Inka umfing? Atahuallpa, Gefangener Pizarros, Opfer des Dominikaners Vicente de Valverde. Christ aus Todesangst, keiner anderen christlichen Barmherzigkeit teilhaftig, als der, nicht lebendig verbrannt, sondern öffentlich erdrosselt zu werden! War Ergebung oder Haß letzte Regung deines Blutes, Vergebung oder Rache, hindurchsickernd durch dein ganzes Geschlecht, von Eltern zu Kindern, bis zu dieser fernen Urenkelin, die mich führt? Königlich und gefährlich ist sie, stolz und verschlagen, von uraltem Unrecht nicht zerdrückt und aufrecht inmitten der Verkommenheit.

Seltsam klebt in den Ruinen des Inkapalastes das Nest der Astorpilcos, der Vater, mürrisch in grauen Haaren, die wortreiche Mutter, eine Warnung vielleicht vor der Zukunft Juanas, der Bruder, Nichtstuer, Nachäffer spanischer Großartigkeit in Tennishosen, von der Schwester kühl durch Spott ferngehalten. Armselige Geschlechterfolgen haben Leben auf Leben hier aufgeschichtet, bedeutungsloses Sein, grau im Alltag: eine glühende Ader aus der Tiefe bricht Juana durch Verkommenheit, tönt wie helles Erz im tauben Gestein.

Voranschreitend durch Trümmerwerk zieht sie mich magisch nach sich.

Wo bist du, Johanna, warum überläßt du mich ihr? Warum wirfst du dich ihr nicht entgegen, mit der ganzen Kraft deines Wesens, warum lieferst du mich den Tagen von Cajamarca aus?

Leis überfuhr mich ein Schauer, als sie ihren Namen nannte: Juana, Den deinen, Johanna, spanisch gewendet!

Gehorsam war ihr der Stein, öffnete sich sacht, wo sie ging, umfing sie mit zärtlichem Dunkel verfallener Stiegen, streichelte mit überhängenden Ranken ihr Gesicht. Quadersteine saßen dem Boden auf, bunte Ziegel waren aus Kieszement gebröckelt, Treppen im Felsen stiegen auf zu Fenstern in Höhen, stiegen ab zu ausgemeißelten Becken in der Tiefe. Alles war voll Raunen, Flügelschlägen, Wehen, wie durch schleierdünne Vorhänge gingen wir, spinnwebzarte, Hauch über Gesicht und Hände. Dann prallte wieder grell nacktes Mauerwerk, saftlos und bullig hingehämmert, brutale Ewigkeit. „Das Fußbad des Inka", sagte Juana, wir standen auf gemustertem Steinboden, Ziegelwände um uns, mit Mäulern von Röhren in zersetzten Fratzen.

Weiter im Gemäuer schachtelte ein Zimmer, ein klaffender Spalt in der Decke schüttete Licht aus über Atahuallpas einstiges Gefängnis. Roter Strich an der Wand war das Zeichen, Schandmal der Gier. Bis dahin wollte er Lösegeld türmen, Pizarros Gefangener, Gold aus allen Sonnentempeln des Landes, aus Cejco Pachacamac, Huamachuco, Huaylas. Gold half ihm nicht, so wenig wie die Taufe, aber eine feierliche Totenmesse bekam er, ein schönes Begräbnis. Die Gebrüder Pizarro gingen in Trauerkleidern hinter der Leiche. Gift hauchte



Atem des Goldes aus allen Fugen des Steines. Die Insel Bimini bin ich ausgezogen, zu suchen. Hörst du, Juana? Die Insel Bimini mit der Quelle der Jugend. Die Insel Bimini und das Goldland Dorado, den See mit der Insel, die ein einziger Goldklumpen ist, dessen Glanz nachts am Sternenhimmel hängt, Schimmergebilde, das sie die Magellanschen Wolken nennen. Deine Welt ist voll von Wundern, Juana, nahe dem See Dorado treiben die Zacken der Diamantenklippen aus dem Urwald, ihr Funkeln blendet die Vögel, daß sie blind die Köpfe an den Palmstämmen zerschellen. Im Nebel des Schiffes Argo spiegeln sich die Silberberge der Parimo. Es sind aber Dunkelheiten am Himmel deiner Heimat, Juana, Löcher im Firmament, zwischen den hellen Gebilden bohrende Schwärze. Sind es die Fenster des Todes, Juana? Wacht er dort über der Welt und den Menschen?

Die Nächte zittern von Süße, Juana, Düfte sind losgerissen aus den vor Verlangen aufgequollenen Kelchen, steil ragt das Mannestum der Blumen aus Finsternissen, von Kraft gespannt, Samen sprüht im leisen Wind. Bebend liegen die Kissen, überschwellend, klebrig vor Durst des Empfangens. Nachtvögel tauchen ihr Gefieder ein, tragen in langen, krummen Schnäbeln die Fruchtbarkeit von Blüte zu Blüte. Ein geflügelter Achat, mit gläsernem Körper, überrauscht uns wie ein vielstimmiger Klang der Zaubervogel Parasama. Er ist ohne Beine, sein Leben ist nur ein Schweben, der Kuß seines Schnabels erweckt die Menschenblume Yalitta. Bist du die Menschenblume Yalitta, Juana, unter dem Glanz der Magellanschen Wolken vom Vogel Parasama wachgeküßt? Du stillst nicht, du verzehrst; du machst nicht müde, du machst rasend. Das Mißtrauen deines Vaters hast du eingeschläfert, die Geschwätzigkeit deiner Mutter, die trinkgeldheischende Unverschämtheit deines Bruders, um mir deine Nächte geben zu können. Welche Säfte stehen dir zu Gebote, daß du auf Stunden töten kannst?

Gräser wiegen über uns, im Gemäuer des Inkapalastes regen sich die Steine unter den Tritten von Nachttieren. Oder sind es die Hände der Abgeschiedenen, die kraftlos über die Trümmer tasten und den Mörtel lösen wollen? Bringt erst Zusammensturz und Versinken der vergifteten Mauern euere Ruhe?

Wie fern bist du, Johanna! Hinter einem Vorhang von Glut verbirgst du dich. —

„Suchst du noch immer das Goldland Dorado?" fragte Juana.

Ich suche das Goldland Dorado und die Insel Bimini. Durch Urwälder bin ich gekommen, das hohe Gebirge habe ich überstiegen, Gefahren haben nach mir gekrallt, Fetzen vom Leib und aus der Seele gerissen. Unerreichbares muß sich der Mensch türmen, schimmernde Säume ferner Küsten muß er sich zum Ziel setzen. Auf dem Wege liegen die Überraschungen des Möglichen. Indien wollte Kolumbus finden, eueren Erdteil fand er. Nach der Insel Bimini zog Ponce de Leon aus. Tausende Soldaten starben, das Land Florida war Gewinn der Fahrt. Statt des Goldlandes Dorado bist du mir beschert worden, Juana!

Sie hob die Hand, reckte sie mir wie eine bronzene Schale zum Mund. „Gieße mir deinen Speichel in die Hand, du!"

„Was verlangst du?"

Die Höhlung ihrer Hand bettelte. „Niemals hat der Speichel der Söhne der Sonne den Boden berührt. Frauen waren um sie, die ersten des Reiches, ihn aufzufangen. Sie wurden stolz und glücklich dadurch. Erhebe mich zu deiner Magd, begnade mich, ich bin dein Teppich, dein Gefäß, bade dein Antlitz in mir."

Ihre Finger krümmte ich mir um den Mund, fühlte die Höhlung, meine Zähne nahmen sanft eine Falte der Haut, ein Tropfen meiner Lippen blieb zurück. Heißer Laut an meinem Hals, ein scharfer Biß an der Schulter, süß rann Gift durch meinen aufgewühlten Leib.

„Besitzt dich kein anderes Weib, Riccardo?"

Ich wußte nichts von dir. Du hattest mich verlassen, Johanna. Ohne Zögern trat das Nein aus mir.

„Die Wahrheit . . . hörst du? Lüge birgt den Tod. Schwöre bei den Gestürzten des Himmels, daß du die Wahrheit sagst. Sie haben Macht, Lügen zu entkleiden, ihre Offenbarungen reißen dem Betrug die Masken herab." Einen Ring der Schlange an ihrer Hand lösend, wand sie die kupfernen Schuppen um unser beider Gelenke, meine linke Hand fühlte seltsames Gewirk, von einer Schnur auslaufend verknotete Fäden.

Ich wußte nichts von dir, Johanna. Das Gewirk in meiner Hand, durch die kupferne



Schlange an Juana gekettet, sagte ich unverständlich furchtbare Worte nach, verhängnisvolle Bindung, uralten Schwur, Gebet der Sonnenpriester über ausgerissenen, zuckenden Menschenherzen auf Steinaltären, rot von Blut und Morgenlicht. Ätzend waren die grausamen Worte, ihre Dunkelheit fraß mit gefletschten Zähnen an meinem Bewußtsein.

Verbunden mit Juana trat ich den Schutt des Palastes. Noch nicht begangene Wege tastete der Fuß, von den Wänden, im Stein, glotzten Götzen, die Bäume und Tiere auf den Köpfen trugen. Das Tuch von ihrem Hals schlang mir Juana um die Augen, in Finsternis tappte ich hinab. Raum drehte sich um mich, Sterne waren mir aus dem Hirn gepreßt, tanzende Wirrnis von Funken, nach innen sprühend. Welt ging mir nur durch Juana hindurch, sie war Leitung zum Sein und von ihm, alles war allein Gesang ihres Blutes.

Ich stand, das Tuch sank, in mildem Geleuchte unter schwerem Gewölbe lag wunderliche Pflanzenlandschaft. Ein Garten, aus sanft gebogenem hohen Gras wucherte Gesträuch, Bäume mit Blättern, die wie Hände geformt waren, Vögel saßen auf den Zweigen, große Blüten mit dem Antlitz von Menschen sahen still zu einer Sonne auf, die, ein unterirdisches Gegenbild der Erdenschwester, sanftes Licht ausgoß. Regungslos stand alles, Pflanzen und Getier hielt die Formen des Lebens fest ohne Teil an seinen Farben. Zitternd fühlte die Hand metallische Härte von Blatt und Zweig, künstliche Bildung war der Wuchs, eine nachgeahmte Natur in gelbem Glast.

„Es sind die goldenen Gärten des Inka", Juanas Hand schwebte über das Nahe hin. Gold! Tief durchriß mich Schrecken, nicht allein meiner selbst, auch der Menschheit wegen, jäher Anprall einer Wucht von Gedanken, noch zusammengeballt, nicht in einzelnes auseinandergelegt. Hier war der Sprengstoff, um die ganze Kultur auseinander zu reißen, aus den Brüdern im All einen Knäuel kämpfender Bestien zu machen. Aufgetürmte Flut von Leibern, Geheul, unter Kreischen zerfleischt der Genius der Menschheit. Dies war mein Schrecken, dabei aber doch Verlangen, eine schwindende Fackel in meinem Hirn, meine Hände, nach Berührung lechzend, räuberisch nach dem goldenen Gewucher zitternd. Lava rann mir glutend durch die Kehle in den Leib, verkohlte mir tief unten

die Eingeweide. „Dies ist mein," Juana schwang eine goldene Blüte an goldenem Stengel, „nimm dir davon!" Ein Maisfeld durchschritten wir, mannshohe Stauden mit reichem Geblätter, die Kolben täuschend kunstvollste Wiederholung des Lebens, alles Gold. Eine Stimme hatte das Gold, da wir daran vorüberstreiften, leises Geflüster. Hinter uns klangen die goldenen Halme, ein Aguti schnüffelte mit goldener Schnauze. An Golddrähten von Wachspalmen herab schwangen Schmetterlinge mit Augen von Edelsteinen auf den Flügeln.

Sachten Anstieg des Bodens krönte ein Tragsessel aus Gold, der Inkathron, der berühmte, von den Eroberern vergebens gesucht. Hierher war er gerettet. Seine Wangen waren mit einer Wirrnis von Bilderschrift bedeckt, der Rücken trug das Sonnenrund mit weit ausgreifenden Strahlen, die Lehne überhelmt mit einem Adlerkopf. „Dein dies alles ... da es mein ist." Juanas Antlitz war von Angst zerklüftet, ihre Augen unbegreiflich starr vor tobenden Schrecknissen. Die Windung der Kupferschlange löste sie, schritt hinan, in den Doppelzaun der Tragstangen, stand mit unsäglich bangem Gesicht vor dem Sitz. Langsam ließ sie sich nieder auf den Thron Atahuallpas.

Johanna, bist du da? Wie kommst du mir plötzlich hierher, nein ... niemals warst du fern. Ich weiß, du kommst, mich zu holen. Der Kahn wartet im Schilf, schon sinkt der Abend in den See, den die Föhren dunkel umranden. Zur Wildenteninsel wollen wir rudern.

Was schreit so brennend? Warum stürzt Nacht ein, mit Auswurf von Flammen, ein berstender Vulkan? Irgend etwas zerkracht dumpf, Gewölbe trümmern herein, Gold windet Fratzen, Fangarme dehnen sich und schnüren polypenhaft. Schmetterlinge stoßen harte Flügel gegen meine Stirn, Maisstengel peitschen. Warst du nicht eben hier, Juana, auf dem Thron der Väter, dem geheimnisvollen Tragsessel, dem vergebens gesuchten? Eine vergilbte Chronik berichtet, daß Donna Angelina, Atahuallpas Tochter, des Erdrosselten, Franz Pizarros, dem Mörder, Geliebte geworden ist. Welche Annäherungen und Gleichungen ersinnt das Schicksal!

Und wann hast du dich mit dir entzweit und in zwei Hälften gespalten, die sich feindlich bekriegen? Den wahren Namen möchte ich wissen. Juana? Johanna? Gelähmt stockt mein Hirn, steinerne Hämmer malmen es zu Brei, eine silberne Röhre hat man eingesenkt, in der kocht mein Fieber. Mit blauer Flamme brennt mein Bewußtsein ab. Hast du mich aus den Trümmern aufgelesen, Johanna? Drüben, an der Türe, steht die dunkle Schwester, sanft schwankt mein Bett, ein Kahn, sie wagt nicht einzusteigen.

Wir wollen zur Wildenteninsel fahren, Johanna. Das Wasser plätschert im Rohr, es schluchzt um deine weißen Füße, Johanna, im Purpur schwimmen goldene Enten, künstliche Gebilde indianischer Meister ...

TANZ AUF MONTMARTRE

Von Walter Rheiner

Sie sitzen reglos an den runden Tischen.
Im trüben Grün der Gläser schwimmt Absynth,
Sie flüstern nur, und ihre Worte sind
verdeckt und schleichend wie in dunklen
Nischen.

Doch plötzlich steigt Musik aus dumpfem
Schlaf: —
Die Körper regen sich. Im Saale glimmt
hier ein Gesicht und da, kaum formbestimmt,
blaß aufgetaucht, wie gelbes Licht es traf, —

Nun weht aus der Musik ein offnes Grab!
Die Körper greifen sich. Stumm schwankt
die Schar.
Und bleiern lächelt schon das erste Paar
und wälzt bewußtlos sich zu mir herab ...

Wer trat herein? Was bläht sich wild im
Saal?
Die Leiber quellen stets gewisser auf.
Musik entschwand in dünnem Riesel-Lauf.
Und alle stehn erstarrt ... Wer ist im Saal?



Wilhelm Kaulbach / Weide und Dornbusch

G E B U R T S U C H E R

Von L. W. Rochowanski. Mit 3 Zeichnungen von Wilhelm Heise.

ER war noch nicht geboren worden, er war noch nicht gezeugt worden und lebte schon, er war schon längst gestorben und lebte noch immer.

Bevor ihn der Tod zurückgab, mußte er durch viele Reiche zurückwandern.

Zuerst schwebte er durch einen weiten Raum, in dem es runde und eckige Helle gab. So fühlte er sie. Diese Helle war kein gewöhnliches Ausstrahlen von Licht, sondern war reinstes Sichauswirken von Worten. Die gesprochenen Worte waren die stärksten und wärmsten· viele von ihnen lagen ausgedehnt in schrägen Schichten, man konnte sich über sie hin bewegen wie über Landschaften, man konnte sich mit ihnen bedecken, sich in sie eingraben. Manche von ihnen hatten sich zusammengeschlossen, zogen in farbigen Melodien wie Flüsse durch die Landschaften der andern, hoben sich in akkordischen Wellen atmend auf und nieder. Die gedachten Worte waren ein feiges Geschlecht, sie hingen an den Gesprochenen wie grünes Seidenhaar mit ängstlichem Trieb, sie sponnen Spinnenbrücken, die sich in die blühenden Lichter der Starken hinabbogen oder lösten sich in federweiße Strichwolken auf, die mit scheuem Flug verzitterten, sie tasteten mit wesenlosen Röhrenfingern nach dem Feuergerüst der Überragenden. Auch in diesem letzten Reich, das das erste seiner Rückwanderung war, gab es Kampf. Brennende Türme bauten sich oft übereinander, fügten sich zu gewaltigen Riesenpalästen von Worten. Aus ihren Toren und Fenstern sprangen, im Innern gezeugt, aus der Heiligkeit ungesehener Gemächer geboren, neue junge Feuerkegel hervor, sie stürzten auf die Plätze, auf denen sich Gleichgestimmte in abgebrauchtemFarbenputz wälzten, sie tanzten wie Flammen über sie hin, sie hingen wie brennende Zungen aus brüllenden Fensterrahmen in die Gossen der Gewöhnlichkeit hinab.

Während er diesen Raum zurückmaß, suchten die Schwachen seine Füße wie Moos zu umwuchern, stiegen die heißen Feuermänner, die steil emporschnellten, auf seine Schultern hinauf. Als er sich wandte, fuhr spitze und runde Helle an seinen Stirnenrand und setzte sich fest. So schritt er weiter.

Der nächste Raum umfiel ihn mit zerhacktem Chaos. Tausende Körperteile, jeder für sich von einem andern Körper losgerissen, zogen um ihn in tollen Kreisen wie Vögel, die verlorenes Nest suchen. Aus jedem der irrenden Körperteile rief eine Stimme oder sang ein Lied. Füße verkrampften sich, aus ihren krallenartigen Gliedern fielen Schmerzlaute wie kantige Steine auf ihn herab. Köpfe rollten rauchend wie heißgelaufene Räder. Aufgerissene Mäuler zogen in wilden Schwärmen umher, kalte Schreie, zersprungene Gesänge qualmten aus ihnen und bedeckten in dichten Schwaden die Berge zuckender Arme und Schenkel. Zersägte Herzen weinten vereinsamte Lieder über angefaulte Hände hin. Schwärende Ohren hüpften wie Irrlichter um die Tränenteiche verloschener Augen. Die Schreie verschluckten einander, die grellen Stimmen spien vergrabene Klagen aus, schlugen mit blutigen Geißeln nach Feinden, die sie vor sich zu sehen glaubten. In dem groben Getöse versanken ungehört die Gebete, die spärlich aus wächsernen Hälsen tropften. Die beängstigende Wirrnis, das flatternde Schwirren wuchs fortwährend, denn der Raum lag bald in stechendem Licht, bald in düster verhangenem, unsicherem Dunkel. Die fliegenden Körperteile kreuzten sich, stießen aneinander, jagten



Heinz Meckel.



irrsinnig endlosen Weg in endlosen Kreisen dahin. Bevor er sich von der Angst befreite und das schreckhafte Reich verlassen konnte, bohrte sich ein Arm in sein Herz. Er ragte mit seiner kräftigen Hand wie ein junger Baum aus seiner Brust heraus. So schritt er weiter.

Sein Haupt war noch zurückgewandt, als er eine lange Brücke betrat. Hinter ihm schwanden die beiden Reiche mit grau zerbröckelnder Wolkenmauer. Er schob sich weiter. Als ihn nach längerer Wanderung die Füße zu ruhendem Halt zwangen, trat er an die Brüstung der Brücke, stützte sich und blickte hinab. Da gewahrte er tief unter sich ein Tal, das die Augen in seiner Größe kaum zu umspannen vermochten. Es war in Felder, grasige Auen, umbuschte Wälder zerschnitten. Hier schien ihm fröhliches Leben zu quellen, denn Scharen von Kindern sprangen, tummelten sich über die grünen Flächen. Zu ihnen hatte sich verschiedenes Getier gesellt, Schafe, Füchse, Rehe, Katzen, Wölfe, sie alle schienen zahm, in Freundschaft vereint, den Kindern zur Lust zugesellt. Aber sein sorgloses Auge erschreckte jäh, als es das hilflose Irren einiger Kinder in nächster Nähe gewahrte und mit einemmal war das ganze Bild verwandelt. Überall gewahrte er Furcht, Ratlosigkeit, verängstigte Flucht. Nur wenige schienen mit den Tieren, die ihnen nachstrebten, verbrüdert. Fast aller Schritte, die ihm noch vorher hüpfende Freude bedeuteten, waren nun ein trostloses Schlüpfen aus Schlingen und Maschen. Sein schwer verdunkeltes Entsetzen ward Lähmung, als er mit brechenden Gliedern sah, daß die Tiere in die Kinder, die sie sich gewählt hatten, hineinsprangen und in ihnen verschwanden. Nur aus deren Augen leuchteten sie mitunter hervor, gaben Kunde von ihrer verborgenen Anwesenheit. Nun maß er den Abstand der Brücke

vom Tale, sie zog hoch über ihm, er glaubte sich geschützt vor dem Getier. Während sein Auge noch einmal prüfte, bemerkte es eine giftgrüne Schlange, die sich über das Pfeilergemäuer auf ihn zu hinaufschlängelte. Er überwand in Eile die letzte Strecke des Brückenweges und kam so in erhöhter Bewegung in das dritte Reich zurück, mit der gleichen, mit der er ihm einmal entflohen war.

In diesem Raum gab es nur Schatten. Trotz ihrer Vielfältigkeit unterschieden sie sich leicht voneinander, denn sie hatten die verschiedensten Färbungen. Noch vielzähliger waren ihre Formen. Manche hingen wie lange schmutzige Laken von irgendwo oben herab, als seien sie aufgehängt. Manche hatten grinsende Fratzen, die immer breiter wurden, zu gewaltigen Schlünden anwuchsen. Manche zerrissen sich selbst, zerfielen in tausend Spinnenarme, die mit haarigen langgestielten Gliedmaßen um sich griffen. Manche waren wie große Flügel, ungeheuerlichen Vögeln ausgerissen, sie huschten in schwingenden Linien durch den Raum, hockten selten zur Ruhe nieder. Manche zogen in Scharen heran, trugen in ihren Falten eisige Kälte, die sie auf Weg und Umgebung ablagerten. Manche starrten wie Häuser, wie festverankerte Festungen mit tiefen Wällen entgegen. Daß aber allen Schatten Leben innezuwohnen schien, war das Grausigste dieses Reiches. Viele glichen auch Menschengestalten, zur Vorstellung von Kopf oder Augen konnte der Wanderer niemals gelangen, doch war es oft so, als ob der Schatten die Schultern höbe, sich auf die Fußspitzen stelle und vornüber fallen wolle. Bei manchen schien es, als breiteten sie die Arme aus, von denen ebenfalls schwere Schatten herabflossen, um den Kommenden in sich einzuschließen. Oft standen sie so in tiefen Reihen, wie in Erwartung, bildeten Gassen, reckten sich hoch hinauf und hingen oben neugierig kopfüber. Man konnte den Schatten auch das Alter ablesen, das sie besaßen. Die älteren waren verbogen, furchig und runzelig, die jüngeren glitten mit federndem Huschen durch die erstarrten Straßen, bückten sich, liefen vor ihnen wie vor strafenden Eltern davon. Das Quälendste dieses Reiches war die tonlose Stille; hier schien doch Leben zu sein, hier gab es Jagen und Dahineilen, fortwährendes Sichauflösen und Verbinden und doch drang kein Klage- oder Freudenton, drang kein Geräusch an das verdurstende, ausgetrocknete Ohr des Wanderers.



Er wußte, was ihm in diesem Raume bevorstehe, und darum peitschte er sich mit rieselnder Haut durch die allseitigen Schrecknisse hindurch. Doch ehe es ihm gelang, den Weg zu beenden, schwang sich ein Schatten auf ihn herab. Er legte sich über einen Teil seiner Stirn, dort, wo sich die spitze und runde Helle festgesetzt hatte, er fiel hinab in seine Augen, er drang noch tiefer, füllte die Herzhöhle und fraß von dem Arm, der wie ein junger Baum aus seiner Brust ragte, die kräftige Hand fort.

So kam er zu den Grenzen des Todes.

Seine erkaltete Schläfe lief ein Blutstrom hinauf, ward immer wärmer und verkroch sich in der Stirnhöhle. Ein Knall fuhr anwachsend in einen Revolverlauf zurück, ein Hahn bekam eine Versicherung. Er lebte. Das oftgewendete Instrument sprang in eine Schreibtischlade zurück und sperrte sich ein. Kurz vorher sprangen die Lettern, die seinen Selbstmord gemeldet hatten, aus der Zeitung in den Setzerkasten zurück, das Papier rollte in die Mühle, lief in den Wald und ward eine Tanne, auf die sich ein Trauermantel setzte.

Sein Vater lag noch begraben, aber er wußte, daß der Tag kommen werde, an dem Tränen an seinen Wangen hinaufliefen, sich in die Augen verkrochen, er wußte, daß der Tag kommen werde, an dem er ihm begegnen werde. Darum wich er vor diesem Gedanken an allen

Friedhöfen aus und hielt sich an die Plätze des Lebens. Er schritt die steinigen Kreuzwege bergiger Tage zurück, er zuckte zusammen, schrie auf unter den tiefbohrenden spitzhakigen Hieben der Stunden.

So vergingen Jahre. Sein Vater blieb ihm fern.

Eines Tages stieß er die Angst aus sich, lief aus der Stadt hinaus, dem alten Friedhof zu, überkletterte seine moosige Mauer. Er rannte die vergessenen Gänge zwischen Steinzeichen und abgebrochenen Kreuzen entlang, er war erfüllt von Erwartung, er stand ratlos vor den zersprungenen Tafeln, seine fiebrigen Augen kratzten die verschwommenen Schriftzeichen heraus, suchten sie zu seinem Namen zusammenzusetzen. Er stand und lauschte, war atemlose Erwartung. Aber kein Ereignis, kein Laut kam auf ihn zu.

Da erkannte er, daß sein Tun nutzlos war. Zugleich ahnte er, daß er seinem Vater niemals begegnen werde, daß er vielleicht überhaupt nicht für ihn zurückgeboren wurde, daß er für ihn immer begraben lag.

Er floh den Friedhof, floh die Stadt, die vor ihm lag, nahm andere Städte in seine Arme, große und kleine, kletterte über sie hinweg mit scharrenden Füßen, er drückte Länder und Meere in sich, er dachte sich um in fremde Völker und Rassen, er schwomm durch ihre blutgefüllten Adern, lebte durch ihre Köpfe.

In diesen Zeiten merkte er, daß der Schatten, der sich über seinen Herzarm gelegt und ihm die Hand genommen hatte, verschwand, daß kräftige Finger aus ihm hervorgrünten. Und in diesen Zeiten verjüngte er sich auch von Tag zu Tag, nur seine Augen blieben alt.

Die Klarheit der Tage ließ sich nicht halten, es drangen schwere Zweifel in ihn. Oft sah er, der allein als einziger Zurücklebender über die Erde ging, alles um sich, alle Menschen zurückleben. Die Menschen suchten mit den Fersen auf zurückgelegten Wegen Ziele, die sie, vorwärtsgewandt, schon längst erreicht und überschritten hatten. Stolze Werke zerflossen, wurden wieder Wort, zuckten in hoffende Seelen zurück, machten sie klein. Die Flüsse zogen zurück, wurden wieder verborgene Quellen. Er sah bittende, hilfesuchende Besitzlose vor Besitzenden stehen mit ausgestreckter Hand, er sah das gebotene Geld wieder in die Tasche des Gebers zurückfahren, er sah die Bittenden die Treppen hinabgehen, mit dem Gesicht nach oben gewandt, den Arm, das Geländer hinaufgelehnt, er sah ihre Herzen vor Erfüllung und Verneinung knien. Er sah Erwachsene zu kleinen Kindern werden, sah sie zurückkehren in den Leib ihrer Mütter, den sie haßten, sah ihre Eltern auf dem Lager der Lust, doch schon umflort von trüben Erwartungen. Er sah Paläste und Häuser, ganze Städte zerfallen in Stein- und Trümmerhaufen, er blickte über die Erde als eine trostlose Steppe hin.

Er glaubte fest, daß alle Menschen zurückleben. Weil sie zurückleben, sind sie so voll klagender Angst vor ihrer Zukunft, die ihre Vergangenheit ist, sind oft so wissend, sehen sie die Vergangenheit viel heller vor sich als ob sie wirklich ihre Zukunft wäre.

In solchen Stunden fragte er auch, wann er würde geboren werden. Seine Mutter lebte schon, aber sie kannte ihn noch immer nicht und doch sah er sie knechtend über sich gebeugt. Er glaubte, daß er seiner Geburt immer näher entgegenlebte, aber es war ihm, daß diese Geburt für ihn das gleiche bedeutete, was anderen Tod hieß. War also der Tod, der hinter ihm stand, seine Geburt? War seine Zukunft seine Vergangenheit?



Manchmal schien es ihm gewiß, daß er seine Geburt niemals erreichen werde, daß er in dem schwebenden Stadium, mitten zwischen Geburt und Tod, zwischen Vergangenheit und Zukunft, die nur vertauscht waren, ewig werde weiterleben müssen. Sollte er auf seine Geburt geduldig warten? Oder sollte er sie suchen?



D U K E O F P O R T L A N D

Von Villiers de l'Isle-Adam, übertragen von Alf von Czibulka.

In einem der letzten Jahre war der Herzog Richard von Portland von einer levantinischen Reise zurückgekehrt. — Eines Tages war der junge Lord plötzlich verschwunden. Er, der in früheren Jahren durch seine nächtlichen Feste, seine siegreichen Vollblütler, durch seine Boxkunst und seine Fuchsjagden, durch seine Schlösser, sein märchenhaftes Glück durch seine Abenteuer und Amouren im ganzen Königreich berühmt gewesen war.

Ein einziges Mal noch, an einem Abend, hatte man seine ehrwürdige, goldene Karosse mit herabgelassenen Vorhängen den Hyde-Park durchqueren sehen. Dann hatte sich der Herzog in einem ebenso plötzlichen wie seltsamen Entschluß in die Einsamkeit seines Familienschlosses zurückgezogen. Er hatte sich zum menschenscheuen Bewohner der uralten zinnenbewehrten Burg gemacht, die zwischen düstren Gärten und von Bäumen bestandenen Wiesen auf dem Kap von Portland steht. Ein gegen das Meer geneigter Pfad, der durch weite Halden von Felsblöcken schlängelt, führt durch ein schweres goldenes Gitter zum Strand, der zur Zeit der Flut von Wogen überspült wird.

Bis zu Heinrich IV. reichen die Sagen über dieses wehrhafte Schloß, dessen Inneres im Lichte großer, hoher Fenster in adeligem Glanz erstrahlt. Auf der Terrasse, die die sieben Türme verbindet, wachen noch heute fechtend steinerne Bogenschützen und erstarrte Ritter aus der Zeit der Kreuzzüge. Diese Bildwerke, die in schweren Regengüssen und in der Kälte von vielen hundert Wintern verwittert sind und durch viele Blitzschläge gelitten haben, bilden in der Nacht undeutliche Schatten, die zu schreckhaften Visionen werden. Und wenn in finsterer Nacht die Wogen im Sturm gegen die Felsen von Portland donnern, mag die Einbildung des über den Strand eilenden Wanderers, aufgerüttelt durch die Lichtfetzen, die der Mond über granitene Schatten wirft, im Anblick des Schlosses himmlische Schlachten sehen, die Schemen waffenstarrender Krieger gegen ein Heer unguter Geister schlagen.

Was mochte diese Flucht des sorglosen britischen Kavaliers in tiefste Einsamkeit bedeuten? — Lag vielleicht ein Fall geistiger Gestörtheit vor? — Bei seiner angeborenen Fröhlichkeit wohl kaum zu denken. Oder irgendeine geheime okkulte Kraft, die ihn seit seinen Reisen im Orient in Fesseln halten mochte? Das konnte wohl sein. — Bei Hofe war man über sein Verschwinden ernstlich besorgt, und die Königin hatte Botschaft an ihn ergehen lassen.

An jenem Abend hatte sich die Königin Viktoria in außerordentlicher Audienz verspätet. Sie hatte ihren Kopf neben einem Armleuchter in die Hand gestützt. Vor ihr saß auf einem Ebenholzschemel ihre junge Vorleserin, Miß Helena H.... Eben kam die mit schwarzen Siegeln verschlossene Antwort des Lords von Portland. Das junge Mädchen öffnete den herzoglichen Brief und überflog mit ihren blauen Augen, die wie der Himmel leuchteten, die wenigen Zeilen, die er enthielt. Plötzlich überreichte sie das Schreiben wortlos mit geschlossenen Lidern der Majestät. Die Königin las es schweigend, und bei den ersten Worten

überschattete ihr sonst so selten bewegtes Antlitz traurigstes Erstaunen. Sie zitterte leicht, näherte das Papier schweigend der flammenden Kerze, ließ den verglimmenden Brief auf die Steinfliesen niederschweben und wandte sich zu den Herrn ihres Gefolges, die in ihrer Nähe standen. „Mylords, Sie werden unsern geliebten Herzog nie wiedersehen. Er wird nicht mehr im Oberhause erscheinen. Wir entbinden ihn in Gnaden dieser Pflicht. Sorgen Sie sich nicht mehr um ihn. Möge aber auch niemand seiner Gäste es wagen, je das Wort an ihn zu richten!" — Dann verabschiedete sie mit einer Handbewegung den alten herzoglichen Boten und sprach zu ihm: „Meldet dem Herzog, was Ihr hier gesehen und gehört habt!" —

Bei diesen Worten hatte sich die Majestät erhoben, um sich in ihre Gemächer zurückzuziehen. Da traf ihr Blick die junge Vorleserin, die unbeweglich und wie schlafend geblieben war und ihre Wange auf ihren jungen weißen Arm stützte. Da sagte die Königin leise und sanft: „Will man mir folgen, Helena?" — Das junge Mädchen rührte sich nicht. Keine Blässe hatte ihre Gemütsbewegung verraten. — Wie könnte auch eine Lilie erbleichen? — Sie war ohnmächtig.

* * *

Ein Jahr nach diesen Worten der Königin sahen die Schiffe, die an Kap Portland vorüberzogen, in einer stürmischen Herbstnacht das Schloß in tausend Lichtern strahlen.

Oh, das war nicht das erste nächtliche Fest, das der abwesende Herzog seinen Freunden gab! Und man sprach von diesen Festen, denn sie grenzten ans Wunderbare und Unfaßliche. Aber der Herzog war nie zugegen. Diese Feste wurden nicht in den Gemächern des Schlosses abgehalten, denn niemand betrat sie mehr. Herzog Richard, der in einem Wartturm hauste, schien sie vergessen zu haben. Nach seiner Rückkehr hatte er die Mauern und Gewölbe dieser weiten unterirdischen Behausung mit venetianischem Glas verkleiden lassen. Der Boden wurde mit Marmorplatten und glänzendem Mosaik bedeckt. Hohe Teppiche, die durch schwere Goldschnüre zu öffnen waren, trennten die Flucht wundervoller Säle, in denen unter funkelnden, vergoldeten, lichtübergossenen Säulen kostbar gestickte orientalische Möbel inmitten von tropischen Blüten, wohlriechenden Springbrunnen, Porphyrbecken und Statuen standen.

Auf eine freundschaftliche Einladung des Kastellans, welches Vorgehen die Worte entschuldigten, „da ich auf immer abwesend bin" — versammelte sich eine glänzende Gesellschaft in den unterirdischen Räumen. Die Auslese des jungen Adels Englands, reizendste Künstlerinnen und schöne Lebedamen der Gesellschaft. Herzog Richard wurde durch einen seiner früheren Freunde vertreten. Und es begann eine Nacht fürstlicher Freiheit.

Nur der Ehrenplatz des jungen Lords blieb leer und das Wappenschild, das die Lehne überragte, war von einem Trauerflor umhüllt. Die Blicke, die bald vor Rausch und Vergnügen leuchteten, wandten sich gerne heiterern Dingen zu. Um diese mitternächtige Stunde klangen unter der Erde von Portland der Lärm tollen Lachens und Küssens, Becherklang, trunkener Gesang und Musik. Und die hundert Töne erstickten einander. — Aber wenn einer der Fröhlichen sich zu dieser Stunde von der Tafel erhoben hätte, um die Kühle der See zu atmen, und sich ins Freie und die Dunkelheit verloren hätte, um über den Strand in den einsamen Windstößen zu streifen, hätte er wohl ein Schauspiel gesehen, das genügt hätte, ihm seine Laune — wenigstens für diesen Abend — zu verderben. Denn zu dieser Stunde wandelte allnächtlich durch die Biegungen des Weges, der zum Strande führte, ein Kavalier, eingehüllt in einen dunklen Mantel, das Gesicht von einer schwarzen Maske verdeckt, an die sich eine Kapuze schmiegte, die den ganzen Kopf verhüllte. Zwei weißhaarige Diener schritten ihm voraus, zwei andere folgten ihm, rote Fackeln über ihn hebend. Das Ganze war anzusehen wie ein Spuk versunkener Zeiten und Sitten.

Ihnen voraus ging — ebenfalls in schwarzem Kleide — ein Kind, das einmal in jeder Minute eine Glocke mit kurzem Schlag erklingen ließ, um von weitem zu verkünden, daß man die Wege des Wandelnden meide. Der Anblick dieser kleinen, langsam schreitenden Gruppe hinterließ eisige Schauer, wie das Geleit eines Verurteilten. Die Gittertüre am Strande öffnete sich vor diesem Manne, sein Gefolge ließ ihn allein, und er ging langsam bis an die Wogen. Hier versank er in verzweifeltem Denken,

berauschte sich an der Einsamkeit der Weite und stand schweigend, anzusehen wie die Steingespenster der Terrasse, in Sturm und Regen vor den aufleuchtenden Blitzen und dem Brüllen der See. Nach einer Stunde dieses Versunkenseins, kehrte die dunkle Gestalt, immer geleitet von Fackeln, denen der Schall der Glocke vorausklang, auf dem Weg, den sie gekommen war, zum Wartturm zurück. Und manchmal klammerte sie sich taumelnd an die rauhen Spitzen der Felsen.

Am Morgen, der diesem herbstlichen Feste vorausgegangen war, betete die junge Vorleserin der Königin, die seit der ersten Botschaft des Herzogs tiefe Trauer trug, in dem Oratorium Ihrer Majestät, als sie einen Brief empfing, der von einem herzoglichen Sekretär geschrieben war. Er enthielt nur zwei Worte, die sie bebend las: Heute abend.

Das war der Grund, warum gegen Mitternacht eines der königlichen Boote vor Portland landete. Eine jugendliche, weibliche Gestalt in dunklem Mantel entstieg ihm. Die Erscheinung lief, nachdem sie sich auf dem finsteren Strande umgesehen hatte, gegen die Fackeln, nach der Seite, von der der Wind das Glockengeläute zu ihr trug.

Auf dem Sande lag, an einen Stein gelehnt, ausgestreckt auf seinem Mantel, von Zeit zu Zeit im Schauer des Sterbens zitternd, der Mann mit der seltsamen Maske. „Unglücklicher", rief schluchzend und ihr Gesicht in ihre Hände bergend die Gestalt, als sie unbedeckten Hauptes vor ihm stand.

Und er antwortete: „Leb wohl, leb wohl!" — — Man hörte von Ferne Singen und Lachen aus den unterirdischen Gewölben des Schlosses, dessen Lichter, gespiegelt von den rollenden Wogen, weit über Nacht und Meer erstrahlten. „Du bist frei" . . . . . fügte er hinzu und ließ das Haupt auf den Stein fallen.

„Und du bist erlöst", antwortete die weiße Gestalt, indem sie ein kleines, goldenes Kreuz vor dem Manne, der nun schwieg, gegen den Himmel hob, der in tausend Sternen leuchtete. Nach einem langen Schweigen, indem sie mit geschlossenen Augen vor ihm stand, flüsterte er mit einem tiefen Seufzer: „Auf Wiedersehen, Helena".

Als nach einer Stunde des Wartens die Diener sich näherten, sahen sie das junge Mädchen im Sande knien und vor ihrem Herren beten. Und langsam sagte sie: „Der Herzog von Portland ist tot!" Und sich auf die Schulter eines der greisen Diener stützend, ging sie langsam zu der Barke, die sie gebracht hatte. Drei Tage später las man im Hof- und Staatsanzeiger die Nachricht:

„Miß Helena H . . . , die Braut des Herzogs von Portland, hat gestern im Kloster von L . . . den Schleier der Karmeliterinnen genommen."

Welches war nun das Geheimnis, an dem der Herzog zu Grunde gegangen war?

Auf einer seiner weiten Reisen im Orient entfernte sich der junge Lord in der Umgebung von Antiochia von seiner Karawane. Im Gespräche mit einem einheimischen Führer hörte er von einem Bettler sprechen, von dem man sich schaudernd fernhielt, und der im Innern der Ruinen lebte. Und da niemand seinem Schicksal entgeht, überfiel ihn der Gedanke, diesen Bettler aufzusuchen. Nun war dieser Unglückliche dort unten der letzte Träger der großen Lepra des Altertums, der trockenen Lepra, der Lepra, für die es keine Heilung



Käte Hoch

gibt. Des unseligen Leidens, von dem Gott allein es vermochte, vor grauen Jahren den Hiob des Alten Testaments genesen zu lassen. Nun wagte es der Herzog von Portland, trotz des Flehens der bestürzten Führer, in der Höhle, wo dieser Aussätzige röchelte, der Ansteckung zu trotzen. Dort erkühnte sich der bleiche Kavalier, unerschrocken bis zum Wahnsinn, dem elenden Sterbenden, nachdem er ihm Goldstücke geschenkt hatte, in einer Art großen Geste des Grandseigneurs die Hand zu drücken. Doch in diesem Augenblicke flog ein Schatten über seine Augen. Am selben Abend wußte er, daß er verloren sei. Er verließ die Stadt, und das Innere des Landes und hatte nach den ersten Anfällen das Meer erreicht, um in seinem Schlosse Heilung zu finden oder zu sterben.

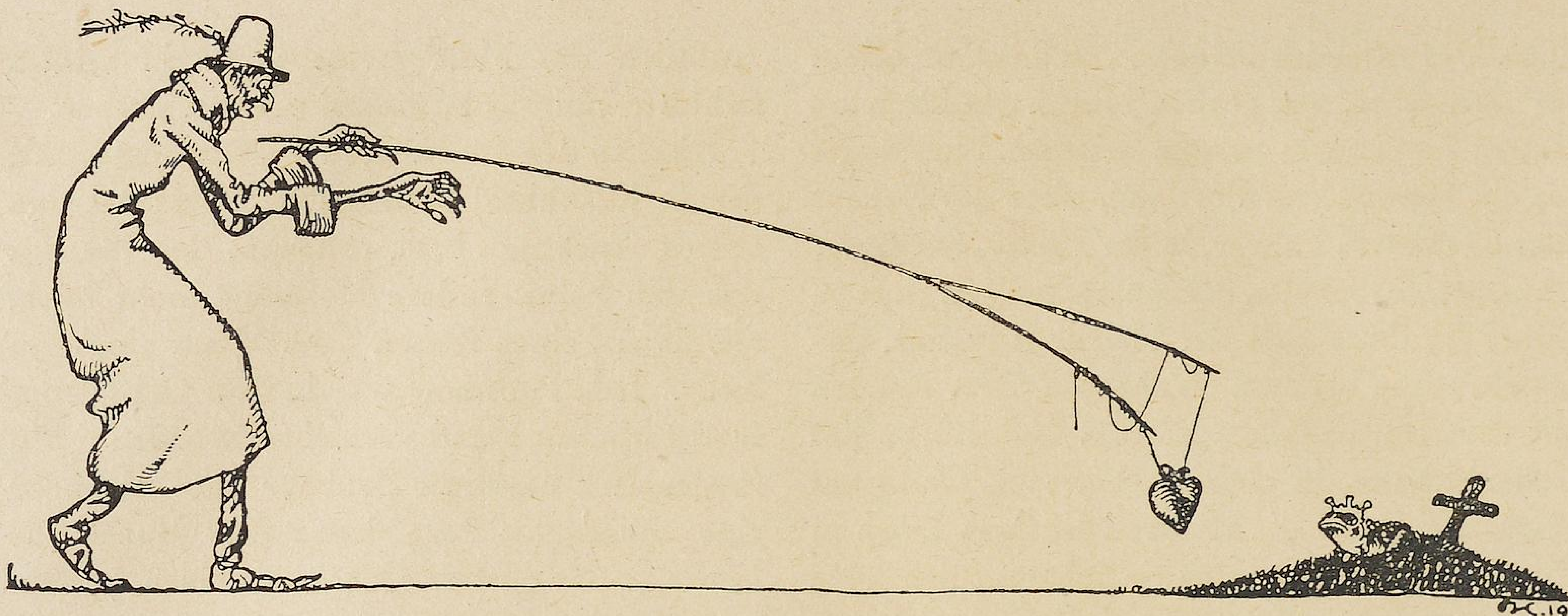
Aber an den furchtbaren Verwüstungen, mit der die Krankheit während der Überfahrt zum vollen Ausbruch kam, erkannte der Herzog, daß ihm keine andere Hoffnung mehr blieb, als die auf einen frühen Tod. Nun ging's zu Ende. Jede Hoffnung war in dem Griff jener fürchterlichen Hand vernichtet worden. Ein Augenblick unseliger Bravour oder vielmehr eine fürstliche Pose hatte dies leuchtende Leben in das düstere Geheimnis eines furchtbaren Todes geführt.

So starb der Herzog Richard von Portland, der letzte Leprakranke dieser Erde.

L I E D

Von Al. Kolzow. Deutsch von Johannes von Guenther.

Sah mich nimmer an,
Und so sang sie mir,
Wie der Mann die Frau
Eifersüchtig schlug.
Durch das Fenster doch
Weiches Mondlicht quoll,
Und es war die Nacht
Süßer Träume voll . . .
Aber düster stand
Schwarz der Garten da,
Drauß ein finsters Bild
Auf uns beide sah . . .
Und es lächelte,
Doch ein weißer Brand
Wie ein Funkenblitz
Ihm im Auge stand.
Jählings trat es vor
Wie ein großer Baum . . .
Ach, es war ihr Mann,
Ach, es war kein Traum . . .
Und ein Schüttelfrost
Überfiel mich flugs,
Und ich weiß nicht, wie
Ich zum Boden wuchs.
Doch kaum faßte er
Unsre Türe an —
Warf zu Boden ich
Einen toten Mann.
„Warum bebst du noch
Wie im Herbsteswind,
Siehst auf ihn stets hin,
Ein erschrecktes Kind?
Sieh, nun wird er nicht
Uns beschleichen mehr —
Kommt um Mitternacht
Niemals wieder her!" . . .
— Nicht darum, weil ich . .
Ach, mein Kopf ist weh . . .
Ach, zwei Männer nun
Immer vor mir seh:
Hier der eine liegt
Still auf blutigem Ort —
Und der andere — sieh!
Sieh! — im Garten dort!



DAS TREIBHAUS

WUNDERLICHES UND ABSONDERLICHES

Einer der bedeutendsten Okkultisten Frankreichs berichtet über eine Beschwörung des Apollonius von Thyana, die er am 24. Juli 1854 unternahm, das folgende:

Am 24. Juli waren alle Vorbereitungen beendet. Es handelte sich darum, den Geist des göttlichen Apollonius anzurufen und ihn über zwei Geheimnisse zu befragen, von denen eines mich selbst, das andere eine Dame betraf, die zugleich mit einer Vertrauensperson der Beschwörung beiwohnen wollte. Diese Persönlichkeit bekam jedoch im letzten Moment Furcht, und da nach den Gesetzen des magischen Ritus die Zeremonie nur von drei oder einer Person vorgenommen werden darf, blieb ich dabei allein. Das Beschwörungszimmer befand sich in einem Türmchen. Man hatte vier Hohlspiegel aufgestellt und eine Art Altar, dessen oberer Teil aus weißem Marmor bestand und mit einer Kette aus magnetischen Eisen umwunden war. Auf dem weißen Marmor war ein vergoldetes Pentagramm eingegraben, und das gleiche Zeichen fand sich in verschiedenen Farben auf einem neuen, weißen Lammfell, das über den Altar gebreitet war. In der Mitte der Marmortafel stand eine Kupferschale mit Kohlen von Erlenholz und Lorbeer; eine zweite Schale stand vor mir auf einem Dreifuß. Ich selbst trug ein weißes Gewand, ähnlich dem, das die katholischen Priester tragen, nur weiter und länger, und auf dem Haupt einen Kranz aus Eisenkrautblättern, der in eine goldene Kette geflochten war. In der einen Hand hielt ich einen neuen Degen, in der anderen das Rituale. Ich entzündete die beiden Feuer aus den besonders zugerichteten und vorbereiteten Stoffen und begann dann, leise zuerst und mit immer lauterer Stimme, die Beschwörungen des Rituale zu sprechen. Rauch stieg empor, die Flamme ließ alle Gegenstände, auf die ihr Licht fiel, erzittern und verlöschte dann. Der weiße Rauch stieg kerzengerade von dem Marmoraltar empor. Mir schien es, als zittere die Erde unter mir, meine Ohren klangen und mein Herz klopfte stark. Ich warf einige Zweige und Wohlgerüche auf die Schalen, und als die Flammen emporzüngelten, sah ich die übernatürlich große Gestalt eines Menschen vor dem Altar. Sie tauchte aus dem Nichts und zerfloß sogleich wieder. Aufs neue begann ich die Anrufungen und stellte mich in einen Kreis, den ich zwischen dem Altar und dem Dreifuß gezogen hatte: da sah ich, wie sich in dem Spiegel, der hinter dem Altar, mir gegenüber, stand, allmählich eine bläuliche Gestalt abzeichnete, die immer größer wurde und sich mir zu nahen schien. Ich schloß die Augen und rief dreimal den Namen des Apollonius. Als ich die Augen wieder öffnete, stand ein Mensch vor mir, vollständig eingehüllt in eine Art von Leichentuch, das eher grau als weiß zu sein schien. Sein Gesicht war mager, traurig und bartlos — anders, als ich mir Apollonius vorgestellt hatte. Ich fühlte eine außerordentliche Kälte, und als ich den Mund öffnete, um das Phantom anzureden, brachte ich keinen Ton hervor. Ich legte die Hand auf das Pentagramm und hielt dem Gespenst die Degenspitze ent-

gegen. Im Geiste befahl ich ihm, mich nicht zu erschrecken und mir zu gehorchen. Da wurde die Gestalt unklar und ganz plötzlich verschwand sie. Ich befahl ihm, wiederzukehren. Wie ein Lufthauch strich etwas an mir vorbei, die Hand, die den Degen hielt, wurde berührt, und in diesem Augenblick war mein Arm bis zur Schulter plötzlich steif. Ich glaubte, daß der Degen dem Phantom lästig war, und so stellte ich ihn mit der Spitze in den Kreis neben meine Füße. Sofort erschien die menschliche Gestalt wieder. Aber im gleichen Augenblick fühlte ich eine große Schwäche in allen Gliedern, und eine Ohnmacht wollte mich befallen. Deshalb machte ich zwei Schritte und setzte mich nieder. Sobald ich saß, verfiel ich in einen Zustand der Betäubung, der von Träumen erfüllt war, die beim Erwachen nur unklare und verworrene Erinnerungen zurückließen. Mehrere Tage lang war mein Arm steif und schmerzhaft. Das Phantom hatte kein Wort zu mir gesprochen, aber mir war, als hätten sich die Fragen, die ich ihm stellen wollte, in meinem Geiste selbst beantwortet. Ich erzähle diese Dinge so, wie sie sich zutrugen, ohne daß ich verlange, jemand müsse mir glauben. Die Wirkung des Versuches auf mich selbst ist schwer zu beschreiben. Ich war nicht mehr der gleiche Mensch, etwas aus einer anderen Welt war in mich übergegangen: ich war nicht froh und nicht traurig, ich hatte nur Sehnsucht nach dem Tode, ohne daß ich jedoch hätte Selbstmord begehen wollen.

H. W.

PHANTASTISCHE BÜCHER

An dieser Stelle zeigen wir an und besprechen neuere und ältere phantastische Literatur, graphische Blätter, Werke unserer Mitarbeiter etc.

Knut Hamsun: „Unter dem Halbmond". Albert Langen, Verlag, München. Der Dichter des „Pan" gibt in diesen Reisebeschreibungen seine farbigen und intensiven Eindrücke aus der orientalischen Türkei wieder. Wir werden mit den verschiedensten Typen vertraut, besuchen das lebhafte bunte Treiben der Basars und sind Zeugen einzelner Szenen, die der Autor mit Eunuchen erlebt, während er Annäherung an die türkische Weiblichkeit sucht, Szenen, die keineswegs der Komik entbehren. Ein später Glanz jener Märchen aus Tausendundeiner Nacht liegt auch noch über dieser realsten Welt, die hier mit dem realen Auge eines starken Gestalters entwickelt ist. Dr. W.

Friedrich Huch: „Träume". S. Fischer, Verlag, Berlin. In diesen schlicht-sachlich aufgezeichneten Träumen, die Huch selbst erlebt hat, offenbart sich die eigenartige Struktur eines Seelenlebens in individuellster Hinsicht. Ganz abgesehen davon, daß Traumerlebnisse an und für sich nie ihre letzten Reize verlieren werden. Die Darstellung bewegt sich, wie mit feinen Fühlern vortastend, von Traum zu Traum, von Episode zu Episode, in die wirrsten und phantastischsten Verlorenheiten des träumenden Bewußtseins. Ein Buch von packender Prägnanz, über dem der Zauber des Rätselhaften liegt. Dr. W.

AN UNSERE LESER!

Die dauernd steigenden Herstellungskosten zwingen uns, im neuen Jahrgang die Bezugspreise für unsere Zeitschrift zu erhöhen. Der erste Jahrgang, der noch zum alten Preise zu beziehen ist, schließt mit Heft 18 ab. Der neue Jahrgang beginnt im Januar und kostet

vierteljährlich	*M. 6.50*
bei direkter Zusendung vom Verlag	*„ 7.10*
Einzelheft	*„ 1.20*
bei direkter Zusendung vom Verlag	*„ 1.30*

„Der Orchideengarten" wird im neuen Jahrgang pünktlich alle vierzehn Tage erscheinen und im Laufe des Jahres innerhalb des Abonnements eine Anzahl von Sondernummern in verstärktem Umfang und mit buntfarbigem Inhalt aus bestimmten Gebieten der Phantastik bringen. Die Reihe der Sondernummern eröffnet Heft 3 als phantastische Faschingsnummer unter dem Titel „Gespensterball". Ihr folgt im April die nächste Sondernummer des neuen Jahrgangs unter dem Titel „Die Flohhatz".

DER ORCHIDEENGARTEN
SCHRIFTLEITUNG UND VERLAG

ERNEUERN SIE IHR ABONNEMENT!

Bemerkungen der Schriftleitung.

Das Titelblatt zeichnete Karl Rabus, die Leiste zum Treibhaus Paul Humpoletz.
Berichtigung: Der Name des Künstlers auf Seite 23 des vorigen Heftes muß richtig C. Krayl heißen.

Verantwortlich: Für die Schriftleitung *Alf von Czibulka*, München. Für den Anzeigenteil *Hans Eberlein*, München. Herausgeber und verantwortlicher Redakteur für Österreich: *Hans Hofmann-Montanus*, Wien IV, Viktorgasse 18. Druck: *Münchner Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn.*

Münchener Zeitung

Mit der Wochenschrift: Die Propyläen

Täglich **120 000** Auflage

Größte Platzverbreitung * Beliebtes Familienblatt!

Täglich reichhaltige Sport-, Alpine- und Verkehrsnachrichten

Gut unterrichtender Handelsteil * Wöchentliche Filmzeitung

Hervorragendes Werbemittel für Handel und Industrie

Bevorzugtes Blatt für Familien- u. Gelegenheits-Anzeigen

Hauptgeschäftsstelle: München, Bayerstraße 57—59 * Fernsprecher 50501—50509



Mitarbeiter! Schriftsteller u. Zeichner werden von **illustrierter Wochenschrift** modernen, künstlerischen, zum Teil satirischen Charakters gesucht. Angebote mit Stilproben unter **S. 169** an **Rudolf Mosse, Jena.**





Pallabona unerreichtes trockenes Haarentfettungsmittel

entfettet die Haare rationell auf trockenem Wege, macht sie locker und leicht zu frisieren, verhindert Auflösen der Frisur, verleiht feinen Duft, reinigt d. Kopfhaut. Gesetzl. geschützt. Bestens empfohlen. Dosen zu M. 1.50, 2.50 und 3.50 bei **Damenfriseuren**, in **Parfümerien** oder von Pallabona-Gesellschaft, München NO 39/34

Nachahmungen weise man zurück

Andreas Latzko

Der Roman des Herrn Cordé

Geheftet M. 6.— Gebunden M. 8.50

In seiner vornehmen Ausstattung stellt dieses Buch eine für die Zeit außergewöhnliche Leistung dar.

Das Buch der Frau voll feinfühligen Verstehens, voll Ironie und Innigkeit, voll reiner Liebe und schwüler Leidenschaftlichkeit, dieses sensationelle Schuld- und Weißbuch war im Zeitalter des psychologischen Menschen bisher noch nicht geschrieben worden. Es mußte einer kommen, dessen Worte Hammerschlag der Empörung und Anklage sind, einer, der die Rechtssache der Frau dort vertritt, wo sie am furchtbarsten getreten und vergewaltigt ist. Und es mußte zugleich einer sein, dessen Liebe noch steilaufstoßende Flamme ist, einer, der aus der Sehnsucht von Mann und Frau die Verklärung, aus der Unzerstörbarkeit des Lebens die Versöhnung ankündigt, indes seine Hände Bilder der Verzweiflung in den Horizon einer zu innerst angekränkelten Zeit hineinbauen. Nur ein ganz großer Dichter und begnadeter Epiker wie Latzko konnte diese Aufgabe lösen, denn sie erfordert das höchste Maß konkreter Schauung und belebter Form.

Dreiländerverlag / München

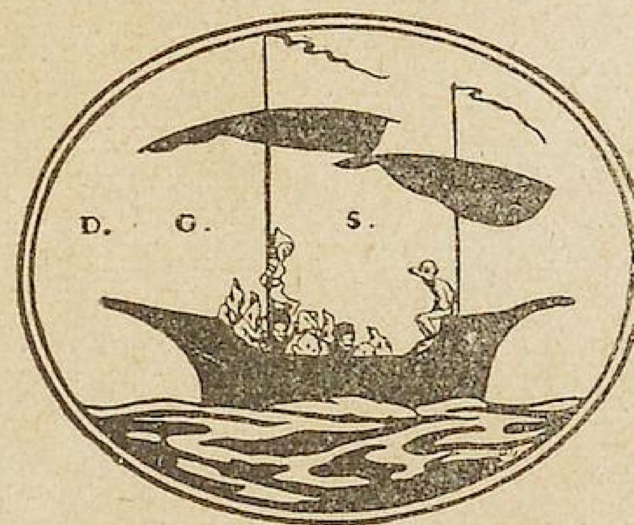


Jeder Gebildete muß Leser des „Gelben Blattes" sein! Erste Mitarbeiter!

DAS GESPENSTERSCHIFF

Ein Jahrbuch für die unheimliche Geschichte.

Herausgeberin: Toni Schwabe.



Das Gespensterschiff bringt eine Fülle der seltsamsten abenteuerlichsten Geschichten aus dem Gebiet der Geisterwelt. Die buntesten Phantasien, die geistreichsten Erfindungen allererster Dichter der Gegenwart wechseln mit seltsamen Ausgrabungen aus den Literaturen fremder Zeiten und ausgezeichneten Übertragungen aus der modernen Geisterliteratur ausländischer Sprachen. Der Inhalt des „Gespensterschiffes" ist sowohl von auserlesenem literarischen Wert, als auch die Phantasie aufrührend, spannend und packend, wie es sein Titel ahnen läßt. Das hier angezeigte Jahrbuch ist ein schöner, originell ausgestatteter Band, auf gutem Papier mit einer Kunsttype gedruckt und enthält eine Reihe Federzeichnungen der besten Künstler als Illustrationen der Texte. Farbige Kapitelinitialen mit zeichnerischer Bearbeitung fügen sich ebenfalls den Darstellungen der einzelnen „Gespenstergeschichten" ein. Das Buch ist alles in allem sowohl inhaltlich als in seiner Ausstattung ganz und gar ein Novum von großer Eigenart und reicher Ausgestaltung.

Es erscheinen drei Ausgaben des „Gespensterschiffs":

Normalausgabe in feiner Ausführung mit Bildbeigaben erster Künstler . . . . 25 Mark.

Vorzugsausgabe numeriert und handkoloriert . 100 Mark.

Luxusausgabe in kostbarer Herstellung mit in der Presse eingefügtem Namen des Eigentümers . . . . . . 1000 Mark.

Man verlange ausführliche Prospekte über diejenige der drei Ausgaben, welche interessiert.

Landhausverlag / Jena / Villengang 1

E. PLAICHINGER-COLTELLI

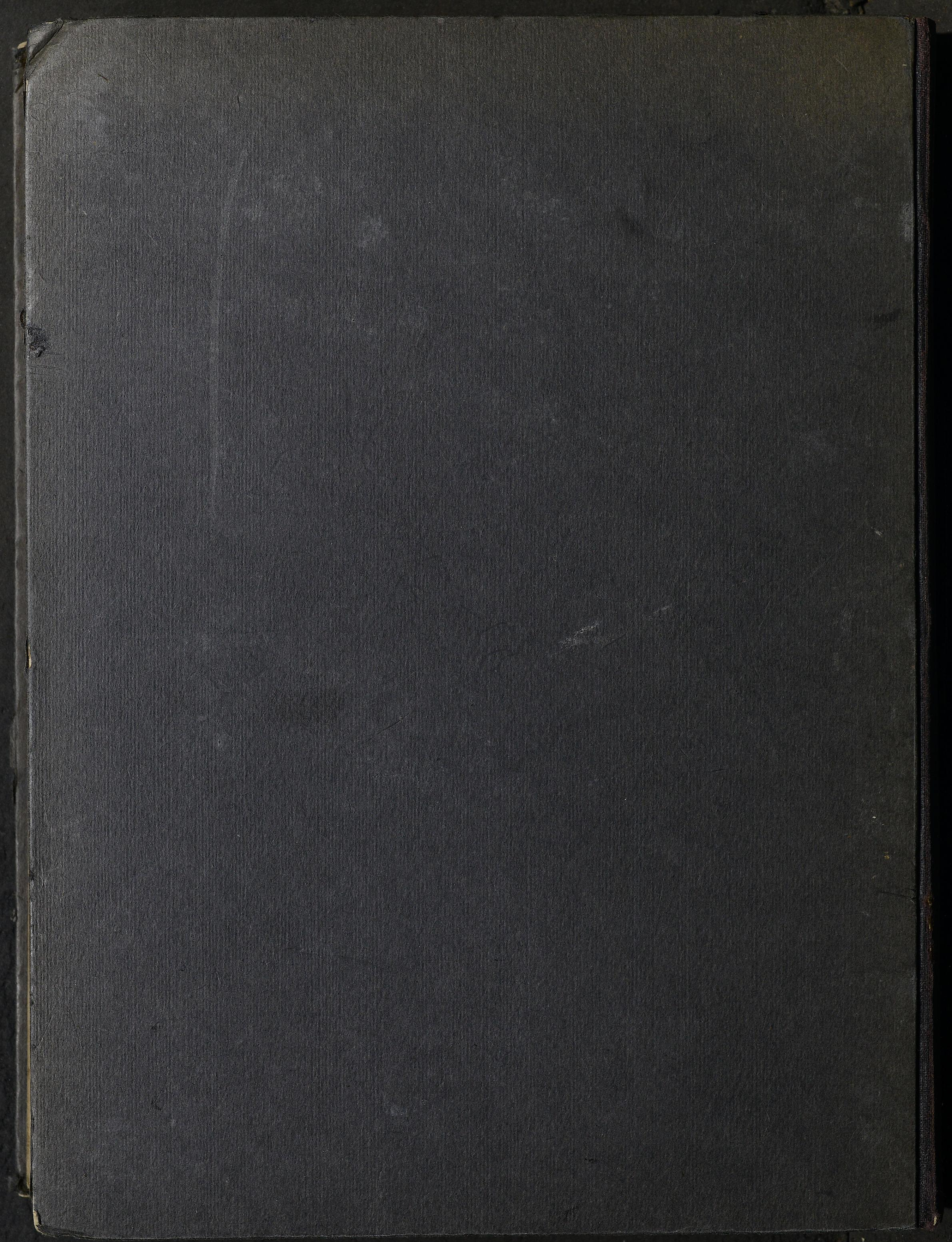
Elfriede Plaichinger-Coltellis Kunst ist großzügig und voll leuchtender Bewegtheit. Verschwendend ist die Gebärde und Rhythmik auch der zartesten Linie ihrer Nadel. So wandert sie durch die Welt ihrer faunisch beseelten Landschaften; Fülle des Lebens gießt sie in ihre Begegnungen, Fülle des Lebens bis zu jener dionysischen Hingebung, die alles einem einzigen Augenblick opfert. Geist einer großen Renaissance ist hier am Werke, der in souveränster Beherrschung der Komposition neuartigste Lösungen schwierigster Raumprobleme setzt. E. Plaichinger-Coltellis Radierungen ziehen vorbei wie der Flug fremder Vögel, die groß und schwarz aus Traumtiefen kommen. Sie gestaltet den Zyklus „Berghymnen“, baut grandiose Landschaften, zeichnet den Kopf eines alten Bauern und läßt darin die Schwere uralten Volkstums ahnen. Ihre in Gesichten dichtende Phantasie wohnt zugleich im Mondänen und wandert durch Berge und Auen und erklimmt in grandioser Vertikale die Gipfelhöhen des „Zarathustra“.











Heft 16/17

Der Orchideen n

